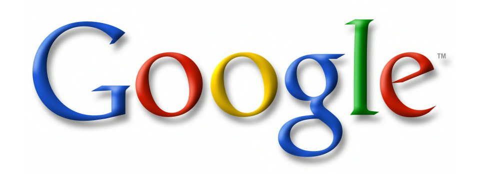
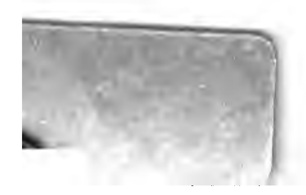
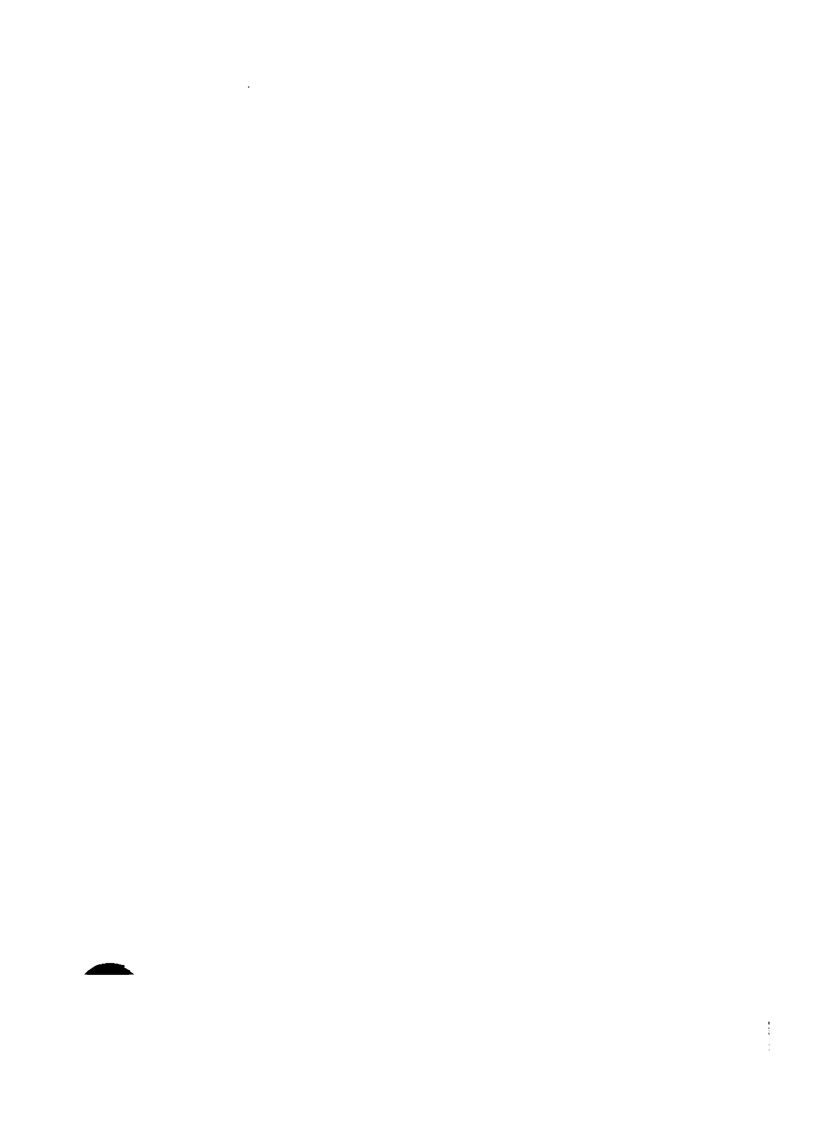
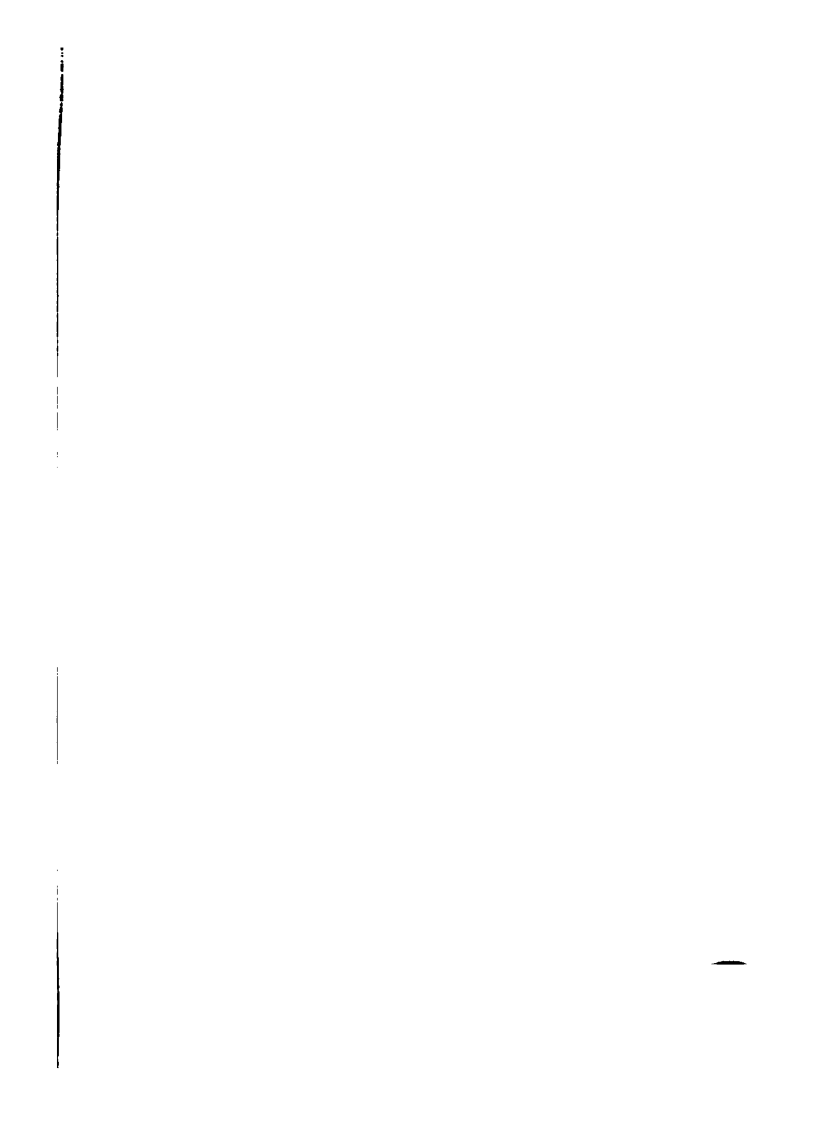





THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817







Die Neue Heloise.

Von

Jean Jacques Rousseau.

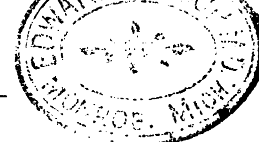
Deutsch

von

G. Julius.

Zweite Auflage.

Dritter Band.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Vierte Abtheilung.

Erster Brief.

Frau von Wolmar an Frau von Orbe.

Wie lange zögerst du, wieder herzukommen! Dieses ewige Gehen und Kommen steht mir gar nicht an. Wie viele Zeit verlierst du mit der Reise hierher, wo du immer sein solltest, und was noch schlimmer ist, mit der Reise hinweg von hier! Der Gedanke, sich auf so kurze Zeit zu sehen, verdirbt die ganze Freude des Beisammenseins. Fühlst du nicht, daß so abwechselnd bei dir und bei mir sein, nirgend recht sein heißt? Und findest du denn kein Mittel, um bei Beiden zugleich zu sein?

Was machen wir, liebe Cousine? Wie viele kostbare Augenblicke lassen wir verloren gehen, während wir doch keine mehr zu verschwenden haben! Die Jahre nehmen zu, die Jugend fängt an zu fliehen, das Leben verrinnt. Das flüchtige Glück, das es uns bietet, liegt in unsern Händen, und wir versäumen, es zu genießen! Gedenkst du wohl der Zeit, da wir noch Mädchen waren, jener ersten reizenden, lieblichen Zeit, die man in keinem andern Alter wiederfindet, und die das Herz so schwer vergißt? Wie oft, wenn wir uns nur auf wenige Tage, ja wenige Stunden trennen mußten, sprachen wir traurig beim Abschiede: Ach, wenn wir erst unsere eignen Herren sein werden, dann soll uns nichts mehr tr nnen! Wir sind es jetzt, und wir leben die Hälfte des Jahres getren t von einander. Wie denn? Lieben wir uns weniger als damals? Liebe, theure Freundin, wir fühlen ja Beide, wie die Zeit, die Gewohnheit und deine Wohlthaten unsere Anhänglichkeit stärker und unauflöslicher gemacht haben. Mir wenigstens scheint deine Abwesenheit mit jedem Tage unerträglicher, und ich kann keinen Augenblick

ohne dich sein. Diese Zunahme unserer Freundschaft ist natürlicher als es scheinen mag; sie hat ihren Grund eben sowohl in unserer Lage, als in unseren Charakteren. Je älter man wird, auf einen desto engern Kreis schränken sich alle Gefühle ein; man büßt täglich etwas von dem ein, was Einem theuer war, und findet keinen Ersatz dafür. So stirbt man gliedweise ab, bis man zuletzt nichts liebt, als sich selbst, und aufgehört hat, zu fühlen und zu leben, ehe man aufhört da zu sein. Aber ein empfindsames Herz wehrt sich aus allen Kräften gegen diesen vorzeitigen Tod; wenn die Kälte in den äußersten Gliedern anhebt, sammelt es um sich seine ganze natürliche Wärme; jemehr es verliert, destomehr hängt es sich an das, was ihm bleibt, und ist an den letzten Gegenstand, so zu sagen, mit den Banden aller übrigen geknüpft.

Diesen Zustand glaube ich schon zu empfinden, obgleich ich noch jung bin. Ach, Liebe, mein armes Herz hat so geliebt! es hat sich so frühe erschöpft, daß es vor der Zeit alt wird, und so viele verschiedene Neigungen haben es so aufgezehrt, daß für neue Bande kein Raum mehr übrig ist. Du hast mich nach und nach als Tochter, als Freundin, als Liebende, als Gattin und als Mutter gesehen. Du weißt, ob mir alle diese Verhältnisse theuer waren! Einige der Bande sind zerrissen, andere gelockert. Meine theure Mutter ist nicht mehr; ich kann nichts mehr thun, als um sie weinen, und nur noch halb schmecke ich das süßeste Gefühl der Natur. Die Liebe ist erloschen, auf ewig, und auch dies ist eine Stelle, die nicht wieder auszufüllen ist. Wir haben deinen guten, zärtlichen Mann verloren, den ich als die theure Hälfte deines Selbst liebte, und der deine Zärtlichkeit und meine Freundschaft so sehr verdiente. Wenn meine Söhne größer wären, so würde die Mutterliebe alle diese Lücken ausfüllen, aber diese Liebe bedarf, wie jede, des Austausches, und welche Erwiderung kann eine Mutter von einem Kinde von vier oder fünf Jahren erwarten? Wir lieben unsere Kinder lange bevor sie es fühlen und uns wieder lieben können, und doch ist das Bedürfniß so groß, Einem, der uns versteht, zu sagen, wie sehr wir sie lieben. Mein Mann versteht mich, aber er antwortet mir nicht, wie ich es mir wünsche; er schwärmt nicht wie ich, seine Liebe zu ihnen ist vernünftiger; ich brauche eine, die lebhafter ist und mehr der meinigen gleicht. Ich muß eine Freundin haben, eine Mutter, die ebenso verliebt als ich in meine und ihre Kinder ist. Mit einem Worte, daß ich Mutter bin, macht mir die Freundschaft noch unentbehrlicher, um, ohne Furcht zu langweilen, unaufhörlich von meinen Kindern sprechen

zu können. Ich fühle, daß mir die Liebkosungen meines kleinen Marcellin doppeltes Vergnügen machen, wenn ich sehe, daß du Theil daran nimmst. Wenn ich deine Tochter umarme, so glaube ich, dich an mein Herz zu drücken. Wir haben es ja hundert Mal gesagt, wenn wir unsere kleinen Püppchen um uns spielen sehen, so machen unsere verbundenen Herzen keinen Unterschied, und wir wissen nicht mehr, welches von uns jedes von den dreien gehört.

Aber es ist noch nicht Alles: Ich habe sehr triftige Gründe, dich unaufhörlich bei mir zu wünschen, und deine Abwesenheit ist in mehr als einer Hinsicht hart für mich. Bedenke nur, wie sehr ich jeder Verstellung feind bin, und daß ich nun seit fast sechs Jahren in einer beständigen Zurückhaltung dem Manne gegenüber leben muß, der mir von allen Menschen der theuerste ist. Dies verhaßte Geheimhalten drückt mich je länger, desto mehr, und scheint mir doch mit jedem Tage unerläßlicher. Je mehr die Ehrlichkeit fordert, daß ich mich ihm offenbare, desto mehr verhindert mich die Klugheit, es zu thun. Begreifst du, welch ein schrecklicher Zustand es für eine Frau ist, wenn sich Mißtrauen, Lüge und Furcht bis in die Umarmungen ihres Gatten drängen, wenn sie nicht wagt, ihr Herz Dem zu öffnen, der es besitzt, und vor ihm die Hälfte ihres Lebens verbirgt, um die Ruhe der andern Hälfte sicher zu stellen? Und vor wem, o mein Gott, muß ich meine geheimsten Gedanken verstecken, und das Innere einer Seele verschließen, mit der er so viel Ursache hätte zufrieden zu sein? Vor Herrn von Wolmar, vor meinem Manne, dem würdigsten Gatten, mit dem nur der Himmel die Tugend eines züchtigen Mädchens hätte belohnen können. Weil ich ihn einmal betrogen habe, muß ich ihn alle Tage betrügen, und mich ohne Unterlaß der Güte unwerth fühlen, mit der er mir begegnet. Kein Zeichen seiner Achtung wagt mein Herz sich anzueignen; seine zärtlichsten Liebkosungen machen mich schamroth, und alle Beweise von Achtung und Vertrauen, die er mir giebt, verwandelt mein Gewissen in Vorwürfe und Aeußerungen der Geringschätzung. Es ist recht hart, wenn man sich unablässig sagen muß: Die, welche er ehrt, ist eine Andere als ich; ach, wenn er mich kennte, würde er mir nicht so begegnen. Nein, ich kann diesen schrecklichen Zustand nicht ertragen; ich bin nie allein mit diesem achtungswürdigen Manne, ohne daß es mich drängt, mich vor ihm auf die Kniee zu werfen, ihm meinen Fehltritt zu bekennen, und zu seinen Füßen vor Schmerz und Scham zu sterben.

Jedoch die Gründe, welche mich von Anfang an zurückgehalten haben, gewinnen jeden Tag an Kraft, und Alles, was mich bestimmen sollte zu reden, ist ebenso sehr ein Grund zu schweigen. Wenn ich die friedliche Stille unseres Familienlebens ansehe, denke ich nur mit Entsetzen daran, daß ein einziges Wort es unwiederbringlich zerrütten kann. Soll ich, nachdem sechs Jahre in so vollkommener Eintracht verflossen sind, die Ruhe eines so guten und verständigen Mannes stören, der keinen andern Willen hat, als den seiner glücklichen Gattin, und keine andere Freude, als Ordnung und Frieden in seinem Hause herrschen zu sehen? Soll ich durch häuslichen Verdruß die alten Tage eines Vaters trüben, den ich so zufrieden und so entzückt über das Glück seiner Tochter und seines Freundes sehe? Soll ich diese lieben Kinder, diese guten und so viel versprechenden Kinder der Gefahr aussetzen, eine vernachlässigte, oder ärgerliche Erziehung zu erhalten, die traurigen Opfer der Zwietracht ihrer Eltern zu werden, zwischen einen von gerechtem Unwillen entflammten, von Eifersucht getriebenen Vater und eine unglückliche und strafbare, stets in Thränen gebadete Mutter gestellt? Ich kenne Herrn von Wolmar als den Mann, der seine Frau achtet: weiß ich, wie er sein wird, wenn er sie nicht mehr achten kann? Vielleicht ist er dieser gemäßigte Mann nur, weil die Leidenschaft, die in seinem Charakter die herrschende sein würde, noch nicht Gelegenheit gefunden hat, sich zu entwickeln. Vielleicht wird er in der Hitze des Zornes ebenso heftig sein, als er jetzt, da es ihm an Ursache zum Zorne fehlt, sanft und ruhig ist.

Wenn ich meiner ganzen Umgebung so viele Rücksichten schuldig bin, bin ich nicht auch einige mir selbst schuldig? Machen sechs Jahre sittsamen und regelmäßigen Lebens nicht etwas von den Verirrungen der Jugend gut? Und ist es noch nöthig, mich der Strafe eines Fehltritts preiszugeben, den ich seit so langer Zeit beweine? Ich will es dir gestehen, Cousine, nicht ohne Widerstreben richte ich meinen Blick auf die Vergangenheit; sie demüthigt mich, ja, sie drückt mich ganz darnieder; Schande ist mir zu empfindlich, um nur daran denken zu können, ohne wieder in eine Art Verzweiflung zu fallen. Die Zeit, welche seit meiner Verheirathung verflossen ist, muß ich in's Auge fassen, wenn ich ruhig sein will. Mein gegenwärtiger Zustand giebt mir ein Selbstvertrauen, das die zudringlichen Erinnerungen mir rauben wollen. Ich erfrische gern mein Herz mit dem Gefühle einer ehrenhaften Stellung, die ich wieder gewonnen zu haben glaube. Der Stand der

Gattin und Mutter hebt mir die Seele, und hält mich aufrecht gegen die Gewissensbisse, die aus einer früheren Lage herrühren. Wenn ich mich von meinen Kindern und ihrem Vater umgeben sehe, scheint Alles um mich her Tugend zu athmen; sie verbannen aus meinem Geiste jeden Gedanken an meine alten Fehltritte. Ihre Unschuld ist der Schutz der meinigen, sie werden mir nur immer theuerer, indem sie mich besser machen; und ich habe einen solchen Abscheu vor Allem, was der Ehrbarkeit zuwider ist, daß ich mich kaum für dieselbe Person halten kann, die einst fähig war, sie aus den Augen zu setzen. Ich fühle mich so entfernt von meiner früheren Gemüthsverfassung, und der gegenwärtigen so sicher, daß ich das, was ich zu sagen hätte, fast wie ein Geständniß ansehe, das nicht mich angeht, und das ich nicht zu machen nöthig hätte.

So schwanke ich unaufhörlich in Unruhe und Angst hin und her, wenn du nicht da bist. Weißt du, was einmal daraus entstehen wird? Mein Vater wird bald nach Bern reisen, und ist entschlossen, nicht eher zurückzukommen, als bis dieser langwierige Proceß beendigt sein wird, den er uns nicht hinterlassen will, daß auch wir uns noch damit quälen, und wohl auch, weil er uns nicht zutraut, daß wir ihn mit rechtem Eifer fortführen würden. Die ganze Zeit bis er wiederkommt, werde ich mit meinem Manne allein sein, und da, fühle ich, wird es fast unmöglich sein, daß mir mein unseliges Geheimniß nicht entwische. Wenn Jemand da ist, weißt du wohl, verläßt Herr von Wolmar oft die Gesellschaft und streift gern in der Gegend umher; er plaudert mit den Bauern, erkundigt sich nach ihren Verhältnissen, sieht, wie es mit ihrer Wirthschaft steht, hilft ihnen nöthigenfalls mit Geld und gutem Rathe aus. Aber wenn wir allein sind, geht er nur mit mir spazieren; er verläßt dann Frau und Kinder wenig, und giebt sich ihren kleinen Spielen mit so liebenswürdiger Unbefangenheit hin, daß ich in solchen Fällen mich noch zärtlicher für ihn gestimmt finde, als gewöhnlich. Diese gemüthlichen Augenblicke sind für die Zurückhaltung um so gefährlicher, als er mich selbst anregt, von ihr zu lassen, und tausend Mal Aeußerungen gethan hat, die mich zu offenem Aussprechen aufzufordern schienen. Früher oder später werde ich ihm mein Herz öffnen müssen, das fühle ich; aber da du willst, daß wir uns zuvor darüber besprechen, und daß es mit aller Vorsicht geschehe, zu welcher die Klugheit räth, so komm nur, und bleibe nicht wieder so lange weg, oder ich stehe für nichts.

Meine süße Freundin, ich muß zu dem Letzten übergehen, und was

ich noch zu sagen habe, ist wichtig genug, um mir am schwersten zu fallen. Du bist mir nicht nur nothwendig, wenn ich mit meinen Kindern oder mit meinem Manne allein bin, sondern vorzüglich, wenn ich allein bin mit deiner armen Julie. Die Einsamkeit ist mir gerade deshalb gefährlich, weil sie mir süß ist, und ich sie oft unwillkürlich suche. Nicht, daß mein Herz noch seine alten Wunden fühlte, nein. Du weißt, es ist geheilt, ich fühle es, ich weiß es ganz gewiß: ich wage es, mich für tugendhaft zu halten. Nicht die Gegenwart ist, was ich fürchte; was mich quält, ist die Vergangenheit. Es giebt Erinnerungen, die so furchtbar sind, wie Etwas das man wirklich fühlt; man wird wehmüthig in der Rückerinnerung, man schämt sich, Thränen in den Augen zu fühlen, und man weint nur desto mehr. Diese Thränen, es sind Thränen des Mitleids, der Klage, der Reue; die Liebe hat keinen Theil daran, sie ist für mich nichts mehr; aber ich weine über das Wehe, das sie gestiftet, ich weine über das Schicksal eines achtungswerthen Mannes, dem eine unvorsichtig genährte Flamme die Ruhe, vielleicht das Leben geraubt hat. Ach! gewiß ist er umgekommen auf dieser langen gefahrvollen Reise, die er aus Verzweiflung unternahm. Wenn er noch am Leben wäre, vom Ende der Welt würde er uns Nachricht von sich gegeben haben; es sind fast vier Jahre seit seiner Abreise verflossen. Das Geschwader, mit welchem er ging, hat, wie man hört, tausend Unfälle erlitten, drei Viertel seiner Mannschaft eingebüßt; mehrere Schiffe sollen gänzlich untergegangen sein, und von den übrigen weiß man jetzt auch nichts mehr. Er ist todt, er ist todt; eine geheime Ahnung sagt es mir. Der Unglückliche wird eben so wenig als so viele Andere dem Schicksale entronnen sein. Das Meer, Krankheiten, die noch grausamere Trübsal wird seine Tage abgekürzt haben. So geht hienieden Alles hin, was einen Augenblick lang glänzt. Das fehlte noch zu meinen Gewissensqualen, daß ich mir den Tod eines rechtschaffenen Mannes vorzuwerfen hätte. Ach, meine Liebe, was für eine Seele war dies! .... Wie konnte er lieben! .... Er war es werth zu lieben .... Er wird vor den höchsten Richter eine Seele gestellt haben, schwach, aber gesund und voll Liebe zur Tugend .... Vergeblich mühe ich mich ab, diese traurigen Gedanken zu verbannen, jeden Augenblick kommen sie mir unwillkürlich wieder ein. Um sie zu verscheuchen, oder wenigstens in Ordnung zu halten, bedarf deine Freundin deiner, und da ich den Unglücklichen nicht vergessen kann, so will ich lieber von dir mit ihm reden, als allein an ihn denken.

Sieh nur, wie viele Gründe das Bedürfniß steigern, das ich beständig empfinde, dich bei mir zu haben! Wenn für dich, die du vernünftiger und glücklicher bist, diese Gründe auch nicht vorhanden sind, fühlt deshalb dein Herz weniger dasselbe Bedürfniß? Wenn es wahr ist, daß du dich nicht wieder verheiraten willst, sage doch, da du in deiner Familie so wenig Befriedigung findest, welches Haus kann dir mehr zusagen, als dieses hier? Mich, sieh, mich schmerzt es, dich in dem deinigen zu wissen; denn, wie du dich auch verstellen magst, ich weiß recht gut, wie du dort lebst, und lasse mich nicht durch die angenommene Lustigkeit täuschen, welche du uns in Clarens zum Besten gabst. Du hast mir in meinem Leben manchen Fehler vorgeworfen; aber ich habe dir deinerseits einen recht großen vorzuwerfen, nämlich, daß du dich mit deinem Schmerze immer verschließest und zurückziehst. Du versteckst dich, wenn du traurig bist, als ob du dich schämtest, vor deiner Freundin zu weinen. Clara, das liebe ich nicht. Ich bin nicht ungerecht wie du; ich tadle deinen Schmerz nicht; ich will nicht, daß du nach zwei oder zehn Jahren, ja, in deinem ganzen Leben aufhörst, das Andenken eines so zärtlichen Gatten zu ehren; aber ich tadle dich, die du deine schönsten Tage damit hingebracht hast, mit deiner Julie zu weinen, daß du es ihr nicht gönnst, nun auch mit dir zu weinen, und mit ehrenwertheren Thränen die Schmach jener, die sie an deinem Busen vergoß, auszulöschen. Wenn es dir verdrießlich ist, traurig zu sein, ach, dann kennst du die wahre Traurigkeit nicht. Wenn du ein gewisses Vergnügen darin findest, warum willst du es mich nicht theilen lassen? Weißt du nicht, daß das Ausschütten der Herzen der Trübsal etwas Süßes und Wehmüthiges mittheilt, das ein zufriedenes Leben nicht gewähren kann? Und ist nicht die Freundschaft recht eigentlich den Unglücklichen verliehen zum Trost in ihren Leiden und zur Linderung ihrer Schmerzen?

Sieh, Liebe, Alles das solltest du bedenken und ich muß noch hinzufügen, daß ich bei dem Vorschlage, daß du bei mir wohnen sollst, nicht weniger im Namen meines Mannes als in meinem eigenen spreche. Er hat sich öfters, wie mir schien, darüber gewundert, ja, fast Anstoß daran genommen, daß zwei solche Freundinnen, wie wir sind, nicht zusammenwohnen; er versichert, daß er es dir selbst gesagt habe, und er ist nicht der Mann, der Etwas nur so hinspricht. Ich weiß nicht, wie du dich nach diesen meinen Vorstellungen entschließen wirst; ich hoffe, so, wie ich es wünsche. Mein Entschluß steht jedenfalls fest, und ich werde nicht davon weichen. Ich habe die Zeit nicht vergessen, da du

mir nach England folgen wolltest. Jetzt, unvergleichliche Freundin, ist die Reihe an mir. Du kennst meinen Widerwillen gegen die Stadt, meine Neigung zum Landleben und zu ländlichen Arbeiten, und du weißt, wie lieb mir durch diesen dreijährigen Aufenthalt mein Haus in Clarens geworden ist. Es ist dir auch nicht unbekannt, wie viel Unruhe es macht, mit einer ganzen Familie umzuziehen und wie es wahrlich die Gefälligkeit meines Vaters mißbrauchen heißt, wenn man ihn so oft umsiedelt. Nun wohl! wenn du nicht deine Wirthschaft verlassen und dich an die Spitze der meinigen stellen willst, so bin ich entschlossen, ein Haus in Lausanne zu miethen, wo wir dann alle bei dir wohnen werden. Entscheide dich also; Alles drängt dazu, mein Herz, meine Pflicht, mein Glück, meine gerettete Ehre, meine wiedererlangte Vernunft, meine Lage, mein Mann, meine Kinder, ich selbst; dir verdanke ich Alles, was ich um mich sehe, erinnert mich daran, und ohne dich bin ich Nichts. Komm also, meine Herzensgeliebte, mein Schutzengel, komm und stelle dein Werk sicher, komm und freue dich der Frucht deiner Wohlthaten. Laß unsere Familien nur Eine sein, wie wir, um sie zu lieben, nur Eine Seele haben; du wirst über die Erziehung meiner Söhne, ich werde über die deiner Tochter wachen: wir werden die Mutterfreuden doppelt genießen. Wir werden unsere Herzen gemeinsam zu Dem erheben, der das meinige durch deine Bemühungen gereiniget hat; so wird uns weiter nichts auf dieser Welt zu wünschen übrig bleiben, und wir werden im Schoße der Unschuld und der Freundschaft das andere Leben still erwarten.

Zweiter Brief.

Antwort.

Mein Gott, Cousine, was für Vergnügen hat mir dein Brief gemacht! Reizende Predigerin! .... reizend in der That, und dennoch Predigerin .... predigend zum Entzücken. Aber Thaten, nicht so viel Redens! Der athenische Architekt .... der so schön zu sprechen wußte .... du weißt ja .... in deinem alten Plutarch .... Alles herrlich beschrieben, ein wundervoller Tempel! ... Sobald er ausgeredet, kommt der andere, ein schlichter Mann, ernsthaft, gesetzt .... wie Einer, würde deine Cousine Clara sagen .... mit einer tiefen Stimme, langsam, ja, etwas durch die Nase ... „Was der da gesagt hat, das werde ich machen.“ .... Er schweigt; Händeklatschen. Fort

mit dem Phrasenmanne *). . . . . Mein Kind, die beiden Architekten sind wir; der Tempel, um den es sich handelt, ist der der Freundschaft.

Laß uns ein Bißchen die schönen Sachen durchnehmen, die du mir gesagt hast. Erstlich, daß wir uns liebten, und dann, daß ich dir unentbehrlich wäre, und dann, daß du es mir auch wärest, und dann, da wir Freiheit haben, unser Leben mit einander zu verbringen, daß wir das thun sollten. Und das Alles hast du ganz allein erdacht? Ungelogen, du bist eine beredte Person! Nun aber! ich will dir doch sagen, womit ich meinerseits mich beschäftigt habe, während du diesen vortrefflichen Brief ausstudirtest. Alsdann sollst du selbst urtheilen, was mehr werth ist, das, was du sagst, oder das, was ich thue.

Kaum hatte ich meinen Mann verloren, so fülltest du die Lücke aus, welche er in meinem Herzen gelassen hatte. Bei seinen Lebzeiten theilte er mein Herz mit dir; seit er nicht mehr ist, habe ich nur dir allein angehört, und, wie du über die Verknüpfung der mütterlichen Zärtlichkeit und der Freundschaft richtig bemerkt hast, selbst meine Tochter war für uns ein Band mehr. Nicht nur beschloß ich von Stund' an, mein übriges Leben mit dir zuzubringen, sondern ich machte einen weiter reichenden Plan. Damit unsere beiden Familien zu einer einzigen würden, nahm ich mir vor, vorausgesetzt, daß sich Alles so schickte, eines Tages meine Tochter mit deinem ältesten Sohne zu verbinden; der im Spaß üblich gewordene Name „Mann“ schien mir ein glückliches Vorzeichen, daß er ihm einst im Ernste zukommen würde.

In diesem Gedanken suchte ich zuvörderst die verwickelte Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen, und da ich meine Mittel hinlänglich fand, um Einiges der Abmachung des Uebrigen zu opfern, ließ ich es mir nur angelegen sein, den Antheil meiner Tochter in sicheren Effekten und frei von den prozessualischen Schwierigkeiten anzulegen. Du weißt, daß ich in vielen Dingen so meine eigenen Einfälle habe; diesmal war es meine Narrheit, dich zu überraschen. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, eines schönen Morgens in dein Zimmer zu treten, an der einen Hand mein Kind, in der andern eine Brieftasche, und mit einem schönen Knix, Mutter, Tochter, und ihr Gut, nämlich der Letzteren Mitgift, in deine Hände zu legen. Verfüge darüber, wollte ich

---

*) Plutarch erzählt, daß von zwei Architekten, welche sich den Athenienfern zu einem Baue anboten, der erste dem Volke weitläufig vorgetragen habe, wie er Alles machen würde, dann aber der andere aufgetreten sei und nur die obigen wenigen Worte gesprochen habe; diesen habe das Volk gewählt. D. U.

dabei fagen, den Interessen deines Sohnes gemäß; denn hinfort ist es seine und deine Sache; ich für mein Theil kümmere mich nicht mehr darum.

Voll von diesem reizenden Gedanken, sah ich mich nach Jemanden um, der ihn mir ausführen hülfe. Nun rathe, wen ich zum Vertrauten wählte. Einen gewissen Herrn von Wolmar; du kennst ihn wohl? — Meinen Mann, Cousine? — Ja, deinen Mann, Cousine! Der nämliche Mann, dem es dir so sauer wird ein Geheimniß zu verbergen, das zu wissen für ihn nicht gut wäre, ist der, welcher dir eines recht gut verschweigen konnte, das zu erfahren dir so angenehm gewesen wäre. Dies war der wahre Gegenstand aller jener geheimnißvollen Unterhaltungen, über die du gegen uns so komisch zu Felde zogst. Du siehst, wie versteckt sie sind, diese Männer! Ist es nicht spaßhaft, daß sie es sich herausnehmen, uns Verstellung Schuld zu geben? Ich habe dem deinen noch mehr zugemuthet, ich sah recht gut, daß du mit demselben Plane umgingst, wie ich, aber mehr inwendig, und nach deiner Art, dich immer nur nach dem Maße aufzuschließen, als man sich dir hingiebt. Nun suchte ich dir eine noch angenehmere Ueberraschung zu bereiten, und verlangte, er sollte, wenn du ihm unser Zusammenleben vorschlagen würdest, so thun, als ob ihm dein Eifer für die Sache nicht recht gelegen wäre, und sich bei der Einwilligung ein wenig kalt stellen. Er gab mir eine Antwort, die ich behalten habe, und die du dir wohl merken mußt; denn ich glaube nicht, seit es Ehemänner in der Welt giebt, daß ein einziger von ihnen so geantwortet habe. Er sagte: „Cousinchen, ich kenne Julie . . . . ich kenne sie genau . . . . besser, als sie vielleicht glaubt. Sie ist eine zu redliche Seele, daß man ihr irgend einen Wunsch abschlagen könnte, und fühlt zu fein, daß es sie nicht kränken würde, wenn man es thäte. Ich glaube, ihr in den fünf Jahren, seit wir verbunden sind, nicht den geringsten Kummer verursacht zu haben, und ich hoffe, daß es bis an meinen Tod nie geschehen wird.“ Cousine, nimm es dir zu Herzen: solch ein Mann ist er, und einem solchen Manne unbehutsam die Ruhe zu rauben, quälst du dich in Gedanken unablässig.

Ich, in der That, hatte weniger Delicatesse, oder auch mehr Vertrauen auf deine Sanftmuth: ich wich den Gesprächen aus, zu welchen dich dein Herz oft drängte und machte es so natürlich, daß du, weil du dem meinigen doch nicht zutrauen konntest, daß es kälter gegen dich geworden sei, dir in den Kopf setztest, ich ginge mit Wiederverheiratung

ne, und liebte dich, mehr allerdings als Alles, ausgenommen einen Mann. Denn siehst du, gutes Kind, es geht nichts so geheim in dir vor, daß ich es nicht merkte; ich errathe dich, ich durchschaue dich, ich dringe bis in die tiefste Tiefe deiner Seele; das ist es ja, warum ich dich immer angebetet habe. Ich ließ mir den Vortheil nicht entgehen, den Argwohn, durch den ich dich so glücklich hinter's Licht geführt sah, zu unterhalten. Ich spielte die kokette Witwe gut genug, daß du dich täuschen ließest; es ist dies eine Rolle, für welche es mir weniger an Talent, als an Hang fehlt. Ich nahm geschickt die schmachtende Miene an, auf die ich mich recht gut verstehe, und mit der ich manchmal zu meiner Belustigung junge Gecken zum Besten gehabt habe. Du hast dich ganz und gar dadurch anführen lassen, und glaubtest mich wirklich Willens, dem Manne einen Nachfolger zu suchen, dem unter allen Menschen am schwersten einer zu finden sein würde. Aber ich bin zu offen, um mich lange zu verstellen, und du hast dich bald beruhigen können. Indessen will ich noch mehr zu deiner Beruhigung thun, ich will dir auseinandersetzen, wie ich in Wahrheit über diesen Punkt denke.

Ich habe es dir schon als Mädchen hundert Mal gesagt, ich war nicht dazu geschaffen, Frau zu sein. Wenn es von mir abgehangen hätte, würde ich mich nicht verheiratet haben; aber in unserem Geschlechte erkauft man die Freiheit nur durch die Knechtschaft, und wenn man eines Tages seine eigene Herrin werden will, so muß man damit anfangen, sich zur Magd zu machen. Obschon mein Vater mir keinen Zwang auflegte, hatte ich doch Verdruß in meiner Familie. Um mich davon zu befreien, heiratete ich Herrn von Orbe. Er war ein so braver Mann, und liebte mich so zärtlich, daß auch ich ihn aufrichtig wieder liebte. Die Erfahrung zeigte mir die Ehe in einem vortheilhafteren Lichte, als ich sie vorher erblickt hatte, und zerstörte die Eindrücke, welche mir von den Reden der Chaillot geblieben waren. Herr von Orbe machte mich glücklich, und es brauchte ihn nicht zu gereuen. Bei einem Andern würde ich meine Pflichten auch stets erfüllt, aber ich würde ihm das Leben sauer gemacht haben, und ich fühle wohl, daß ein so guter Mann nöthig war, um aus mir eine gute Frau zu machen. Solltest du denken, daß mir gerade dies eine Ursache zur Klage ward? Mein Kind, wir liebten uns zu sehr, wir waren nicht froh und heiter. Eine losere Freundschaft würde lustiger gewesen sein; eine solche wäre mir lieber gewesen, und ich glaube, ich würde es vorgezogen haben, weniger zufrieden zu leben, und öfterer lachen zu können.

Hierzu kam dann die mannigfache Unruhe, welche mir deine Lage verursachte. Ich habe nicht nöthig dir die Gefahren in's Gedächtniß zurückzurufen, in welche du dich durch eine nicht wohlgeregelte Leidenschaft stürztest: ich sah sie mit Zittern. Wenn du nur dein Leben auf's Spiel gesetzt hättest, so würde mich vielleicht ein Rest von frohem Muthe nicht ganz verlassen haben; so aber nahmen Trübsinn und Angst meine ganze Seele ein, und bis ich dich verheiratet sah, habe ich keinen Augenblick unverkümmerter Freude gehabt. Du kanntest meinen Schmerz, du fühltest ihn, er wirkte in hohem Maße auf dein gutes Herz, und ich werde nie aufhören, jene glücklichen Thränen zu segnen, welche vielleicht die Ursache gewesen sind, daß du zum Guten umkehrtest.

So, siehst du, ist die ganze Zeit hingegangen, welche ich mit meinem Manne verlebt habe. Sage also selbst, ob ich, seit ihn mir Gott genommen hat, Hoffnung haben kann, einen andern zu finden, der so nach meinem Herzen wäre, und ob ich versucht sein kann, mich nach einem umzusehen. Nein, Cousine, der Ehestand ist eine zu ernste Sache; seine Würde verträgt sich nicht mit meiner muntern Laune, er macht mich traurig, und kleidet mich nicht; ohne zu rechnen, daß mir jeder Zwang unerträglich ist. Sage dir, du, die du mich kennst, was ein Band mir sein kann, in welchem ich sieben ganze Jahre nicht sieben Mal ein Bißchen recht von Herzen gelacht habe. Ich will nicht wie du zu achtundzwanzig Jahren die Matrone spielen. Ich finde, daß ich eine ziemlich pikante Witwe bin, noch ziemlich nehmbar, und ich glaube, daß ich, wenn ich Mann wäre, mir recht gut gefallen würde. Aber mich wieder verheiraten, Cousine! Höre, ich beweine meinen armen Mann recht von Herzen, ich würde mein halbes Leben hingegeben haben, um die andere Hälfte mit ihm zuzubringen, und doch, wenn er wiederkommen könnte, würde ich ihn, glaube ich, auch ihn selbst nicht wieder nehmen, wenn ich ihn nicht schon genommen gehabt hätte.

Ich habe dir eben meine wahren Absichten auseinandergesetzt. Wenn ich sie ungeachtet der Bemühungen Herrn von Wolmar's noch nicht habe ausführen können, so rührt das daher, daß die Schwierigkeiten mit meinem Eifer, ihrer Herr zu werden, nur zu wachsen scheinen. Aber mein Eifer wird den Sieg behalten, und ehe der Sommer verstreicht, hoffe ich zu dir ziehen zu können, um dann auf Lebenszeit bei dir zu bleiben.

Ich habe mich noch über den Vorwurf zu erklären, daß ich mein Leid vor dir verberge, und daß ich es liebe, entfernt von dir zu weinen;

ich läugne es nicht, damit geht die beste Zeit hin, die ich hier zubringe. Ich betrete nie mein Haus, ohne dort Erinnerungen an Den zu finden, der es mir lieb gemacht hat. Ich kann darin keinen Schritt thun, keinen Gegenstand in's Auge fassen, ohne irgend ein Zeichen seiner Zärtlichkeit und Herzensgüte zu bemerken; möchtest du, daß mein Herz nicht davon gerührt wäre? Wenn ich hier bin, fühle ich nur den Verlust, den ich erlitten habe; wenn ich bei dir bin, sehe ich nur, was mir geblieben ist. Kannst du es mir zum Verbrechen machen, daß du so viel Macht über meine Stimmung hast? Wenn ich weine, wo du nicht bist, und bei dir lache, woher denn dieser Unterschied? Undankbare Seele! Daher, daß ich bei dir Trost für Alles finde, und daß ich über nichts mehr traurig sein kann, wenn ich dich habe.

Du hast viel zum Lobe unserer alten Freundschaft gesagt; aber ich kann dir nicht verzeihen, daß du das vergessen hast, was mir die meiste Ehre macht, nämlich, daß ich dich liebe, obgleich du mich in Schatten stellst. Meine Julie, du bist geboren zu herrschen. Deine Herrschaft ist die absoluteste, die ich kenne: sie erstreckt sich selbst auf den Willen, und ich fühle sie mehr als irgend Jemand. Wie geht nur das zu, Cousine? Wir lieben beide die Tugend, die Redlichkeit ist uns gleich theuer, unsere Bildung ist die nämliche, ich stehe dir an gewecktem Geist kaum nach, und bin nicht weniger hübsch als du. Ich weiß das Alles recht gut, und trotz dem Allen imponirst du mir, unterjochst mich, drückst mich zu Boden, und ich bin rein Nichts vor dir. Selbst da, als du in einem Verhältnisse lebtest, das du dir zum Vorwurf machtest, und ich, die ich deinen Fehltritt nicht nachgethan, nun wohl das Uebergewicht hätte gewinnen sollen, blieb es nichtsdestoweniger dir. Deine Schwachheit, die ich tadelte, dünkte mir fast eine Tugend; ich konnte nicht umhin an dir zu bewundern, was ich an einer andern gescholten hätte. Genug, selbst in jener Zeit nahte ich dir nicht ohne ein gewisses Gefühl von unwillkürlicher Achtung, und es ist gewiß, daß ganz so viel Sanftmuth, als du besitzest, ganz diese Zutraulichkeit, die du in deinen Umgang legst, nöthig war, um mich zu deiner Freundin zu machen: von Natur hätte ich deine Magd sein müssen. Erkläre, wenn du kannst, dieses Räthsel; ich für mein Theil verstehe es nicht.

Aber halt! ein Bißchen verstehe ich's doch und ich glaube es schon früher einmal erklärt zu haben: es kommt daher, daß dein Herz Alles, was dich umgiebt, beseelt, und ihm, so zu sagen, ein neues Dasein

schaft, wofür dir nothwendig Jeder in Dankbarkeit huldigen muß, der er es ohne dich nicht gehabt haben würde. Ich habe dir wichtige Dienste geleistet, ich räume das ein; du erinnerst mich so oft daran, daß ich nicht Gelegenheit habe, es zu vergessen. Ich läugne nicht, daß du ohne mich verloren warst. Aber was habe ich gethan, als daß ich dir wiedererstattete, was ich von dir empfangen hatte? Ist es möglich, lange mit dir umzugehen, ohne die Seele durchdrungen zu fühlen von Allem, was die Tugend Reizendes und die Freundschaft Süßes hat? Weißt du nicht, daß Alles, was dir naht, von dir selbst die Waffen empfängt zu deiner Vertheidigung, und daß ich vor den Anderen nichts voraus habe, als den Vortheil, welchen die Wachen des Sesostris hatten; daß ich mit dir von einerlei Alter und Geschlecht, und mit dir aufgezogen bin? Wie dem nun sei, darüber, daß sie weniger werth ist als Julie, tröstet sich Clara damit, daß sie ohne Julie noch viel weniger werth sein würde; und dann, dir die Wahrheit zu sagen, glaube ich, daß wir Beide einander sehr nöthig haben, und daß jede von uns Beiden viel dabei verlieren würde, wenn uns das Schicksal getrennt hätte.

Daß mich die Geschäfte hier noch festhalten, ist mir am meisten der Gefahr wegen leid, daß dein Geheimniß dir immer aus dem Munde entschlüpfen will. Ich beschwöre dich, bedenke, daß das, was dich treibt, es zu bewahren, ein triftiger und gewichtiger Grund ist, und das, was dich treibt, es zu offenbaren, nur ein blindes Gefühl. Selbst unser Verdacht, daß unser Geheimniß für Den, den es angeht, keines mehr sei, ist ein Grund mehr, ihn nur mit der größten Vorsicht darüber aufzuklären. Die Zurückhaltung deines Mannes ist vielleicht ein Beispiel und eine Lehre für uns; denn in solchen Sachen macht es oft einen großen Unterschied, ob man thut, als wüßte man Etwas nicht, oder ob man es nothwendig weiß. Warte also, das fordere ich von dir, bis wir noch einmal mit einander überlegt haben. Wenn deine Ahnungen gegründet wären, und dein bedauernswerther Freund wäre nicht mehr am Leben, so bliebe nichts Besseres zu thun, als daß wir seine Geschichte und dein Unglück mit ihm begraben sein ließen. Wenn er lebt, wie ich denn hoffe, so ist es vielleicht ein anderer Fall; aber dieser müßte dann erst wirklich eintreten. Wie nun immer die Sache stehe, glaubst du nicht einige Rücksicht den Rathschlägen eines Unglücklichen schuldig zu sein, dessen Leiden allesammt dein Werk sind?

Was die Gefahren der Einsamkeit betrifft, so begreife ich und

billige deine Besorgniß, obgleich ich weiß, daß sie nicht den mindesten Grund hat. Deine früheren Fehltritte machen dich furchtsam; um so mehr verspreche ich mir Gutes von der Gegenwart. Du würdest gewiß um so weniger furchtsam sein, je mehr Ursache du dazu hättest. Aber deine Angst um das Schicksal unseres armen Freundes kann ich nicht ungerügt lassen. Jetzt, da deine Zuneigung zu ihm ihren Charakter geändert hat, kannst du glauben, daß er mir nicht weniger theuer ist als dir. Meine Ahnung jedoch ist ganz die entgegengesetzte, und sie entspricht mehr der Vernunft. Milord Eduard hat zweimal Nachricht von ihm erhalten, und mir das letzte Mal geschrieben, daß er sich auf der Südsee befände, also die Gefahren, von denen du sprichst, schon hinter sich hatte. Du weißt dies eben so gut als ich, und bist traurig, als ob du nichts wüßtest. Aber etwas, das du noch nicht weißt, muß ich dir doch mittheilen, nämlich, daß das Schiff, auf welchem er sich befindet, vor zwei Monaten auf der Höhe der canarischen Inseln unter Segel nach Europa gesehen worden ist. So schreibt man meinem Vater aus Holland, und er hat nicht verfehlt, es mir mitzutheilen ganz nach seiner Gewohnheit, mich von den öffentlichen Angelegenheiten genauer zu unterrichten, als von seinen eigenen. Mir sagt mein Herz, daß es nicht lange dauern wird, so werden wir von unserem Philosophen Nachricht haben; und du wirst um deine Thränen sein, vorausgesetzt, daß du nicht, nachdem du seinen Tod beweint hast, darüber zu weinen findest, daß er am Leben ist. Gott sei aber Dank! darüber sind wir hinweg.

Deh, fosse or qui quel miser pur un poco,
Ch'è già di piangere e di vivere lasso*).

Da hast du, was ich dir zu antworten hatte. Die, welche dich liebt, bringt dir entgegen und theilt die süße Hoffnung eines ewigen Beisammenseins. Du siehst, daß du den Plan dazu weder allein, noch zuerst gemacht hast, und daß die Ausführung desselben mehr vorgerückt ist, als du dachtest. Fasse dich also noch diesen Sommer in Geduld, meine süße Freundin; besser, sich später vereinigen, als sich nachher wieder trennen müssen. He, schöne Madame, habe ich Wort gehalten, und ist mein Triumph complet? Allons, nieder auf die Knie, man

*) Ach, wär' er doch ein wenig hier, der Arme,
Der so des Weinens müd' ist und des Lebens.
Petrarca.

küsse achtungsvoll diesen Brief und erkenne demüthigsich, daß wenigstens einmal im Leben Julie von Wolmar in Freundschaft überboten worden ist *).

Dritter Brief.

Juliens Liebster an Frau von Orbe.

Cousinchen, Wohlthäterin, Freundin, ich komme von den Grenzen der Erde, und bringe ein Herz mit zurück, das ganz von Ihnen voll ist. Ich habe viermal die Linie passirt, ich habe beide Hemisphären durchmessen, ich habe die vier Welttheile gesehen, ich bin am entgegengesetzten Ende des Diameters gewesen, ich habe den Erdball rund umreist, und habe Ihnen nicht einen Augenblick entrinnen können. Man sucht vergebens Dem zu entfliehen, was Einem theuer ist; sein Bild, geschwinder als Meer und Winde, folgt uns bis an's Ende der Welt, und überall, wohin man sich begebe, trägt man Das mit sich, worin man sein Leben hat. Ich habe viel gelitten, noch größere Leiden mit angesehen. Wie viel Unglückliche sah ich sterben! Ach, sie legten so großen Werth auf das Leben. Und ich, ich habe sie überleben müssen .... Vielleicht war ich in Wahrheit weniger zu beklagen; das Elend meiner Gefährten that mir weher, als mein eigenes; ich sah sie ganz von ihren Leiden hingenommen; sie müssen mehr ausgestanden haben als ich. Ich sagte mir: ich befinde mich hier schlecht, aber es giebt einen Winkel auf der Erde, wo ich glücklich bin und Frieden habe, und ich entschädigte mich am Ufer des Genfersees für Das, was ich auf dem Ocean erduldete. Ich habe das Glück, bei meiner Ankunft hier meine Hoffnung bestätigt zu sehen; Milord Eduard sagt mir, daß Sie beide ruhig leben und gesund sind, daß Ihnen, Clara, insbesondere, wenn Ihnen der süße Name Gattin geraubt ist, die anderen Freundin und Mutter geblieben sind, die wohl zu Ihrem Glücke genügen.

Der Abgang dieses Briefes drängt mich zu sehr, um Ihnen Einzelnes über meine Reise mitzutheilen; ich bin so kühn zu hoffen, daß ich bald eine bequemere Gelegenheit dazu finden werde. Ich will mich

*) Was diese gute Schweizerin glücklich ist, daß sie lustig sein kann, wenn sie lustig ist, ohne dazu Esprit, Naivetät, Finesse nöthig zu haben! Sie hat gar keine Ahnung davon, was man bei uns für Anstalten machen muß, um ein wenig Humor durchbringen zu können. Sie weiß nicht, daß man solchen guten Humor nicht für sich hat, sondern für die Anderen, und daß man nicht lacht, um zu lachen, sondern um Beifall zu ernten.

hier begnügen, Ihnen eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, mehr um Ihre Neugierde zu erregen, als zu befriedigen. Ich habe fast vier Jahre auf der ungeheuern Fahrt zugebracht, von der ich Ihnen eben sagte, und bin auf demselben Schiffe zurückgekommen, auf welchem ich abgereist war, dem einzigen, welches der Commandant von seinem Geschwader wieder heimgebracht hat.

Ich sah zuerst Südamerika, diesen gewaltigen Continent, den der Mangel an Eisen den Europäern unterworfen hat, und aus dem sie, um sich die Herrschaft darüber zu sichern, eine Wüste gemacht haben. Ich sah die Küsten Brasiliens, wo Lissabon und London ihre Schätze holen, und wo das erbarmenswürdigste Volk auf Gold und Diamanten tritt, ohne daß es etwas davon anzurühren wagte. Ich passirte glücklich die sturmvollen Meere des südlichen Polarkreises; im stillen Ocean wurde ich von den fürchterlichsten Unwettern ereilt.

E in mar dubbioso sotto ignoto polo
Provai l'onde fallaci e'l vento infido*).

Ich sah von fern den Aufenthalt jener vorgeblichen Riesen**), deren Größe in der That nur in ihrem Muthe besteht, und deren Unabhängigkeit mehr durch ein einfaches, mäßiges Leben, als durch eine außerordentliche Leibesgestalt gesichert ist. Ich weilte drei Monate auf einer wüsten, köstlichen Insel, die mir ein süßes, rührendes Bild gab von der alterthümlichen Schönheit der Natur, und die an das Ende der Welt verwiesen zu sein scheint, um der verfolgten Unschuld und Liebe zum Asyl zu dienen; aber der habgierige Europäer, seinem wilden, menschenfeindlichen Sinne folgend, erlaubt dem friedlichen Indianer nicht, sie zu bewohnen, und läßt sich Gerechtigkeit widerfahren, indem er sie selbst nicht bewohnt.

Ich sah an den Küsten von Mexiko und Peru dasselbe Schauspiel wie in Brasilien: ich sah die seltengewordenen unglücklichen Eingeborenen, traurige Ueberbleibsel von zwei mächtigen Völkern, beladen mit Ketten, Schmach und Elend, mitten unter ihren reichen Metallschätzen den Himmel weinend anklagen, daß er sie ihnen geschenkt hat. Ich sah eine ganze Stadt widerstandslos und ohne Vertheidiger schändlich niederbrennen. Das ist so Kriegsrecht unter den gebildeten, huma-

*) Auf ungewissem Meer, am fremden Pol
Trüg'rischer Well' und tückischen Windes Spiel.

**) Der Patagonier.

nen und policirten Völkern Europas; man beschränkt sich nicht darauf, seinen Feinden allen Schaden zuzufügen, von welchem man selbst Profit ziehen kann, sondern man rechnet sich jeden Schaden zum Profite, den man ihnen um nichts und wieder nichts zufügt. Ich fuhr fast die ganze Westseite von Amerika entlang, nicht ohne mich von Bewunderung ergriffen zu fühlen, indem ich fünfzehnhundert Lieues Küste und das größte Meer der Welt unter der Herrschaft einer einzigen Macht sah, die, so zu sagen, die Schlüssel einer Hälfte des Erdballs in ihrer Hand hält.

Nachdem ich das große Meer passirt hatte, fand ich auf dem andern Continente ein neues Schauspiel. Ich sah die zahlreichste und merkwürdigste Nation der Welt einer Hand voll Räuber unterworfen; ich sah dieses berühmte Volk in der Nähe, und wundere mich nicht mehr über seine Sklaverei. Eben so oft erobert, als angegriffen, war es stets die Beute des ersten Besten, und wird das bis an's Ende der Zeiten sein. Ich fand, daß es sein Loos verdient, da es nicht einmal den Muth hat, darüber zu seufzen. Schriftenkundig, feig, heuchlerisch und prahlerisch, viel Worte machend ohne Sinn, voll Spitzfindigkeit ohne Geist, reich an Zeichen und arm an Gedanken, höflich, voll Complimente, gewandt, spitzbübisch und betrügerisch, alle Pflichten in ceremoniöse Bräuche, alle Moral in Schnörkeleien setzend, und die Menschlichkeit in Grußformeln und Verbeugungen suchend. Ich landete auf einer andern wüsten und noch unbekannteren, noch reizenderen Insel, als die erste war, und wo uns der entsetzlichste Zufall beinahe auf immer eingesperrt hätte. Ich war vielleicht der Einzige, den ein so anmuthiges Exil nicht erschreckte. Bin ich denn nicht überall im Exile? Ich fand an dieser Stätte der Wonne und des Grauens genug, was menschlichen Kunstfleiß reizen könnte, um den civilisirten Menschen aus einer Einöde, in der ihm nichts fehlt, zu reißen, und ihn abermals in einen Abgrund neuer Bedürfnisse zu stürzen. Ich sah auf dem weiten Ocean, wo es Menschen hätte so entzücken sollen einander zu begegnen, zwei große Schiffe sich finden, sich anfallen, sich wüthend schlagen, als ob dieser unermeßliche Raum für jedes von ihnen zu eng gewesen wäre. Ich sah sie Eisen und Flammen gegen einander speien. In einem Kampfe, der von ziemlich kurzer Dauer war, sah ich ein Bild der Hölle; ich hörte das Freudengeschrei der Sieger, welches das Jammern der Verwundeten und das Aechzen der Sterbenden überschallte. Ich nahm erröthend meinen Antheil an einer unermeßlichen

Beute; ich nahm ihn, aber in Verwahrung, und wurde er Unglücklichen abgenommen, so soll er Unglücklichen erstattet werden.

Ich sah Europa an das äußerste Ende Afrika's verpflanzt durch die Anstrengungen jenes habsüchtigen, ausdauernden und arbeitsamen Volkes, welches mit Hülfe der Zeit und der Ausdauer Schwierigkeiten überwunden hat, welche der gesammte Heroismus aller übrigen Völker nicht bemeistert hätte. Ich sah die weiten, unglücklichen Gegenden, welche nur dazu bestimmt scheinen, die Erde mit Sklavenheerden zu bedecken. Bei ihrem scheußlichen Anblick wendete ich die Augen voll Verachtung, Grauen und Mitleid ab; ich sah den vierten Theil meiner Mitgeschöpfe in Vieh zum Dienste Anderer verwandelt, und ich grämte mich, ein Mensch zu sein.

Endlich sah ich in meinen Reisegefährten ein stolzes, unerschrockenes Völkchen, dessen Beispiel und Freiheit die Ehre meines Geschlechtes in meinen Augen wieder herstellte, Leute, denen Schmerz und Tod Nichts ist, und die nichts auf der Welt fürchten außer Hunger und Langeweile. Ich sah in ihrem Führer einen Capitän, einen Soldaten, einen Piloten, einen Weisen, einen großen Mann, und, was vielleicht noch mehr ist, den würdigen Freund Eduard Bomston's. Aber was ich auf der ganzen Welt nicht gesehen habe, ist ein Wesen, ähnlich Claren v. Orbe und Julien v. Étange, welches ein Herz, das diese zu lieben wußte, über ihren Verlust trösten könnte.

Ob ich genesen bin? Was soll ich sagen? Von Ihnen muß ich erfahren, ob ich es bin. Ob ich freier, ob ich vernünftiger wiederkehre, als ich gegangen bin? Ich bin kühn genug, es zu glauben, für gewiß sagen kann ich es nicht. Dasselbe Bild herrscht fort und fort in meinem Herzen; Sie wissen, ob es möglich ist, daß es daraus verschwinde. Aber seine jetzige Herrschaft ist seiner würdiger, und wenn ich mich nicht selbst täusche, so herrscht es in diesem unglücklichen Herzen, wie es in dem Ihrigen herrscht. Ja, Cousinchen, es ist mir so, als habe ihre Tugend mich bezwungen, als sei ich ihr nur der beste und zärtlichste Freund, den es je gegeben hat, als bete ich sie nicht anders an, als Sie selbst sie anbeten; oder vielmehr, es kommt mir vor, als seien meine Gefühle nicht geschwächt, wohl aber auf den rechten Weg gelenkt, und mit welcher Sorgfalt ich mich immer prüfe, finde ich sie so rein, als den Gegenstand, welcher sie mir einflößt. Was kann ich Ihnen mehr sagen bis zu der Probe, die mir allein zu einem Urtheil über mich verhelfen kann? Ich bin aufrichtig und wahr; ich will so sein,

küsse achtungsvoll diesen Brief und erkenne demüthiglich, daß wenigstens einmal im Leben Julie von Wolmar in Freundschaft überboten worden ist *).

Dritter Brief.

Juliens Liebster an Frau von Orbe.

Cousinchen, Wohlthäterin, Freundin, ich komme von den Grenzen der Erde, und bringe ein Herz mit zurück, das ganz von Ihnen voll ist. Ich habe viermal die Linie passirt, ich habe beide Hemisphären durchmessen, ich habe die vier Welttheile gesehen, ich bin am entgegengesetzten Ende des Diameters gewesen, ich habe den Erdball rund umreist, und habe Ihnen nicht einen Augenblick entrinnen können. Man sucht vergebens Dem zu entfliehen, was Einem theuer ist; sein Bild, geschwinder als Meer und Winde, folgt uns bis an's Ende der Welt, und überall, wohin man sich begebe, trägt man Das mit sich, worin man sein Leben hat. Ich habe viel gelitten, noch größere Leiden mit angesehen. Wie viel Unglückliche sah ich sterben! Ach, sie legten so großen Werth auf das Leben. Und ich, ich habe sie überleben müssen .... Vielleicht war ich in Wahrheit weniger zu beklagen; das Elend meiner Gefährten that mir weher, als mein eigenes; ich sah sie ganz von ihren Leiden hingenommen; sie müssen mehr ausgestanden haben als ich. Ich sagte mir: ich befinde mich hier schlecht, aber es giebt einen Winkel auf der Erde, wo ich glücklich bin und Frieden habe, und ich entschädigte mich am Ufer des Genfersees für Das, was ich auf dem Ocean erduldete. Ich habe das Glück, bei meiner Ankunft hier meine Hoffnung bestätigt zu sehen; Milord Eduard sagt mir, daß Sie beide ruhig leben und gesund sind, daß Ihnen, Clara, insbesondere, wenn Ihnen der süße Name Gattin geraubt ist, die anderen Freundin und Mutter geblieben sind, die wohl zu Ihrem Glücke genügen.

Der Abgang dieses Briefes drängt mich zu sehr, um Ihnen Einzelnes über meine Reise mitzutheilen; ich bin so kühn zu hoffen, daß ich bald eine bequemere Gelegenheit dazu finden werde. Ich will mich

---

*) Was diese gute Schweizerin glücklich ist, daß sie lustig sein kann, wenn sie lustig ist, ohne dazu Esprit, Naivetät, Finesse nöthig zu haben! Sie hat gar keine Ahnung davon, was man bei uns für Anstalten machen muß, um ein wenig Humor durchbringen zu können. Sie weiß nicht, daß man solchen guten Humor nicht für sich hat, sondern für die Anderen, und daß man nicht lacht, um zu lachen, sondern um Beifall zu ernten.

Vierter Brief.

Herr v. Wolmar an Juliens Liebsten.

Obwohl wir uns noch nicht kennen, bin ich beauftragt, Ihnen zu schreiben. Die verständigste und geliebteste der Frauen hat ihr Herz ihrem glücklichen Gatten aufgeschlossen. Er hält Sie für werth, von ihr geliebt worden zu sein und bietet Ihnen sein Haus an. Unschuld und Friede herrschen darin; Sie werden dort Freundschaft, Gastlichkeit, Vertrauen finden. Befragen Sie Ihr Herz, und wenn nichts darin ist, was Ihnen bange macht, so kommen Sie ohne Furcht. Sie werden nicht von hier scheiden, ohne einen Freund zurückzulassen.

Wolmar.

N. S. Kommen Sie, mein Freund, wir erwarten Sie mit Ungeduld. Ich werde nicht den Schmerz haben, daß Sie es uns abschlagen müßten.

Julie.

Fünfter Brief.

Frau v. Orbe an Juliens Liebsten.

(Einschluß in den vorigen.)

Willkommen, tausendmal willkommen, lieber Saint-Preux; denn ich nehme an, daß Ihnen dieser Name*) bleiben soll, wenigstens in unserem Kreise. Ich brauche Ihnen, dünkt mich, weiter nichts zu sagen, als daß man nicht gemeint ist, Sie von diesem auszuschließen, wofern Sie nicht selbst dazu thun. Sie sehen aus dem beifolgenden Briefe, daß ich mehr gethan habe, als Sie verlangten, lernen Sie also ein wenig mehr Vertrauen zu Ihren Freunden haben, und Kummer, den sie theilen, wenn auch ihre Vernunft sie zwingt, ihn Ihnen zu bereiten, nicht ihrem Herzen anrechnen. Herr v. Wolmar will Sie sehen; er bietet Ihnen sein Haus, seine Freundschaft, seinen Rath an. Es bedurfte gar nicht so viel, um meine Besorgnisse über Ihr Herkommen zu zerstreuen, und ich würde mir selbst Unrecht thun, wenn ich es einen Augenblick vermöchte, Mißtrauen in Sie zu setzen. Er will noch mehr, er geht damit um, Sie zu heilen; weder Julie, sagt er, noch er, noch Sie, noch ich, könnten sonst vollkommen glücklich sein. Obgleich ich viel von seiner Klugheit und noch mehr von Ihrer Tugend erwarte, bin

*) Es ist derjenige, welchen sie ihm vor ihren Leuten bei seiner Abreise gegeben hatte. S. Abth. III. Br. 14.

ich doch über den Erfolg dieses Unternehmens im Ungewissen. Nur so viel weiß ich, bei der Frau, die er hat, ist die Mühe, welche er sich machen will, nichts als eine Großmuth gegen Sie.

Kommen Sie denn, mein liebenswerther Freund, in der Sicherheit eines redlichen Herzens, und stillen Sie die Ungeduld, welche wir alle empfinden, Sie zu umarmen und Sie ruhig und zufrieden zu sehen; kommen Sie, um in Ihrem Vaterlande und unter Ihren Freunden von Ihren Reisen auszuruhen und Alles zu vergessen, was Sie ausgestanden haben. Das letzte Mal, da Sie mich sahen, war ich eine grämliche Matrone, und meine Freundin war ganz herunter; nun aber, da es ihr wohl geht und ich wieder Jungfer geworden bin, werden Sie mich ganz so toll und fast noch eben so hübsch als vor meiner Verheiratung finden. So viel ist wenigstens ganz gewiß, daß ich mich gegen Sie nicht verändert habe, und daß Sie viele Male die Reise um die Welt machen könnten, ehe Sie Jemanden fänden, der Sie so liebt, wie ich.

Sechster Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Ich stehe mitten in der Nacht auf, um Ihnen zu schreiben. Ich kann keinen Augenblick Ruhe finden. Mein bewegtes, entzücktes Herz vermag sich nicht zu halten; es bedarf der Ergießung. Sie Theurer, der Sie es so oft vor Verzweiflung behütet haben, nehmen Sie in das Ihrige die ersten Freuden auf, die es seit so langer Zeit geschmeckt hat. Ich habe sie gesehen, Milord. Meine Augen haben sie erblickt. Ich habe ihre Stimme gehört; ihre Hände haben die meinigen berührt; sie hat mich erkannt, sie hat Freude blicken lassen, mich zu sehen; sie hat mich ihren Freund, ihren lieben Freund genannt; sie hat mich in ihr Haus aufgenommen; glücklicher als je in meinem Leben wohne ich mit ihr unter einem und demselben Dache, und jetzt, indem ich Ihnen schreibe, bin ich dreißig Schritte von ihr.

Meine Gedanken sind zu lebhaft, um einander zu folgen; sie kommen alle zugleich, sie zerstören sich gegenseitig. Ich will eine Pause machen und Athem schöpfen, um zu versuchen, ob ich dann einige Ordnung in meinen Bericht bringen kann.

Kaum hatte ich mich, nach so langer Abwesenheit, der ersten Freude meines Herzens hingegeben, indem ich meinen Freund, meinen Befreier, meinen Vater umarmte, als Sie an die Reise nach Italien dachten. Sie

machten sie mir zu etwas Wünschenswerthem durch die Hoffnung, die Sie mir erregten, mir endlich einmal die Last abzunehmen, daß ich Ihnen so unnütz bin. Da Sie die Geschäfte nicht so bald abthun konnten, welche Sie noch in London festhielten, machten Sie mir den Vorschlag, vorauszureisen, um hier, indem ich Sie erwartete, länger bleiben zu können. Ich fragte an, ob ich kommen dürfte, erhielt die Erlaubniß, reiste ab, und obwohl Julie bei dem Gedanken, daß ich mich ihr wieder nahen sollte, in meiner Seele wieder in den Vordergrund trat, fühlte ich doch Schmerz, mich von Ihnen zu trennen. Milord, wir sind quitt, dieses Gefühl allein hat Ihnen Alles abgetragen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich auf dem ganzen Wege mit nichts Anderem beschäftigt war, als mit dem Gegenstande meiner Reise; aber ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß ich anfing, diesen Gegenstand, der mir nie aus dem Herzen gekommen war, unter einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten. Bis dahin hatte ich mir Julie immer vorgestellt, glänzend wie ehedem, in allen Reizen ihrer ersten Jugend; ich hatte immer ihre schönen Augen beseelt gesehen von der Glut, die sie in mir angefacht hatte; ihre geliebten Züge boten meinen Blicken nur Bürgen meines Glückes dar; ihre Liebe und die meinige vermischten sich so mit ihrer Gestalt, daß ich sie nicht davon trennen konnte. Jetzt sollte ich Julie verheiratet sehen, Mutter, eine mir gleichgültige Person. Ich dachte mit Unruhe daran, wie in acht Jahren ihre Schönheit gelitten haben könnte. Sie hatte die Pocken gehabt; sie war schon dadurch entstellt: wie viel mehr konnte sie es nicht seitdem sein? Meine Einbildungskraft wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, mir Flecken auf diesem reizenden Gesichte zu zeigen, und sobald ich mir eine Pockennarbe darauf dachte, so war es nicht mehr Juliens Gesicht. Dann dachte ich an das Zusammentreffen, welches wir haben würden, an den Empfang, den sie mir bereiten würde. Dieses erste Begegnen stellte sich meiner Seele in tausend verschiedenen Bildern dar, und der kurze Augenblick, der mir in ihm bevorstand, kam mir tausend Mal des Tages in den Sinn.

Als ich die Berge erblickte, schlug mir das Herz heftig, indem ich zu mir sagte: dort ist sie! Dasselbe war mir auf dem Meere begegnet, als ich die Küsten Europas erblickte. Dasselbe war mir schon damals in Meillerie begegnet, als ich das Haus des Barons v. Étange entdeckte. Die Welt ist für mich in zwei Regionen getheilt, die, wo sie ist, und die, wo sie nicht ist. Die erstere dehnt sich aus, wenn ich mich ent-

ferne, und zieht sich zusammen, je näher ich komme, wie ein Ort, den ich nie erreichen soll. Sie ist jetzt in die Mauern von Juliens Zimmer eingeschlossen. Ach! die ganze übrige Welt ist leer.

Je näher ich der Schweiz kam, desto mehr fühlte ich mich bewegt. Der Augenblick, da ich von den Höhen des Jura den Genfersee erblickte, war ein Augenblick der Begeisterung und des Entzückens. Der Anblick meines Vaterlandes, dieses heißgeliebten Landes, wo Wonne in Strömen mein Herz überflutet hatte, die Alpenluft, so gesund und rein, die süße Luft des heimischen Landes, süßer als die Wohlgerüche des Orients, dieser reiche fruchtbare Boden, diese einzige Landschaft, die schönste, die je ein menschliches Auge gesehen hat, diese herrliche Gegend, die ich auf der Welt, die ich umreiste, nicht ähnlich gefunden habe, der Anblick eines glücklichen und freien Volkes, die Lieblichkeit der Jahreszeit, die Heiterkeit des Himmelstriches, tausend köstliche Erinnerungen, die alle Gefühle wieder erweckten, welche ich je genossen hatte, das Alles versetzte mich in ein Entzücken, welches ich nicht beschreiben kann, und schien mir den Genuß meines ganzen Lebens in Einen Punkt zu sammeln.

Als ich abwärts stieg gegen das Ufer hin, empfand ich einen neuen Eindruck, von dem ich noch keine Vorstellung gehabt hatte, eine seltsame Bangigkeit, die mir das Herz zusammenzog, und mich wider Willen ängstigte. Diese Bangigkeit, deren Ursache ich mir nicht klar machen konnte, wuchs, je näher ich der Stadt kam; sie hemmte meinen Eifer die Stadt zu erreichen, und nahm endlich so zu, daß ich mich jetzt eben so sehr über die Geschwindigkeit der Fahrt beunruhigte, als zuvor über die Langsamkeit derselben. Als ich in Vevay ankam, war die Empfindung, die ich hatte, nichts weniger als angenehm; ich wurde von einem heftigen Herzklopfen befallen, welches mir den Athem benahm; ich sprach mit unsicherer, zitternder Stimme. Ich hatte Mühe mich verständlich zu machen, als ich nach Herrn von Wolmar fragte; denn seine Frau zu nennen, getraute ich mir gar nicht. Er wohne, sagte man mir, in Clarens. Diese Nachricht nahm mir ein Gewicht von fünfhundert Pfunden von der Brust, und indem ich die zwei Lieues, die ich nun noch zu machen hatte, für eine Frist nahm, freute ich mich über eine Sache, die mich zu einer andern Zeit in Verzweiflung gebracht hätte. Mit wahrem Kummer aber erfuhr ich, daß Frau v. Orbe in Lausanne wäre. Ich ging in ein Wirthshaus, um wieder Kräfte zu sammeln; es war mir unmöglich, einen einzigen Bissen herunter zu bringen, das

Getränk erstickte mich, und ich mußte mehrmals ansetzen, um ein Glas zu leeren. Mein Angstgefühl verdoppelte sich, als ich die Pferde wieder vorlegen sah. Ich glaube, ich würde Alles in der Welt darum gegeben haben, wenn ein Rad unterwegs gebrochen wäre. Ich sah nicht mehr Julie; meine verstörte Einbildungskraft zeigte mir nur verworrene Gegenstände; meine Seele war ganz und gar in Aufruhr. Ich kannte Schmerz und Verzweiflung; diesem schauderhaften Zustande würde ich sie vorgezogen haben. Genug, ich kann sagen, daß ich nie in meinem Leben in einer schrecklicheren Aufregung gewesen bin, als auf diesem kurzen Wege, und ich bin überzeugt, daß ich sie einen ganzen Tag lang nicht würde ausgehalten haben.

Als ich anlangte, ließ ich am Gitter halten, und da ich mich außer Stande fühlte, einen Schritt zu thun, schickte ich den Postillon hinein, um zu sagen, daß ein Fremder Herrn v. Wolmar zu sprechen wünsche. Er war auf dem Spaziergange mit seiner Frau. Die Meldung wurde ihnen gemacht, und sie kamen von einer andern Seite, während ich, die Augen auf die Allee geheftet, wartete und in Todesangst war, Jemanden kommen zu sehen.

Julie erblickte mich kaum, als sie mich erkannte. Mich sehen, aufschreien, laufen, sich in meine Arme werfen, war die Sache eines Augenblicks. Bei dem Tone ihrer Stimme bebe ich zusammen; ich wende mich um, ich sehe sie, ich fühle sie. O Milord, o mein Freund .... ich kann nicht reden ..... fort Zittern, fort Angst Bangigkeit, Menschenfurcht. Ihr Blick, ihr Schrei, ihre Geberde geben mir in einem Augenblick Vertrauen, Muth und Kräfte wieder. In ihren Armen gewinne ich Wärme und Leben, und bebe vor Freude, sie mit den meinigen umschließend. Ein heiliger Schauer hält uns lange in schweigender, enger Umarmung, und erst nach dieser süßen Regung fangen unsere Stimmen an, sich zu verschmelzen, und unsere Augen ihre Thränen zu vermischen. Herr v. Wolmar war da; ich wußte es, ich sah es. Aber was hätte ich zu sehen vermocht? Nein, wenn die ganze Welt sich gegen mich vereinigt hätte, wenn Marterwerkzeuge mich umdroht hätten, ich hätte mein Herz nicht der kleinsten dieser Liebkosungen entwunden, den zärtlichen Erstlingsfrüchten einer reinen heiligen Freundschaft, die wir mit in den Himmel nehmen werden.

Als der erste Ungestüm nachließ, nahm mich Frau v. Wolmar bei der Hand, und sich zu ihrem Manne wendend, sagte sie zu ihm mit einer Unschuld und lauteren Anmuth, wovon ich mich durchdrungen

wie es meine Pflicht ist; aber wie könnte ich für mein Herz einstehen, bei so großer Ursache ihm zu mißtrauen? Habe ich die Vergangenheit in meiner Macht? Kann ich es ungeschehen machen, daß mich tausend Gluten einst verzehrten? Wie werde ich durch die bloße Kraft der Einbildung das, was ist, von dem, was war, unterscheiden, und wie mir Die als Freundin vorstellen können, die ich nie anders denn als Geliebte sah? Was Sie meiner Eile auch für einen geheimen Beweggrund unterlegen mögen, meine Absicht ist redlich und vernünftig; sie verdient Ihre Billigung. Für sie wenigstens kann ich im Voraus einstehen. Verstatten Sie, daß ich Sie sehe, und prüfen Sie mich selbst, oder lassen Sie mich Julien sehen, und ich werde wissen, wie es mit mir steht.

Ich muß Milord Eduard nach Italien begleiten, ich werde bei Ihnen durchkommen, und ich sollte Sie nicht sehen? Glauben Sie, daß das möglich ist? O, wenn Sie die Barbarei hätten, es zu fordern, verdienten Sie, daß man Ihnen nicht gehorchte. Aber warum sollten Sie es fordern? Sind Sie nicht dieselbe Clara, so gut und mitleidig als klug und tugendhaft, die mich von zartester Jugend ihrer Liebe würdigte, und die mich jetzt ja noch weit mehr lieben muß, da ich ihr Alles verdanke*)? Nein, nein, liebe, reizende Freundin, eine so grausame Abweisung wäre weder in Ihrer Art, noch für mich gemacht; sie wird nicht mein Elend auf den Gipfel treiben. Noch einmal, noch einmal in meinem Leben werde ich mein Herz Ihnen zu Füßen legen. Ich werde Sie sehen, Sie werden es erlauben. Ich werde sie sehen, sie wird es erlauben. Sie wissen Beide zu gut, wie ich sie achte. Sie wissen, ob ich der Mann dazu bin, mich ihr vor die Augen zu stellen, wenn ich mich unwürdig fühle, vor ihr zu erscheinen. Sie hat so lange das Werk ihrer Reize beseufzt, ach! sehe sie nun einmal das Werk ihrer Tugend!

N. S. Milord Eduard sieht sich noch einige Zeit durch seine Geschäfte hier zurückgehalten; wenn ich Erlaubniß erhalte, Sie zu sehen, was sollte ich nicht vorausreisen, um eher bei Ihnen zu sein?

---

*) Was verdankt er ihr denn so Großes, ihr, die ihn unglücklich gemacht hat? Unseliger Frager! Er verdankt ihr die Ehre, die Tugend, die Ruhe der Geliebten; er verdankt ihr Alles.

Vierter Brief.

Herr v. Wolmar an Juliens Liebsten.

Obwohl wir uns noch nicht kennen, bin ich beauftragt, Ihnen zu schreiben. Die verständigste und geliebteste der Frauen hat ihr Herz ihrem glücklichen Gatten aufgeschlossen. Er hält Sie für werth, von ihr geliebt worden zu sein und bietet Ihnen sein Haus an. Unschuld und Friede herrschen darin; Sie werden dort Freundschaft, Gastlichkeit, Vertrauen finden. Befragen Sie Ihr Herz, und wenn nichts darin ist, was Ihnen bange macht, so kommen Sie ohne Furcht. Sie werden nicht von hier scheiden, ohne einen Freund zurückzulassen.

Wolmar.

N. S. Kommen Sie, mein Freund, wir erwarten Sie mit Ungeduld. Ich werde nicht den Schmerz haben, daß Sie es uns abschlagen müßten. Julie.

Fünfter Brief.

Frau v. Orbe an Juliens Liebsten.

(Einschluß in den vorigen.)

Willkommen, tausendmal willkommen, lieber Saint-Preux; denn ich nehme an, daß Ihnen dieser Name*) bleiben soll, wenigstens in unserem Kreise. Ich brauche Ihnen, dünkt mich, weiter nichts zu sagen, als daß man nicht gemeint ist, Sie von diesem auszuschließen, wofern Sie nicht selbst dazu thun. Sie sehen aus dem beifolgenden Briefe, daß ich mehr gethan habe, als Sie verlangten, lernen Sie also ein wenig mehr Vertrauen zu Ihren Freunden haben, und Kummer, den sie theilen, wenn auch ihre Vernunft sie zwingt, ihn Ihnen zu bereiten, nicht ihrem Herzen anrechnen. Herr v. Wolmar will Sie sehen; er bietet Ihnen sein Haus, seine Freundschaft, seinen Rath an. Es bedurfte gar nicht so viel, um meine Besorgnisse über Ihr Herkommen zu zerstreuen, und ich würde mir selbst Unrecht thun, wenn ich es einen Augenblick vermöchte, Mißtrauen in Sie zu setzen. Er will noch mehr, er geht damit um, Sie zu heilen; weder Julie, sagt er, noch er, noch Sie, noch ich, könnten sonst vollkommen glücklich sein. Obgleich ich viel von seiner Klugheit und noch mehr von Ihrer Tugend erwarte, bin

---

*) Es ist derjenige, welchen sie ihm vor ihren Leuten bei seiner Abreise gegeben hatte. S. Abth. III. Br. 14.

ich doch über den Erfolg dieses Unternehmens im Ungewissen. Nur so viel weiß ich, bei der Frau, die er hat, ist die Mühe, welche er sich machen will, nichts als eine Großmuth gegen Sie.

Kommen Sie denn, mein liebenswerther Freund, in der Sicherheit eines redlichen Herzens, und stillen Sie die Ungeduld, welche wir alle empfinden, Sie zu umarmen und Sie ruhig und zufrieden zu sehen; kommen Sie, um in Ihrem Vaterlande und unter Ihren Freunden von Ihren Reisen auszuruhen und Alles zu vergessen, was Sie ausgestanden haben. Das letzte Mal, da Sie mich sahen, war ich eine grämliche Matrone, und meine Freundin war ganz herunter; nun aber, da es ihr wohl geht und ich wieder Jungfer geworden bin, werden Sie mich ganz so toll und fast noch eben so hübsch als vor meiner Verheiratung finden. So viel ist wenigstens ganz gewiß, daß ich mich gegen Sie nicht verändert habe, und daß Sie viele Male die Reise um die Welt machen könnten, ehe Sie Jemanden fänden, der Sie so liebt, wie ich.

Sechster Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Ich stehe mitten in der Nacht auf, um Ihnen zu schreiben. Ich kann keinen Augenblick Ruhe finden. Mein bewegtes, entzücktes Herz vermag sich nicht zu halten; es bedarf der Ergießung. Sie Theurer, der Sie es so oft vor Verzweiflung behütet haben, nehmen Sie in das Ihrige die ersten Freuden auf, die es seit so langer Zeit geschmeckt hat. Ich habe sie gesehen, Milord. Meine Augen haben sie erblickt. Ich habe ihre Stimme gehört; ihre Hände haben die meinigen berührt; sie hat mich erkannt, sie hat Freude blicken lassen, mich zu sehen; sie hat mich ihren Freund, ihren lieben Freund genannt; sie hat mich in ihr Haus aufgenommen; glücklicher als je in meinem Leben wohne ich mit ihr unter einem und demselben Dache, und jetzt, indem ich Ihnen schreibe, bin ich dreißig Schritte von ihr.

Meine Gedanken sind zu lebhaft, um einander zu folgen; sie kommen alle zugleich, sie zerstören sich gegenseitig. Ich will eine Pause machen und Athem schöpfen, um zu versuchen, ob ich dann einige Ordnung in meinen Bericht bringen kann.

Kaum hatte ich mich, nach so langer Abwesenheit, der ersten Freude meines Herzens hingegeben, indem ich meinen Freund, meinen Befreier, meinen Vater umarmte, als Sie an die Reise nach Italien dachten. Sie

machten sie mir zu etwas Wünschenswerthem durch die Hoffnung, die Sie mir erregten, mir endlich einmal die Last abzunehmen, daß ich Ihnen so unnütz bin. Da Sie die Geschäfte nicht so bald abthun konnten, welche Sie noch in London festhielten, machten Sie mir den Vorschlag, vorauszureisen, um hier, indem ich Sie erwartete, länger bleiben zu können. Ich fragte an, ob ich kommen dürfte, erhielt die Erlaubniß, reiste ab, und obwohl Julie bei dem Gedanken, daß ich mich ihr wieder nahen sollte, in meiner Seele wieder in den Vordergrund trat, fühlte ich doch Schmerz, mich von Ihnen zu trennen. Milord, wir sind quitt, dieses Gefühl allein hat Ihnen Alles abgetragen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich auf dem ganzen Wege mit nichts Anderem beschäftigt war, als mit dem Gegenstande meiner Reise; aber ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß ich anfing, diesen Gegenstand, der mir nie aus dem Herzen gekommen war, unter einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten. Bis dahin hatte ich mir Julie immer vorgestellt, glänzend wie ehedem, in allen Reizen ihrer ersten Jugend; ich hatte immer ihre schönen Augen beseelt gesehen von der Glut, die sie in mir angefacht hatte; ihre geliebten Züge boten meinen Blicken nur Bürgen meines Glückes dar; ihre Liebe und die meinige vermischten sich so mit ihrer Gestalt, daß ich sie nicht davon trennen konnte. Jetzt sollte ich Julie verheiratet sehen, Mutter, eine mir gleichgültige Person. Ich dachte mit Unruhe daran, wie in acht Jahren ihre Schönheit gelitten haben könnte. Sie hatte die Pocken gehabt; sie war schon dadurch entstellt: wie viel mehr konnte sie es nicht seitdem sein? Meine Einbildungskraft wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, mir Flecken auf diesem reizenden Gesichte zu zeigen, und sobald ich mir eine Pockennarbe darauf dachte, so war es nicht mehr Juliens Gesicht. Dann dachte ich an das Zusammentreffen, welches wir haben würden, an den Empfang, den sie mir bereiten würde. Dieses erste Begegnen stellte sich meiner Seele in tausend verschiedenen Bildern dar, und der kurze Augenblick, der mir in ihm bevorstand, kam mir tausend Mal des Tages in den Sinn.

Als ich die Berge erblickte, schlug mir das Herz heftig, indem ich zu mir sagte: dort ist sie! Dasselbe war mir auf dem Meere begegnet, als ich die Küsten Europas erblickte. Dasselbe war mir schon damals in Meillerie begegnet, als ich das Haus des Barons v. Étange entdeckte. Die Welt ist für mich in zwei Regionen getheilt, die, wo sie ist, und die, wo sie nicht ist. Die erstere dehnt sich aus, wenn ich mich ent-

ferne, und zieht sich zusammen, je näher ich komme, wie ein Ort, den ich nie erreichen soll. Sie ist jetzt in die Mauern von Juliens Zimmer eingeschlossen. Ach! die ganze übrige Welt ist leer.

Je näher ich der Schweiz kam, desto mehr fühlte ich mich bewegt. Der Augenblick, da ich von den Höhen des Jura den Genfersee erblickte, war ein Augenblick der Begeisterung und des Entzückens. Der Anblick meines Vaterlandes, dieses heißgeliebten Landes, wo Wonne in Strömen mein Herz überflutet hatte, die Alpenluft, so gesund und rein, die süße Luft des heimischen Landes, süßer als die Wohlgerüche des Orients, dieser reiche fruchtbare Boden, diese einzige Landschaft, die schönste, die je ein menschliches Auge gesehen hat, diese herrliche Gegend, die ich auf der Welt, die ich umreiste, nicht ähnlich gefunden habe, der Anblick eines glücklichen und freien Volkes, die Lieblichkeit der Jahreszeit, die Heiterkeit des Himmelstriches, tausend köstliche Erinnerungen, die alle Gefühle wieder erweckten, welche ich je genossen hatte, das Alles versetzte mich in ein Entzücken, welches ich nicht beschreiben kann, und schien mir den Genuß meines ganzen Lebens in Einen Punkt zu sammeln.

Als ich abwärts stieg gegen das Ufer hin, empfand ich einen neuen Eindruck, von dem ich noch keine Vorstellung gehabt hatte, eine seltsame Bangigkeit, die mir das Herz zusammenzog, und mich wider Willen ängstigte. Diese Bangigkeit, deren Ursache ich mir nicht klar machen konnte, wuchs, je näher ich der Stadt kam; sie hemmte meinen Eifer die Stadt zu erreichen, und nahm endlich so zu, daß ich mich jetzt eben so sehr über die Geschwindigkeit der Fahrt beunruhigte, als zuvor über die Langsamkeit derselben. Als ich in Vevay ankam, war die Empfindung, die ich hatte, nichts weniger als angenehm; ich wurde von einem heftigen Herzklopfen befallen, welches mir den Athem benahm; ich sprach mit unsicherer, zitternder Stimme. Ich hatte Mühe mich verständlich zu machen, als ich nach Herrn von Wolmar fragte; denn seine Frau zu nennen, getraute ich mir gar nicht. Er wohne, sagte man mir, in Clarens. Diese Nachricht nahm mir ein Gewicht von fünfhundert Pfunden von der Brust, und indem ich die zwei Lieues, die ich nun noch zu machen hatte, für eine Frist nahm, freute ich mich über eine Sache, die mich zu einer andern Zeit in Verzweiflung gebracht hätte. Mit wahrem Kummer aber erfuhr ich, daß Frau v. Orbe in Lausanne wäre. Ich ging in ein Wirthshaus, um wieder Kräfte zu sammeln; es war mir unmöglich, einen einzigen Bissen herunter zu bringen, das

Getränk erstickte mich, und ich mußte mehrmals ansetzen, um ein Glas zu leeren. Mein Angstgefühl verdoppelte sich, als ich die Pferde wieder vorlegen sah. Ich glaube, ich würde Alles in der Welt darum gegeben haben, wenn ein Rad unterwegs gebrochen wäre. Ich sah nicht mehr Julie; meine verstörte Einbildungskraft zeigte mir nur verworrene Gegenstände; meine Seele war ganz und gar in Aufruhr. Ich kannte Schmerz und Verzweiflung; diesem schauderhaften Zustande würde ich sie vorgezogen haben. Genug, ich kann sagen, daß ich nie in meinem Leben in einer schrecklicheren Aufregung gewesen bin, als auf diesem kurzen Wege, und ich bin überzeugt, daß ich sie einen ganzen Tag lang nicht würde ausgehalten haben.

Als ich anlangte, ließ ich am Gitter halten, und da ich mich außer Stande fühlte, einen Schritt zu thun, schickte ich den Postillon hinein, um zu sagen, daß ein Fremder Herrn v. Wolmar zu sprechen wünsche. Er war auf dem Spaziergange mit seiner Frau. Die Meldung wurde ihnen gemacht, und sie kamen von einer andern Seite, während ich, die Augen auf die Allee geheftet, wartete und in Todesangst war, Jemanden kommen zu sehen.

Julie erblickte mich kaum, als sie mich erkannte. Mich sehen, aufschreien, laufen, sich in meine Arme werfen, war die Sache eines Augenblicks. Bei dem Tone ihrer Stimme bebe ich zusammen; ich wende mich um, ich sehe sie, ich fühle sie. O Milord, o mein Freund .... ich kann nicht reden ..... fort Zittern, fort Angst Bangigkeit, Menschenfurcht. Ihr Blick, ihr Schrei, ihre Geberde geben mir in einem Augenblick Vertrauen, Muth und Kräfte wieder. In ihren Armen gewinne ich Wärme und Leben, und bebe vor Freude, sie mit den meinigen umschließend. Ein heiliger Schauer hält uns lange in schweigender, enger Umarmung, und erst nach dieser süßen Regung fangen unsere Stimmen an, sich zu verschmelzen, und unsere Augen ihre Thränen zu vermischen. Herr v. Wolmar war da; ich wußte es, ich sah es. Aber was hätte ich zu sehen vermocht? Nein, wenn die ganze Welt sich gegen mich vereinigt hätte, wenn Marterwerkzeuge mich umdroht hätten, ich hätte mein Herz nicht der kleinsten dieser Liebkosungen entwunden, den zärtlichen Erstlingsfrüchten einer reinen heiligen Freundschaft, die wir mit in den Himmel nehmen werden.

Als der erste Ungestüm nachließ, nahm mich Frau v. Wolmar bei der Hand, und sich zu ihrem Manne wendend, sagte sie zu ihm mit einer Unschuld und lauteren Anmuth, wovon ich mich durchdrungen

fühlte: Obgleich er mein alter Freund ist, stelle nicht ich ihn Ihnen vor, ich empfange ihn von Ihnen, und nur wenn ihn Ihre Freundschaft beehrt, wird er in Zukunft die meinige besitzen. — Wenn neuen Freunden die Wärme alter fehlt, sagte er, mich umarmend, so werden doch auch sie einmal alte werden und jenen nichts nachgeben. Ich ließ mich umarmen, aber ich ließ es nur, mein Herz war erschöpft.

Nach diesem kurzen Auftritt bemerkte ich, von der Seite schielend, daß man meinen Koffer abgeschnallt hatte, und meine Chaise in die Remise schob. Julie nahm mich unter den Arm, und ich ging mit ihnen dem Hause zu, fast erdrückt von Freude, als ich sah, daß man Besitz von mir nahm.

Nun erst, da ich mit mehr Ruhe dieses angebetete Gesicht betrachtete, welches ich entstellt zu finden geglaubt hatte, sah ich mit einer bitter und süß gemischten Ueberraschung, daß es wirklich schöner und strahlender war denn je. Ihre reizenden Züge haben sich noch vollkommner ausgebildet; sie hat etwas mehr Fülle, wodurch ihre blendende Weiße gewonnen hat. Die Pocken haben auf ihren Wangen nur einige leichte, fast unmerkliche Spuren hinterlassen. Statt jener schmachtenden Verschämtheit, in welcher sie sonst unaufhörlich die Augen niederschlug, sieht man das Selbstgefühl der Tugend sich in ihrem züchtigen Blick mit Sanftmuth und Empfindung gatten; ihre Haltung, ohne weniger sittsam zu sein, ist weniger schüchtern; ein sicheres Wesen und eine freie Anmuth sind an die Stelle jener mehr befangenen, aus Zärtlichkeit und Scham gemischten Manieren getreten, und wenn sie in dem Gefühl ihres Fehltrittes damals etwas Rührenderes hatte, so giebt ihr das Gefühl ihrer Reinheit jetzt etwas Himmlischeres.

Kaum waren wir in dem Salon, als sie verschwand und einen Augenblick darauf wieder erschien. Sie kam nicht allein. Was meinen Sie, daß sie mitbrachte? Milord, ihre Kinder! Ihre beiden Kinder, schön wie der Tag und schon auf ihren kindlichen Gesichtern die Anmuth und den Liebreiz ihrer Mutter tragend. Wie ward mir bei diesem Anblick! Das läßt sich nicht sagen, nicht fassen: man muß es fühlen. Tausend streitende Gefühle standen zugleich in mir auf; tausend schmerzliche und selige Erinnerungen theilten sich in mein Herz. O Anblick, o Trauer, ich fühlte mich zerrissen von Schmerz und entzückt von Freude. Ich sah Die, welche mir so theuer war, gleichsam vervielfältigt. Ach! ich sah in demselben Augenblicke den zu lebendigen

Beweis, daß sie mir nichts mehr war, und meine Verluste schienen sich mit ihr zu vervielfältigen.

Sie führte sie mir zu. Da, sagte sie zu mir, mit einem Tone, der mir durch die Seele drang, das sind die Kinder Ihrer Freundin; sie werden einst Ihre Freunde sein: seien Sie von heute an der ihrige. Sogleich drängten sich die beiden kleinen Geschöpfe an mich, faßten mich bei den Händen, und wandelten durch ihre unschuldigen Liebkosungen alle meine Gefühle in Rührung. Ich nahm sie beide in meine Arme und, sie an mein bewegtes Herz pressend, sagte ich mit einem Seufzer: Theure, liebenswürdige Kinder, ihr habt eine große Aufgabe zu erfüllen. Möchtet ihr denen ähnlich werden, von denen ihr das Leben habt! Möchtet ihr ihre Tugenden nachahmen, und eines Tages durch die eurigen der Trost ihrer unglücklichen Freunde werden! Entzückt fiel mir Frau von Wolmar zum zweiten Male um den Hals, und schien mir die Liebe, mit der ich ihre beiden Söhne herzte, mit ihren Liebkosungen vergelten zu wollen. Aber welcher Unterschied zwischen der ersten Umarmung und dieser! Ich empfand es mit Erstaunen. Es war eine Mutter, die ich umarmte; ich sah sie umringt von ihrem Gatten und ihren Kindern; diese Umgebung flößte mir Ehrfurcht ein. Ich fand auf ihrem Gesichte einen Ausdruck von Würde, der mir bis dahin noch nicht aufgefallen war; ich fühlte mich gedrungen, ihr eine neue Art Achtung entgegenzubringen; ihre Traulichkeit war mir fast eine Last; so schön sie mir schien, würde ich mit freudigerem Herzen den Saum ihres Kleides, als ihre Wange geküßt haben: kurz, von Augenblick an erkannte ich, daß sie oder ich verändert sein mußte, und ich begann, mir in allem Ernste Gutes von mir vorherzusagen.

Herr von Wolmar nahm mich darauf bei der Hand, und führte mich in die für mich bestimmte Wohnung. Dies ist Ihr Zimmer, sagte er, als wir eintraten: Es ist kein Fremdenzimmer, es wird keinen Anderen mehr beherbergen, und künftig leer stehen, wenn Sie es nicht inne haben. Sie können denken, ob mir dieses Compliment angenehm war; aber ich verdiente es noch nicht genug, um es ohne Verwirrung anzuhören. Herr von Wolmar ersparte mir die Verlegenheit einer Antwort. Er lud mich ein, einen Gang durch den Garten mit ihm zu machen. Dort wußte er es so anzustellen, daß mir bald leichter wurde: er sprach in dem Tone eines Mannes, der von meinen alten Verirrungen unterrichtet, aber voll Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit ist, sprach wie ein Vater zu seinem Kinde, und machte es mir durch

die Hochschätzung selbst, die er mir bezeigte, unmöglich, sie zu Schanden zu machen. Nein, Milord, er hat sich nicht getäuscht; ich werde nicht vergessen, daß ich die seinige und die Ihrige zu rechtfertigen habe. Warum doch muß sich mein Herz bei seinen Wohlthaten zusammenziehen? Warum muß ein Mann, den ich zu lieben gezwungen bin, Juliens Mann sein?

Dieser Tag schien ausersehen, mich jeder möglichen Prüfung zu unterwerfen. Als wir wieder zu Frau von Wolmar gekommen waren, wurde ihr Mann abgerufen, und ich blieb mit ihr allein.

Ich befand mich nun in einer neuen Verlegenheit; es war die peinlichste und unvorhergesehenste von allen. Was ihr sagen? Womit anfangen? Sollte ich es wagen, sie an unsere alte Verbindung zu erinnern, an die Zeiten, die meinem Gedächtniß so gegenwärtig sind? Sollte ich die Meinung erregen, daß ich diese Zeiten vergessen hätte oder mir nichts mehr daraus machte? Welche Folter, Die wie eine Fremde zu behandeln, die man tief in's Herz geschlossen trägt! Wie schändlich, die Gastfreundschaft zu mißbrauchen, um ihr Dinge zu sagen, die sie nicht mehr hören darf! In dieser peinlichen Lage verlor ich alle Fassung; die Glut stieg mir in's Gesicht, ich wagte weder zu sprechen, noch die Augen aufzuschlagen, noch ein Glied zu rühren, und ich glaube, daß ich in diesem gequälten Zustande bis zur Rückkunft ihres Mannes geblieben sein würde, wenn sie mich nicht daraus befreit hätte. Sie selbst schien es in keiner Weise befangen zu machen, daß wir uns mit einander allein befanden. Sie änderte ihre Haltung, ihr Benehmen nicht, sie sprach in dem vorigen Tone fort; nur glaubte ich zu bemerken, daß sie versuchte, noch mehr Heiterkeit und Ungezwungenheit hinein zu legen, und dabei einen Blick anzunehmen, nicht schüchtern noch zärtlich, aber sanft und liebevoll, wie wenn sie mir Muth machen wollte, mich zu fassen und einen Zwang abzulegen, der ihr nicht hatte entgehen können.

Sie fing von meinen langen Reisen an: sie wollte das Nähere wissen, besonders in Betreff der Gefahren, die ich zu bestehen gehabt, der Leiden, die ich erduldet hatte; denn sie wüßte wohl, sagte sie, daß ihre Freundschaft sie mir zu vergüten hätte. Ach, Julie! sagte ich betrübt, erst einen Augenblick bin ich bei Ihnen, wollen Sie mich schon wieder nach Indien schicken? Keineswegs, versetzte sie lachend, ich vielmehr will ja jetzt hin.

Ich sagte ihr, daß ich für Sie einen Bericht über meine Reise auf-

gesetzt und ihr eine Abschrift davon mitgebracht hätte. Sogleich erkundigte sie sich angelegentlich nach Ihnen. Ich erzählte ihr von Ihnen, und das konnte ich nicht, ohne ihr den Kummer zu schildern, den ich gelitten und den ich Ihnen verursacht hatte. Sie war gerührt davon. Sie nahm einen ernsteren Ton an, indem sie auf ihre eigene Rechtfertigung einging, und mir zeigte, daß sie durchaus so hatte handeln müssen, wie sie gehandelt hatte. Herr von Wolmar trat ein, während sie noch mitten in ihrer Auseinandersetzung war, und es machte mich verwirrt, daß sie in seiner Gegenwart ganz so fortfuhr, als wäre er nicht dagewesen. Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er mir mein Erstaunen ansah. Als sie fertig war, sagte er zu mir: Sie haben da ein Beispiel von der Offenheit, welche hier bei uns herrscht. Wenn Sie aufrichtig tugendhaft sein wollen, so gewöhnen Sie sich auch daran; es ist das meine einzige Bitte, und die einzige Lehre, die ich Ihnen zu geben habe. Es ist immer der erste Schritt zum Laster, wenn man bei unschuldigen Handlungen die Heimlichkeit sucht; wer es liebt, sich zu verstecken, wird früher oder später nöthig haben, es zu thun. Eine einzige Moralvorschrift kann statt aller dienen, nämlich diese: Thue nie und sage nie Etwas, was du nicht die ganze Welt könntest sehen und hören lassen. Ich für mein Theil habe immer als den achtungswerthesten aller Menschen jenen Römer*) angesehen, der sein Haus so eingerichtet haben wollte, daß man Alles sehen könnte, was darin vorginge.

Ich habe Ihnen zwei Vorschläge zu machen, fuhr er fort: Wählen Sie in aller Freiheit, aber wählen Sie einen von beiden. Er ergriff darauf seiner Frau Hand und die meinige und sagte, indem er sie mir drückte: Unsere Freundschaft ist im Beginnen, hier ist das theure Band derselben; möge sie unauflöslich sein. Umarmen Sie Ihre Schwester und Freundin; behandeln Sie sie stets als solche; je traulicher Sie mit ihr umgehen werden, desto besser werde ich von Ihnen denken. Jedoch benehmen Sie sich, wenn Sie mit ihr allein sind, als ob ich gegenwärtig wäre, oder aber in meiner Gegenwart, als ob ich nicht da wäre; das ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Wenn Sie den letzteren Weg vorziehen, so können Sie es ohne alle Furcht; denn da ich mir das Recht vorbehalte, Ihnen Alles, was mir mißfällt, ehrlich

---

*) Den Volkstribun Livius Drusus.

zu sagen, so werden Sie, solange ich nichts sage, die Gewißheit haben, daß mir nichts mißfallen hat.

Zwei Stunden früher würde mich diese Anrede sehr verlegen gemacht haben; aber Herr von Wolmar hatte bereits eine so große Autorität über mich zu gewinnen angefangen, daß ich fast schon daran gewöhnt war. Wir nahmen das Gespräch unter uns Dreien ruhig wieder auf, und so oft ich mich an Julie wendete, verfehlte ich nicht, sie Madame zu nennen. Sagen Sie mir aufrichtig, unterbrach mich endlich ihr Mann, haben Sie in der Unterredung von vorher auch Madame gesagt? Nein, sagte ich, etwas aus der Fassung gebracht; aber die Wohlanständigkeit .... Die Wohlanständigkeit, versetzte er, ist nur die Maske des Lasters; wo Tugend herrscht, ist sie unnütz; ich mag nichts von ihr wissen. Nennen Sie meine Frau in meiner Gegenwart Julie, oder auch, wenn Sie sie allein sehen, Madame, eines von beiden, mir gleich welches. Ich fing nun an, zu erkennen, mit was für einem Manne ich zu thun hatte, und ich nahm mir vor, mein Herz stets in solcher Verfassung zu erhalten, daß es offen vor ihm daliegen konnte.

Mein erschöpfter Körper bedurfte sehr der Erquickung und mein Geist der Ruhe; ich fand beides bei Tische. Nach so vielen Jahren der Abwesenheit und der Schmerzen, nach so langem Umherschweifen sagte ich in einer Art Entzücken zu mir selbst: Ich bin bei Julie, ich sehe sie, spreche mit ihr; ich bin mit ihr bei Tische, sie sieht mich ohne Unruhe, nimmt mich ohne Furcht bei sich auf; nichts stört die Freude unseres Beisammenseins. Süße, kostbare Unschuld, ich hatte deinen Reiz nimmer gekostet und erst heute beginne ich zu leben, ohne zu leiden.

Als ich mich am Abend zurückzog, ging ich an dem Zimmer der Hausherrschaft vorbei. Ich sah sie Beide mit einander hineingehen, schlich traurig nach dem meinigen, und dieser Augenblick war für mich nicht der angenehmste dieses Tages.

So, Milord, ist dieses so heiß ersehnte und so heftig gefürchtete Wiedersehen abgelaufen. Ich habe, seit ich allein bin, mich zu sammeln versucht, ich habe mich angestrengt, mein Herz zu sondiren, aber die Aufregung des verschwundenen Tages wirkt noch nach, und es ist mir unmöglich, schon jetzt über den wahren Zustand meines Innern zu urtheilen. Ich weiß nur so viel ganz gewiß, daß, wenn mein Gefühl für sie nicht anderer Art geworden, es wenigstens eine ganz andere

Form angenommen hat, daß ich immer lebhaft wünsche, einen Dritten zwischen uns zu sehen, und daß ich das Alleinsein eben so sehr fürchte, als ich mich ehedem danach sehnte. Ich gedenke in zwei oder drei Tagen nach Lausanne zu gehen. Ich habe Julie nur erst halb gesehen, solange ich nicht ihre Cousine gesehen habe, diese liebenswürdige und theure Freundin, der ich so viel verdanke, die ewig meine Freundschaft, meine Theilnahme, meine Erkenntlichkeit und alle Empfindungen, deren mein Herz noch fähig ist, mit Ihnen theilen wird. Sobald ich zurückkomme, werde ich Ihnen unverzüglich Weiteres berichten. Ich bedarf Ihrer Rathschläge, und werde mich genau beobachten. Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen. Wie süß es mir ist, in diesem Hause zu wohnen, bin ich doch entschlossen, und schwöre, wenn ich merken sollte, daß es mir zu sehr darin gefällt, es augenblicklich zu verlassen.

Siebenter Brief.

Frau von Wolmar an Frau von Orbe.

Wenn du unserer Bitte nachgegeben und deine Abreise aufgeschoben hättest, so würdest du noch das Vergnügen gehabt haben, deinen Schützling zu umarmen. Er kam vorgestern an und wollte heute zu dir reisen; aber eine Art Hexenschuß, den er von der Reise und der Anstrengung davongetragen, zwingt ihn, das Zimmer zu hüten, und er ist heute Morgen zur Ader gelassen *) worden. Uebrigens hatte ich mir fest vorgenommen, zu deiner Strafe ihn nicht so bald fortzulassen; und du kannst nur hierher kommen, wenn du ihn sehen willst; denn sonst, verspreche ich dir, wirst du ihn noch lange nicht zu sehen bekommen. Wahrhaftig, das wäre mir ein schöner Einfall, ihn die Unzertrennlichen getrennt sehen zu lassen.

In der That, Cousine, ich weiß nicht, was für leere Schreckbilder mir in Betreff seines Herkommens den Geist benebelt hatten, und ich schäme mich jetzt, daß ich mich so heftig dagegen sträubte. Je mehr ich das Wiedersehen fürchtete, desto mehr würde es mir nun leid sein müssen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte; denn seine Gegenwart hat die Furcht zerstreut, welche mich noch innerlich quälte, und die leicht zu einer gegründeten hätte werden können, wenn ich mich weiter in

*) Was? Zur Ader gelassen? Ist das auch in der Schweiz Mode?

Gedanken mit ihm beschäftigt hätte. Die Anhänglichkeit, welche ich für ihn habe, beängstigt mich jetzt so wenig, daß ich glaube, ich würde mir weniger trauen, wenn ich fände, daß er mir weniger theuer wäre; aber ich liebe ihn so zärtlich wie jemals, ohne ihn jedoch auf dieselbe Weise zu lieben. Aus der Vergleichung dessen, was ich jetzt bei seinem Anblicke empfinde, und was ich ehemals empfand, schöpfe ich die Ruhe über meinen gegenwärtigen Zustand, und in diesen so verschiedenartigen Empfindungen ist der Unterschied um so fühlbarer, je größer ihre Lebhaftigkeit ist.

Was ihn betrifft, so habe ich ihn zwar im ersten Augenblicke erkannt, habe ihn aber doch sehr verändert gefunden, und, was ich mir früher nicht hätte möglich denken können, in vieler Hinsicht, wie mir scheint, zu seinem Vortheil. Den ersten Tag ließ er einige Verlegenheit blicken, und ich selbst hatte Mühe, ihm die meinige zu verbergen, aber es währte nicht lange, so nahm er den festen Ton und die offene Miene an, die seinem Charakter angemessen sind. Ich hatte ihn immer ängstlich und schüchtern gesehen; die Furcht, mir zu mißfallen und vielleicht die geheime Scham über eine Rolle, die eines Mannes von Ehre wenig würdig ist, gaben ihm vor mir etwas Demüthiges und Knechtisches, worüber du mehr als einmal mit Recht gespottet hast. Anstatt der sklavischen Unterwürfigkeit zeigt er jetzt das achtungsvolle Benehmen eines Freundes, der die Person zu ehren weiß, welche er werthschätzt; er spricht mit Anstand und mit Sicherheit; er hat nicht zu besorgen, daß seine moralischen Grundsätze seinen Interessen widerstreiten; er hat nicht Furcht, sich zu schaden oder mich zu beleidigen, wenn er lobt, was lobenswürdig ist, und man merkt an Allem, was er sagt, das Selbstvertrauen eines geraden und gesinnungsvollen Mannes, dem sein eigenes Gefühl den Beifall spendet, welchen er sonst nur in meinen Blicken suchte. Ich finde auch, daß das Leben in der Welt und die Erfahrung ihm jenen absprechenden und pedantischen Ton abgestreift haben, welchen man sich in der Studirstube aneignet, daß er weniger geschwind bei der Hand ist, über Menschen zu urtheilen, seit er mehr beobachtet hat, weniger eilig, allgemeine Sätze aufzustellen, seit er so viele Ausnahmen erfahren hat, und daß ihn überhaupt die Liebe zur Wahrheit von dem systematischen Tik geheilt hat; kurz, sein Gespräch ist weniger blendend, aber vernünftiger, und man lernt weit mehr von ihm, seit er nicht mehr so gelehrt ist.

Auch sein Aeußeres ist verändert und nicht weniger vortheilhaft;

sein Gang ist fester, seine Bewegung freier, seine Haltung stolzer; er hat von seinen Campagnen ein gewisses martialisches Wesen heimgebracht, das ihm um so besser steht, als er in seinen Gebärden, die lebendig und sprechend sind, wenn er lebhaft wird, übrigens gemessener und gesetzter ist, als ehemals. Er ist ein Seemann geworden, der in seiner Haltung phlegmatisch und kalt ist, aber im Sprechen rasch und feurig. Jetzt, nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre, ist sein Gesicht das eines vollendeten Mannes und vereinigt mit dem Feuer der Jugend den Adel des reifen Alters. Seine Farbe ist nicht wieder zu kennen; er ist schwarz wie ein Mohr und hat starke Pockennarben. Liebe, ich muß dir Alles sagen, diese Narben sind mir ein Bißchen peinlich anzusehen, und ich ertappe mich oft darauf, daß ich sie wider Willen ansehe...

Ich glaube, zu bemerken, daß ich nicht nur ihn betrachte, sondern daß er mit nicht geringerer Aufmerksamkeit mich betrachtet. Nach einer so langen Trennung ist es natürlich, daß man sich mit einer gewissen Neugier ansieht; aber wenn in dieser Neugier etwas von unserer alten Lust zu liegen scheint, welch ein Unterschied dennoch in dem Wesen, wie in dem Grunde derselben! Wenn unsere Blicke sich weniger oft begegnen, sehen wir uns dafür mit mehr Freiheit an. Es ist, als ob eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen uns bestände, uns wechselweise zu betrachten. Jeder fühlt gleichsam, wann die Reihe an ihm ist, und sieht weg, wann des Andern Reihe kommt. Kann man ohne Freude, wenn auch die innere Aufregung weg ist, wiedersehen, was man einst so zärtlich liebte, und noch mit so reiner Liebe umfaßt? Wer weiß, ob nicht hierbei die Eigenliebe thätig ist, die begangenen Verirrungen bei sich zu entschuldigen? Wer weiß, ob nicht jeder von Beiden nun, da ihn die Leidenschaft nicht mehr blind macht, sich gern noch sagen möchte: ich hatte nicht so übel gewählt? Wie dem auch sei, ich schäme mich nicht, es noch einmal zu sagen, ich trage für ihn noch süße Gefühle in mir, die so lange dauern werden als mein Leben. Weit entfernt, mir diese Gefühle zum Vorwurfe zu machen, bin ich stolz darauf; wenn ich sie nicht hätte, würde ich mich dessen schämen, wie eines Charakterfehlers und eines Beweises von einem schlechten Herzen. Was ihn betrifft, so darf ich glauben, daß, nächst der Tugend, ich Dasjenige bin, was er auf der Welt am meisten liebt. Ich fühle, daß er es sich zur Ehre rechnet, mir werth zu sein; ich rechne es mir ebenso zur Ehre, daß ich ihm werth bin, und werde verdienen

es zu bleiben. Ach, wenn du sähest, mit welcher Zärtlichkeit er meine Kinder liebkos't, wenn du wüßtest, wie viel Vergnügen es ihm macht, von dir zu sprechen, Cousine, so würdest du erkennen, daß ich ihm noch theuer bin.

Mein Vertrauen auf die gute Meinung, die wir Beide von ihm haben, wird dadurch bestärkt, daß Herr von Wolmar sie theilt, und daß er, seit er ihn gesehen hat, selbst so viel Gutes von ihm denkt, als wir ihm nur immer gesagt hatten. Er hat mit mir diese beiden Abende viel über ihn gesprochen: er wünschte sich Glück, so gehandelt zu haben, wie er gethan hat, und schalt mich, daß ich mich dawider gesträubt hatte. Nein, sagte er gestern zu mir, wir dürfen einen so wackern Mann nicht in Zweifel über sich selbst lassen: wir werden ihn besser auf seine eigene Tugend bauen lehren, und vielleicht werden wir eines Tages reichere Frucht, als Sie denken, von den Bemühungen ernten, die wir ihm zuwenden wollen. Für den Augenblick will ich Ihnen nur sagen, daß mir sein Charakter gefällt, und daß ich ihn sonderlich von einer Seite schätze, wo er es gewiß nicht vermuthet, nämlich wegen seiner Kälte gegen mich. Je weniger Freundschaft er mir bezeigt, desto mehr Freundschaft gewinnt er mir ab; ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Schmeicheleien von ihm fürchtete. Dies war die erste Probe, auf die ich ihn stellen wollte. Es muß sich noch eine zweite finden*), und nach dieser werde ich ihn nicht mehr beobachten. Was diese erstere betrifft, sagte ich zu ihm, so beweist sie nichts weiter, als die Offenheit seines Charakters; denn auch früher hat er sich nie entschließen können, ein unterwürfiges und schmeichelndes Wesen gegen meinen Vater anzunehmen, so viel ihm auch daran liegen mußte, ihn zu gewinnen, und so inständig ich ihn darum gebeten hatte. Es that mir weh, daß er sich dieses einzigen Mittels beraubte, und doch konnte ich ihm nicht zürnen, daß er es nicht über sich vermochte, im Kleinsten falsch zu sein. — Das ist ein ganz anderer Fall, versetzte mein Mann; zwischen Ihrem Vater und ihm bestand eine natürliche Antipathie, welche auf dem Widerspruche ihrer Grundsätze beruhte. Ich, der ich weder ein festes System, noch vorgefaßte Meinungen habe, bin überzeugt, daß er mich nicht von Hause aus haßt; ein leidenschaftloser Mann kann

*) Der Brief, in welchem von dieser zweiten Probe die Rede war, ist nicht in die Sammlung gekommen; aber ich werde nicht unterlassen seiner Zeit darauf hinzuweisen.

Niemanden Abneigung einflößen. Aber ich habe ihm sein Gut geraubt, das wird er mir nicht so bald vergeben. Er wird mich nur desto zärtlicher lieben, sobald er inne geworden sein wird, daß mich das Böse, das ich ihm zugefügt, nicht abhält, ihm freundlich gesinnt zu sein. Wenn er jetzt Liebe zeigte, so wäre er ein Schuft; wenn er es nie über sich gewönne, so wäre er ein Ungeheuer.

So weit also sind wir, Clärchen, und ich fange an zu glauben, daß der Himmel die Redlichkeit unserer Herzen und die wohlwollenden Absichten meines Mannes segnen werde. Aber wie gut bin ich doch, daß ich dir so umständlich erzähle. Du verdienst es nicht, daß ich so gern mit dir plaudere. Ich habe mir auch vorgenommen, dir nichts mehr zu sagen, und wenn du mehr wissen willst, so komm nur und hole dir's.

N. S. Ich muß dir aber doch noch sagen, was mir mit diesem Briefe begegnet ist. Du weißt, mit welcher Nachsicht Herr von Wolmar das späte Geständniß aufnahm, welches diese unerwartete Rückkunft mir abzwang. Du hast gesehen, mit welcher Güte er meine Thränen zu trocknen und meine Scham zu zerstreuen wußte. Sei es, daß ich ihm nichts Neues sagte, wie du mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthet hast, sei es, daß er in der That gerührt war von einem Schritte, den nur die Reue veranlaßt haben konnte, nicht nur fuhr er fort, mit mir ganz so wie zuvor umzugehen, sondern er scheint seine Aufmerksamkeiten, sein Vertrauen, seine Achtung gegen mich noch zu verdoppeln und durch sein Betragen die Beschämung gut machen zu wollen, welche mir dieses Geständniß verursacht hat. Du kennst mein Herz, Cousinchen; du kannst dir denken, welchen Eindruck eine solche Handlungsweise auf mich machen muß!

Sobald ich ihn entschlossen sah, unseren alten Lehrer kommen zu lassen, entschloß ich mich meinerseits die beste Vorsichtsmaßregel gegen mich zu gebrauchen, die mir zu Gebote stand, nämlich, meinen Mann selbst zum Vertrauten zu wählen, keine Unterredung unter vier Augen zu haben, deren Inhalt er nicht erführe, und keinen Brief zu schreiben, den er nicht sähe. Ich machte es mir sogar zum Gesetz, jeden Brief so zu schreiben, als ob er ihn nicht sehen würde, und ihn ihm dann zu zeigen. Du wirst in diesem hier eine Stelle finden, welche auf solche Art entstanden ist, und wenn ich mich auch nicht verhindern konnte, beim Schreiben daran zu denken, daß er den Brief sehen würde, so gebe ich mir doch das Zeugniß, daß ich deswegen auch nicht ein Wort anders

gesetzt habe. Als ich ihm aber meinen Brief bringen wollte, hat er mich ausgelacht, und hat nicht die Gefälligkeit gehabt, ihn zu lesen.

Ich gestehe dir, daß mir seine Weigerung ein wenig empfindlich war, gleich als hätte er mir nicht zugetraut, daß es mir mit meinem Anerbieten Ernst wäre. Diese Regung ist ihm nicht entgangen, und der offenste und edelste der Menschen beschwichtigte mich bald. Gestehen Sie, sagte er zu mir, daß Sie in diesem Briefe weniger von mir gesprochen haben als gewöhnlich. Ich gab es ihm zu. Wäre es schicklich gewesen, viel von ihm zu sagen, wenn ich im Voraus wußte, daß er das, was ich sagte, sehen würde? Nun wohl, entgegnete er lächelnd, ich will lieber nicht wissen, was Sie über mich sagen, und daß Sie mehr von mir sprechen. Dann fuhr er mit ernsterem Tone fort: die Ehe ist ein zu wichtiger, zu hoher Stand, um jede kleine Herzenseröffnung zu vertragen, die der zärtlichen Freundschaft ganz wohl ansteht. Dieses letztere Band mildert oft zur gelegenen Zeit die ausnehmende Strenge des anderen, und es ist gut, daß eine sittsame und verständige Frau bei einer treuen Freundin Trost, Aufschluß, Rath suchen kann, den sie vielleicht über manche Gegenstände bei ihrem Manne nicht suchen mag. Obgleich ihr nie unter einander Etwas sprechet, was Sie mir nicht willig mittheilen würden, so hüten Sie sich doch, sich hieraus ein Gesetz zu machen, damit diese Pflicht Ihnen nicht zu einem Zwange werde, und daß nicht eure Vertraulichkeit, aus ihrer Enge gerissen, an Reiz verliere. Glauben Sie mir, die Ergießungen der Freundschaft stocken vor einem Zeugen, wer er auch sei. Es giebt tausend Geheimnisse, die drei Freunde wissen müssen, und die sie sich nur zu zweien und zweien sagen können. Sie theilen wohl das Nämliche Ihrer Freundin und Ihrem Gatten mit, aber nicht auf die nämliche Art; und wenn Sie das eine mit dem anderen vermengen wollen, so wird die Folge davon sein, daß Sie Ihre Briefe mehr an mich, als an sie schreiben, und sich mit keinem von uns beiden wohl fühlen; sowohl in meinem eigenen Interesse, als in dem Ihrigen sage ich Ihnen das. Sehen Sie nicht, daß Sie schon die gerechte Scham fürchten, mich in's Gesicht zu loben? Warum wollen Sie uns beiden etwas rauben, sich das Vergnügen, Ihrer Freundin zu sagen, wie theuer Ihnen Ihr Mann ist, und mir das Vergnügen, zu denken, daß Sie in Ihren geheimsten Eröffnungen gerne Gutes von ihm reden? Julie, Julie, setzte er hinzu, indem er mir die Hand drückte und mich liebevoll ansah, wollen Sie sich so erniedrigen, daß Sie zu Vorsichtsmaßregeln greifen, die Ihrer so we-

nig würdig sind, und wollen Sie sich nie nach Ihrem Werthe schätzen lernen?

Liebe Freundin, ich weiß kaum zu sagen, wie dieser unvergleichliche Mann es anfängt, aber es ist mir vor ihm nicht mehr möglich, mich meiner zu schämen. Wie sehr ich dazu Ursache haben mag, er erhebt mich über mich selbst, und ich fühle, daß er durch sein Vertrauen zu mir, mich dahin bringt, dasselbe wirklich zu verdienen.

Achter Brief.

Antwort.

Wie, Cousine, unser Reisender ist da, und ich habe ihn noch nicht zu meinen Füßen gesehen, beladen mit der Beute Amerikas! Nicht ihm, ich sage es dir, lege ich diese Verzögerung zur Last; denn ich weiß wohl, daß er eben so ungeduldig darnach ist, als ich; aber ich sehe, daß er nicht ganz so gut, wie du sagst, sein altes Sklavenmetier verlernt hat, und beschwere mich weniger über seine Nachlässigkeit, als über deine Tyrannei. Auch finde ich das sehr niedlich von dir, zu verlangen, daß eine so abgemessene und förmliche Spröde, wie ich, die Avancen mache, und daß ich Alles stehen und liegen lasse, um hinzulaufen und ein schwarzes, blattersteppiges Gesicht zu küssen, das viermal unter der Sonne durchpassirt, und gewesen ist wo der Pfeffer wächst.

Aber du bist spaßhaft, sonderlich wenn du dich sputest, auf mich zuerst loszuschelten, um so um meine Schelte herum zu kommen. Ich möchte doch wissen, in was Alles du dich zu pfuschen unterstehst. Das Auszanken ist meine Sache, das macht mir Plaisir, ich verstehe mich darauf, und mir läßt es gut; aber du fängst es so linkisch an als nur möglich, und es ist ein für alle Male kein Geschäft für dich. Dafür, wenn du wüßtest, wie anmuthig es dir steht, Unrecht zu haben, wie reizend dich dein beschämtes Mienchen und dein bittendes Auge macht, würdest du, statt zu schmollen, dein Lebelang nichts thun als um Verzeihung bitten,-wenn nicht aus Schuldigkeit, wenigstens aus Kokettarie.

Für's Erste bitte hübsch mich auf alle Art um Verzeihung. Ein allerliebster Einfall, seinen Mann zum Vertrauten zu machen, und eine sehr verbindliche Vorsichtsmaßregel für eine so heilige Freundschaft wie die unsrige ist! Ungerechte Freundin, kleinmüthiges Weib! Auf was auf der Welt willst du dich mit deiner Tugend verlassen, wenn du dich nicht auf meine und deine Gesinnung verlässest? Kannst du, ohne

uns Beide zu beleidigen, dein eigenes Herz fürchten und meinerseits Nachsicht bei dem heiligen Bande, worin du lebst? Ich kann kaum begreifen, wie dich nicht der bloße Gedanke schon empört hat, einen Dritten zu dem heimlichen Geplapper zweier Frauen zuzuziehen. Ich für mein Theil, sogern ich in Ruhe mit dir schwatze — ich thue es für mein Leben gern —, aber wenn ich wüßte, daß das Auge eines Mannes je meine Briefe durchstöberte, so würde alle Lust, dir zu schreiben, weg sein; unvermerkt würde sich mit der Zurückhaltung Kälte zwischen uns einstehlen und wir würden uns nicht besser lieben als jede zwei andere Frauen. Siehst du, welcher Gefahr uns dein dummes Mißtrauen ausgesetzt hätte, wenn dein Mann nicht gescheiter gewesen wäre als du.

Es war sehr klug von ihm, daß er deinen Brief nicht lesen wollte. Er wäre vielleicht weniger damit zufrieden gewesen, als du hofftest, und weniger als ich es bin, die ich dich in deinem früheren Zustande gesehen habe, und daher richtiger den beurtheilen kann, in welchem ich dich jetzt sehe. Alle jene hochweisen Beobachter, die ihr Leben daran gewendet haben, das menschliche Herz zu studiren, verstehen sich weniger auf die wahren Kennzeichen der Liebe als die beschränkteste Frau, welche fühlt. Herrn von Wolmar würde zuerst aufgefallen sein, daß dein ganzer Brief von nichts Anderem handelt, als von unserem Freunde; denn die Nachschrift würde ihm ja nicht vor Augen gekommen sein, welche von jenem kein Wort sagt. Wenn du diese Nachschrift vor zehn Jahren geschrieben hättest, mein Kind, ich weiß zwar nicht genau, wie sie ausgefallen wäre, aber der Freund wäre jedenfalls durch irgend ein Loch hereingeschlüpft, um so mehr, da der Herr Gemahl sie nicht zu sehen bekommen hätte.

Herrn von Wolmar würde es sodann nicht entgangen sein, mit welcher Aufmerksamkeit du seinen Gast betrachtet hast, und wie viel Vergnügen es dir macht, ihn zu beschreiben. Aber er könnte Aristoteles und Plato gefressen haben, ehe er wüßte, daß man seinen Liebsten ansieht, aber nicht betrachtet. Jede Betrachtung erfordert kaltes Blut, welches man dem Gegenstande seiner Liebe gegenüber nicht hat.

Endlich würde er sich einbilden, daß alle die Veränderungen, welche du bemerkt hast, einer Anderen entgangen sein würden; ich, ich habe vielmehr Furcht, noch einige zu entdecken, die dir entgangen sind. Wie anders dein Gast auch geworden sein mag, ja, hätte er sich auch noch mehr verändert, als der Fall ist, du würdest ihn, wenn dein Herz unverändert wäre, nicht verändert gefunden haben. Doch sei dem wie

ihm wolle, du wendest die Augen weg, wenn er dich ansieht: wieder ein sehr gutes Zeichen! Du wendest sie weg, Cousine. Du schlägst sie also nicht mehr nieder? Denn sicherlich hast du dir keine Verwechselung der Worte zu Schulden kommen lassen. Glaubst du, daß unser Weiser diese Bemerkung auch gemacht haben würde?

Noch Etwas, das auch sehr geeignet ist einem Ehemanne Unruhe zu machen, der Umstand, daß du im Reden von Dem, der dir theuer war, einen gewissen schmelzenden, weichen Ton anstimmst. Wenn man dich liest, wenn man dich reden hört, muß man dich wahrlich sehr genau kennen, um sich über dein Gefühl nicht zu täuschen; man muß wissen, daß du nur von einem Freunde redest, oder vielmehr, daß du von allen deinen Freunden so redest. Je nun, was dies betrifft, so ist es eine natürliche Wirkung deines Charakters, die dein Mann zu gut kennt, um sich dadurch beunruhigen zu lassen.

Wie sollte doch in einem so zärtlichen Herzen nicht auch die reine Freundschaft ein wenig von dem Aussehen der Liebe an sich haben? Höre, Cousine, Alles, was ich dir da sage, soll dir Muth einsprechen, aber nicht dich verwegen machen. Die Fortschritte, die du gemacht hast, sind merklich, und das ist schon viel. Ich rechnete nur auf deine Tugend und ich fange nun an, auch auf deine Vernunft zu rechnen; ich sehe deine Wiederherstellung jetzt, wenn nicht als vollendet, doch wenigstens als leicht zu vollenden an, und du hast nachgerade so viel gethan, daß es nicht zu entschuldigen wäre, wenn du nicht das Uebrige thätest.

Schon ehe ich an deine Nachschrift kam, hatte ich die Stelle bemerkt, welche du in deiner Ehrlichkeit nicht hast unterdrücken oder ändern wollen, wenn du auch daran dachtest, daß dein Mann sie sehen würde. Ich bin überzeugt, daß sich, wenn er sie gelesen hätte, seine Hochachtung für dich wo möglich noch gesteigert hätte; aber nichtsdestoweniger würde ihm die Stelle nicht behagt haben. Im Allgemeinen war dein Brief sehr geeignet, ihm viel Vertrauen zu deinem Betragen einzuflößen und viel Besorgniß über deinen Hang. Ich gestehe dir, daß diese Pockennarben, die du so viel ansiehst, mir Furcht machen, und fürwahr, die Liebe selbst hat sich nimmer eine gefährlichere Schminke ausgedacht. Ich weiß wohl, für eine Andere wäre das ein Nichts; aber Cousine, vergiß mir ja nicht, daß Die, welche Jugend und Schönheit eines Geliebten nicht hatten verführen können, verloren war bei dem Gedanken an die Leiden, welche er ihretwegen erduldet hatte. Ohne Zweifel hat der Himmel gewollt,

daß ihm Spuren von jener Krankheit übrigblieben, um deine Tugend, und dir keine, um die seinige zu üben.

Ich komme wieder auf den Hauptgegenstand des Briefes zurück: Du weißt, daß ich, nach Empfang des Schreibens von unserem Freunde, Flügel hatte; der Fall war ernster Natur. Aber jetzt, wenn du wüßtest, in was für Verlegenheiten mich die kurze Abwesenheit verwickelt hat, und wie sich meine Geschäfte nun gehäuft haben, so würdest du einsehen, daß es mir unmöglich ist, mein Haus in diesem Augenblicke zu verlassen, wenn ich mir nicht neue Schwierigkeiten bereiten, und mich in die Nothwendigkeit versetzen will, auch noch den Winter hier zu bleiben, womit weder mir, noch dir gedient sein würde. Ist es nicht besser, daß wir uns das Vergnügen versagen, uns zwei oder drei Tage flüchtig zu sehen, um sechs Monate eher bei einander sein zu können? Ich denke auch, es wird nicht unnütz sein, daß ich unseren Philosophen allein und ein wenig bei Muße spreche, sei es, um sein Herz zu sondiren und fest zu machen, oder auch, um ihm einige nützliche Rathschläge zu geben, wie er sich mit deinem Manne und selbst mit dir benehmen müsse; denn ich kann mir nicht denken, daß du mit ihm so recht frei über dergleichen sprechen kannst, und sehe aus deinem Briefe selbst, daß er Rath nöthig hat. Wir haben uns so sehr daran gewöhnt ihn zu lenken, daß wir für ihn unserem eigenen Gewissen ein Bischen verantwortlich sind, und bis er sich in völlig freiem Gebrauch seiner Vernunft befinden wird, müssen wir schon etwas helfen. Ich für mein Theil werde mich dieser Sorge stets mit Vergnügen unterziehen; denn er hat meinen Rathschlägen in Dingen, die dem Herzen so viel kosten, willige Folge geleistet, daß ich es ihm nie vergessen werde, und es giebt keinen Mann auf der Welt, seit der meinige nicht mehr ist, den ich so schätzte und liebte, wie ihn. Ich spare ihm auch seinerseits das Vergnügen auf, mir hier einige Dienste zu leisten. Ich habe viele sehr durcheinandergeworfene Papiere, die er mir ordnen helfen soll, und einige schwierige Geschäfte, bei denen ich seine Einsicht und seine Bemühungen nöthig haben werde. Uebrigens denke ich, ihn nur höchstens fünf bis sechs Tage bei mir zu behalten, und vielleicht schicke ich ihn dir schon den andern Tag zurück; denn ich bin zu eitel, um zu warten, bis ihn die Ungeduld ergreife, wieder hinüberzukommen, und habe ein zu gutes Auge, um mich in dieser Hinsicht zu täuschen.

Versäume also nicht, ihn mir, sobald er wiederhergestellt sein wird, zu schicken, ich meine, ihn herreisen zu lassen, oder ich werde keinen

Spaß verstehen. Du weißt, wie ich lache, wann ich weine und deshalb nicht weniger traurig bin, so lache ich auch, wann ich grolle und bin deshalb nicht weniger erzürnt. Wenn du recht artig bist und Alles recht hübsch machst, so verspreche ich, dir durch ihn ein nettes, kleines Geschenk zu schicken, das dir Vergnügen machen wird, und noch dazu sehr großes Vergnügen; aber wenn du mich schmachten lässest, so kriegst du Nichts, das sage ich dir.

N. S. Apropos, sage mir doch, raucht unser Seemann? Flucht er? Trinkt er Branntwein? Trägt er einen großen Säbel? Hat er ein rechtes Flibustiergesicht? Mein Gott! was ich neugierig bin, zu sehen, wie man aussieht, wenn man von den Antipoden zurückkommt!

Neunter Brief.

Frau von Orbe an Frau von Wolmar.

Da, Cousine, da schicke ich dir deinen Sklaven wieder. Ich habe ihn während dieser acht Tage zu dem meinigen gemacht, und er hat seine Ketten so gutwillig getragen, daß man sieht, er ist dazu geboren, Knecht zu sein. Du magst mir nur danken, daß ich ihn nicht noch acht Tage länger behalten habe; denn, mit deiner gütigen Erlaubniß, wenn ich hätte warten wollen, bis er sich bei mir zu langweilen anfinge, so würde ich ihn nicht so bald haben zurückschicken können. Ich habe ihn also ohne Bedenken hier behalten. Bedenken habe ich nur getragen, ihn in meinem Hause wohnen zu lassen. Ich habe manchmal jenen Stolz der Seele in mir gefühlt, welcher die sklavischen Anstandsgesetze verachtet, und welcher der Tugend so wohl ansteht. Ich bin bei dieser Gelegenheit ängstlicher gewesen, ich weiß selbst nicht warum; ich kann nur soviel für gewiß sagen, daß ich mehr Lust hätte, mir aus dieser Zurückhaltung einen Vorwurf, als ein Lob zu machen.

Aber du, weißt du wohl, warum unser Freund hier so ruhig aushielt? Erstlich, er war bei mir, und ich denke doch, daß Das ein starker Grund ist, sich in Geduld zu schicken. Er ersparte mir viel Schererei, und diente mir in meinen Angelegenheiten; dabei kann sich ein Freund nicht langweilen. Ein dritter Punkt, den du schon errathen hast, wenn du dir's auch nicht merken lässest, ist der, daß er mit mir von dir sprach; und wenn wir die Zeit, welche dieses Geplauder wegnahm, von der, die er hier zugebracht hat, abziehen wollten, so würdest du sehen, daß

mir auf mein Theil sehr wenig übrig geblieben ist. Aber was für ein närrischer Einfall, von dir wegzugehen, um sich das Vergnügen zu verschaffen, von dir zu reden? Nun, nicht so närrisch als man denken sollte. Deine Gegenwart legt ihm Zwang auf; er muß beständig auf sich Acht haben; die geringste Indiscretion würde zu einem Verbrechen werden, und in solchen gefährlichen Momenten hört ein redliches Herz nichts als die Stimme der Pflicht; aber entfernt von dem Gegenstande, der einem theuer war, verstattet man sich zurückzudenken. Wenn man ein Gefühl erstickt, das strafbar geworden, warum sollte man sich einen Vorwurf daraus machen, daß man es gehabt hat, als es noch nicht strafbar war? Kann die süße Erinnerung an ein Glück, dessen Genuß erlaubt war, je verbrecherisch sein? Siehe, das ist, denke ich, eine Betrachtung, die für dich nicht passen würde, die er sich aber im Grunde erlauben kann. Er hat gleichsam die Laufbahn seiner alten Liebschaft noch einmal durchmessen; seine frühere Jugend hat sich in unseren Gesprächen abermals vor ihm aufgerollt; er machte mich zum zweiten Male zur Vertrauten aller seiner Herzensangelegenheiten; er rief sich jene glückliche Zeit zurück, wo es ihm vergönnt war, dich zu lieben; er führte mir vor die Seele das reizende Bild einer unschuldigen Flamme .... Ohne Zweifel hat er es verschönert.

Er hat von seinem gegenwärtigen Zustande, in Bezug zu dir, wenig mit mir gesprochen, und was er mir in dieser Hinsicht sagte, hatte mehr von Achtung und Bewunderung, als von Liebe an sich; so sehe ich ihn denn weit beruhigter über sein eigenes Herz zurückkehren, als er hergekommen ist. Wohl nimmt man wahr, daß sich, sobald von dir die Rede ist, in diesem zu empfindsamen Herzen eine gewisse Wehmuth regt, der jedoch, nicht minder rührend, die Freundschaft, die jetzt allein darin herrschen darf, eine andere Farbe giebt; aber ich habe seit langer Zeit bemerkt, daß Niemand dich sehen oder an dich denken kann und kaltblütig bleiben, und wenn man zu dem allgemeinen Gefühle, welches dein Anblick erweckt, das süßere Gefühl hinzurechnet, welches ein unauslöschliches Andenken in ihm rege erhalten muß, so wird man finden, daß es auch bei der strengsten und reinsten Tugend schwer, vielleicht unmöglich für ihn sein muß, anders zu sein, als er ist. Ich habe ihn ausgeforscht, bin ihm aufmerksam gefolgt, habe ihn so genau beobachtet, als es mir möglich war: ich vermag nicht deutlich in seiner Seele zu lesen, vermag er es selbst doch nicht besser; aber dafür kann ich wenigstens einstehen, daß er das Gewicht deiner und seiner Pflichten voll-

kommen fühlt, und daß der Gedanke an Julie, als ein verächtliches und verderbtes Geschöpf, ihm nicht minder grauenvoll sein würde, als der Gedanke an seine eigene Vernichtung. Cousine, ich habe dir nur einen Rath zu geben, den bitte ich dich zu beachten: vermeide es, dich auf die Vergangenheit im Einzelnen einzulassen, und ich stehe dir für die Zukunft.

Was die Auslieferung betrifft, die du gewünscht hast, so ist daran nicht zu denken. Nachdem ich alle ersinnlichen Gründe erschöpft hatte, habe ich ihn gebeten, ihm zugesetzt, ihn beschworen, ihn gescholten, ihn geküßt, ihn bei beiden Händen genommen, ja, hätte mich ihm zu Füßen geworfen, wenn er es zugelassen hätte; aber er hat mich nicht einmal anhören wollen, er ist in seinem Eigensinn und Zorn so weit gegangen, daß er schwor, er würde lieber darein willigen, dich nie mehr wiederzusehen, als sich dein Porträt nehmen zu lassen. Endlich, von Unwillen hingerissen, ließ er es mich auf seinem Herzen fühlen; da ist es, sagte er mit so bewegtem Tone, daß er kaum Athem hatte. Da ist dieses Bildniß, das einzige Gut, das mir noch geblieben ist, und das man mir nun auch mißgönnt. Seien Sie überzeugt, daß man es mir nur mit meinem Leben entreißen wird. Laß uns klug sein, Cousine, folge mir, und ihm das Porträt lassen. Was liegt im Grunde daran, wenn er es behält? Desto schlimmer für ihn, wenn er so eigensinnig darauf beharrt, es zu behalten.

Nachdem er sein Herz recht ausgeschüttet und erleichtert hatte, schien er wieder ruhig genug, daß man über seine Angelegenheiten mit ihm reden konnte. Ich fand, daß Zeit und Ueberlegung ihn in seinen früheren Absichten nicht wankend gemacht hatten, und daß er seinen Ehrgeiz noch darauf beschränkt, sich Milord Eduard für immer anzuschließen. Ich konnte ein so ehrenwerthes, seinem Charakter angemessenes und der Erkenntlichkeit, die er jenem für beispiellose Wohlthaten schuldig ist, so entsprechendes Vorhaben nur billigen. Er hat mir gesagt, daß du derselben Ansicht wärest, daß aber Herr von Wolmar zu der Sache still geschwiegen hätte. Da ist mir nun ein Gedanke gekommen: das etwas seltsame Benehmen deines Mannes, im Vereine mit andern Anzeichen, bringt mich auf die Vermuthung, daß er im Stillen irgend eine Absicht mit unserm Freunde hat, die er noch nicht sagen will. Lassen wir ihn machen, und vertrauen wir seiner Einsicht und Klugheit. Sein ganzes Verhalten beweist hinlänglich, daß er, wenn anders meine Ver-

muthung richtig ist, nur etwas vor hat, das zum Vortheil Dessen, dem er so große Theilnahme schenkt, gereichen soll.

Du hast sein Aussehen und seine Manieren nicht übel beschrieben, und es ist ein ganz günstiges Zeichen, daß du ihn genauer beobachtet hast, als ich es mir eingebildet hätte; aber findest du nicht, daß seine langen Leiden und das stete Gefühl derselben seinem Gesichte einen noch interessanteren Ausdruck gegeben haben, als es ehemals hatte? Troß dem, was du mir über ihn schriebst, fürchtete ich jene manierirte Höflichkeit, jenes äffische Wesen an ihm zu finden, das man sich in Paris sonst unfehlbar zuzieht, wobei man unter all den Nichtigkeiten, mit denen man dort seinen müßigen Tag ausfüllt, dahin kommt, daß man auf diese oder jene äußerliche Form den größten Werth lege. Sei es, daß dieser Firniß auf gewissen Seelen nicht haftet, sei es, daß die Seeluft ihn gänzlich hinweggenommen hat, ich habe nicht die mindeste Spur davon bemerkt, und in aller Zuvorkommenheit, welche er gegen mich zeigte, habe ich nichts entdecken können, als den Wunsch sein Herz zu befriedigen. Er sprach mit mir von meinem armen Manne, aber er wollte lieber mit mir um ihn weinen, als mich trösten, und hat mir nichts von galanten Maximen bei dieser Gelegenheit aufgetischt. Er tändelte mit meiner Tochter, aber, anstatt in meine Bewunderung des Kindes einzustimmen, hielt er mir, wie du, dessen Fehler vor, und machte mir den Vorwurf, daß ich es verzöge. Er nahm sich meiner Geschäfte eifrig an, und fast in nichts war er meiner Meinung. Indem hätte mich die Zugluft blind und taub machen können, es wäre ihm nicht eingefallen, hinzugehen und ein Fenster zu schließen; ich hätte mich von Zimmer in Zimmer müde laufen können, nicht sein Rockschoß, unter den er galanter Weise seine Hand gesteckt hatte, hätte sich gerührt, mir behülflich zu sein. Mein Fächer blieb gestern wohl eine gute Sekunde auf der Erde liegen, ohne daß er vom andern Ende des Zimmers herbeistürzte, als ob er ihn aus den Flammen retten müßte. Morgens, ehe er mich besuchte, hat er nicht ein einziges Mal geschickt, um sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen. Auf der Promenade quält er sich nicht, seinen Hut festgenagelt auf dem Kopf zu behalten, um zu zeigen, daß er sich auf Lebensart versteht*). Bei Tische habe ich ihn oft

*) In Paris bildet man sich besonders viel darauf ein, daß man den Umgang bequem und angenehm zu machen wisse, und diese Bequemlichkeit besteht in nichts Anderem, als in einer Menge Regeln von gleicher Wichtigkeit, wie die obige. Brauch und Gesetz ist Alles in der guten Gesellschaft. Die Bräuche entstehen und

um seine Dose gebeten, die er nicht seine Tabatiere nennt; jedesmal hat er sie mir mit der Hand gereicht, nie auf einem Teller; er verfehlte nicht, wenigstens zwei Mal während der Mahlzeit, auf meine Gesundheit zu trinken, und ich wette darauf, wenn er bei uns bliebe, so würden wir ihn mit uns am Feuer sitzen und sich wärmen sehen, wie einen alten Spießbürger. Du lachst, Cousine, aber zeige mir doch einen von unsern jungen Leuten, der frisch aus Paris kommt, und so ein gemüthliches Wesen behalten hat. Uebrigens mußt du, wie es scheint, unseren Philosophen in einem einzigen Punkte verschlimmert finden, nämlich darin, daß er sich etwas mehr mit den Leuten beschäftigt, die mit ihm reden, was nicht geschehen kann, ohne daß du dabei zu kurz kämst; aber es geht, dünkt mich, doch nicht so weit, daß es ihn mit der Madame Belon wieder gut Freund machen würde. Ich für mein Theil finde ihn darin besser, daß er gesetzter und ernsthafter ist, als je. Mein Püppchen, hebe ihn mir gut auf, bis ich komme; er ist gerade wie ich ihn brauche, um ihn zu meinem Vergnügen den lieben Tag lang verrückt zu machen.

Bewundere meine Mäßigung; ich habe dir noch kein Wort von dem Geschenke gesagt, das ich dir schicke, und das dir bald ein zweites verheißt: aber du hast es erhalten, ehe du meinen Brief geöffnet hattest, und du, die du weißt, wie vernarrt ich in das Ding bin, und wie viel Ursache ich habe, so vernarrt zu sein, du, deren Habgier sich so viel Noth um dieses Geschenk machte, wirst gestehen müssen, daß ich mehr halte, als ich versprochen habe. Ach, die arme Kleine! In dem Augenblicke, in welchem du dieses liesest, ist sie schon in deinen Armen; sie ist glücklicher als ihre Mutter; aber in zwei Monaten werde ich glücklicher sein als sie, denn ich werde mein Glück mehr empfinden. Ach Himmel! liebe Cousine, hast du mich nicht schon ganz? Wo du bist, wo meine Tochter ist, was fehlte da noch von mir? Da hast du es, das liebenswürdige Kind, nimm es hin als dein eigenes; ich trete es dir ab, ich schenke es dir, ich lege in deine Hände mein mütterliches Ansehen; mache wieder gut, was ich versehen, nimm das Amt über dich, das ich deiner Meinung nach so schlecht verwalte; sei von heute an die Mutter

---

vergehen wie der Blitz. Die Lebensart beruht darauf, daß man immer auf der Lauer liegt, um diese Bräuche in ihrem Fluge zu erhaschen, sie zur Schau zu tragen, und auf diese Art zu beweisen, daß man weiß, was an der Tagesordnung ist: Alles der Simplicität wegen.

der, die künftig deine Schwiegertochter werden soll, und mache, um sie mir noch lieber zu machen, wenn es angeht, eine zweite Julie aus ihr. Sie gleicht dir schon von Gesicht; nach ihrem Wesen läßt sich voraussagen, daß sie ernsthaft und auch so eine Predigerin werden wird. Wenn du den Eigensinn erst ausgetilgt hast, den ich, wie man mich beschuldigt, genährt haben soll, so wirst du sehen, daß meine Tochter sich ganz das Ansehen geben wird, als wäre sie Cousinchen; aber, glücklicher, wird sie weniger Thränen zu vergießen und weniger Schlachten zu liefern haben. Wenn der Himmel den besten der Väter erhalten hätte, wie weit würde er davon entfernt gewesen sein, ihren Neigungen Zwang anzuthun! Und wie weit werden wir selbst davon entfernt sein! Wie entzückt es mich im Voraus, mir zu denken, wie die Kinder auf unsere Pläne eingehen! Weißt du wohl, daß sie schon gar nicht mehr ohne ihr kleines Männel leben kann, und daß dies zum Theil die Ursache ist, warum ich sie dir schicke? Ich hatte gestern ein Gespräch mit ihr, worüber unser Freund vor Lachen ersticken wollte. Erstlich, es ist ihr gar nicht Leid, mich zu verlassen, mich, die ich den ganzen Tag ihre ganz ergebene Magd bin und keinem ihrer Wünsche widerstehen kann; und du, vor der sie sich fürchtet, die du ihr zwanzig Mal des Tages Nein sagst, du bist das liebe Mamachen, zu dem man mit Freuden läuft, und von dem man die Neins lieber hat, als alle meine Bonbons. Als ich ihr ankündigte, daß ich sie zu dir schicken würde, war sie so außer sich, wie du dir denken kannst; aber um ihr einen Schreck zu machen, setzte ich hinzu, du würdest mir an ihrer Stelle das kleine Männel schicken, und das paßte nun gar nicht in ihren Kram. Sie fragte mich ganz bestürzt, was ich denn damit machen wollte; ich sagte, ich wollte es für mich behalten; sie machte eine Schippe. Jettchen, willst du es mir nicht lassen, dein kleines Männel? Nein, sagte sie trocken. Nein? Aber wenn ich es nun dir nicht lassen will, wer soll unseren Handel schlichten? Mama, das soll Mamachen thun. Ei, so werde ich also Recht erhalten, den du weißt, Mamachen will immer, was ich will. Oh, Mamachen will immer, was sich gehört. Was, Mamsell, ist das nicht ein und dasselbe? Der Schlaukopf fing an zu lächeln. Nun, fuhr ich fort, und warum sollte sie mir das kleine Männel nicht geben? Weil es für Sie nicht paßt. Und warum paßt es nicht für mich? Wieder Lächeln, so schelmisch wie zuvor. Sage es nur; findest du mich zu alt für Männel? Nein, Mama, aber Männel ist zu jung für Sie . . . Cousine, ein Kind von sieben Jahren! . . .

Wahrhaftig, wenn es mir nicht den Kopf verdreht, so könnte das nur der Fall sein, weil er mir schon verdreht ist.

Ich machte mir den Spaß, sie noch weiter zu necken. Jettchen, sagte ich, indem ich einen ernsthaften Ton annahm, ich versichere dich, daß er für dich auch nicht paßt. Warum denn nicht? rief sie ganz bestürzt. Weil er zu flatterig für dich ist. O Mama, blos das? Ich will ihn schon gesetzt machen. Und wenn er nun unglücklicher Weise dich zur Närrin machte? Ach, gute Mama, ich würde so gerne wie Sie werden! Wie ich? Unart! Ja, Mama, Sie sagen den ganzen Tag, Sie lieben mich wie eine Närrin; sehen Sie! ich will Männel wie eine Närrin lieben; das ist die Sache.

Ich weiß, daß du von solchem reizenden Geplapper keine Freundin bist, und du wirst ihm bald Grenzen zu setzen wissen; ich will's eben auch nicht vertheidigen, wiewohl es mich bezaubert, sondern dir nur zeigen, daß deine Tochter schon ihr kleines Männel lieb hat, und daß sie, wenn er zwei Jahr jünger ist als sie, sich des Ansehens nicht unwürdig zeigt, das ihr der Vorzug des Alters giebt. Auch sehe ich, wenn ich dein und mein Beispiel gegen das deiner armen Mutter halte, daß es mit dem Hause, wenn die Frau herrscht, nicht übler steht. Adieu, mein Herz, adieu, liebe Unzertrennliche! denke, daß die Zeit schon kommt, und daß die Weinlese nicht ohne mich gehalten werden wird.

Zehnter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Wie viele Freuden, die ich zu spät kennen lerne, schmecke ich seit drei Wochen! Ach, es ist süß, seine Tage im Schoße einer stillen Freundschaft, geschützt vor den Stürmen der Leidenschaften hinzubringen! Milord, was für ein angenehmes, rührendes Schauspiel gewährt ein einfacher, wohlgeordneter Hausstand, in welchem Ordnung, Friede und Unschuld herrschen, wo man ohne Prunk, ohne Glanz Alles vereinigt sieht, was der wahren Bestimmung des Menschen entspricht! Die ländliche Umgebung, die Zurückgezogenheit, die Ruhe, die Jahreszeit, die weite Wasserfläche, die vor meinen Augen liegt, Alles erinnert mich hier an meine köstliche Insel Tinian. Ich glaube die heißen Wünsche erfüllt zu sehen, welche dort so oft in mir aufstiegen. Ich führe hier ein Leben nach meinem Geschmack, finde einen Umgang nach meinem Herzen. Nichts fehlt an diesem Orte, als zwei Personen, damit mein

Glück vollständig sei, und diese, habe ich Hoffnung, bald hier zu sehen.

Einstweilen, bis Sie und Frau v. Orbe kommen, und den süßen und reinen Freuden, die ich hier empfinden lerne, die Krone aufsetzen, will ich Ihnen eine häusliche Einrichtung beschreiben, welche zu erkennen giebt, wie glücklich die Herren des Hauses sind, und welche diejenigen, die es mit ihnen bewohnen, zu Theilnehmern ihres Glückes macht. Bei dem Plane, mit welchem Sie umgehen, hoffe ich, daß meine Betrachtungen für die Folge von Nutzen sein können, und diese Hoffnung macht mir noch mehr Lust, sie anzustellen.

Ich will Ihnen das Haus von Clarens nicht beschreiben: Sie kennen es, Sie wissen, wie reizend es ist, was für anziehende Erinnerungen es in mir weckt, wie theuer es mir sein muß, sowohl wegen dessen, was ich gegenwärtig darin sehe, als wegen dessen, woran es mich mahnt. Frau v. Wolmar ist mit Recht lieber hier als in Étange, wo das Schloß zwar prächtig und groß, aber alt, traurig, unbequem ist und keine Umgebungen hat, welche sich mit denen von Clarens vergleichen ließen.

Seit die Besitzer dieses Hauses ihre Wohnung in demselben aufgeschlagen haben, ist Alles, was darin nur auf Zierde angelegt war, nützlichen Zwecken dienstbar gemacht worden; es ist nicht mehr ein Haus zum Besehen, sondern zum Bewohnen. Sie haben lange Zimmerreihen abgesperrt, um unbequem angebrachte Thüren zu verlegen; sie haben zu große Räume getheilt, um wohnlichere Gemächer zu gewinnen; altmodische und prächtige Meubles haben sie mit einfacheren und bequemeren vertauscht. Alles ist hier anmuthig und freundlich, Alles athmet Fülle und Sauberkeit, nirgends spürt man Ueberfluß und Pracht; es ist kein Zimmer da, wo man nicht merkte, daß man auf dem Lande ist, und wo man nicht doch alle Bequemlichkeiten der Stadt fände. Außen sind die vorgenommenen Veränderungen ebenso zu spüren: der Hof ist durch Wegnahme von Remisen vergrößert worden. An die Stelle eines alten verfallenen Billards ist eine schöne Kelter getreten, und wo schreiende Pfauen wohnten, die man abgeschafft hat, sieht man eine Milchkammer. Der Küchengarten war zu klein für den Hausbedarf; es ist daher aus dem Blumenparterre ein zweiter gemacht worden, der aber so nett und sinnig angelegt ist, daß das umgeschaffene Parterre besser in's Auge fällt, als in seiner früheren Gestalt. Anstatt der traurigen Eiben, welche die Mauern bedeckten, sind schöne Spaliere angebracht worden. Wo die

unnütze Roßkastanie stand, fangen junge, schwarze Maulbeerbäume an, den Hof zu beschatten, und statt der alten Linden, welche den Zugang zum Hause einfaßten, sind zwei Reihen Nußbäume bis zur Landstraße gepflanzt. Ueberall ist das Nützliche an die Stelle des Angenehmen gesetzt worden, und die Annehmlichkeit hat fast immer dabei gewonnen. Ich wenigstens finde, daß das Geräusch des Hofes, das Geschrei der Hähne, das Brüllen des Rindviehes, das Anspannen der Wagen, die Mahlzeiten im Freien, das Heimkommen der Arbeiter und das ganze wirthschaftliche Treiben diesem Hause einen ländlicheren, lebendigeren, heitereren, frischeren Anstrich giebt, etwas Fröhliches und Behagliches, das es zuvor in seiner düstern Würde nicht hatte.

Sie haben ihr Land nicht verpachtet, sondern bewirthschaften es selbst, und durch dieses Wirthschaften gewinnen sie den größten Theil ihrer Beschäftigungen, Einkünfte und Vergnügungen. Die Baronie Étange hat nur Wiesen, Felder und Waldungen; der Ertrag von Clarens aber besteht in Wein von nicht geringem Belange, und da der Unterschied der Culturmethode hierbei von merklicherem Einfluß ist, als bei dem Getreidebau, so ist es zugleich ein ökonomischer Grund, welcher die Familie bewogen hat, dem Aufenthalte in Clarens den Vorzug zu geben. Indessen gehen sie fast jedes Jahr zur Ernte auf ihr Ackergut und Herr v. Wolmar allein ist ziemlich oft dort. Sie haben den Grundsatz, dem Boden den größtmöglichen Ertrag abzugewinnen, nicht um größeren Gewinnes halber, sondern um mehr Leuten Nahrung zu geben. Herr v. Wolmar ist der Meinung, daß das Land desto mehr ausgiebt, je mehr Arme zu seiner Bebauung thätig sind; besser bestellt, trägt es mehr; dieses Mehr der Production macht wieder eine noch bessere Bestellung möglich; je mehr Menschen und Vieh man darauf verwendet, desto mehr Ueberschuß giebt es zu deren Erhaltung. Man weiß gar nicht, sagt er, wo diese immerwährende wechselseitige Steigerung des Ertrages und der Bearbeitung ihre Grenzen findet. Ein vernachlässigter Boden verliert dagegen seine Fruchtbarkeit; je weniger Menschen ein Land erzeugt, desto weniger Lebensmittel bringt es hervor; der Mangel an Bewohnern ist Schuld daran, daß die wenigen, welche da sind, sich nicht ernähren können, und in jeder Gegend, welche sich entvölkert, muß man früher oder später Hungers sterben.

Da sie also viel Land haben und es mit vieler Sorgfalt bestellen, so brauchen sie, außer den Hofknechten, eine Menge von Tagelöhnern, und dies verschafft ihnen das Vergnügen, daß sie, ohne daß es ihnen

lästig fiele, vielen Leuten zu leben geben können. Bei der Wahl ihrer Tagelöhner ziehen sie stets den Einheimischen und Den aus der Nachbarschaft dem Fremden und Unbekannten vor. Wenn man auf diese Weise Einiges dadurch verliert, daß man nicht immer die Kräftigsten nimmt, so gewinnt man auf der andern Seite durch die Zuneigung, deren man sich bei Denen, die man als Ortskinder vorzieht, versehen kann, und durch den Vortheil, daß man sie stets um sich hat, und, obgleich man sie nur einen Theil des Jahres bezahlt, doch jederzeit sicher haben kann.

Für alle diese Arbeiter ist ein doppelter Lohnsatz eingeführt, der eine nach Gebühr und Landesbrauch, der ihnen jedenfalls für ihre Arbeit ausgezahlt wird, der andere etwas höher, den man ihnen nur zahlt nach Verhältniß der Zufriedenheit, welche sie sich erworben haben; und es ergiebt sich fast immer, daß das, was sie thun, um sich größere Zufriedenheit zu erwerben, mehr ausmacht, als was sie mehr erhalten; denn Herr v. Wolmar ist streng und genau, und läßt Das, was er als Gunst und Geschenk eingeführt hat, nie in Gewohnheit ausarten. Den Tagelöhnern sind Aufseher gesetzt, welche sie antreiben und unter Augen haben. Als solche dienen die Hofknechte, die selbst arbeiten, und außer dem Lohne, den sie erhalten, bei der Arbeit der Uebrigen mit einem kleinen Procent von allem unter ihrer Mühwaltung sich ergebenden Gewinne betheiligt sind. Außerdem besucht Herr v. Wolmar selbst die Leute fast täglich, oft mehrmals des Tages, und seine Frau nimmt gern an diesen Gängen Theil. Endlich giebt Julie in den Zeiten, wo viel Arbeit ist, alle Wochen demjenigen Arbeiter, gleichviel ob Tagelöhner oder Knecht, welcher nach Ausspruch des Herrn während der acht Tage am fleißigsten gewesen ist, eine besondere Vergütung von zwanzig Batzen. Alle diese Mittel, Wetteifer zu wecken, welche kostspielig scheinen, machen, klug und gerecht angewendet, unvermerkt alle Welt fleißig und bringen zuletzt mehr ein, als sie kosten; aber da man den Nutzen davon erst mit der Zeit und nur durch Ausdauer ernten kann, so verstehen es wenig Leute, oder haben Lust, sie anzuwenden.

Ein noch wirksameres Mittel aber, die Liebe der Leute zu gewinnen, das einzige, bei welchem kein ökonomischer Zweck obwaltet und das mehr der Frau von Wolmar eigenthümlich ist, besteht darin, daß sie selbst ihnen mit Liebe begegnet. Sie glaubt nicht mit Geld die Mühe, welche man sich für sie giebt, gut gemacht zu haben und meint, demjenigen, der ihr Dienste geleistet hat, auch wieder Dienste schuldig zu sein. Ar-

beiter, Hausleute, Jeder, der ihr gedient hat, wenn auch nur einen einzigen Tag, Alle werden zu ihren Kindern; sie nimmt Theil an ihren Freuden, an ihren Leiden, an ihrem Schicksale; sie erkundigt sich nach ihren Angelegenheiten und nimmt sich derselben an; sie steht ihnen auf tausend Arten bei, giebt ihnen Rathschläge, gleicht ihre Zwistigkeiten aus, und beweist ihnen die Leutseligkeit ihres Charakters nicht durch honigsüße und müßige Worte, sondern durch wirkliche Dienstleistungen und unaufhörliche Gutthaten. Sie ihrerseits lassen bei dem geringsten Wink von ihr Alles stehen und liegen; sie fliegen, wenn sie ruft, ihr bloßer Blick belebt ihren Eifer; in ihrer Gegenwart sind sie zufrieden, in ihrer Abwesenheit sprechen sie von ihr und muntern einander auf, ihr Dienste zu leisten. Ihre Reize, ihre Reden thun viel dabei, mehr ihre Sanftmuth und ihre Tugend. Ach, Milord, was für eine anbetungswürdige und was für eine mächtige Gewalt übt die Schönheit mit Wohlthätigkeit gepaart!

Was die persönliche Bedienung der Herrschaft betrifft, so sind im Hause acht Bediente: drei Frauen und fünf Männer, den Kammerdiener des Barons und die Hofknechte nicht gerechnet. Es ist überhaupt nicht der Fall, daß man mit wenigen Bedienten schlecht bedient sei; aber wenn man den Eifer dieser hier sieht, sollte man denken, daß Jeder, außer seinem eigenen Dienst, sich mit denen der sieben anderen beauftragt glaubt, und wenn man sieht, wie Alles in einander greift, daß nur ein Einziger thätig sei. Man sieht sie niemals träg und geschäftlos in einem Vorzimmer spielen oder auf dem Hofe umherstehen, sondern immer bei irgend einer nützlichen Arbeit; sie helfen auf dem Hofe, im Speisekeller, in der Küche; der Gärtner hat keine andern Gehülfen als sie, und das Erfreulichste ist, daß man sie das Alles munter und mit Lust thun sieht.

Man fängt mit ihnen früh an, um sie so zu ziehen, wie man sie haben will. Es herrscht hier nicht der Grundsatz, den ich in Paris und London allgemein verbreitet fand, Bediente zu nehmen, die schon gelernt, d. h. zu Spitzbuben völlig ausgebildet sind, solche, die von Condition in Condition laufen, die in jedem Hause, wo sie kurze Zeit bleiben, die Fehler der Bedienten und der Herrschaft zugleich sich aneignen und sich ein Gewerbe daraus machen, aller Welt zu dienen, ohne je für Jemand Anhänglichkeit zu gewinnen. Natürlich kann bei dergleichen Leuten weder Ehrlichkeit, noch Treue, noch Eifer herrschen; dieses Gesindel

in allen reichen Häusern richtet den Herrn zu Grunde und verdirbt die Kinder. Hier im Hause ist die Wahl der Bedienten eine wichtige Angelegenheit: man betrachtet sie nicht wie Miethlinge, von denen man nichts als pünktlichen Dienst fordert, sondern wie Mitglieder der Familie, die daher durch eine schlechte Wahl viel zu leiden haben könnte. Das erste, was man von ihnen verlangt, ist Ehrlichkeit, das zweite, daß sie ihren Herrn lieben, das dritte, daß sie ihn nach seiner Weise bedienen; aber wenn nur ein Herr vernünftig und ein Diener gelehrig ist, so folgt das dritte stets aus den beiden andern. Man nimmt die Leute also nicht aus der Stadt, sondern vom Lande. Es ist hier ihr erster Dienst, und wird gewiß ihr letzter sein, wenn sie etwas taugen. Man wählt sie aus irgend einer zahlreichen und mit Kindern überfüllten Familie, wenn die Eltern aus freien Stücken sie anbieten. Man wählt solche, die jung, wohlgewachsen, gesund und von angenehmer Gesichtsbildung sind. Herr von Wolmar spricht mit ihnen, fragt sie aus, stellt sie dann seiner Frau vor. Wenn sie Beiden zusagen, so werden sie angenommen, zuerst auf Probe, dann in die Zahl der Hausleute, d. h. der Kinder des Hauses, und man unterweist sie einige Tage lang mit vieler Geduld und Sorgfalt in Allem, was sie zu thun haben. Der Dienst ist so einfach, so regelmäßig und gleichförmig, die Herrschaft hat so wenig Launen und Einfälle, und die Dienerschaft gewinnt sie so leicht lieb, daß Alles bald gelernt ist. Ihre Stellung ist eine angenehme; sie befinden sich in einer gemächlichen Lage, welche sie bei sich zu Hause nicht hatten; aber man läßt sie nicht in Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, erschlaffen. Man leidet nicht, daß sie zu großen Herren werden und sich auf ihre Bedientenschaft etwas einbilden; sie arbeiten fort wie in ihrem väterlichen Hause; sie haben, so zu sagen, nur Vater und Mutter gewechselt und wohlhabendere Eltern gewonnen. Auf diese Weise wird ihnen ihr altes Bauerleben nicht verächtlich. Wenn sie hier aus dem Dienste kämen, würde kein einziger unter ihnen sein, der nicht lieber zu seinem Stande zurückkehrte, als eine andere Condition annähme. Kurz, ich habe nie ein Haus gesehen, wo Jeder besser seinen Dienst verrichtete und es weniger fühlte, daß er dient.

Wenn man so seine eigenen Bedienten heranzieht und bildet, so hat man sich nicht den so gewöhnlichen und so wenig vernünftigen Einwurf zu machen: Ich werde sie nur für Andere bilden. Bildet sie, wie es sich gehört, könnte man antworten, und sie werden nie in einen

anderen Dienst treten. Wenn ihr bei ihrer Bildung nur an euch denkt, so ist es ihnen nicht übel zu nehmen, wenn sie nur an sich denken und euch, sobald sie ausgebildet sind, verlassen; aber beschäftiget euch ein wenig mehr mit ihnen, und sie werden euch treu bleiben. Nur die gute Absicht verpflichtet den Anderen; wer Gutes von mir hat, das ich nur meinetwegen thun will, ist mir keine Erkenntlichkeit schuldig.

Um dem nämlichen Uebelstande auf doppelte Art zu begegnen, wenden Herr und Frau von Wolmar noch ein anderes Mittel an, das mir sehr zweckmäßig scheint. Als sie ihre Einrichtung anfingen, überlegten sie, wie viele Bedienten sie ihrem Stande und Vermögen gemäß halten könnten, und fanden, daß die Zahl sich auf 15 oder 16 belaufen würde; um nun besser bedient zu sein, verringerten sie diese Zahl auf deren Hälfte; sie haben so weniger Unkosten und werden bei Weitem pünktlicher bedient. Um sich darin noch mehr zu verbessern, machten sie, daß es der Leute eigenes Interesse wurde, lange in ihrem Dienste zu bleiben. Nämlich ein Diener, der bei ihnen antritt, erhält das gewöhnliche Lohn; aber dieses Lohn wächst jedes Jahr um ein Zwanzigstel; nach Ablauf von zwanzig Jahren würde es also etwas mehr als verdoppelt sein, und die Unterhaltung der Bedienten würde sich ungefähr im richtigen Verhältniß mit den Mitteln der Herrschaft befinden. Aber man braucht kein großer Rechner zu sein, um zu begreifen, daß die Kostspieligkeit dieser Lohnerhöhung mehr scheinbar als wirklich ist, daß wenig doppelte Löhne zu bezahlen sein werden und daß, wären sie auch Allen zu bezahlen, der Vortheil, zwanzig Jahre lang gut bedient worden zu sein, für den Zuwachs der Ausgabe reichlich entschädigen würde. Sie fühlen wohl, Milord, daß dies ein sicheres Mittel ist, um den Eifer der Bedienten beständig rege zu erhalten, und daß ihre Anhänglichkeit nothwendig mit der Anhänglichkeit der Herrschaft zu ihnen wachsen muß. Eine Einrichtung dieser Art ist nicht nur der Klugheit, sondern auch der Billigkeit gemäß. Wäre es recht, einem neu Angestellten, der noch keine Liebe zur Herrschaft hat, und vielleicht ein Taugenichts ist, bei seinem Eintritte dasselbe Lohn zu geben, welches ein alter Diener erhält, dessen Eifer und Treue durch langen Dienst erprobt ist, und der sich überdies der Zeit nähert, wo er aus Altersschwäche nicht mehr im Stande sein wird, seinen Unterhalt zu erwerben? Uebrigens ist dieser letztere Grund hier nicht anzuwenden: Sie können wohl denken, daß eine so menschenfreundliche Herrschaft Pflichten, welche viele unmitleidige Herrschaften aus Prahlerei erfüllen, nicht ver-

absäumt, und nicht diejenigen unter ihren Leuten hülflos läßt, denen Krankheit oder Alter den Dienst unmöglich machen.

Ich habe gerade ein recht schlagendes Beispiel von solcher Aufmerksamkeit bei der Hand. Der Baron von Étange wollte seinen Kammerdiener für langjährige Dienste mit einem ehrenvollen Ruheposten belohnen, und bot ihm ein einträgliches und müheloses Amt an, das er durch seinen Einfluß bei Ihren Excellenzen ihm verschaffen konnte. Nun aber hat Julie soeben von diesem alten Diener einen Brief erhalten, der einem Thränen entlocken könnte, worin er sie bittet, zu bewirken, daß ihm die Annahme dieses Postens erlassen werde. „Ich bin alt, schreibt er, ich habe meine ganze Familie verloren; ich habe keine andern Angehörigen, als meine Herrschaft, keine andere Hoffnung mehr, als meine Tage friedlich in dem Hause zu beschließen, in welchem ich sie verlebt habe .... Madame, als ich Sie bei Ihrer Geburt auf meinen Armen trug, bat ich Gott, daß ich einst Ihre Kinder ebenso tragen dürfte; er hat mir diese Gnade geschenkt; versagen Sie mir nun nicht die, sie aufwachsen und gedeihen zu sehen wie Sie ....Ich bin gewohnt, in einem friedlichen Hause zu leben, wo werde ich eines wie das Ihrige finden, um darin mein Alter in Ruhe hinzubringen? .....Erzeigen Sie mir die Wohlthat, zu meinen Gunsten an den Herrn Baron zu schreiben. Wenn er unzufrieden mit mir ist, so möge er mich wegjagen und mir nicht einen Posten geben; wenn ich ihm aber vierzig Jahre lang treu gedient habe, so möge er mich meine Tage in seinem und Ihrem Dienste beschließen lassen; besser belohnen kann er mich nicht.“ Es ist keine Frage, ob Julie schrieb. Ich sehe, daß es ihr eben so leid sein würde, diesen braven Menschen zu verlieren, als ihm, sie zu verlassen. Habe ich Unrecht, Milord, Herren, die so geliebt sind, mit Vätern zu vergleichen, und ihre Diener mit ihren Kindern? Sie sehen, daß sie selbst sich nicht anders betrachten.

Es ist in diesem Hause ohne Beispiel, daß ein Bedienter seinen Abschied gefordert hätte; es ist sogar selten, daß einem mit Verabschiedung gedroht werde. Diese Drohung wird um so mehr gefürchtet, je mehr der Dienst angenehm und milde ist; die besten Leute haben immer die größte Furcht davor, und man hat nie nöthig, zur Ausführung der Drohung zu schreiten, außer bei solchen, um die es kein großer Schade ist. Es herrscht auch hierbei eine gewisse Regel. Wenn Herr von Wolmar gesagt hat: „Ich jage dich weg,“ so kann man die Verwendung der Frau vom Hause ansprechen, erlangt sie manchmal und

wird auf ihre Bitte wieder zu Gnaden angenommen; ein Abschied aber, den sie ertheilt, ist unwiderruflich, und es ist keine Gnade mehr zu hoffen. Diese Verfahrungsart ist sehr zweckmäßig, um eben sowohl zu verhindern, daß man sich auf das weiche Herz der Frau zu sehr verlasse, als auch, daß man die Unbeugsamkeit des Mannes übermäßig fürchte. Es bleibt jedoch nicht aus, daß jenes Wort im Munde eines Herrn, der stets gerecht ist und niemals Zorn blicken läßt, ein Schreckenswort ist. Denn abgesehen davon, daß man nicht sicher darauf rechnen kann, Gnade zu erlangen, und daß diese niemals zwei Mal dem Nämlichen gewährt wird, verliert man durch dieses bloße Wort sein Altersrecht und wird, wenn man im Dienste bleiben darf, als ein neu eingetretener betrachtet. So ist der Unverschämtheit vorgebeugt, die alten Bedienten eigen zu werden pflegt, und sie nehmen sich um so mehr in Acht, je mehr sie zu verlieren haben.

Die weibliche Dienerschaft besteht aus der Kammerfrau, der Wärterin der Kinder und der Köchin. Die letztere ist eine sehr reinliche und der Küche sehr kundige Bäuerin, der Frau von Wolmar selbst das Kochen gelehrt hat; denn in diesem noch unverkünstelten Lande*) lernen die jungen Personen jedes Standes Alles selbst machen, was dereinst in ihrem Hause ihre weiblichen Dienstboten zu thun haben werden, damit sie ihnen im Nothfall selbst Anleitung geben können und sich nicht von ihnen betrügen lassen. Kammerfrau ist nicht mehr Babi; diese ist nach Étange geschickt worden, von wo sie gebürtig ist; man hat ihr die Aufsicht über das Schloß und über Alles, was eingeht, anvertraut, so daß sie die dortige Oekonomie gewissermaßen zu controliren hat. Herr von Wolmar hatte in seine Frau schon lange gedrungen, diese Einrichtung zu treffen, ohne daß er sie dazu bringen konnte, eine alte Dienerin ihrer Mutter von sich zu entfernen, obgleich ihr Babi viel Ursache zu Klagen gegeben hatte. Endlich hat sie, als die Sache das letzte Mal zur Sprache kam, darein gewilligt, und Babi ist nach Étange abgegangen. Sie ist eine verständige und treue Person, aber schwatzhaft und nicht verschwiegen. Ich vermuthe, daß sie mehr als einmal die Geheimnisse ihrer Herrin verrathen hat, daß dies Herrn von Wolmar nicht unbekannt ist, und daß der kluge Mann, um unvorsichtigen Aeußerungen zuvorzukommen, die ihr vielleicht auch einmal gegen Fremde entschlüpfen könnten, eine solche Auskunft getroffen hat, daß Babi's gute Eigenschaften der Herr-

*) Unverkünstelt! Es hat sich somit sehr verändert.

schaft zu Statten kommen, ohne daß ihr ihre schlechten Eigenschaften schaden können. An Babi's Stelle ist die Fanchon Regard gekommen, von der Sie sich früher so gern von mir erzählen ließen. Trotz der Voraussagung Juliens, und ungeachtet ihrer Wohlthaten, sowie derer ihres Vaters und der Ihrigen, ist diese so sittsame und verständige junge Frau in ihrem Hausstande nicht glücklich gewesen. Claude Anet, der sich in seinem Unglück so wacker gezeigt hatte, ist in besseren Umständen sich nicht treu geblieben. Sobald er sich in einer gemächlichen Lage befand, vernachlässigte er sein Handwerk, und nachdem er gänzlich in Unordnung gerathen war, lief er aus dem Lande, und ließ seine Frau mit einem Kinde zurück, das sie aber seitdem verloren hat. Julie nahm sie zu sich, unterwies sie in den kleinen Verrichtungen einer Kammerfrau, und ich hatte nie eine angenehmere Ueberraschung, als da ich sie am Tage meiner Ankunft in ihrer Thätigkeit fand. Herr von Wolmar hält sehr viel von ihr, und Beide haben ihr die Sorge anvertraut, auf die Kinder und auf deren Wärterin Acht zu haben. Diese letztere ist auch eine Bäuerin, eine simple und leichtgläubige Person, aber aufmerksam, geduldig und willig. So ist nichts versäumt worden, um zu verhüten, daß die Laster, die das Stadtleben erzeugt, in ein Haus eindringen, dessen Herrschaft selbst von ihnen frei ist und sie nicht duldet.

Obgleich alle Bediente nur Einen Tisch haben, findet übrigens doch wenig Gemeinschaft zwischen den beiden Geschlechtern statt; dieser Punkt wird hier als ein sehr wichtiger betrachtet. Man ist nicht der Meinung jener Herrschaften, die für Alles gleichgültig sind, außer für ihr Interesse und nur gut bedient sein wollen, ohne sich im Uebrigen um Das zu kümmern, was ihre Leute thun. Man denkt im Gegentheil, daß diejenigen, die auf nichts weiter sehen, als auf gute Bedienung, nicht lange gut bedient sein werden. Zu genaue Verbindungen unter den Dienstboten verschiedenen Geschlechts erzeugen nur Unheil. Aus dem heimlichen Zusammenstecken mit den Kammerfrauen entspringen die meisten häuslichen Unordnungen. Wenn etwa eine derselben dem Haushofmeister gefällt, so wird er sie unfehlbar auf Kosten der Herrschaft verführen. Der Zusammenhalt der Mannspersonen blos unter sich, und ebenso der Frauenzimmer unter einander, hat nicht Festigkeit genug, um Folgen nach sich zu ziehen. Zwischen Mannspersonen und Frauenzimmern aber kommen jene geheimen Monopole zu Stande, welche auf die Länge die wohlhabendsten Familien zu Grunde

richten. Es wird daher hier darauf gehalten, daß die Frauen im Hause sich anständig und züchtig betragen, nicht nur aus Gründen der Sittlichkeit und Schicklichkeit, sondern auch aus einem sehr wohlverstandenen Interesse; denn, sage man was man wolle, Niemand erfüllt gehörig seine Pflicht, wenn er sie nicht liebt, und immer nur Leute von Ehrgefühl sind im Stande, ihre Pflicht zu lieben.

Zur Verhütung einer gefährlichen Vertraulichkeit zwischen den beiden Geschlechtern, belädt man die Leute hier nicht etwa mit Vorschriften und Verhaltungsregeln, die sie nur in Versuchung sein würden heimlich zu übertreten, sondern man wirkt darauf hin, daß wie von selbst der Brauch entsteht, der mächtiger ist, als aller Befehl. Man verbietet ihnen nicht, sich zu sehen, aber man sorgt dafür, daß sie weder Gelegenheit noch Lust dazu haben. Dies erreicht man dadurch, daß man ihnen in Beschäftigungen, Gewohnheiten, Neigungen und Vergnügungen unterschiedene Richtungen giebt. Durch die bewunderungswürdige Ordnung, welche im Hause herrscht, werden sie unvermerkt darauf geführt, daß in einem wohlgeregelten Wirthschaftswesen die Mannspersonen und Frauenzimmer wenig Verkehr mit einander haben müssen. Mancher, der in diesem Punkte in dem ausgesprochenen Willen seines Herrn nur einen ungerechten Eigensinn finden würde, unterwirft sich ohne Widerstand einer Lebensart, die man ihm nicht förmlich vorschreibt, die sich ihm aber von selbst als die beste und natürlichste aufdrängt. Sie ist dies, Juliens Meinung nach, in der That; Julie behauptet, daß auch aus der Liebe und aus der ehelichen Vereinigung nicht ein beständiger Verkehr der beiden Geschlechter mit einander fließe. Ihrer Ansicht nach sind Mann und Frau wohl bestimmt, zusammen zu leben, aber nicht auf gleiche Weise; sie sollen übereinstimmend handeln, ohne die nämlichen Dinge zu thun. Das Leben, welches für den einen Theil Reiz hat, sagt sie, würde dem anderen unerträglich sein; die Neigungen, welche ihnen die Natur einpflanzt, sind ebenso abweichend von einander, als die Verrichtungen, die sie ihnen zuweist; ihre Ergötzungen sind nicht weniger verschieden, als ihre Pflichten; mit einem Worte, Beide tragen zum gemeinsamen Glücke auf unterschiedenen Wegen bei und diese Theilung der Geschäfte und Thätigkeiten ist das stärkste Band ihrer Vereinigung.

Ich muß gestehen, daß meine eigenen Beobachtungen sehr zu Gunsten dieses Grundsatzes sprechen. Ist es nicht in der That stehender Gebrauch bei allen Völkern der Welt, außer dem französischen und

denen, die ihm nachahmen, daß die Männer unter sich leben und die Frauen unter sich? Wenn sie einander sehen, so geschieht das, wie bei den spartanischen Eheleuten, mehr gelegentlich und fast verstohlen, als in lästigem, unausgesetztem Beieinandersein, das nur dazu führen kann, die von der Natur auf's Weiseste geordneten Besonderheiten zu vermengen und zu verunstalten; selbst bei den Wilden sieht man nicht unterschiedlos Männer und Frauen gemischt. Abends versammelt sich die Familie, und die Nacht bringt Jeder bei seiner Frau zu; mit dem Tage beginnt wieder die Trennung, und die beiden Geschlechter haben nichts mehr gemein, als höchstens die Mahlzeit. Dies ist die Ordnung, die sich durch ihre allgemeine Verbreitung als die natürlichste erweist, und selbst in den Ländern, wo sie umgestoßen ist, erkennt man noch Spuren von ihr. In Frankreich, wo die Männer es sich auferlegt haben, nach Frauenart zu leben, und mit den Frauen unaufhörlich eingeschlossen zu bleiben, zeigt die unwillkürliche Beweglichkeit, von der sie sich auch dort nicht losmachen können, daß dies nicht die Lebensweise ist, für welche sie bestimmt sind. Während die Frauen, auf ihrer Chaise-longue sitzend oder liegend, ruhig bleiben, sieht man die Männer in beständiger Unruhe aufstehen, hin und her gehen, sich wieder setzen, indem ein unwiderstehlicher Instinkt fortwährend gegen den Zwang kämpft, den sie sich auflegen, und sie wider Willen zu dem thätigen und rührigen Leben drängt, das ihnen die Natur zugewiesen hat. Es ist das einzige Volk in der Welt, wo die Männer im Schauspiel stehen, gleich als wollten sie sich im Parterre von der Anstrengung erholen, den ganzen Tag im Salon still zu sitzen. Kurz, sie empfinden so sehr das Lästige dieser stubenhockenden, weibischen Trägheit, daß sie, um wenigstens eine Art Thätigkeit hineinzubringen, ihren Platz zu Hause Fremden abtreten und zu anderen Frauen laufen, um sich wieder aufzufrischen.

Die Maxime der Frau von Wolmar bewährt sich vollkommen an dem Beispiel ihres Hausstandes. Indem Jeder, so zu sagen, ganz seinem Geschlechte angehört, leben die Frauen sehr abgesondert von den Männern. Sie gebraucht zur Verhütung verdächtiger Verbindungen unter ihnen weiter keinen Kunstgriff, als daß sie sie beiderseits unablässig beschäftigt, denn ihre Arbeiten sind so verschiedenartig, daß nur der Müßiggang sie zu einander führen könnte. Frühmorgens geht Jeder seinen Geschäften nach, und Niemand hat Muße, den andern in den seinigen zu stören. Nachmittags haben die Männer im Garten, auf dem Hofe, oder mit sonstiger Landarbeit zu thun; die Frauen ar-

beiten in der Kinderstube, bis es Zeit ist mit den Kleinen einen Spaziergang zu machen, an dem oft auch ihre Herrin Theil nimmt, und der ihnen angenehm ist, als die einzige Gelegenheit, die sie haben, frische Luft zu schöpfen. Die Männer, die von der Arbeit des Tages müde genug werden, haben nicht eben Lust spazieren zu gehen, und bleiben, um auszuruhen, zu Hause. Alle Sonntage, nach der Nachmittagspredigt, kommen die Frauen ebenfalls in der Kinderstube etwa mit einer Verwandten oder Freundin zusammen, welche sie der Reihe nach mit Erlaubniß der Hausfrau einladen. Dort wird bis zur Zeit einer kleinen Bewirthung, die ihnen die letztere giebt, geschwatzt, gesungen, Federball geschlagen, oder ein ähnliches Spiel vorgenommen, das die Kinder gern mit ansehen, solange sie sich noch nicht selbst damit belustigen können. Das Abendbrod kommt; es besteht aus Milchwerk, Honig, Gebackenem, Küchlein und Anderem, was Kinder und Frauen gern essen. Wein giebt es niemals, und die Männer, welche überhaupt nur wenig in das kleine Gynäceum*) kommen, sind bei diesem Schmause nie zugegen, Julie aber fehlt selten dabei. Ich bin der Erste, mit dem eine Ausnahme gemacht worden ist. Letzten Sonntag erhielt ich, auf vieles Bitten, die Erlaubniß, mit Julie hinzugehen. Sie nahm Bedacht, mir diese Gunst hoch anzurechnen. Sie sagte in Aller Gegenwart, daß sie sie mir nur für das eine Mal bewillige, und daß sie sie Herrn von Wolmar selbst abgeschlagen hätte. Sie können sich denken, wie das der Eitelkeit der Frauenzimmerchen schmeichelt, und ob ein Bedienter wohl darauf fallen kann, da Zulaß zu begehren, wo der Herr selbst ausgeschlossen ist.

Ich schmauste köstlich. Giebt es in der ganzen Welt etwas Besseres, als die Milch hier zu Lande? Denken Sie sich also, wie gut sie aus einer Milchwirthschaft schmecken muß, der Julie vorsteht, und wenn man sie an ihrer Seite genießt. Fanchon legte mir Grus, Céracée**), Honigwaben, Ecrelets vor. Alles verschwand im Augenblick. Julie lachte über meinen Appetit. Ich sehe, sagte sie, indem sie mir noch einen Teller Sahne aufthat, daß Sie Ihrem Magen überall Ehre machen, und daß Sie mit den Frauen nicht minder gut zu zechen verstehen, als mit den Wallisern. Nicht minder ungestraft, antwortete ich: man kann sich hier wohl eben so gut wie dort berauschen,

---

*) Frauengemach.
**) Namen von Milcherzeugnissen auf dem Gebirge von Salève.

und die Vernunft eben so gut in einem Chalet, als in einem Weinkeller verlieren. Sie schlug die Augen nieder ohne zu antworten, erröthete, und fing an mit ihren Kindern zu kosen. Dies reichte hin, um meine Gewissensbisse aufzuwecken. Milord, es war meine erste Indiscretion, und ich hoffe, es wird die letzte sein.

Es herrscht in dieser kleinen Versammlung eine gewisse altväterische Einfalt, die für mich etwas Rührendes hatte; ich sah auf allen Gesichtern dieselbe Fröhlichkeit und vielleicht mehr Ungezwungenheit, als wenn Männer dabei gewesen wären. Die Herzlichkeit, welche zwischen den Dienerinnen und der Herrin herrschte, auf Vertrauen und Anhänglichkeit gegründet, konnte nur dazu dienen, die Achtung vor der letzteren und ihr Ansehen zu befestigen, und die Dienste, die geleistet und angenommen wurden, schienen nur Beweise von gegenseitiger Freundschaft zu sein. Alles, bis auf die Wahl der Speisen, machte diesen Schmaus anziehend. An Milchwerk und Zucker findet das andere Geschlecht besonderen Geschmack, und hat daran gleichsam ein Symbol der Unschuld und süßen Sanftmuth*), die seine schönsten Zierden sind. Die Männer haben dagegen im Allgemeinen eine Neigung zu dem Pikanten und zu geistigen Getränken, Nahrungsmitteln, die auch zu dem thätigen und rührigen Leben, welches die Natur von ihnen fordert, besser passen. Wenn diese Verschiedenheit des Geschmackes aufgehoben und umgetauscht wird, so ist dies fast ein unfehlbares Zeichen von regelloser Mischung der Geschlechter. In der That habe ich bemerkt, daß in Frankreich, wo die Frauen beständig mit den Männern zusammenleben, jene die Liebe zur Milch gänzlich und diese die Liebe zum Wein bedeutend verloren haben, während in England, wo die beiden Geschlechter weniger vermengt leben, der jedem von beiden eigenthümliche Geschmack sich besser erhalten hat. Im Allgemeinen ließe sich, dünkt mich, oft ein Anzeichen von dem Charakter des Menschen in seiner Vorliebe für dieses oder jenes Nahrungsmittel finden. Die Italiener, welche viel Gemüse essen, sind weichlich und weibisch. Ihr Engländer, die ihr große Fleischesser seid, habt in eurem zähen Wesen eine gewisse Derbheit, die sogar an's Rohe streifen kann. Der Schweizer, der von Natur kalt, ruhig und einfach, aber im Zorne auffahrend und heftig ist, liebt beiderlei Nahrungsmittel und trinkt Milch und Wein. Der Franzose,

*) Das Wortspiel, das in douceur liegt, „Süßigkeit" und „Sanftmuth" ist im Deutschen nicht wiederzugeben. D. Uebers.

geschmeidig und veränderlich, ist alles Mögliche und schmiegt sich in alle Charaktere. Julie selbst könnte mir als Beispiel dienen; denn obgleich sie bei ihren Mahlzeiten gern hat, was dem Gaumen schmeichelt, mag sie doch weder Fleisch, noch Ragouts, noch Salziges, und reinen Wein hat sie nie getrunken; ausgezeichnetes Gemüse, Eier, Milchwerk, Obst ist ihre gewöhnliche Nahrung, und ohne den Fisch, den sie auch sehr gern ißt, würde sie eine wahre Pythagoräerin sein.

Es ist nichts, die Frauen im Zaume zu halten, wenn man nicht auch die Männer im Zaume hält, und dieser Zweig der Hausordnung, der nicht minder wichtig ist als der andere, macht noch mehr Schwierigkeit; denn der Angriff ist in der Regel lebhafter, als die Abwehr: es ist so von dem Erhalter der Natur geordnet. Im Staate werden die Bürger durch Sitten, Grundsätze, Tugend gezügelt; wie soll man aber Bediente, Miethlinge anders, als durch Zwang und Gewalt zügeln? Die ganze Kunst des Herrn besteht nun darin, dem Zwange ein Mäntelchen von eigener Lust und eigenem Vortheil überzuhängen, dergestalt, daß die Leute Alles selbst zu wollen glauben, was man sie zu thun nöthigt. Die Sonntagserholung, das Recht, das man ihnen nicht nehmen kann, zu gehen, wohin es ihnen gut dünkt, wenn ihre Beschäftigungen sie nicht mehr im Hause festhalten, zerstört oft an einem einzigen Tage alle gute Frucht des Beispiels und der Belehrungen von sechs anderen. Der Besuch der Schenken, der Verkehr und die Grundsätze ihrer Kameraden, der Umgang mit liederlichen Frauenzimmern bewirkt bald, daß sie für ihre Herren und für sich selbst verloren sind, und sich durch tausend Fehler unfähig zum Dienste, und der Freiheit unwerth machen.

Diesem Uebelstande hilft man hier dadurch ab, daß man sie durch dasselbe, was sie sonst zum Ausgehen treibt, an's Haus fesselt. Was wollen sie auswärts? In der Schenke trinken und spielen. Nun wohl, sie trinken und spielen zu Hause. Es ist nur der Unterschied, daß der Wein ihnen nichts kostet, daß sie sich nicht betrinken, und daß sie beim Spiele Gewinn haben, ohne daß Jemand verliert. Dies wird so gemacht.

Hinter dem Hause ist ein bedeckter Gang, welcher zum Spielplatze bestimmt ist. Dort versammeln sich die Livrée-Bedienten und die Hofknechte im Sommer Sonntags nach der Predigt, um, in mehrere Truppe getheilt, zu spielen, nicht um Geld, das wird hier nicht gelitten, noch um Wein, den erhalten sie, sondern um einen Gewinn, den die Frei-

gebigkeit ihrer Herrschaft aussetzt. Dieser Gewinn besteht jederzeit in irgend einer Geräthschaft oder einem Kleidungsstücke zu ihrem Gebrauche. Die Anzahl der Partien, die gewonnen werden müssen, richtet sich nach dem Werthe des ausgesetzten Gewinnes, so daß, wenn der Gewinn etwas beträchtlicher ist, z. B. ein Paar silberne Schnallen, ein Paar seidene Strümpfe, ein feiner Hut, oder Etwas der Art, gewöhnlich in mehreren Spielen darum gekämpft wird. Man bleibt alsdann nicht bei einer Art Spiel stehen, sondern wechselt ab, damit Der, welcher in dem einen am geschicktesten ist, nicht alle Preise davontrage, und damit Alle durch mannichfaltige Uebungen gewandter und tüchtiger werden. Bald handelt es sich darum, wer im Laufe am ersten ein am andern Ende der Allee aufgerichtetes Ziel erreichen, bald, wer einen Stein am weitesten werfen, bald, wer eine Last am längsten tragen, bald, wer in's Schwarze schießen werde Meist werden die Spiele durch allerlei kleine Veranstaltungen, welche hinzukommen, verlängert und unterhaltender gemacht. Die Herrschaft beehrt sie oft mit ihrer Gegenwart; manchmal werden auch die Kinder mitgebracht; selbst Fremde finden sich ein, von der Neugier herbeigelockt, und manche würden nur gar zu gern mitspielen, aber es wird Niemand zugelassen, außer mit Erlaubniß der Herrschaft und mit Einwilligung der Spieler, die freilich nicht ihre Rechnung dabei finden würden, diese leicht zu gewähren. Unvermerkt ist aus diesem Brauche eine Art Schauspiel geworden, bei welchem die handelnden Personen, durch die Blicke der Zuschauer angefeuert, den Ruhm des Beifalls dem Vortheile des Gewinnes vorziehen. Indem sie kräftiger und gewandter werden, schätzen sie sich selbst höher, und indem sie sich gewöhnen, ihren Werth mehr nach dem zu messen, was sie vermögen, als nach dem, was sie besitzen, wird ihnen, trotz dem daß sie nur Bediente sind, die Ehre lieber als Geld.

Es würde mich zu weit führen, Ihnen alle Vortheile aufzuzählen, die man hier aus einer, dem Anscheine nach, so kindischen Einrichtung zieht, die gemeinen Geistern sicher verächtlich dünkt, während es doch dem wahren Genie eigen ist, große Wirkungen mit kleinen Mitteln zu erreichen. Herr von Wolmar hat mir gesagt, daß ihm die ganze Sache, die seine Frau zuerst ausgedacht hat, kaum 50 Thaler jährlich koste. Aber, sagte er, wie vielfältig meinen Sie, daß sich mir diese Summe in meiner Wirthschaft und in meinen Geschäften wiedereinbringt, durch die Wachsamkeit und Pünktlichkeit anhänglicher Diener, die all ihr Vergnügen von ihrer Herrschaft haben, durch den Antheil, den sie an der

Wohlfahrt eines Hauses nehmen, welches sie als das ihrige betrachten, durch den Vortheil, daß die Kraft und Gewandtheit, welche sie bei ihren Spielen erwerben, ihnen bei ihren Arbeiten zu statten kommt, durch den Vortheil, daß sie immer gesund bleiben, indem sie nicht in die gewöhnlichen Ausschweifungen von ihres Gleichen und die Krankheiten, die deren gewöhnliche Folge sind, verfallen, durch den Vortheil, daß sie zu den Diebereien und Betrügereien nicht versucht sind, welche ein unordentliches Leben unfehlbar nach sich zieht, sondern immer ehrliche Leute bleiben, endlich durch die Annehmlichkeit, mit geringen Kosten im eigenen Hause Erholungen zu haben, die uns selbst Vergnügen machen? Wenn sich unter unsern Leuten Jemand findet, Mannsperson oder Frauenzimmer, der sich in unsere Hausordnung nicht fügt, und ihr die Freiheit vorzieht, unter diesem oder jenem Vorwande hinzulaufen, wo es ihm gut dünkt, so wird ihm die Erlaubniß dazu niemals verweigert; aber wir sehen diesen Hang zur Ungebundenheit als ein sehr verdächtiges Zeichen an, und entledigen uns immer bald Derer, die ihn haben. So dienen uns dieselben Ergötzlichkeiten, die uns unsere Leute brav erhalten, zugleich zum Probemittel bei der Wahl derselben. Milord, ich muß gestehen, daß ich nirgend, außer hier, eine Herrschaft gefunden habe, die so dieselben Leute zugleich zu guten Bedienten, zu guten Bauern, zu guten Vaterlandsvertheidigern und zu braven Menschen für jeden Stand, in den sie treten mögen, bildete.

Im Winter sind die Vergnügungen, wie die Arbeiten anderer Art. Sonntags versammeln sich alle Leute aus dem Hause, und auch die Nachbarn mit ihnen, Männer und Frauen ohne Unterschied, nach dem Gottesdienste in einem Saale des Erdgeschosses, wo sie Feuer, Wein, Obst, Backwerk und eine Geige finden, nach der sie tanzen. Frau von Wolmar verfehlt nie, sich dabei wenigstens einige Augenblicke zu zeigen, um durch ihre Gegenwart Ordnung und Anstand aufrecht zu erhalten, und nicht selten tanzt sie selbst, wenn auch mit ihren eigenen Leuten. Diese Gewohnheit schien mir, als ich davon hörte, zuerst mit der Strenge der protestantischen Sitten nicht recht vereinbar. Ich sagte es Julien, und was sie mir entgegnete, war etwa Folgendes:

Die reine Moral ist so reich an ernsten Pflichten, daß, wenn man sie noch mit gleichgültigen Formen überladt, dies fast immer nur auf Kosten des Wesentlichen geschieht. Es heißt, daß es wirklich bei den meisten Mönchen so sei, daß dieselben, tausend unnützen Regeln unterworfen, von Ehre und Tugend gewöhnlich nichts wissen. Dieser Feh-

ler ist bei uns Protestanten weniger herrschend, aber wir sind doch auch nicht ganz frei davon. Unsere Kirchendiener, die allerdings in Einsicht allen Arten von Priestern ebenso überlegen sind, als unsere Religion in Heiligkeit allen übrigen, haben doch noch manche Grundsätze, die mehr auf Vorurtheil, als auf Vernunft gegründet scheinen. So z. B. daß sie Tanz und gesellige Lustbarkeiten tadeln; als ob Tanzen etwas Schlimmeres wäre, als Singen, als ob jede dieser Ergötzlichkeiten nicht gleichermaßen aus einem natürlichen Triebe herstammte, und als ob es eine Sünde wäre, sich in Gemeinschaft ein unschuldiges und anständiges Vergnügen zu machen. Ich für mein Theil glaube vielmehr, daß in jedem Falle, wenn beide Geschlechter zusammenkommen, eine öffentliche Unterhaltung unschuldiger ausfällt, und zwar eben deswegen, weil sie öffentlich ist, während die löblichste Beschäftigung verdächtig wird, wenn sie unter vier Augen stattfindet. Mann und Frau sind für einander bestimmt; es ist der Zweck der Natur, daß sie ehelich vereinigt seien. Jede falsche Religion streitet wider die Natur; die unsrige allein, die sich ihr anschließt und sie läutert, giebt sich dadurch als eine göttliche und dem Wesen des Menschen entsprechende Anstalt zu erkennen*). Sie muß also in Betreff der Ehe zu den Verwickelungen, welche die bürgerliche Ordnung herbeiführt, nicht noch neue Schwierigkeiten hinzufügen, welche das Evangelium nicht vorschreibt, und welche dem Geiste des Christenthums entgegen sind. Man sage mir doch, wo junge, heiratsfähige Personen Gelegenheit finden sollen, Neigung zu einander zu fassen, und sich mit mehr Schicklichkeit und Vorsicht zu sehen, als in einer Versammlung, wo die Augen aller Welt, beständig auf sie gerichtet, sie zwingen, mit der größten Sorgfalt über sich zu wachen. Wie kann Gott beleidigt sein durch eine angenehme und gesunde Leibesübung, welche der Lebhaftigkeit junger Personen zusagt, welche darin besteht, daß sie sich einander mit Anmuth und Zierlichkeit zeigen, und bei welcher, der Zuschauer wegen, eine gemessene Haltung beobachtet wird, aus der Niemand herauszugehen wagt? Kann man sich ein schicklicheres Mittel denken, Niemanden zu hintergehen, wenigstens was das Aeußere betrifft, und sich mit den Vorzügen und Fehlern, die man haben mag, den Personen zu zeigen, denen daran gelegen ist, uns recht zu

*) Rousseau verkennt hier wie überall das Wesen des Christenthums, welches die Natur selbst als das Sündhafte betrachtet und von dem Menschen fordert, daß er sich von ihr losreiße und sein ganzes Trachten auf eine ideale Welt, auf den Himmel, richte. D. U.

kennen, ehe sie sich verpflichten, uns zu lieben? Macht es die Pflicht, sich gegenseitig zu lieben, nicht zur Pflicht, daß man sich zu gefallen suche? Und ist es nicht für zwei tugendhafte und christliche Personen, die daran denken, sich mit einander zu verbinden, eine würdige Aufgabe, so ihre Herzen zu der gegenseitigen Liebe, die Gott ihnen auflegt, vorzubereiten?

Was ist die Folge, wenn Alles beständig unter der Zuchtruthe gehalten, wenn die unschuldigste Fröhlichkeit wie ein Verbrechen bestraft wird, wenn die jungen Leute beiderlei Geschlechts sich nie öffentlich versammeln dürfen, und ein Geistlicher, in übelberechneter Strenge, nichts im Namen Gottes zu predigen weiß, als knechtischen Zwang, Trübsinn und Langeweile? Man entzieht sich auf Schleichwegen einer Tyrannei, die unerträglich ist, weil sie wider Natur und Vernunft streitet; die erlaubten Vergnügungen, die man einer munteren, ausgelassenen Jugend versagt, ersetzt sie sich durch gefährlichere; listig veranstaltete Zusammenkünfte unter vier Augen treten an die Stelle der öffentlichen Vereinigungen; dadurch, daß man sich versteckt, als hätte man Strafbares vor, geräth man in Versuchung, Strafbares zu begehen. Die unschuldige Freude jauchzt sich gern im hellen Lichte des Tages aus, das Laster aber liebt das Dunkel, und niemals haben Unschuld und Heimlichkeit lange bei einander gewohnt. Mein theurer Freund, sagte sie zu mir, indem sie mir die Hand drückte, gleich als wollte sie mir ihren Reumuth mittheilen und in mein Herz die Lauterkeit des ihrigen überströmen: wer könnte besser als wir die ganze Wichtigkeit dieses Grundsatzes fühlen? Wie viel Schmerzen und Leiden, wie viel Gewissensbisse und Thränen würden wir uns so viele Jahre hindurch erspart haben, wenn wir bei der Tugendliebe, die uns Beide stets beseelte, die Gefahren früher hätten voraussehen können, welche der Tugend drohen, wenn man viel mit einander allein ist!

Noch einmal, fuhr Frau von Wolmar mit ruhigerem Tone fort, nicht in großen Versammlungen, wo uns alle Welt sieht und hört, sondern in einsamer Zusammenkunft, wo die Heimlichkeit und Zwanglosigkeit herrscht, kommt die Sittlichkeit in Gefahr. Dieser Erfahrung zufolge, habe ich es gern, daß meine Leute beiderlei Geschlechts, wenn sie gesellig zusammenkommen, alle mit dabei seien. Ich erlaube auch gern, daß sie aus der Nachbarschaft solche junge Leute dazu einladen, deren Umgang nicht geeignet ist, ihnen zu schaden, und ich höre mit großer Freude, daß es Brauch geworden ist, wenn man einen unserer

jungen Nachbarn wegen seines guten Wandels rühmen will, blos zu sagen: er darf zu Herrn von Wolmar kommen. Wir haben hierbei noch etwas Anderes im Auge. Die Mannsleute in unserem Dienste sind sämmtlich Junggesellen, und unter den Frauenzimmern ist die Wärterin unserer Kinder noch zu verheiraten. Es wäre nun unbillig, wenn die Abgeschlossenheit, in welcher sie beiderseits hier leben ihnen die Gelegenheit, anständig unterzukommen, raubte. Wir suchen also durch jene kleinen Gesellschaften ihnen eine solche Gelegenheit unter unsern Augen zu verschaffen, um ihnen zu einer guten Wahl behülflich zu sein, und indem wir so daran arbeiten, glückliche Hausstände zu begründen, vermehren wir das Glück des unsrigen.

Es wäre noch übrig, mich selbst zu rechtfertigen, daß ich mit diesen guten Leuten tanze; aber ich will mich lieber wegen dieses Punktes stillschweigend verurtheilen lassen, und gestehe offen, daß ich es hauptsächlich deshalb thue, weil es mir Vergnügen macht. Sie wissen, daß ich immer so leidenschaftlich gern getanzt habe, als meine Cousine; aber seit dem Verluste meiner Mutter, verzichtete ich für immer auf den Besuch von Bällen und allen großen Gesellschaften. Ich habe mir Wort gehalten, selbst an meinem Hochzeittage, und werde es ferner thun, denn ich glaube nicht, daß ich dagegen verstoße, wenn ich bei mir zu Hause manchmal mit meinen Gästen und mit meinen Leuten tanze. Es ist dies eine Bewegung, die bei der sitzenden Lebensart, zu welcher man hier im Winter gezwungen ist, meiner Gesundheit dient. Es ist eine unschuldige Belustigung, denn wenn ich recht getanzt habe, macht mir mein Herz keinen Vorwurf. Es macht auch Herrn von Wolmar Vergnügen; ich habe dabei keine andere Koketterie, als ihm zu gefallen. Es geschieht meinetwegen, daß er an den Ort kommt, wo getanzt wird; seine Leute finden sich durch die Gegenwart ihres Herrn geschmeichelt, und auch mich unter sich zu sehen macht ihnen sichtlich Freude. Endlich noch finde ich, daß diese unbedeutende Vertraulichkeit ein herzliches und freundliches Verhältniß gründet, das uns dem ursprünglichen Zustande menschlicher Gleichheit ein wenig annähert, indem es die Erniedrigung des Gehorchens und die Härte des Befehlens etwas ausgleicht

Dies, Milord, sagte mir Julie in Betreff des Tanzes, und ich bewunderte, wie bei so viel Herablassung so viel Subordination herrschen konnte, wie sie und ihr Mann sich so oft unter ihre Bedienten mischen und sich ihnen gleichstellen konnten, ohne daß diese sich versucht fänden, sie beim Worte zu halten und ihrerseits sich ihnen gleichzustellen. Ich

glaube nicht, daß es in Asien Herrscher giebt, die in ihren Palästen mit mehr Ehrfurcht bedient werden, als diese gute Herrschaft in ihrem Hause. Ich kann mir nichts Wirksameres denken, als ihre Befehle, und keine geschwindere Vollziehung, als denselben zu Theil wird: sie bitten, und man fliegt, sie entschuldigen, und man fühlt sein Unrecht. Ich habe nie deutlicher eingesehen, wie wenig die Kraft dessen, was man sagt, von den Worten abhängt, deren man sich bedient.

Dies hat mich noch auf eine andere Betrachtung über die falsche Würde der Herrschaften geführt, nämlich, daß es weniger ihre Vertraulichkeit ist, als ihre Fehler, was ihnen im eigenen Hause Verachtung zuzieht, und daß man, wenn die Bedienten unverschämt sind, mehr auf eine lasterhafte, als auf eine schwache Herrschaft schließen kann; denn nichts macht die Leute so dreist, als ihre Bekanntschaft mit den Lastern ihres Herrn, und jedes, welches sie entdecken, ist in ihren Augen ein Grund, sich des Gehorsams gegen einen Menschen, vor dem sie keine Ehrfurcht haben, überhoben zu achten.

Die Bedienten ahmen ihrer Herrschaft nach und indem sie plump nachahmen, lassen sie in ihrem Betragen die Fehler schärfer hervortreten, welche bei jenen der Firniß der Bildung mehr versteckt. In Paris schloß ich auf die Sitten der Damen, die ich kannte, aus dem Tone und Benehmen ihrer Kammerfrauen, und diese Regel hat mich niemals betrogen.

Abgesehen davon, daß die Kammerfrau, wenn sie einmal die Geheimnisse ihrer Herrschaft weiß, ihre Verschwiegenheit dieser theuer verkauft, handelt sie so, wie die andere denkt, und macht deren Maximen offenbar, indem sie sie ungeschickt in Ausübung bringt. In jeder Hinsicht ist das Beispiel der Herrschaft mächtiger, als ihr gebietendes Ansehen, und es wäre nicht natürlich, daß ihre Dienerschaft braver sein wollte, als sie. Mag man doch, so viel man will, schreien, fluchen, mißhandeln, reines Haus machen — mit dem Allen schafft man keine gute Bedienung. Wenn der und der, welcher nichts danach fragt, ob er von seinen Leuten verachtet und gehaßt ist, sich dessenungeachtet gut bedient glaubt, so ist die Sache die, daß er mit dem, was er sieht, und mit einem Scheine von Pünktlichkeit zufrieden ist, ohne tausenderlei Schaden in Rechnung zu bringen, den man ihm immerfort heimlich zufügt, und dessen Quelle er nie entdeckt. Welcher Mensch aber wäre so ehrlos, daß er es ertragen könnte, sich von seiner ganzen Umgebung verachtet zu wissen? Welche Frau wäre so verloren, daß sie nicht noch

Gefühl für Schande hätte? Wie viel Damen in Paris und London dünken sich sehr geehrt, ach, und wie würden sie in Thränen zerfließen, wenn sie hörten, was man über sie in ihrem Vorzimmer sagt! Zum Glück für ihre Ruhe dünken sie sich sicher, indem sie diese hundertäugigen Wächter für Tölpel halten und sich schmeicheln, daß dieselben nichts von dem Allen sähen, was sie sich gar nicht vor ihnen zu verstecken bemühen. Diese ihrerseits, in ihrem widerspenstigen Gehorsam, verbergen Jenen ebenso wenig, wie sehr sie sie verachten. Herrschaft und Dienerschaft fühlen beiderseits, daß es nicht der Mühe werth ist, sich einander Achtung abzunöthigen.

Das Urtheil der Bedienten scheint mir der sicherste und empfindlichste Probstein für die Tugend ihrer Herrschaft, und ich erinnere mich, Milord, daß ich mir von der Ihrigen in Wallis eine gute Meinung bildete, ehe ich Sie noch kannte, blos deshalb, weil ich sah, daß Sie ziemlich kurz mit ihren Leuten waren, und daß diese Ihnen dennoch anhingen und in Ihrer Abwesenheit unter einander mit so vieler Achtung von Ihnen sprachen, als ob sie von Ihnen hätten gehört werden können. Man hat gesagt, daß Niemand vor seinem Kammerdiener ein großer Mann sei; möglich! aber dem gerechten Manne ist die Achtung seines Bedienten gewiß; Beweis genug, daß das Großsein nur eitler Flimmer, und daß nichts wahren inneren Werth hat, als die Tugend. Vorzüglich erkennt man die Gewalt ihrer Herrschaft hier in diesem Hause an dem Beifalle der Dienerschaft, der ein um so sichereres Merkmal ist, als er nicht in eitelen Lobsprüchen besteht, sondern in dem natürlichen Ausdrucke dessen, was die Leute wirklich fühlen. Da sie hier nie etwas erfahren, das ihnen den Glauben beibringen könnte, nicht alle Herrschaften glichen der ihrigen, so loben sie an dieser nicht als Tugend, was sie für etwas Gewöhnliches halten; aber sie loben in ihrer Einfalt Gott, daß er Reiche auf Erden eingesetzt hat zum Wohle Derer, die ihnen dienen und zum Heile der Armen.

Das Dienen ist dem Menschen so wenig natürlich, daß es nicht ganz ohne alle Unzufriedenheit bestehen kann. Indessen man hat Achtung vor dem Herrn, und sagt nichts über ihn. Wenn sich einmal ein Bißchen Murren über die Herrin mit einstiehlt, so hat dieses mehr Werth als Lobeserhebungen. Keiner beschwert sich, daß sie es an Wohlwollen für ihn fehlen lasse, sondern nur, daß sie dessen so viel für Andere habe. Keiner mag es leiden, wenn sie eine Vergleichung anstellt zwischen seinem Eifer und dem seiner Kameraden, und Jeder

möchte immer der Erste sein in der Gunst, wie er in der Anhänglichkeit der Erste zu sein glaubt; dies ist ihr einziger Grund zu Klagen und ihre größte Ungerechtigkeit.

Mit der Subordination der Untergebenen geht die Eintracht unter den Gleichgestellten Hand in Hand. Dieser Theil der häuslichen Verwaltungskunst ist nicht der leichteste. Unter der Dienerschaft eines Hauses, selbst wenn sie so wenig zahlreich ist wie die hiesige, entspringen aus Eifersucht und Eigennutz unaufhörliche Reibungen, und die Leute sind fast nie einig, außer zum Schaden der Herrschaft. Wenn sie sich mit einander verstehen, so geschieht dies nur, um in Gemeinschaft zu stehlen; wenn sie treu sind, so macht sich Jeder auf Kosten der Uebrigen geltend; sie müssen entweder Feinde oder Mitschuldige sein, und es läßt sich kaum ein Mittel finden, ihre Spitzbübereien und ihre Zänkereien zugleich zu vermeiden. Die meisten Familienväter kennen nur die Wahl zwischen diesen beiden Uebelständen. Die Einen, indem sie den Vortheil höher anschlagen als eine rechtschaffene Gesinnung ihrer Leute, nähren deren Neigung zu heimlichen Hinterbringungen, und glauben ein Meisterstück von Klugheit auszuführen, wenn sie immer den einen zum Aufpasser und Spion des andern machen. Die Andern, bequemere Leute, wollen sich lieber bestehlen lassen, um nur Ruhe im Hause zu haben; sie machen sich eine Art Ehre daraus, daß sie Winke, die manchmal reiner Eifer einem Diener abnöthigt, jederzeit schlecht aufnehmen. Beide Classen greifen gleichermaßen fehl. Die Ersteren erhalten ihr Haus nicht nur in einer beständigen Spannung und Unruhe, die sich mit einem regelmäßigen Gang und guter Ordnung nicht verträgt, sondern umgeben sich mit einem Haufen von Schurken und Angebern, die sich an dem Verrathen ihrer Kameraden üben, einst vielleicht ihre Herrschaft zu verrathen. Die Letzteren, indem sie durchaus nicht erfahren wollen, was in ihrem Hause vorgeht, geben ihren Leuten Befugniß, sich gegen sie selbst zu verbinden, machen den Schlechten Muth, schrecken die Guten ab, und unterhalten mit großen Kosten einen Haufen von anmaßenden Schuften und Faulenzern, die, zum Schaden der Herrschaft einverstanden, Alles, was sie für diese thun, wie eine Gnade, und daß sie sie bestehlen, für ein Recht ansehen*).

*) Ich habe die innere Einrichtung großer Häuser ziemlich genau kennen gelernt und habe mich überzeugt, daß es für einen Herrn, der zwanzig Bediente hält, unmöglich ist, je mit Sicherheit zu wissen, ob er einen ehrlichen Menschen darunter hat, und nicht für einen solchen gerade den ärgsten Spitzbuben von allen zu halten.

Es ist ein großer Irrthum in der Hauswirthschaft wie in der Staatswirthschaft, Laster durch Laster bekämpfen und unter ihnen eine Art Gleichgewicht herstellen zu wollen, als ob das, was die Ordnung untergräbt, je dazu dienen könnte, sie aufzurichten. Man erreicht durch diese falsche Politik nichts weiter, als daß man zuletzt alle Mißstände beisammen hat. Diejenigen Laster, die man in einem Hause duldet, bleiben nicht die einzigen, welche darin herrschen; läßt man eins aufkeimen, so zieht es tausend andere nach sich. Bald machen sie die Diener, die von ihnen befallen sind, zu verlorenen Menschen, richten den Herrn, der sie zuläßt, zu Grunde, verderben die Kinder, oder geben ihnen Aergerniß, denn deren Aufmerksamkeit entgeht nichts, was im Hause geschieht. Was für ein unwürdiger Vater, der den Gedanken fassen könnte, daß irgend ein Vortheil im Stande wäre, das letztere dieser Uebel aufzuwiegen! Welcher brave Mann möchte Familienhaupt sein, wenn es eine Unmöglichkeit wäre, in seinem Hause Frieden und Ehrlichkeit zugleich aufrecht zu halten, und wenn er den Eifer seiner Bedienten nur auf Kosten ihres gegenseitigen Wohlwollens erkaufen könnte!

Wer nur dieses Haus hier gesehen hätte, würde sich's gar nicht einfallen lassen, daß eine solche Schwierigkeit vorhanden sei, so sehr scheint die Eintracht aller Mitglieder desselben aus der Anhänglichkeit, aus der Liebe zu seinen Häuptern, von selbst zu folgen. Hier findet man das sichtliche Beispiel, daß es nicht möglich ist, den Herrn aufrichtig zu lieben, ohne Alles zu lieben, was ihm angehört, eine Wahrheit, welche der christlichen Liebe zur Grundlage dient. Ist es nicht eine ganz natürliche Sache, daß die Kinder desselben Vaters sich unter einander als Brüder behandeln? In der Kirche wird uns dies alle Tage gesagt, ohne daß man es uns fühlen ließe. Die Bewohner dieses Hauses fühlen es, ohne daß es ihnen gesagt würde.

Die Geneigtheit Aller zu einem verträglichen Leben hat ihre erste Wurzel in der Vorsicht, die schon bei ihrer Wahl angewendet wird. Herr von Wolmar sieht bei der Annahme seiner Leute nicht blos darauf, ob sie für seine Frau und für ihn passen, sondern auch, ob sie unter sich für einander passen. Und wenn man eine deutlich ausgesprochene Abneigung zwischen zwei übrigens guten Dienern fände, so würde dies

---

Schon dies allein könnte es mir verleiden, ein Reicher zu sein. Eine der süßesten Freuden des Lebens, die Lust, sich den Menschen mit Achtung und Vertrauen hinzugeben, ist für diese Unglücklichen verloren. Ihr Gold kommt ihnen theuer zu stehen.

hinreichend sein, um einen von beiden augenblicklich zu verabschieden; denn, sagt Julie, ein so wenig zahlreiches Haus, ein Haus, das sie nie wieder verlassen, und in welchem sie beständig sich einander vor Augen haben, muß ihnen allen auf gleiche Weise zusagen und würde ihnen zur Hölle werden, wenn es nicht ein Haus des Friedens wäre. Sie müssen es wie ihr Vaterhaus ansehen, wo Alle zusammen nur Eine Familie ausmachen. Ein Einziger, der den Uebrigen zuwider wäre, könnte es ihnen ganz verleiden, und da sie diesen unangenehmen Gegenstand immer vor sich haben müßten, würden sie weder für sich noch für uns hier taugen.

Nachdem man sie so viel als möglich so zusammengestellt hat, wie sie für einander passen, kettet man sie gleichsam ohne Wissen und Willen durch die Dienste an einander, welche man sie gewissermaßen zwingt, sich gegenseitig zu erzeigen, und macht, daß Jeder fühlen muß, wie wichtig es für ihn sei, von allen Kameraden geliebt zu werden. Keiner, der um eine Gunst für sich bittet, wird so gut aufgenommen, als wenn er es für einen Andern thut; daher sucht Jeder, der eine zu erlangen wünscht, sich die Fürsprache eines Anderen zu verschaffen, und dies ist um so leichter, da man jedes Mal, ob nun die erbetene Gunst zugestanden oder abgeschlagen werde, demjenigen, der für den Anderen gesprochen, ein Verdienst daraus macht, denjenigen dagegen, die immer nur auf sich bedacht sind, nichts gewährt. Warum, sagt man diesen, sollte ich dir bewilligen, was für dich erbeten wird, der du nie für einen Anderen gebeten hast? Wäre es billig, daß du mehr Glück habest, als deine Kameraden, die gefälliger sind als du? Man thut noch mehr, man bringt sie dahin, daß sie einander im Stillen dienen, ohne Aufsehen, ohne sich damit zu zeigen; dies ist um so weniger schwer zu erlangen, da sie sehr gut wissen, daß der Herr, wenn er diese Bescheidenheit wahrnimmt, sie deshalb nur desto mehr schätzt; so gewinnt der Eigennutz dabei und die Eigenliebe verliert nichts. Sie sind von der Bereitwilligkeit Aller in dieser Hinsicht so überzeugt, und es herrscht unter ihnen ein solches Vertrauen auf einander, daß, wenn einer um etwas zu bitten hat, er es nur gesprächsweise bei Tische erwähnt; dies reicht oft hin, daß die Sache für ihn erbeten werde und daß er sie erlange, und da er nicht weiß, wem er dafür zu danken hat, so ist er Allen verpflichtet.

Durch dieses Mittel und andere ähnliche wird erreicht, daß unter den Leuten eine Liebe zu einander herrscht, welche aus der zu

ihrem Herrn entspringt und dieser untergeordnet ist. Weit entfernt daher, sich zu seinem Nachtheile zu verbünden, sind sie Alle nur einig im Wetteifer, ihm gut zu dienen. Wie wichtig es für sie sei, sich unter einander zu lieben, ist es doch noch wichtiger für sie, ihm zu gefallen; der Eifer in seinem Dienste trägt noch über ihr gegenseitiges Wohlwollen den Sieg davon, und indem sie Alle in Verlusten, welche ihn in den Mitteln beschränken würden, einen guten Diener zu belohnen, ihren eigenen Schaden erblicken müssen, so könnten sie es unmöglich stillschweigend mit ansehen, wenn einer von ihnen ihn beeinträchtigen wollte. Dieser Theil der in diesem Hause eingeführten Politik scheint mir etwas Großartiges zu haben, und ich kann nicht genug bewundern, wie Herr und Frau von Wolmar das nichtswürdige Geschäft des Anklägers in ein Eifer, Rechtschaffenheit und Muth erforderndes, fast ebenso edles oder doch ebenso löbliches Amt, als es bei den Römern war, zu verwandeln gewußt haben.

Man hat damit angefangen, daß man jene sündliche und schändliche Moral einer wechselseitigen Duldsamkeit auf Kosten des Herrn, die schlechte Diener nicht verfehlen, den guten unter dem Schein einer menschenfreundlichen Maxime zu predigen, mit klaren, einfachen Worten und durch handgreifliches Beispiel ausrottete oder im Keime erstickte. Man hat ihnen zur Einsicht gebracht, daß die Vorschrift, des Nächsten Fehler zu bedecken, sich nur auf solche bezieht, durch welche Niemanden Schaden erwächst, daß man eine Ungerechtigkeit, durch welche ein dritter verletzt wird, selber begeht, wenn man sie begehen sieht und schweigt, und daß gemäß jener Erfahrung, daß nur das Bewußtsein unserer eigenen Fehler uns geneigt mache, Anderen die ihrigen zu verzeihen, Niemand es über sich vermag, Schurkereien zu dulden, wenn er nicht selbst ein Schurke ist. Nach diesen Principien, die im Allgemeinen zwischen Menschen und Menschen wahr sind, und in dem engeren Verhältniß von Diener zum Herrn noch strengere Geltung haben, hält man es hier für ausgemacht, daß derjenige, welcher ein Unrecht gegen seine Herrschaft begehen sieht und es nicht anzeigt, noch strafbarer ist, als der Thäter selbst; denn dieser läßt sich bei seiner Handlung durch den Vortheil, welchen er im Auge hat, verlocken, während bei kaltem Blute und ohne eigennützigen Antrieb der Andere nichts hat, was ihn bewöge stillzuschweigen, als Fühllosigkeit für Recht und Unrecht, Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Hauses, dem er dient, und ein geheimes Verlangen das Beispiel nachzuahmen, das er ungerügt läßt.

Wenn demnach das Vergehen bedeutend ist, so hat Der, welcher es sich zu Schulden kommen ließ, manchmal noch Verzeihung zu hoffen, der Zeuge aber, welcher es verschwiegen hat, wird unfehlbar verabschiedet, als einer, der zum Bösen Hang hat.

Dafür duldet man denn auch keine Anklage, welche den Verdacht erregen könnte, daß sie ungerecht und verläumderisch sei, d. h. man nimmt keine in Abwesenheit des Angeschuldigten an. Wenn sich einer mit einer Aussage gegen einen seiner Kameraden einstellt, oder eine persönliche Beschwerde über ihn hat, so fragt man ihn, ob er hinlänglich unterrichtet ist, d. h. ob er sich mit Dem, gegen welchen er Beschwerde führt, über die Sache ausgesprochen hat. Wenn er Nein sagt, so fragt man ihn weiter, wie er über eine Handlung urtheilen könne, deren Beweggründe er nicht hinlänglich kennt. Diese Handlung, sagt man ihm, hängt vielleicht mit irgend einer anderen zusammen, die dir unbekannt ist; es ist vielleicht irgend ein besonderer Umstand dabei, den du nicht weißt, und der doch zu ihrer Rechtfertigung oder Entschuldigung dient. Wie kannst du dir getrauen, das Verfahren eines Menschen zu verdammen, ehe du die Gründe, welche ihn dabei geleitet haben, genau kennst? Ein Wort der Verständigung hätte ihn vielleicht in deinen Augen gerechtfertigt. Warum setzest du dich der Gefahr aus, sein Benehmen ungerechter Weise zu tadeln, und mich der Gefahr, an deiner Ungerechtigkeit Theil zu nehmen? Wenn er versichert, sich bereits mit dem Beschuldigten ausgesprochen zu haben, so entgegnet man ihm: Warum kommst du ohne ihn, als ob du Furcht hättest, daß er deine Behauptungen Lügen strafen werde? Was berechtigt dich, mir gegenüber eine Vorsicht zu verabsäumen, die du für dich allein nehmen zu müssen glaubtest? Ist es recht, zu verlangen, daß ich auf deinen Bericht hin, über eine Handlung urtheile, über welche du auf das bloße Zeugniß deiner Augen nicht hast urtheilen wollen? Und würdest du nicht für einen parteiischen Ausspruch verantwortlich sein, den ich thun könnte, wenn ich mich blos mit deiner Aussage begnügte? Sodann macht man ihm den Vorschlag, Den kommen zu lassen, den er anklagt; willigt er ein, so ist die Sache bald in Ordnung gebracht; versteht er sich nicht dazu, so schickt man ihn mit einem strengen Verweise fort; aber man bewahrt ihm das Geheimniß und beobachtet beide Leute so sorgfältig, daß man immer bald erfährt, wer von beiden Unrecht hatte.

Diese Regel steht so fest und ist so bekannt, daß man nie einen Bedienten dieses Hauses von einem seiner Kameraden in dessen Ab-

wesenheit schlecht sprechen hört; denn sie wissen Alle, daß dies das Mittel ist, für einen feigen Schuft oder für einen Lügner zu gelten. Wenn einer von ihnen einen Andern anklagt, so geschieht es frei und offen, und nicht blos in Gegenwart Dessen, den er anklagt, sondern aller Kameraden, um an den Zeugen seiner Behauptungen Bürgen seiner ehrlichen Absicht zu haben. Persönliche Streitigkeiten finden zu ihrer Ausgleichung fast immer Vermittler unter den Leuten selbst, und die Herrschaft wird damit nicht belästigt; wenn es sich aber um das geheiligte Interesse der Herrschaft handelt, so geht es nicht an, daß die Sache im Geheimen bleibe: der Strafbare muß sich selbst anklagen oder von einem Andern angeklagt werden. Diese kleinen Gerichtshandlungen sind sehr selten, und finden immer nur bei Tische statt, wenn Julie, wie sie täglich thut, zu dem Mittag- und Abendessen ihrer Leute kommt; Herr von Wolmar nennt sie im Scherze ihre großen Geschäftstage. Nachdem sie Klage und Antwort ruhig angehört hat, dankt sie, wenn die Sache den Dienst angeht, dem Ankläger für seinen Eifer. Ich weiß, sagt sie zu ihm, daß du deinen Kameraden lieb hast; du hast immer gut von ihm gesprochen, und es ist lobenswerth, daß die Liebe zur Pflicht und zu dem, was Recht ist, dir über deine besonderen Freundschaften geht; ein treuer Diener und braver Mann muß so handeln. Dann, wenn der Angeschuldigte etwa nicht Unrecht hat, sagt sie, um ihn zu rechtfertigen, irgend Etwas zu seinem Lobe. Wenn er aber wirklich strafbar ist, so erspart sie ihm vor den Uebrigen einen Theil der Beschämung. Sie nimmt an, daß er etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, was er nicht vor so vielen Leuten vorbringen wolle, bestimmt ihm eine Stunde, um ihn besonders anzuhören, und da spricht denn sie oder ihr Mann mit ihm, wie es sich gehört. Sonderbar ist dabei, daß der strengste Theil von Beiden nicht am meisten gefürchtet ist, und daß man sich aus den ernsten Verweisen des Herrn von Wolmar weniger macht, als aus Juliens zu Herzen gehenden Vorwürfen. Er, indem er die Sprache der Gerechtigkeit und der Wahrheit führt, demüthigt die Schuldigen; sie macht ihnen ihr Vergehen bitter leid, indem sie an den Tag legt, wie weh es ihr selbst thut, ihnen ihr Wohlwollen entziehen zu müssen. Oft entlockt sie ihnen Thränen der Reue und Scham, und nicht selten wird sie beim Anblick ihrer Reue selber weich, in der Hoffnung, daß es nicht nöthig sein werde, ihr Wort wahr zu machen. Mancher, der alle die Mühe, welche man sich hier in dieser Hinsicht giebt, nach dem, was bei ihm

oder bei seinen Nachbarn geschieht, beurtheilen wollte, wird darin etwas Unnützes oder zu Beschwerliches finden. Sie aber, Milord, der Sie von den Pflichten und Freuden des Familienvaters eine so hohe Meinung haben, und die natürliche Herrschaft kennen, welche Geist und Tugend über das menschliche Herz ausüben, begreifen die Wichtigkeit von dem Allen, und fühlen, wie groß der Erfolg sein müsse. Reichthum macht nicht reich, heißt es in dem Roman, „die Rose." Das Gut eines Menschen liegt nicht in seinem Kasten, sondern in dem Gebrauche, den er davon macht; denn man macht das, was man besitzt, nur durch die Anwendung zu seinem Eigenthume, und die Reichthümer sind stets leichter zu erschöpfen, als der Mißbrauch, daher man nicht im Verhältniß zu dem, was man ausgiebt, Genuß hat, sondern im Verhältniß zu der Art, wie man es thut. Ein Narr kann Barren Goldes in's Meer werfen und sagen, daß er Genuß davon habe; aber welcher Unterschied zwischen diesem unsinnigen Genusse und dem, welchen ein weiser Mann sich mit geringeren Mitteln zu bereiten weiß! Nur mittelst guter Ordnung und wohlgeregelter Verwendung, wodurch man den Gütern einen mannigfaltigeren und dauernderen Nutzen abgewinnt, kann man das Vergnügen in Glück verwandeln. Wenn somit in der Beziehung, welche wir uns zu den Dingen geben, der wahre Begriff des Eigenthums liegt, wenn mehr die Anwendung des Reichthums, als dessen Erwerbung uns reich macht, was kann dem Familienvater mehr am Herzen liegen, als eine zweckmäßige und wohlberechnete Verwaltung seines Hauses, bei welcher Alles in die vollkommenste Beziehung zu ihm selbst unmittelbar tritt, und das Wohl jedes Gliedes zu dem des Hauptes beiträgt?

Sind denn die Reichsten die Glücklichsten? Was thut also der Wohlstand zur Glückseligkeit? Aber ein wohlgeordneter Hausstand ist ein Bild von der Seele des Herrn. Wandvergoldungen, Pracht und Luxus geben nur die Eitelkeit Dessen zu erkennen, der sie zur Schau stellt; überall dagegen, wo man Ordnung ohne Peinlichkeit, Ruhe ohne sklavische Furcht, Ueberfluß ohne Verschwendung herrschen sieht, kann man dreist sprechen: Ein Glücklicher gebietet hier.

Ich für meinen Theil glaube, daß es kein zuverlässigeres Zeichen von wahrer Zufriedenheit der Seele giebt, als ein zurückgezogenes, auf die Häuslichkeit beschränktes Leben, und daß Solche, die ihr Glück immer nur auswärts suchen, bei sich zu Hause keines haben. Ein Familienvater, der sich in seinem Hause wohlfühlt, findet den Lohn

für alle seine Sorgen und Mühen in dem beständigen Genusse der süßesten Gefühle der Natur. Er allein von allen Sterblichen ist der Herr seines eigenen Glückes, weil er wie Gott selbst glücklich ist, ohne etwas mehr zu wünschen, als was er genießt. Wie das unendliche Wesen, denkt er nicht daran, seinen Besitz zu vermehren, sondern ihn wahrhaft sein eigen zu machen, durch die vollkommenste Entwickelung aller Beziehungen und die zweckmäßigste Anordnung des Ganzen; bereichert er sich nicht durch neue Erwerbungen, so ist er dennoch reicher, durch den besseren Besitz dessen, was er hat. Er hatte nur den Genuß von dem Ertrage seiner Ländereien; jetzt hat er von denselben Ländereien abermals Genuß, indem er ihrer Bewirthschaftung vorsteht und sie unablässig beläuft. Sein Bedienter war ihm fremd; er macht ihn zu seinem Gute, zu seinem Kinde, er eignet ihn sich an. Er hatte ein Recht nur auf die Handlungen; er erwirbt sich eines auch auf den Willen. Er war nur Herr für sein Geld, er wird es nun durch die geheiligte Macht der Wohlthat und der Achtung und Liebe. Möge ihm das Glück seine Reichthümer rauben, die Herzen kann es ihm nicht rauben, die er sich gewonnen hat; Kinder ihrem Vater rauben kann es nicht: der ganze Unterschied ist, daß er gestern sie ernährte, morgen wird er von ihnen ernährt werden. So lernt man seiner Güter, seiner Familie und seiner selbst wahrhaft genießen; so wird jedes Kleinste, was zum Hausstande gehört, etwas Köstliches für den wackeren Mann, der den Werth desselben zu erkennen weiß; so macht er, weit entfernt, seine Pflichten als eine Last anzusehen, sich ein Glück daraus, und macht es sich durch seine herzerfreuende und edle Thätigkeit zum Ruhme und zur Lust, Mensch zu sein.

Wenn diese kostbaren Vortheile gemißachtet oder wenig bekannt sind, und wenn selbst die kleine Zahl Derer, welche nach ihnen trachten, sie so selten erlangt, so hat dies nur eine und dieselbe Ursache. Es giebt einfache und doch erhabene Pflichten, die zu lieben und zu erfüllen die Sache Weniger ist; solcher Art sind die Pflichten des Familienvaters, die einem durch den Ton und die Unruhe, die in der großen Welt herrschen, zuwider werden, und deren man sich auch dann noch schlecht entledigt, wenn man keine anderen Beweggründe hat, sie zu erfüllen, als Geiz und Eigennutz. Mancher glaubt ein guter Familienvater zu sein, und ist weiter nichts als ein wachsamer Hausverwalter; das Gut kann gedeihen und das Haus sehr schlecht bestellt sein. Man muß auf einem höheren Standpunkte stehen, wenn man

diese wichtige Verwaltung richtig auffassen und mit glücklichem Erfolge leiten will. Das Erste, womit die Herstellung einer guten Hausordnung beginnen muß, ist, daß man nur rechtschaffene Leute im Hause leide, welche nicht einen geheimen Hang, die Ordnung zu stören, mit hineinbringen. Sind aber Knechtschaft und Rechtschaffenheit so vereinbar, daß man hoffen dürfte, Bediente zu finden, die rechtschaffene Leute wären? Nein, Milord, wenn man sie haben will, muß man sie nicht aufsuchen, man muß sie schaffen, und nur ein tüchtiger Mann versteht die Kunst, Andere tüchtig zu machen. Ein Heuchler möge sich immerhin mit dem Scheine der Tugend bekleiden, er wird die Liebe zu ihr keinem Menschen einflößen; wüßte er sie liebenswerth zu machen, so würde er sie selbst lieben. Was können frostige Ermahnungen, die das eigene Beispiel beständig Lügen straft, anders bewirken, als daß man denke, Der, welcher sie feilbietet, wolle mit der Leichtgläubigkeit Anderer sein Spiel treiben? Was für ein abgeschmackter Einfall, von Anderen zu verlangen, daß sie das thun, was man anpreist, wenn man es selbst nicht thut! Wer das, was er sagt, nicht thut, sagt es niemals auf rechte Art, denn es fehlt die Sprache des Herzens, welche rührt und überredet. Ich habe oft dergleichen plump berechnete Reden gehört, welche man vor den Hausbedienten, wie vor Kindern hält, um ihnen auf indirektem Wege gute Lehren zu geben. Es ist mir nie eingefallen zu glauben, daß sie sich dadurch nur einen Augenblick würden zu Narren halten lassen, und ich sah sie auch immer heimlich lächeln über die Einfalt des Herrn, sie für solche Tröpfe zu halten, vor denen er mit aller Breite Grundsätze auskramen könnte, von denen sie doch recht gut wußten, daß es nicht die seinigen wären.

Von dergleichen pfiffigen Manoeuvres weiß man in diesem Hause nichts; die Kunst der Herrschaft, ihre Bedienten so zu machen, wie sie sie haben will, besteht vornehmlich darin, sich ihnen so zu zeigen, wie sie selbst ist. Ihr Betragen ist stets offen und frei, weil sie nicht zu fürchten brauchen, daß ihre Handlungen ihre Reden Lügen strafen. Da sie nicht für sich eine andere Moral haben, als sie Anderen beibringen wollen, so haben sie nicht nöthig, sich mit dem, was sie sagen, ängstlich in Acht zu nehmen; ein zufällig entschlüpftes Wort wirft nicht Grundsätze über den Haufen, welche sie mühsam eingeführt haben. Sie geben nicht alle ihre Angelegenheiten geschwätzig zum Besten, aber sie sprechen alle ihre Grundsätze frei aus. Bei Tische, auf dem Spaziergange, unter vier Augen oder vor aller Welt wird stets dieselbe Sprache ge-

führt; man sagt über jede Sache unbefangen, was man denkt, und ohne daß es beabsichtigt würde, findet Jeder immer Etwas dabei zu lernen. Da die Bedienten ihre Herrschaft nie Anderes thun sehen, als was recht und billig ist, so sehen sie die Gerechtigkeit nicht als einen Tribut des Armen, als ein Joch des Unglücklichen, als einen Fluch ihres Standes an. Die Achtsamkeit, mit welcher man dafür sorgt, daß die Arbeiter nicht vergeblich nach ihrem Lohne laufen und ganze Tage damit verlieren, gewöhnt sie, den Werth der Zeit zu fühlen. Wenn sie sehen, wie angelegen es sich die Herrschaft sein läßt, Anderen Zeit zu ersparen, so schließt daraus Jeder, daß seine Zeit ihr kostbar ist und würde es sich um so übler nehmen, müßig zu gehen. Das Vertrauen, welches man zu der Redlichkeit der Herrschaft hat, giebt Allem, was sie anordnet, die Kraft, durch welche es sich in Geltung setzt und den Mißbrauch ausschließt. Man hat nicht Furcht, daß die Herrin bei der Ertheilung der wöchentlichen Gratification immer finden werde, daß der Jüngste oder Schönste am fleißigsten gewesen sei. Ein alter Bedienter fürchtet nicht, daß man irgend eine Chikane hervorsuchen werde, um die ihm in Aussicht gestellte Erhöhung des Lohnes zu ersparen. Man hofft nicht von Uneinigkeiten der Herrschaft Nutzen zu ziehen, um sich wichtig zu machen und von dem einen Theil zu erlangen, was der andere abschlägt. Diejenigen, welche sich zu verheiraten wünschen, fürchten nicht, daß man ihrem Vorhaben in den Weg treten werde, um sie länger zu behalten, und daß so ihr Eifer im Dienste zu ihrem Schaden ausschlage. Wenn ein fremder Bedienter käme, und den Leuten dieses Hauses erzählte, daß sein Herr und dessen Bedienten in einem wahren Kriegszustande leben, daß diese, wenn sie Jenem so viel Uebeles zufügen, als sie können, nur eine gerechte Repressalie üben, daß, da die Herren Räuber unrechtmäßigen Gutes, Lügner und Gauner sind, es keine Sünde wäre, sie so zu behandeln, wie sie den Fürsten oder das Volk oder Privatpersonen behandeln, und ihnen das Böse, welches sie mit offenbarer Gewalt thun, mit List zu vergelten, so würde Der, welcher so spräche, von Niemanden begriffen werden; es wird auch hier nicht für nöthig gehalten, solchen Erzählungen entgegenzuwirken oder zuvorzukommen; mögen das Jene thun, die zu denselben gerechten Anlaß geben, und sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzen, sie zu bekämpfen.

Ueble Laune und Trotz kommt hier bei den Gehorchenden niemals vor, weil die Gebietenden von hochfahrendem und launischem Wesen frei sind, weil man nicht verlangt, was nicht vernünftig und nützlich

wäre, und weil man Achtung genug hat vor der Würde des Menschen, wenn er auch dienstbar ist, um ihn nur zu solchen Dingen zu gebrauchen, die ihn nicht herabwürdigen. Uebrigens gilt hier nichts für erniedrigend, als das Laster, und Alles, was recht und nützlich ist, für schicklich und ehrenvoll.

Wenn man Intriguen außer dem Hause nicht duldet, so ist auch Niemand in Versuchung, welche anzuzetteln. Die Leute hier wissen zu gut, daß ihr Glück am besten gesichert ist, wenn der Wohlstand ihres Herrn nicht leidet, und daß es ihnen an Nichts fehlen wird, solange das Haus in guten Umständen bleibt. Sie sorgen also, indem sie dem Hause dienen, für ihr Erbe und vermehren dieses, indem sie sich ihren Dienst angenehm machen; es ist dies ihr eigenes größtes Interesse. Das Wort Interesse ist aber hier nicht an seiner Stelle, denn ich habe nie eine innere Einrichtung gesehen, bei welcher das Interesse so klüglich wahrgenommen und doch von so geringem Einfluß gewesen wäre, als hier. Alles geschieht aus Anhänglichkeit; man möchte sagen, daß diese käuflichen Seelen sich reinigen, indem sie in diese Wohnstätte der Weisheit und der Einigkeit eintreten. Man möchte sagen, daß ein Theil von dem klaren Verstande des Herrn und von dem gefühlvollen Wesen der Herrin in Jeden ihrer Leute übergegangen ist, so einsichtig, wohlthätig, rechtschaffen und ihrem Stande überlegen findet man sie. Ihr größter Ehrgeiz ist, sich Achtung, Liebe, Wohlwollen zu erwerben, und sie zählen die verbindlichen Worte, die ihnen gesagt werden, wie Andere die Geschenke, welche sie empfangen.

Dies, Milord, sind meine vornehmsten Beobachtungen über denjenigen Theil der Verwaltung dieses Hauses, welcher sich auf die Dienerschaft und die Lohnarbeiter bezieht. Was die Lebensweise der Herrschaft und die Behandlung der Kinder betrifft, so verdient jeder dieser Gegenstände einen besonderen Brief. Sie wissen, in welcher Absicht ich diese Mittheilungen begonnen habe; aber Alles zusammen giebt in der That ein so entzückendes Gemälde, daß man kein anderes Interesse nöthig hat, um es gern zu betrachten, als die Freude, welche man daran findet.

Elfter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Ja, Milord, es ist Wort für Wort wahr, man sieht nichts in diesem Hause, worin nicht das Angenehme mit dem Nützlichen gepaart

wäre; die nützlichen Beschäftigungen beschränken sich aber nicht auf die einträglichen Arbeiten allein, sie umfassen auch alle die unschuldigen und einfachen Vergnügungen, welche die Liebe zur Zurückgezogenheit, zur Arbeit, zur Mäßigkeit nähren, die Seele gesund erhalten und das Herz frei von dem Wirrwarr der Leidenschaften. Während träge Unthätigkeit nur Mißmuth und Langeweile gebiert, ist der Reiz einer süßen Muße die Frucht eines arbeitsamen Lebens. Man arbeitet nur, um zu genießen; diese Abwechselung von Mühe und Genuß ist unser wahrer Beruf. Die Ruhe, welche zur Erholung von gethaner Arbeit und zur Stärkung für neue Arbeit dient, ist dem Menschen nicht weniger nothwendig, als die Arbeit selbst.

Nachdem ich von der Wachsamkeit und Thätigkeit der achtungswürdigsten Familienmutter die Wirkungen in der Ordnung ihres Hauses gesehen hatte, sah ich gleiche Wirkung von ihren Erholungen an einem einsamen Orte, den sie zu ihrem Lieblingsspaziergange gemacht hat und den sie ihr „Elysium" nennt.

Ich hatte schon mehrere Tage von diesem Elysium reden hören und zwar in einer gewissen geheimnißvollen Weise. Endlich gestern Nachmittag, da es der außerordentlichen Hitze wegen außerhalb des Hauses und innen gleich unerträglich war, machte Herr v. Wolmar seiner Frau den Vorschlag, sich diesen Nachmittag einmal Urlaub zu nehmen, und anstatt wie gewöhnlich bis zum Abende in der Kinderstube zu bleiben, mit uns in den Baumgarten zu gehen und der Kühle zu genießen; sie willigte ein, und wir gingen miteinander hin.

Dieser Ort, obgleich ganz dicht beim Hause, ist doch durch den bedeckten Gang, welcher zu ihm führt, so versteckt, daß man ihn von keiner Seite sieht. Das dichte Laub, welches ihn umgiebt, verstattet dem Auge keinen Durchgang, und er wird immer sorgfältig verschlossen gehalten. Kaum war ich darin, so sah ich nicht mehr, wo ich hereingekommen war, denn die Thür ist mit Elsen- und Haselstauden maskirt, welche nur zwei schmale Durchgänge auf beiden Seiten offen lassen, und ich war wie aus den Wolken gefallen, da ich keine Thür bemerkte.

Beim Eintritt in diesen sogenannten Baumgarten ergriff mich ein angenehmes Gefühl von Frische, welches tiefer Schatten, lebhaftes Grün, Blumen auf allen Seiten, Gemurmel von fließendem Wasser und das Gezwitscher von tausend Vögeln meiner Einbildungskraft ebenso sehr, als meinen Sinnen zuführten; aber zugleich glaubte ich den wildesten, einsamsten Ort der Natur zu sehen, und es däuchte mir, als

ob ich der erste Sterbliche wäre, der je in diese Einöde gedrungen. Ueberrascht, ergriffen, entzückt von einem so unerwarteten Schauspiel, stand ich einen Augenblick unbeweglich, und rief dann in unwillkürlicher Begeisterung: O Tinian! o Juan-Fernandez*)! Julie, das Ende der Welt haben Sie vor Ihrer Thür! Viele Leuten finden es hier, wie Sie, sagte sie mit Lächeln, aber zwanzig Schritte mehr führen Sie geschwind wieder nach Clarens zurück; wir wollen sehen, ob der Zauber bei Ihnen länger vorhalten wird. Es ist hier dieselbe Baumpartie, in der Sie ehemals spazieren gingen und sich mit meiner Cousine mit Pfirsichen warfen. Sie wissen, daß der Rasen ziemlich dürr, die Bäume nicht besonders dicht, wenig Schatten und kein Wasser da war. Jetzt ist Alles frisch, grün, bekleidet, geschmückt, blumig, bewässert. Was meinen Sie, daß mich die Instandsetzung gekostet hat? Denn ich muß Ihnen sagen, daß ich hier ganz allein die Aufsicht habe, und daß mich mein Mann machen läßt, was ich will. Wahrhaftig, antwortete ich, es hat Sie nichts gekostet, als Nachlässigkeit. Dieser Ort ist reizend in der That, aber wild und sich selbst überlassen; ich sehe nichts, was von Menschenhand gethan wäre. Sie haben die Thüre zugeschlossen; woher das Wasser gekommen ist, weiß ich nicht, die Natur allein hat das Uebrige gethan, und selbst Sie hätten es nicht so gut machen können. Es ist wahr, sagte sie, die Natur hat Alles gethan, aber unter meiner Leitung, und es ist nichts da, was ich nicht veranstaltet hätte. Noch einmal, rathen Sie. Für's Erste, sagte ich, begreife ich nicht, wie man mit Arbeit und Geld die Wirkungen der Zeit ersetzen kann. Die Bäume .... Was die Bäume betrifft, sagte Herr von Wolmar, so werden Sie bemerken, daß nicht viel große da sind, und diese waren schon vorher da. Ueberdies hat Julie diese Anlage schon lange vor ihrer Verheiratung und fast unmittelbar nach dem Tode ihrer Mutter begonnen, als sie mit ihrem Vater hierher kam und die Einsamkeit suchte. Nun gut, sagte ich, da alle diese Baumgruppen, diese gewaltigen Blättermassen, diese üppigen Laubdächer, diese schattigen Gebüsche, in sieben bis acht Jahren entstanden sein sollen, und mit Hülfe der Kunst, so haben Sie meiner Schätzung nach in einem so weiten Bezirke Alles das für 2000 Thlr. ganz wohlfeil. Sie rathen nur 2000 Thlr. zu viel, sagte sie; es hat mich nichts gekostet. Wie, nichts? Nein, nichts;

*) Wüste Inseln in der Südsee, berühmt durch die Reise des Admiral Anson.
D. Ueb.

Sie müßten denn ein Dutzend Tage Arbeit von meinem Gärtner jährlich, desgleichen zwei oder drei von meinen Leuten rechnen, und einige von Herrn v. Wolmar selbst, der es nicht verschmäht hat, manchmal mein Gartenbursche zu sein. Dies war mir ein Räthsel; aber Julie, die mich bisjetzt beim Eingange fest gehalten hatte, sagte, indem sie mich gehen ließ: Gehen Sie und Sie werden den Schlüssel des Räthsels haben. Gute Nacht, Tinian, gute Nacht, Juan-Fernandez und die ganze Feeerei! In einem Augenblick werden Sie vom Ende der Welt zurück sein.

Ich fing an, den so umgewandelten Baumgarten mit berauschter Seele zu durchstreifen; wenn ich keine exotischen Gewächse, keine Pflanzen aus den beiden Indien fand, so fand ich die einheimischen so vertheilt und geordnet, daß sie eine angenehmere und freundlichere Wirkung machten. Der grüne, dichte, aber geschorene kurze Rasen war mit Quendel, Münze, Thymian, Majoran und anderen duftigen Kräutern untermischt. Man sah darauf tausend Feldblümchen blinken, unter denen das Auge mit Erstaunen einige Gartenblumen herausfand, die mit den übrigen wild zu wachsen schienen. Ich kam von Zeit zu Zeit an dunkele, den Sonnenstrahlen undurchdringliche Dickichte, wie in dem dichtesten Walde; diese Massen waren aus den biegsamsten Baumarten dadurch gebildet, daß man die Zweige niedergezogen hatte, um in der Erde zu wurzeln, so daß hier künstlich nachgeahmt war, was die Manglen in Amerika von Natur thun. An den offneren Stellen sah ich hier und dort ohne Ordnung und Symmetrie Rosen, Himbeeren, Stachelbeeren, Gebüsche von spanischem Flieder, Haseln, Hollunder, wildem Jasmin, Pfriemenkraut, Trifolium, welches die Erde schmückte, indem es ihr das Ansehen eines Brachfeldes gab. Ich kam durch gewundene unregelmäßige Gänge, mit blühenden Büschen eingefaßt und mit tausend Gehängen von Epheu, Hopfen, wildem Wein, Zaunrübe, Winde, Waldrebe und anderen Pflanzen dieser Art gedeckt, unter welche sich herablassend Geisblatt und Jasmin mischten. Diese Guirlanden schienen nachlässig von Baum zu Baum geworfen, wie ich es manchmal in Wäldern bemerkt hatte, und bildeten über uns eine Art Draperie, die uns vor der Sonne schützte, während wir unter unsern Füßen ein weiches, bequemes und trockenes Gehen hatten auf einem feinen Moose, ohne Sand, ohne Gras und ohne knotiges Wurzelwerk. Jetzt erst bemerkte ich, daß die dichten, grünen Laubgewölbe, die mir von fern so imponirt hatten, nur aus solchen Schling- und Kletterpflanzen bestanden, die an den Bäumen hinaufgezogen, ihre Wipfel

mit dem dichtesten Laube umhüllten und dem Fuße derselben Schatten und Frische gaben. Ich bemerkte auch, daß man vermittelst eines ziemlich einfachen Kunstgriffes mehreren dieser Pflanzen Gelegenheit verschafft hatte, sich auf kürzerem Wege weiter auszubreiten, indem man sie auf den Stämmen der Bäume hatte wurzeln lassen. Sie begreifen wohl, daß die Früchte sich bei allen diesen Mitzehrern nicht zum besten befinden; aber an diesem Orte allein hat man das Nützliche dem Angenehmen aufgeopfert, und auf dem ganzen übrigen Grundstück ist für die Bäume und Gewächse so gesorgt, daß die Obsternte, auch ohne diesen Baumgarten, doch noch immer reicher ist als früher. Wenn Sie daran denken, wie erfreut man zu sein pflegt, wenn man in einem Walde manchmal eine wilde Frucht findet, an der man sich auch wohl erfrischen kann, so werden Sie begreifen, was für Vergnügen es macht, in dieser künstlichen Wüstenei eßbare, reife Früchte zu finden, wenn auch etwas vereinzelt und verkümmert; wobei man doch auch wieder das Vergnügen hat, zu wählen und sich das Beste herauszusuchen.

An allen den kleinen Wegen entlang, und zum Theil quer über sie hin, rann ein klares Wässerchen, welches bald zwischen dem Grase und den Blumen in fast unmerklichen Strahlen, bald in größeren Bächen über einen reinen, buntgesprenkelten Kiessand floß, der den Glanz des Wassers noch erhöhte. Man sah Quellen, die aus der Erde hervorsprudelten, manchmal auch tiefere Kanäle, in denen das Wasser still und glatt die Gegenstände wiederspiegelte. Alles Uebrige begreife ich jetzt, sagte ich zu Julie, aber dieses Wasser, das ich überall sehe . . . . Kommt dort her, versetzte sie, indem sie nach der Seite wies, wo die Terrasse ihres Gartens lag. Es ist die nämliche Leitung, welche in dem Parterre mit großen Kosten einen Springbrunnen speist, dem Niemand Aufmerksamkeit schenkt. Herr von Wolmar will ihn nicht zerstören aus Achtung für meinen Vater, dessen Werk er ist; aber mit welchem Vergnügen sehen wir alle Tage hier im Baumgarten dieses Wasser rinnen, das wir im Garten keines Blickes würdigen. Der Springbrunnen spielt für die Fremden, der Bach fließt hier für uns. Ich habe freilich auch noch das Wasser hinzugenommen, das aus dem öffentlichen Brunnen über die Landstraße in den See abfloß, die Straße zum Nachtheil der Fußgänger verschlammend, und ohne Nutzen für irgend Jemanden. Es machte eine Biegung am Fuße des Baumgartens, zwischen zwei Reihen Weiden; diese habe ich mit in die Einhegung gezogen, und leite das Wasser auch noch auf anderen Wegen herein.

Ich sah nunmehr, daß es nur darauf angekommen war, diese kleinen Bäche durch geschickte Theilung und Wiedervereinigung sparsam zu führen, und mit dem Gefälle so haushälterisch als möglich umzugehen, um einen möglichst ausgedehnten Lauf, und das Gemurmel einiger kleinen Wasserfälle zu gewinnen. Eine Lage von Thon, mit einem Zoll Kies aus dem See belegt und mit kleinen Muscheln untermischt, bildete das Bett der Bäche. Dieselben Bäche, stellenweise unter langen Bohlen mit Erde und Rasen bedeckt hinfließend, bildeten bei ihrem Austritt künstliche Quellen. Einige Strahlen wurden durch Röhren über holprige Stellen gehoben und sprudelten im Niederfallen. Endlich erzeugt der auf diese Weise befeuchtete und erfrischte Boden unaufhörlich neue Blumen, und erhält das Gras immer grün und schön.

Je weiter ich diesen angenehmen Ort durchstreifte, desto mehr nahm das köstliche Behagen zu, welches ich bei meinem Eintritte empfunden hatte; indessen hielt mich die Neugier in Athem. Ich war begieriger, die Gegenstände anzuschauen, als zu untersuchen, welchen Eindruck sie machten, und ich gab mich gern dem Reize des Betrachtens hin, ohne mir mit Nachdenken Mühe zu machen. Aber Frau von Wolmar riß mich aus meinen Träumen, indem sie mich unter den Arm nahm, und zu mir sagte: Alles, was Sie sehen, ist nur seelenloses Pflanzenleben, und wie man es auch anstelle, läßt dieses immer ein Gefühl von Einsamkeit zurück, das etwas Beklemmendes hat. Sehen Sie dagegen die beseelte, fühlende Natur; in ihr werden Sie jeden Augenblick einen neuen Reiz empfinden. Sie wollen mich vorbereiten, sagte ich zu ihr. Ich höre ein lustiges verworrenes Gezwitscher, und sehe doch ziemlich wenig Vögel; ich merke, daß Sie eine Volière haben. In der That! sagte sie; gehen wir näher! Ich wollte meine Meinung über Volièren noch nicht sagen, aber der Gedanke daran hatte etwas Unbehagliches für mich, und schien mir auch zu allem Uebrigen nicht zu stimmen.

Wir stiegen auf vielfach geschlungenen Wegen in den tiefsten Theil des Baumgartens hinab, wo ich das ganze Wasser, in einen hübschen Bach vereinigt, sanft zwischen zwei Reihen alter verkröpfter Weiden fließen sah. Ihre gehöhlten und halb kahlen Häupter bildeten eine Art Vasen, aus denen, durch Anwendung des zuvor angeführten Kunstgriffes, Massen von Geisblatt hervorquollen, wovon ein Theil sich um die Aeste der Bäume schlang, und der andere anmuthig an dem Bache niederfiel. Fast am Ende des Einschlusses befand sich ein kleines, mit Gräsern, Rohr und Binsen eingefaßtes Bassin, welches die Tränke der Volière

abgab, und die letzte Station dieses so kostbaren und so wohlgehegten Wassers war.

Jenseits des Bassins befand sich ein Erdwall, der sich in der äußersten Ecke des Einschlusses zu einem Hügel erhob, worauf eine Menge Bäumchen aller Art standen, die kleinsten zu oberst und die größeren immer tiefer, so daß die Wipfel eine fast wagerechte Fläche bildeten, oder wenigstens für die Folge andeuteten. Ganz vorn standen ein Dutzend noch junge Bäume, aber von solchen Arten, die sehr groß werden, wie Buche, Ulme, Esche, Acazie. Das Buschwerk dieses Hügels diente der Menge von Vögeln zur Zuflucht, deren Gesang ich von fern gehört hatte, und im Schatten dieses Laubwerks, wie unter einem großen Sonnenschirme, sah man sie flattern, hüpfen, singen, sich schnäbeln, sich beißen, als ob sie uns nicht bemerkt hätten. Sie flohen bei unserer Annäherung so wenig, daß ich, meinem vorgefaßten Gedanken nach, zuerst glaubte, sie wären durch ein Gitterwerk zusammengehalten; als wir aber den Rand des Bassins erreicht hatten, sah ich mehrere von ihnen herabkommen, und sich uns in einer Art kleiner Allee nähern, welche den Erdwall in der Mitte theilte, und die Volière mit dem Bassin verband. Herr von Wolmar ging um das Bassin herum, streute in die Allee ein paar Händevoll gemischter Sämereien, die er bei sich in der Tasche trug, und als er sich zurückgezogen hatte, eilten die Vögel herbei, und fingen an zu picken, wie Hühner, mit einer solchen Dreistigkeit, daß ich wohl sah, wie gewöhnt sie an diese Fütterung waren. Das ist allerliebst, rief ich aus. Das Wort Volière hatte mich von Ihnen Wunder genommen, aber jetzt verstehe ich es; ich sehe, daß Sie Gäste haben wollen, nicht Gefangene. Was nennen Sie Gäste? antwortete Julie; wir sind die ihrigen; sie sind hier die Herren, und wir zahlen ihnen Tribut dafür, daß sie uns manchmal dulden. Sehr gut, antwortete ich; aber wie sind diese Herren in Besitz dieses Ortes gelangt? Wie hat man es angefangen, so viele freiwillige Bewohner zusammenzubringen? Ich habe noch nie von einem Versuche dieser Art gehört, und würde nicht geglaubt haben, daß er gelingen könnte, wenn ich nicht den Beweis vor Augen hätte. Geduld und Zeit, sagte Herr von Wolmar, haben dieses Wunder zu stande gebracht. Diese sind Mittel, auf welche die Reichen bei ihren Vergnügungen nicht fallen. In ihrem Jagen nach Genüssen kennen sie keine anderen Mittel als Gewalt und Geld; sie haben Vögel in Käfigen, und Freunde für so und so viel monatlich. Wenn die Bedienten je an diesen Ort kämen, so würden Sie bald die Vögel verschwinden sehen,

und wenn sie jetzt in großer Anzahl vorhanden sind, so kommt das daher, weil immer welche dagewesen. Man zieht sie an keinen Ort, wo es keine gegeben hat; aber wo welche sind, ist es leicht mehrere herbeizulocken, wenn man allen ihren Bedürfnissen zuvorkommt, sie niemals scheu macht, sie ihre Nester in Sicherheit bauen läßt, und die Jungen nicht ausnimmt, denn alsdann bleiben diejenigen, welche da sind, und diejenigen, welche hinzukommen, bleiben ebenfalls. Dieses Gebüsch war schon vorhanden, wiewohl von dem Baumgarten getrennt; Julie hat nichts gethan, als daß sie es mit einer lebendigen Hecke umschloß, diejenige wegnahm, welche es von dem Garten trennte, es vergrößerte und mit neuen Pflanzen zierte. Sie bemerken auf beiden Seiten der Allee, die herführt, zwei mit einem bunten Gemisch von Halmen und allerlei Pflanzen bedeckte Flächen; sie läßt dort jedes Jahr Korn, Hirse, Sonnenblumen, Hanf, Wicken und allerlei Gesäme aussäen, welches die Vögel gern fressen, und es wird nichts davon weggenommen. Außerdem bringen wir ihnen, sie oder ich, fast jeden Tag, Sommers und Winters Futter, und wenn wir nicht da sind, so sorgt Fanchon gewöhnlich für sie. Sie haben, wie Sie sehen, das Wasser dicht dabei. Frau von Wolmar geht in ihrer Aufmerksamkeit so weit, daß sie ihnen jedes Frühjahr Häufchen von Pferdehaaren, Stroh, Wolle, Moos und anderen zum Nestbau geeigneten Stoffen hinlegen läßt. Da sie die Materialien so nah, und reichlich zu leben haben, und bei der Mühe, die man sich giebt, alle Feinde*) zu vertreiben, bestimmt sie die beständige Ruhe, deren sie genießen, an einem so bequemen Ort, wo ihnen nichts fehlt, und wo Niemand sie stört, ihre Eier zu legen. So wird das Vaterland der Eltern auch das der Kinder, und die Bevölkerung erhält sich und vermehrt sich.

Ach, sagte Julie, jetzt sehen Sie gar nichts! Jetzt denkt jedes nur an sich; aber unzertrennliche Gatten, das eifrige, häusliche Sorgen, die elterliche Zärtlichkeit, das Alles entgeht Ihnen. Vor zwei Monaten mußte man hier sein, um seine Augen an dem reizendsten Schauspiel zu weiden, und sein Herz an dem süßesten Gefühle der Natur. Madame, antwortete ich traurig, Sie sind Gattin und Mutter; dies sind Freuden, die Sie wohl kennen müssen. Sogleich ergriff Herr von Wolmar meine Hand, drückte sie mir, und sagte: Sie haben Freunde, und

*) Schlafratten, Mäuse, Käuze und besonders die Kinder.

diese Freunde haben Kinder: wie sollte Ihnen die elterliche Liebe fremd sein? Ich sah ihn an, ich sah Julie an; beide sahen einander an, und dann mich mit einem so herzbewegenden Blick, daß ich sie nach einander umarmte, und mit Rührung sagte: Sie sind mir so theuer, als ihr mir seid. Ich weiß nicht, wie wunderlich es zugehen mag, daß ein Wort eine Seele so umwandeln kann; aber von diesem Augenblicke an scheint mir Herr von Wolmar ein anderer Mann, und ich sehe in ihm weniger den Gatten Deren, die ich so sehr geliebt habe, als den Vater zweier Kinder, für die ich mein Leben lassen würde.

Ich wollte um das Bassin herumgehen, um den reizenden Ort und seine kleinen Bewohner näher zu besehen, aber Frau von Wolmar hielt mich zurück. Niemand, sagte sie zu mir, stört sie in ihrer Wohnung, und Sie sind sogar der erste von unseren Gästen, den ich bis hierher geführt habe. Es sind vier Schlüssel zu dem Baumgarten vorhanden, von denen mein Vater und wir beide jeder einen haben. Fanchon hat den vierten, als Aufseherin, und um manchmal meine Kinder herzuführen, eine Gunst, deren Werth dadurch erhöht wird, daß ihnen die größte Behutsamkeit für die Zeit ihres Hierseins eingeschärft ist. Auch Gustin selbst kommt nicht ohne einen von uns Vieren herein; wenn die beiden Frühlingsmonate vorüber sind, in denen hier seine Arbeit von Nutzen ist, fast gar nicht mehr; wir thun dann alles Uebrige selbst. So haben Sie, sagte ich, um Ihre Vögel nicht zu Ihren Sklaven zu machen, sich selbst zu Sklaven jener gemacht. Das ist recht die Rede eines Tyrannen, entgegnete sie, der seiner Freiheit nur so weit zu genießen glaubt, als er die Freiheit Anderer hindert.

Als wir weggehen wollten, warf Herr von Wolmar eine Handvoll Gerste in das Bassin, und da ich hineinsah, bemerkte ich einige Fischchen. Aha, sagte ich sogleich, also doch Gefangene! Ja, sagte er, es sind Kriegsgefangene, denen man das Leben geschenkt hat. So ist es, setzte seine Frau hinzu. Vor einiger Zeit entwandte Fanchon in der Küche einige Bärschchen, welche sie ohne mein Wissen hierher trug. Ich lasse sie hier, um Fanchon nicht zu betrüben, wenn ich die Fische wieder in den See versetzte; denn es ist doch besser, ein paar Fische etwas eng zu behausen, als eine brave Person zu kränken. Sie haben Recht, antwortete ich und diese hier sind nicht zu sehr zu beklagen, daß sie dem Fischkessel um diesen Preis entgangen sind.

Nun, was dünkt Ihnen? sagte sie zu mir auf dem Rückwege.

Sind Sie noch am Ende der Welt? Nein, sagte ich, ich bin ganz außerhalb ihrer, und Sie haben mich in Wahrheit in's Elysium versetzt. Der pomphafte Name, den sie diesem Baumgarten gegeben hat, sagte Herr von Wolmar, verdient wohl diesen Spott. Schenken Sie indessen einem Kinderspiel immerhin einiges Lob, und bedenken Sie, daß es ihren Mutterpflichten nie etwas entzogen hat. Ich weiß es, entgegnete ich, ich bin vollkommen davon überzeugt, und das kindische Spiel gefällt mir in dieser Gattung besser, als die Arbeiten der Männer.

Es ist indessen hier noch Etwas, das ich nicht begreifen kann, fuhr ich fort; nämlich ein Ort, der so ganz anders ist als er früher war, kann doch nur durch Sorgfalt und Pflege so geworden sein, wie er jetzt ist; nun aber sehe ich nirgends die geringste Spur von Cultur; Alles ist grün, frisch, üppig und man spürt die Hand des Gärtners nicht; nichts steht dem Gedanken an eine wüste Insel entgegen, der mir kam, als ich hier eintrat, und ich bemerke keine Tritte von Menschen. Ei, sagte Herr von Wolmar, das kommt daher, daß man Sorge getragen hat, sie zu verwischen. Ich bin oftmals Zeuge, und manchmal Mitschuldiger dieser Schelmerei gewesen. Man säet Gras auf alle bearbeiteten Stellen und bald sind die Fußstapfen der Arbeiter von den Halmen bedeckt; auf mageren und unfruchtbaren Stellen läßt man Winters eine Schicht Dünger liegen, der Dünger verzehrt das Moos und giebt wieder Gräsern und Pflanzen Leben; die Bäume befinden sich auch nicht übel dabei, und im Sommer ist keine Spur mehr davon zu sehen. Was das Moos betrifft, welches in einigen Alleen den Boden überzieht, so ist uns das Geheimniß seiner Erzeugung aus England durch Milord Eduard zugekommen. Diese beiden Seiten, fuhr er fort, waren durch Mauern geschlossen; nun sind die Mauern maskirt worden, nicht mit Spalieren, sondern mit dichtem Gebüsch, so daß die Grenze des Ortes wie der Anfang eines Waldes erscheint. Auf den beiden andern Seiten sind starke lebendige Hecken aus Ahorn, Weißdorn, Rainweide und anderem vermischten Baumwerk angebracht worden, welche in ihrer Mannichfaltigkeit nicht das Ansehen von Hecken, sondern von wildem Waldgebüsch haben. Sie sehen nichts glatt Geebnetes, nichts in geraden Linien Geordnetes; die Schnur ist hier nie angewendet worden, die Natur pflanzt nicht nach der Schnur. Die gewundenen Wege, in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit, sind mit Kunst so angelegt, daß möglichst viel Raum zum Umherwandeln gewonnen ist, daß sie die Grenzen der

Insel verstecken, und den scheinbaren Umfang derselben vergrößern, ohne unbequeme und zu häufige Biegungen zu machen *).

Indem ich das Alles betrachtete, kam es mir wunderlich vor, daß man sich so viel Mühe gegeben, die Mühe, die man sich gegeben hatte, zu verstecken; wäre es da nicht besser gewesen, sagte ich, sich gar keine zu geben? Trotz Allem, was Ihnen gesagt worden, entgegnete mir Julie, schätzen Sie die Größe der Arbeit nach der Wirkung, und Sie täuschen sich. Alles, was Sie sehen, ist wildes oder stark wachsendes Pflanzenwerk, das man nur in die Erde zu stecken braucht, und das dann von selbst gedeiht. Uebrigens scheint die Natur den Augen der Menschen ihre wahren Schönheiten entziehen zu wollen, weil sie für diese zu wenig Sinn haben, und sie verunstalten, wenn sie ihnen erreichbar sind; sie flieht die bewohnten Orte; hoch auf Bergeshöhen, tief in Wäldern, auf wüsten Inseln entfaltet sie ihre entzückendsten Reize. Die, welche sie lieben und ihr nicht so weit nachreisen können, sind genöthigt, ihr Gewalt anzuthun, und sie gewissermaßen zu zwingen, daß sie sich bei ihnen niederlasse; ohne ein Bißchen Illusion geht das nicht ab. Bei diesen Worten kam mir ein Einfall, der belacht wurde. Ich stelle mir vor, sagte ich, daß ein reicher Herr aus Paris oder London dieses Haus erwirbt und einen Architekten mitbringt, der theuer dafür bezahlt wird, die Natur zu verderben. Mit welcher wegwerfenden Miene würde er diesen einfachen, unscheinbaren Ort betreten, mit welcher Verachtung würde er all dies Gestrüpp ausreißen lassen! Was für schöne gerade Linien würde er ziehen! Was für schöne Alleen hindurchbrechen! Was für schöne Gänsepfoten, im Parasol und Fächer geschnittene Bäume! Was für schöne wohlgeschnörkelte Gitter! Was für schöne wohlgezeichnete, wohlumrissene, wohlgedrechselte Lauben! Was für schöne Boulingrins von feinem englischen Rasen, rund, viereckig, bogig, oval! Was für schöne Buchsfiguren, Drachen, Pagoden, Fratzen und alle Arten Ungeheuer! Was für schöne Vasen von Bronze und für schöne Früchte von Stein **)! .... Wenn das Alles ausgeführt sein wird, sagte Herr von Wolmar, so wird er einen sehr schönen Ort hergestellt haben, den

*) Also nicht die kleinen Boskets nach der Mode, die so lächerlich hin und her geschlungen sind, daß man nur im Zickzack geht und bei jedem Schritte eine Pirouette machen muß.

**) Ich bin überzeugt, daß bald die Zeit kommen wird, da man in unsern Gärten nichts mehr von allen Dem, was es im Freien giebt, wird dulden wollen, weder Pflanzen noch Bäume; man wird nur Blumen von Porzellan, Steinpuppen, Gitterwerk, Sand von allen Farben und schöne Vasen mit nichts darin haben.

man nicht betreten wird, und aus dem man sich stets beeilen wird hinauszukommen, um in's Freie zu gelangen; einen traurigen Ort, wo man nicht spazieren gehen, sondern den man nur als Durchgang benutzen wird, wenn man spazieren gehen will; während ich auf meinen Gängen im Freien mich oft beeile heim zu kommen, um hier spazieren zu gehen.

In jenen weitläufigen und mit Zierat beladenen Anlagen sehe ich nichts, als die Eigenheit des Besitzers und des Künstlers, welche beide stets voll Begierde, der eine seinen Reichthum, der andere sein Talent zu zeigen, mit großen Kosten Jedem, der sich ihres Werkes gern erfreuen möchte, Langeweile bereiten. Eine falsche Liebe zum Großartigen, welches nicht zu des Menschen Wesen stimmt, vergiftet seine Freuden. Ein großartiger Anstrich ist immer etwas Trauriges; man denkt unwillkürlich an die Misère dessen, welcher damit prahlt. Mitten unter seinen Parterres und in seinen großen Alleen wird sein kleines Persönchen nicht größer; ein Baum von zwanzig Fuß Höhe überragt ihn, wie einer von sechszig Fuß*); er nimmt nie mehr als seine drei Fuß Raum ein, und verliert sich wie eine Milbe in seinen endlosen Besitzungen.

Es giebt noch einen anderen Geschmack, der diesem gerade entgegengesetzt und noch lächerlicher ist, indem er Einem nicht einmal den Genuß der Promenade vergönnt, welche doch der Zweck ist, wegen dessen man Gärten unterhält. Ich verstehe, sagte ich: den Geschmack jener Liebhaberchen, jener Blumisten, die beim Anblicke einer Ranunkel in Ohnmacht und vor Tulpen auf die Kniee fallen. Hierbei erzählte ich ihnen, Milord, was mir dazumal in London in jenem Blumengarten begegnet ist, in welchen wir mit so vieler Wichtigkeit eingeführt wurden, und wo wir alle Schätze Hollands prahlen sahen auf vier Mistbeeten. Ich vergaß dabei nicht die Ceremonie mit dem Parasol und dem kleinen Stäbchen, womit man mich Unwürdigen, gleich den andern Beschauern,

---

*) Es wäre hier der Ort, sich etwas über den schlechten Geschmack zu verbreiten, dem zufolge die Bäume lächerlich verschnitten werden, um hoch in die Wolken zu steigen, während man ihnen ihre schönen Kronen und ihren Schatten raubt, ihren Saft erschöpft und es ihnen unmöglich macht, ihn zu benutzen. Diese Methode freilich liefert den Gärtnern Holz, aber sie raubt es dem Lande, das ohnehin schon nicht allzuviel hat. Man sollte meinen, daß die Natur in Frankreich anders beschaffen ist, als in der übrigen Welt, so viel Mühe giebt man sich dort, sie zu verunstalten. Man bepflanzt die Parks nur noch mit langen Ruthen; es sind Wälder von Masten oder Maien, und man spaziert unter lauter Holz, ohne Schatten zu finden.

beehrte. Ich bekannte ihnen demüthig, wie es mir ging, als ich mich auch hervorthun und kühnlich beim Anblick einer Tulpe in Ekstase gerathen wollte, die mir von lebhafter Farbe und von zierlicher Form schien, wie ich da von allen den gelehrten Kennern verspottet, ausgelacht und ausgezischt wurde, und wie der Professor des Gartens von der Verachtung der Blumen zur Verachtung ihres Lobredners überging, und mich keines Blickes mehr würdigte. Ich denke, setzte ich hinzu, daß er es recht bedauert hat, sein Stäbchen und sein Parasol so profanirt zu haben.

Dieser Geschmack, sagte Herr von Wolmar, wenn er in Sucht ausartet, hat etwas Kleinliches und Eitles, das ihn kindisch und auf lächerliche Weise kostspielig macht. Der andere hat wenigstens etwas Edles, Großes und eine Art Wahrheit; aber was ist es mit dem Werthe einer Ranunkelklaue oder einer Zwiebel, die ein Insekt vielleicht im Augenblicke, da man sie kauft, benagt oder zerstört, oder einer Blume, die um Mittag kostbar, und die verwelkt ist, ehe die Sonne untergeht? Was ist es mit einer Schönheit, die von Uebereinkunft abhängt, die nur dem Auge des Liebhabers erkennbar und nur deshalb Schönheit ist, weil es ihm zufällig so beliebt? Es kann eine Zeit kommen, da man in diesen Blumen gerade das Gegentheil von dem findet, was man jetzt darin sucht, und mit ebenso gutem Grunde; dann werden Sie Ihrerseits der Gelehrte und Ihr Kenner wird der Unwissende sein. All dies Herumschnüffeln und Achten auf Kleinigkeiten, das zu einer Art Studium ausartet, paßt nicht für den vernünftigen Mann, der seinem Körper eine mäßige Bewegung machen, oder seinem Geist auf Spaziergängen eine Erholung im Gespräche mit seinen Freunden verschaffen will. Die Blumen sind dazu da, um unsern Blick im Vorübergehen zu ergötzen und nicht um so neugierig anatomirt zu werden*). Sehen Sie hier im Baumgarten ihre Königin überall strahlen; sie erfüllt die Luft mit Wohlgeruch, bezaubert die Augen, und kostet fast keine Pflege und Mühe. Deshalb verachten sie die Blumisten; die Natur hat sie so schön gemacht, daß sie ihr keine übereinkömmlichen Schönheiten hinzufügen können, und da sie sich nicht mit ihrer Pflege zu quälen haben, finden sie nichts daran, was ihnen schmeichele. Der Irrthum Derer, die Leute von Geschmack sein wollen, ist, daß sie überall Kunst verlangen,

*) Der kluge Wolmar hat sich das Ding nicht recht besehen. War er, der die Menschen so gut zu beobachten wußte, so ungeschickt in der Beobachtung der Natur? Wußte er nicht, daß ihr Schöpfer, wenn er groß ist im Großen, sehr groß im Kleinsten ist?

und nie zufrieden sind, wo sich die Kunst nicht sichtbar macht, während der wahre Geschmack darin besteht, sie zu verbergen, sonderlich wenn es sich um Werke der Natur handelt. Was für einen Sinn haben diese schnurgeraden sandigen Alleen, die man überall und überall antrifft, und diese Sterne, durch welche man, weit entfernt dem Auge die Größe eines Parks zu offenbaren, wie man es sich einbildet, weiter nichts erreicht, als daß man ungeschickt seine Grenzen zeigt? Sieht man denn im Walde Flußsand? Oder wandelt der Fuß sanfter auf solchem Sande, als auf Moos und Rasen? Wendet die Natur unaufhörlich Winkelmaaß und Richtschnur an? Ist es nicht, als fürchten diese Leute, daß man sie doch noch irgend wo spüre, trotz aller ihrer Mühe, sie zu verunstalten? Ist es endlich nicht komisch, daß sie, als ob sie des Spaziergangs schon müde wären, wenn sie ihn beginnen, ihn recht geflissentlich in gerader Linie führen, um am schnellsten das Ziel zu erreichen? Ist es nicht, wenn sie den kürzesten Weg nehmen, als ob sie eher eine Reise als einen Spaziergang machten, und sich beeilten, hinauszukommen, kaum daß sie eingetreten sind?

Was wird also der Mann von Geschmack thun, welcher lebt, um zu leben, welcher sich selbst zu genießen versteht, welcher die wahren und einfachen Freuden sucht, und welcher sich einen Spaziergang nah bei seinem Hause einrichten will? Er wird ihn so bequem und so angenehm machen, daß er sich dort alle Stunden des Tages gefallen kann, und doch so einfach und natürlich, daß nichts gethan scheint. Er wird Wasser, Grünes, Schatten und Kühlung um sich versammeln, denn auch die Natur versammelt alle diese Dinge. Er wird nirgends Symmetrie anbringen, denn diese ist die Feindin der Natur und der Abwechselung, und alle Alleen eines gewöhnlichen Gartens gleichen einander so sehr, daß man immer in dem nämlichen zu sein glaubt; er wird das Terrain zerschneiden, um bequem umherwandeln zu können, aber die beiden Seiten seiner Alleen werden nicht immer genau gleichlaufend geführt sein; die Richtung derselben wird nicht beständig in gerader Linie fortgehen, sondern etwas Schweifendes haben, wie der Gang eines müßigwandelnden und ohne Ziel spazierenden Menschen. Er wird sich nicht abquälen, schöne Durchsichten auszuschneiden. Der Geschmack an Fernblicken entspringt aus dem Hange der meisten Menschen, sich nur da zu gefallen, wo sie nicht sind; sie sind stets begierig nach dem, was entfernt von ihnen ist, und der Künstler, welcher es nicht versteht, sie durch das, was sie umgiebt, hinlänglich zu befriedigen,

greift zu jenem Hülfsmittel, um doch etwas zu schaffen, was sie unterhalte. Der Mann aber, den ich meine, hat keine solche Unruhe, und wenn er sich da, wo er ist, wohlbefindet, fällt es ihm nicht ein, wo anders sein zu wollen. Hier z. B. hat man keinen Blick nach außen und man ist sehr zufrieden, daß man keinen hat. Man denkt sich gern, daß alle Reize der Natur hier eingeschlossen sind, und ich möchte sehr fürchten, daß der kleinste Streifblick in's Freie diesem Spaziergang viel von seiner Annehmlichkeit rauben würde*). Jemand, der nicht gern die schönen Tage an einfachen und angenehmen Orten zubringen mag, hat ganz gewiß keinen reinen Geschmack und keine gesunde Seele. Ich gestehe, daß dies hier kein Ort ist, um Fremde mit Pomp hinzuführen; aber dafür kann man sich selbst darin gefallen, ohne ihn Jemandem zu zeigen.

Mein Herr, sagte ich zu ihm, jene Reichen, die so schöne Gärten anlegen, haben ihre sehr guten Gründe, nicht gern allein spazieren zu gehen und sich nur auf sich angewiesen zu finden; sie thun also sehr wohl daran, daß sie gleich von vornherein an Andere denken. Uebrigens habe ich in China Gärten solcher Art gesehen, wie Sie sie fordern, und so kunstreich angelegt, daß man die Kunst nicht merkte, aber auf so kostspielige Weise, und so theuer zu unterhalten, daß mir dieser Gedanke alles Vergnügen raubte, welches ich darin hätte genießen können. Es gab dort auf ebenen sandigen Gründen, wo man nur Brunnenwasser hatte, Felsen, Grotten und künstliche Wasserfälle; es fanden sich Blumen und seltene Pflanzen aus allen Himmelsstrichen Chinas und der Tartarei auf demselben Boden beisammen. Man sah daselbst in der That weder schöne Alleen, noch regelmäßig abgetheilte Beete; man

*) Ich weiß nicht, ob man es je versucht hat, den langen Alleen eines Sterns eine leichte Krümmung zu geben, sodaß das Auge nicht jede Allee ganz bis an das Ende verfolgen könnte, und dieses dem Beschauer entzogen wäre. Man würde dabei allerdings die Annehmlichkeit der Gesichtspunkte verlieren, aber man würde den Vortheil gewinnen, auf den die Besitzer so großen Werth legen, daß sich der Einbildungskraft der Ort, an welchem man sich befindet, vergrößert darstellt, und in der Mitte eines ziemlich beschränkten Sterns würde man sich in einen unermeßlichen Park verloren glauben. Ich bin überzeugt, daß der Spaziergang so weniger langweilig, obwohl einsamer sein würde, denn Alles, was der Einbildungskraft Beschäftigung giebt, weckt Ideen und unterhält den Geist. Aber die Gartenmacher sind nicht die Leute dazu, dergleichen zu fühlen. Wie oft würde ihnen an einem ländlichen Orte der Bleistift aus der Hand fallen, wie jenem Le Nostre im Park von Saint-James, wenn sie, wie er, wüßten, was der Natur Leben und ihrem Schauspiel Interesse giebt!

sah aber Wunder verschwenderisch zusammengehäuft, die man sonst nur zerstreut und vereinzelt antrifft. Die Natur stellte sich in tausend verschiedenen Formen dar, und das Ganze war doch nicht natürlich. Hier hat man weder Erdarten noch Gestein hergeschafft, hat weder Pumpen, noch Wasserbehälter angebracht, hat keine Treibhäuser, keine Oefen, keine Glasglocken, keine Strohmatten nöthig. Ein fast ganz ebenes Terrain ist höchst einfach ausgeziert worden; gemeine Pflanzen, gemeine Bäume, ein Paar Wasserstreifen, die zwanglos und ohne Maschinerie hinfließen, waren zu seiner Verschönerung genug. Es ist ein Spiel ohne Anstrengung, bei welchem die Leichtigkeit dem Beschauer wieder ein besonderes Vergnügen gewährt. Ich fühle, daß dieser Aufenthalt weit angenehmer sein, und mir dabei unendlich weniger gefallen könnte. So ist z. B. der berühmte Park des Lord Cobham zu Staw. Er besteht aus einem Gemisch von sehr schönen und malerischen Ansichten, die verschiedenen Ländern entlehnt sind, und bei denen Alles natürlich erscheint, außer ihre Zusammenstellung, ganz wie in den chinesischen Gärten, von denen ich gesprochen habe. Der Herr und Schöpfer dieser prachtvollen Einsamkeit hat darin sogar Ruinen, Tempel, antike Gebäude anbringen lassen, so daß sich alle Zeiten ebenso wie die verschiedensten Orte mit einem mehr als menschlichen Prachtaufwand vereinigt finden. Das ist aber gerade, was ich schelten muß. Dem, was den Menschen ergötzen soll, wünsche ich ein leichtes Ansehen, welches uns nicht zwingt, an des Menschen Schwäche zu denken, und mitten in der Bewunderung dieser Herrlichkeiten die Einbildungskraft mit den Summen und Anstrengungen ermüdet, welche sie gekostet haben. Legt uns das Schicksal nicht Mühseligkeiten genug auf: müssen wir sie uns auch noch in unseren Spielen schaffen?

Ich habe Ihrem Elysium nur einen einzigen Vorwurf zu machen, setzte ich, zu Julien gewendet, hinzu, er wird Ihnen aber nicht schwer scheinen, nämlich, daß es auch als Erholungsort etwas Ueberflüssiges ist. Was brauchten Sie sich einen neuen Spaziergang zu schaffen, da sie auf der andern Seite des Hauses so reizende, wilde Boskets haben? — Es ist wahr, sagte sie ein wenig verlegen, aber dieses hier ist mir lieber. — Wenn Sie Ihre Frage bedacht hätten, ehe Sie sie thaten, fiel Herr von Wolmar ein, so würde sie mehr als indiscret sein. Nie, seit ihrer Verheiratung, hat meine Frau den Fuß in die Boskets gesetzt, von denen Sie reden. Ich weiß den Grund, obgleich sie ihn mir immer verschwiegen hat. Ihnen ist er nicht fremd, lernen

Sie diese Stätte mit Ehrfurcht betrachten, sie ist von der Hand der Tugend angepflanzt.

Kaum hatte ich diesen gerechten Verweis erhalten, als die kleine Familie, von Fanchon geführt, hereintrat, während wir hinausgingen. Die drei liebenswürdigen Kinder sprangen Herrn und Frau von Wolmar an den Hals. Auch ich erhielt von ihren Liebkosungen meinen Theil; wir gingen, Julie und ich, mit ihnen einige Schritte wieder in das Elysium hinein, kehrten dann um und gesellten uns zu Herrn von Wolmar, der mit Arbeitsleuten sprach. Unterwegs sagte sie mir, daß ihr, seit sie Mutter geworden, über diesen Spaziergang ein Gedanke gekommen sei, der ihren Eifer, ihn zu verschönern, vergrößert habe.

Ich dachte, sagte sie, an das Vergnügen und die Gesundheit meiner Kinder, wenn sie älter sein werden. Die Unterhaltung dieses Ortes erfordert mehr Sorgsamkeit als Arbeit; es kommt mehr darauf an, dem Wuchse der Pflanzen einen gewissen Umriß zu geben, als zu graben und zu hacken; nun will ich sie späterhin zu meinen kleinen Gärtnern machen; sie werden dabei so viel Uebung haben, als zur Kräftigung ihrer Glieder heilsam ist, und doch nicht so viel, daß es sie übermüden könnte; was ihre Kräfte übersteigt, sollen sie Andern überlassen und sich auf Arbeiten beschränken, die ihnen Vergnügen machen. Ich kann Ihnen nicht sagen, setzte sie hinzu, wie süß es mir ist, wenn ich in Gedanken schon meine Kinder damit beschäftigt sehe, mir die kleine Mühe, die ich mir für sie so gern gebe, wieder zu vergelten, und wenn ich mir die Freude ihrer liebevollen Herzen vorstelle, ihre Mutter in Laubgängen, die von ihren kleinen Händen gepflegt sind, entzückt umherwandeln zu sehen. Wahrlich, mein Freund, sagte sie mit bewegter Stimme, Tage, die man so verlebt, haben etwas von der Seligkeit des anderen Lebens, und nicht ohne Grund habe ich, indem ich mir dies so dachte, diesem Orte im Voraus den Namen Elysium gegeben. Milord, diese unvergleichliche Frau und Mutter; wie sie Gattin, wie sie Freundin, wie sie Tochter ist; ach, zu ewigen Martern meines Herzens, nicht anders als sie Geliebte war!

Entzückt von dem reizenden Aufenthalte, bat ich sie am Abend, sie möchten doch erlauben, daß mir, solange ich bei ihnen wäre, Fanchon ihren Schlüssel und die Sorge für die Fütterung der Vögel anvertraue. Sogleich schickte Julie den Futtersack in mein Zimmer, und gab mir ihren eigenen Schlüssel. Ich weiß nicht, warum ich ihn mit

einer Art Leid empfing, ich glaube, ich hätte den des Herrn von Wolmar lieber gehabt.

Heute Morgen bin ich früh aufgestanden, und mit der Ungeduld eines Kindes hingelaufen, um mich in meine wüste Insel einzuschließen. Was für angenehme Gedanken hoffte ich mit an diesen einsamen Ort zu nehmen, wo der süße Anblick der Natur aus meiner Seele jede Erinnerung an die falsche sociale Ordnung verbannen sollte, die mich so unglücklich gemacht! Alles, was mich da umgeben wird, ist das Werk Deren, die mir so theuer war. Ueberall um mich her werde ich sie erblicken, ich werde nichts sehen, was nicht ihre Hand berührt hätte; ich werde Blumen küssen, über die ihr Fuß gewandelt; ich werde mit dem Morgenthau eine Luft athmen, die sie geathmet hat. Der Geschmack, mit dem sie ihre Kurzweil getrieben, wird mir alle ihre Reize vergegenwärtigen, und ich werde sie überall finden, wie ich sie im Grunde meines Herzens trage.

Als ich in dieser Stimmung das Elysium betrat, fiel mir plötzlich das letzte Wort ein, das mir Herr von Wolmar gestern fast an der nämlichen Stelle gesagt hatte. Der Gedanke an dieses eine Wort wandelte augenblicklich den ganzen Zustand meiner Seele um. Ich glaubte das Bild der Tugend da zu sehen, wo ich das des Vergnügens suchte; dieses Bild verschmolz sich in meinem Geiste mit Frau von Wolmar's Zügen, und zum ersten Male seit meiner Rückkunft habe ich Julie auch in ihrer Abwesenheit nicht so im Geiste erblickt, wie sie mein war, und wie ich sie mir noch immer vorzustellen liebe, sondern sowie sie sich täglich meinen Augen darstellt. Milord, ich glaubte diese so reizende, so keusche und so tugendhafte Frau in der Mitte des Kreises zu sehen, der sie gestern hier umgab. Ich sah ihre drei liebenswürdigen Kinder, die ehrenvollen, kostbaren Pfänder der ehelichen Vereinigung und der zärtlichen Freundschaft, ihr tausend rührende Liebkosungen darbringen und von ihr empfangen. Ich sah an ihrer Seite den ernsten Wolmar, diesen so geliebten, so glücklichen Gatten, und der sein Glück so sehr verdient. Ich glaubte sein scharfes kluges Auge bis auf den Grund meines Herzens dringen, und mich abermals schamroth machen zu sehen; ich glaubte, aus seinem Munde nur zu verdiente Vorwürfe und zu wenig beachtete Lehren hervorgehen zu hören. Ich sah in seinem Gefolge jene Fanchon Regard, das lebendige Gedächtniß eines Sieges der Tugend und der Menschlichkeit über die glühendste Liebe. Ach, welches strafbare Gefühl hätte sich durch dieses undurch-

dringliche Geleite hindurch bis zu ihr Bahn brechen können? Mit welchem Unwillen würde ich die schändlichen Regungen einer verbrecherischen und nicht genug vertilgten Leidenschaft erstickt haben! Wie würde ich mich verachtet haben, hätte ich mit einem einzigen Seufzer ein so entzückendes Bild der Unschuld und der Sitte besudelt! Ich ging in Gedanken die Worte wieder durch, die sie mir beim Hinausgehen gesagt hatte; dann, mit ihr in eine Zukunft blickend, welche sie sich so reizend ausmalte, sah ich diese zärtliche Mutter den Schweiß von der Stirne ihrer Kinder trocknen, ihre glühenden Backen küssen, sah dieses zum Lieben geschaffene Herz dem süßesten Gefühle der Natur hingegeben. Alles trug dazu bei, selbst der Name Elysium, meine sich verirrende Einbildungskraft auf den rechten Weg zurückzulenken, und in meine Seele eine Ruhe zu ergießen, welche wohl dem Sturm der verführerischsten Leidenschaften vorzuziehen ist. Dieser Name spiegelte mir gleichsam das Innere Deren ab, die ihn erfunden hatte; mit einem unruhigen Gewissen, sagte ich mir, würde man diesen Namen nimmer gewählt haben. Ich sagte mir, der Friede herrscht in ihrem Herzen wie in der Freistatt, die sie so benannt hat.

Ich hatte mir eine angenehme Träumerei versprochen; ich habe angenehmer geträumt, als ich gehofft hatte; ich habe in dem Elysium zwei Stunden verbracht, denen ich keine Zeit meines Lebens vorziehe. Indem ich sah, wie reizend und wie schnell sie mir entflohen, fand ich, daß die Seele in der Anschauung sittlicher Gedanken eine Art Wohlsein genießt, welches der Böse niemals kennen lernt, nämlich das Gefühl mit sich zufrieden zu sein. Wenn man es ohne Vorurtheil betrachtet, so weiß ich nicht, welches andere Vergnügen man diesem an die Seite stellen könnte. Ich fühle wenigstens, daß sonst Jeder, der wie ich die Einsamkeit liebt, fürchten muß, sich in ihr Qualen zu bereiten. Vielleicht können dieselben Grundsätze dazu dienen, über die falschen Meinungen, welche sich die Menschen von den Vortheilen einerseits des Lasters, andrerseits der Tugend machen, Aufschluß zu geben; denn der Genuß der Tugend ist ganz innerlich und nur Dem wahrnehmbar, der ihn in sich erfährt; aber alle Vortheile des Lasters fallen äußerlich in die Augen, und nur Der, welcher sie hat, weiß, was sie ihn kosten.

Se a ciascun l' interno affanno
Si leggesse in fronte scritto,

Quanti mai, che invidia fanno,
Ci farebbero pietà *).

Da es spät wurde, ohne daß ich darauf achtete, kam Herr von Wolmar zu mir, und benachrichtigte mich, daß Julie und der Thee meiner warteten. Sie, sagte ich zu meiner Entschuldigung, haben mich selbst verhindert, schon bei Ihnen zu sein; ich war so entzückt von meinem gestrigen Abend, daß ich diesen Morgen wieder hinging, um ihn noch einmal zu genießen; zum Glück habe ich keinen Schaden dadurch, und da Sie auf mich gewartet haben, so ist mein Morgen nicht verloren.

So denke ich auch, antwortete Frau von Wolmar; besser, man wartet auf einander bis zu Mittag, als daß man das Vergnügen verliert, mit einander zu frühstücken. Fremde werden Morgens nie in meinem Zimmer zugelassen, sondern frühstücken in dem ihrigen. Das Frühstück ist recht das Mahl für Freunde; die Bedienten sind davon ausgeschlossen, kein Ueberlästiger erscheint dabei; man sagt Alles, was man denkt, man enthüllt alle seine Geheimnisse, man thut keiner seiner Empfindungen Zwang an; man kann sich, ohne unvorsichtig zu sein, der Süßigkeit des Vertrauens und des unbefangenen Umganges hingeben. Es ist fast der einzige Augenblick, wo es erlaubt ist, das zu sein, was man ist; warum dauert er nicht den ganzen Tag! Ach Julie, war ich im Begriff zu sagen, das ist ein sehr eigennütziger Wunsch! aber ich schwieg. Das Erste, was ich mit der Liebe abgelegt habe, ist das Lo-

---

*) O wenn Jedem das inn're Leiden
Auf die Stirne wär' geschrieben,
Manchem würde, den wir beneiden,
Mitleid nur von uns geschenkt.

Er hätte auch die folgenden Verse hinzufügen können, die sehr schön sind, und nicht weniger hierher passen, nämlich:

Si vedria che i lor nemici
Hanno in seno, e si riduce
Nel parere a noi felici
Ogni lor felicità!

Zeigen würde sich, daß er seinen
Feind verbirgt im eigenen Busen,
Und daß sich auf Glücklichscheinen
Sein gepriesenes Glück beschränkt.

ben. Jemanden in's Gesicht loben, wenn es nicht die Geliebte ist, was heißt das anders, als ihn der Eitelkeit zeihen? Sie wissen, Milord, ob dies ein Vorwurf ist, den man Frau von Wolmar machen kann. Nein, nein, ich verehre sie zu sehr, um sie nicht schweigend zu verehren. Sie sehen, sie hören, auf all ihr Thun achten, ist das nicht Lobeserhebung genug?

Zwölfter Brief.

Frau von Wolmar an Frau von Orbe.

Es ist geschrieben, theure Freundin, daß du zu allen Zeiten mein Schutz gegen mich selbst sein, und nachdem du mich mit so vieler Mühe aus den Schlingen meines Herzens befreit, mich auch vor denen meiner Vernunft bewahren sollst. Nach so vielen schmerzlichen Prüfungen fange ich an, mich vor Irrthümern in Acht zu nehmen, sowie vor den Leidenschaften, deren Werk sie so oft sind. Warum habe ich nicht immer dieselbe Vorsicht gebraucht! Wenn ich mich in früheren Zeiten weniger auf meinen richtigen Blick verlassen hätte, so würde ich weniger über meine Empfindungen zu erröthen gehabt haben.

Laß dich durch diesen Eingang nicht beunruhigen. Ich würde deiner Freundschaft unwürdig sein, wenn ich mir noch in den Hauptsachen Raths bei ihr erholen müßte. Meinem Herzen war stets das Verbrechen fremd, und ist, wie ich glaube, jetzt entfernter davon, als jemals. Höre mich also ruhig an, Cousine, und sei überzeugt, daß ich über Fragen, welche das sittliche Gefühl allein entscheiden kann, nie Rathes bedürfen werde. In den sechs Jahren, seit ich mit Herrn von Wolmar in der vollkommensten Einigkeit lebe, die nur zwischen zwei Gatten herrschen kann, hat er, wie du weißt, mit mir nie über seine Familie und seine Person gesprochen, und da er mir von einem Vater zugeführt war, der auf das Glück seiner Tochter ebenso eifersüchtig ist, als auf die Ehre seines Hauses, so habe ich nie viel Begierde gezeigt, mehr über ihn zu wissen, als er gelegen fand, mir zu sagen. Zufrieden, ihm nächst dem Leben Dessen, der mir das meine geschenkt hat, meine Ehre, meine Ruhe, meine Vernunft, meine Kinder und Alles, was mir in meinen eigenen Augen Werth geben kann, zu verdanken, zweifelte ich nicht, daß das, was ich von ihm nicht wüßte, das, was mir bekannt war, nicht Lügen strafen werde, und ich brauchte nicht mehr von ihm zu wissen, um ihn zu lieben, zu schätzen, zu ehren, so sehr man kann.

Heute Morgen beim Frühstück schlug er uns vor, einen Spaziergang zu machen, ehe es heiß würde; unter dem Vorwande, nicht im Schlafrock, wie er sagte, über Land zu laufen, führte er uns dann in die Boskets, und, Liebe, gerade in jenes Bosket, wo das ganze Unglück meines Lebens seinen Anfang genommen hat. Als wir uns diesem verhängnißvollen Orte näherten, fühlte ich mein Herz furchtbar klopfen, und ich würde mich geweigert haben, ihn zu betreten, wenn mich die Scham nicht abgehalten, und nicht die Erinnerung an ein Wort, welches früher im Elysium gefallen war, mir vor Auslegungen bange gemacht hätte. Ich weiß nicht, ob der Philosoph sich ruhiger fühlte, aber als ich einige Zeit nachher zufällig die Augen auf ihn richtete, fand ich ihn blaß, verändert, und ich kann dir nicht sagen, was für eine Pein mir das Alles machte.

Als wir in das Bosket eintraten, sah ich, daß mein Mann mir einen lächelnden Blick zuwarf. Er setzte sich zwischen uns nieder, und nach einem kurzen Schweigen sagte er, indem er uns beide bei der Hand ergriff: Meine Kinder, ich fange an zu sehen, daß meine Pläne nicht eitel sein werden, und daß wir alle drei in einer dauerhaften Liebe vereinigt sein können, von der ich mir ein gemeinsames Glück für uns, und für mich besonders einen Trost in der herannahenden traurigen Zeit des Alters verspreche; ich kenne euch aber beide besser, als ihr mich kennt; es ist billig, unsere Stellung gleich zu machen; und obwohl ich euch nichts besonders Anziehendes zu eröffnen habe, so will ich doch jedenfalls, da ihr kein Geheimniß mehr vor mir habet, auch keines mehr vor euch haben.

Er entdeckte uns hierauf das Geheimniß seiner Geburt, welches bis dahin nur meinem Vater bekannt gewesen war. Wenn du es erfährst, wirst du sehen, wie groß die Kaltblütigkeit und Mäßigung eines Mannes sein muß, der im Stande ist, sechs Jahre ein solches Geheimniß seiner Frau zu verschweigen; aber dieses Geheimniß ist in seinen Augen nichts, und er denkt zu wenig daran, als daß es eine große Anstrengung sein könnte, nicht davon zu sprechen.

Ich will euch mit den Ereignissen meines Lebens nicht aufhalten, sagte er zu uns, es kann euch ja nicht so viel daran gelegen sein, meine Abenteuer als meinen Charakter zu kennen. Jene sind einfach wie dieser, und wenn ihr gründlich wisset, wie ich bin, so werdet ihr euch leicht denken können, was ich gethan haben mag. Ich habe von Natur eine ruhige Seele und ein kaltes Herz. Ich gehöre zu jenen Men-

schen, von denen man etwas recht Nachtheiliges zu sagen glaubt, wenn man sagt, daß sie nichts fühlen, d. h. daß sie keine Leidenschaft haben, welche sie abhält, dem wahren Leitstern des Menschen zu folgen. Da ich für Freude und Schmerz wenig empfindlich bin, so empfinde ich auch nur sehr schwach jene Regungen von Theilnahme und Menschlichkeit, durch welche wir die Affectionen Anderer uns zu eigen machen. Wenn es mich schmerzt, brave Leute leiden zu sehen, so hat das Mitleid keinen Antheil daran; denn ich habe keines, wenn ich schlechte Menschen leiden sehe. Die einzige mich beseelende Kraft ist meine natürliche Liebe zur Ordnungsmäßigkeit, und ein wohlberechnetes Ineinandergreifen der Wechselfälle des Glückes und der Handlungen der Menschen giebt mir ganz dieselbe Befriedigung, wie eine schöne Symmetrie in einem Gemälde, oder wie ein gut disponirtes Theaterstück. Wenn ich eine vorwiegende Leidenschaft habe, so ist es die der Beobachtung. Ich liebe es, in den Herzen der Menschen zu lesen; da das meinige mir wenig Täuschungen bereitet, da ich kaltblütig und ohne Eigennutz beobachte, und eine lange Erfahrung mir Scharfblick gegeben hat, so pflege ich mich in meinen Urtheilen nicht zu irren. Dies ist in der That auch der ganze Lohn, den meine Eigenliebe in meinen unausgesetzten Studien findet; denn ich liebe es nicht, eine Rolle zu spielen, sondern nur die Andern spielen zu sehen. Die Gesellschaft ist mir angenehm, um sie zu betrachten, nicht um selbst einen Theil von ihr auszumachen. Wenn ich die Natur meines Wesens ändern und ein lebendiges Reis werden könnte, würde ich diesen Tausch gern eingehen. Meine Gleichgültigkeit für die Menschen macht mich also nicht unabhängig von ihnen; ohne daß mir daran läge, von ihnen gesehen zu werden, habe ich das Bedürfniß, sie zu sehen, und ohne mir werth zu sein, sind sie mir nothwendig.

Die beiden Stände der Gesellschaft, welche ich zuerst zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Höflinge und die Lakaien, zwei Menschenklassen, die mehr dem Scheine als der Wirklichkeit nach von einander verschieden, und so wenig eines Studiums werth, so leicht zu erkennen sind, daß ich sie beim ersten Blick satt hatte. Indem ich den Hof verließ, wo Alles so bald gesehen ist, entzog ich mich, ohne es zu wissen, der Gefahr, die mir daselbst drohte, und der ich nicht entgangen sein würde. Ich nahm einen andern Namen an. Um einmal den Militärstand kennen zu lernen, nahm ich Dienste bei einem fremden Fürsten. Hier hatte ich das Glück, Ihrem Vater nützlich zu sein, der seinen Freund getödtet hatte, und aus Verzweiflung hierüber tollkühn und ohne alle

Schuldigkeit sein Leben aussetzte. Das tieffühlende und erkenntliche Herz dieses braven Offiziers fing nun an, mir eine bessere Meinung von der Menschheit beizubringen. Er schloß sich mir mit einer solchen Freundschaft an, daß ich ihm die meinige nicht versagen konnte, und wir unterhielten seitdem unausgesetzt eine Verbindung, die von Tage zu Tage enger wurde. Ich lernte in meiner neuen Stellung, daß das Interesse nicht, wie ich geglaubt hatte, die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen ist, und daß es unter der Masse von Vorurtheilen, welche gegen die Tugend streiten, auch einige giebt, die ihr günstig sind. Ich sah ein, daß das Charakteristische des Menschen im Allgemeinen eine Eigenliebe ist, die, an sich weder gut noch schlecht, das eine oder das andere nur durch die Umstände wird, welche sie bedingen, und welche selbst von den Gewohnheiten, von den Gesetzen, von Rang und Stand, Stellung und Vermögen und der gesammten Einrichtung unseres gesellschaftlichen Lebens abhängen. Ich überließ mich also meinem Hange, und die eitlen Standesvorurtheile verachtend, warf ich mich nach und nach in die verschiedenen Berufsweisen, welche mir behülflich sein konnten, alle Stände unter einander zu vergleichen und durcheinander kennen zu lernen. Ich fühlte, was auch Sie in einem Ihrer Briefe bemerkt haben, sagte er zu Saint-Preux, daß man nichts sieht, wenn man sich damit begnügt nur zu sehen, daß man selber handeln muß, wenn man die Menschen will handeln sehen, und ich wurde Schauspieler, um Zuschauer zu sein. Es ist immer leicht, herunter zu steigen; ich versuchte es mit einer Menge von Berufsarten, die zu ergreifen sich kein Mann meines Standes je einfallen läßt. Ich wurde sogar Bauer, und als mich Julie zum Gartenburschen machte, fand sie an mir keinen solchen Neuling, wie sie wohl vermuthet haben mag.

Mit der wahren Menschenkenntniß, von der uns die müßige Philosophie nur den Schein verschafft, erwarb ich noch einen andern, unerwarteten Vortheil, nämlich, daß ich durch ein thätiges Leben die Liebe zur Ordnung, welche mir von Natur beiwohnt, steigerte, und an dem Guten durch das Vergnügen, dazu beizutragen, neues Gefallen fand. Dies machte, daß ich etwas weniger beobachtend wurde, etwas mehr in mich selbst hineinging, und durch eine ziemlich natürliche Folge dieser Entwicklung nahm ich endlich wahr, daß ich allein stand. Die Einsamkeit, die mir immer langweilig gewesen war, machte mir ein Grauen, und doch konnte ich nicht mehr hoffen, mich noch lange vor ihr zu retten. Ohne daß sich meine Kälte verloren hätte, fühlte ich doch das Bedürf-

niß, mich an ein anderes Wesen anzuschließen; die trostlose Hinfälligkeit des Alters machte mich in der Voraussicht betrübt, und zum ersten Male in meinem Leben erfuhr ich, was innere Unruhe und Traurigkeit ist. Ich sagte dem Baron von Étange von meinem Kummer. Ihr müßt nicht als Junggesell grau werden, sagte er. Ich selbst, der ich bisher im Ehebunde fast unabhängig gelebt habe, fühle das Bedürfniß, wieder Vater und Gatte zu werden, und will mich in den Schoß meiner Familie zurückziehen. Es wird nur von Euch abhängen, ob Ihr diese auch zu der Eurigen machen und mir den Sohn ersetzen wollt, den ich verloren habe. Ich habe eine einzige Tochter zu verheiraten, sie ist nicht ohne Verdienst; sie hat ein gefühlvolles Herz, und die Liebe zu ihrer Pflicht macht ihr Alles lieb, was dazu gehört. Sie ist weder eine Schönheit, noch ein Wunder von Geist; aber kommt und seht sie Euch an, und glaubt mir, wenn Ihr für Die nichts fühlt, so werdet Ihr nie für irgend eine Person etwas fühlen. Ich kam, ich sah Sie, Julie, und fand, daß Ihr Vater bescheiden von Ihnen gesprochen hatte. Ihre Freude, Ihre Thränen, als Sie ihn wieder umarmten, machten mir zum ersten oder vielmehr einzigen Male in meinem Leben das Herz weich. Wenn der Eindruck nicht stark war, so war er doch eben einzig, und die Gefühle bedürfen zu ihrer Wirksamkeit nur so viel Kraft, als zur Ueberwindung derjenigen, die sich ihnen widersetzen, nöthig ist. Drei Jahre Abwesenheit änderten die Verfassung meines Herzens nicht. Die Verfassung des Ihrigen entging mir nicht bei meiner Rückkehr, und hier nun muß ich Sie für ein Bekenntniß, das Ihnen so schwer geworden, mit gleicher Münze bezahlen.

Nun denke dir, meine Liebe, meine Ueberraschung, als ich höre, daß er in alle meine Geheimnisse vor unserer Verheiratung eingeweiht worden war, und mich heiratete, ohne damit unbekannt zu sein, daß ich einem Andern angehörte.

Dieses Betragen war nicht zu entschuldigen, fuhr Herr von Wolmar fort. Ich beleid'gte das Zartgefühl; ich sündigte gegen die Klugheit; ich setzte Ihre und meine Ehre auf's Spiel; ich mußte fürchten, uns beide in unheilbares Unglück zu stürzen; aber ich liebte Sie, und liebte nur Sie, alles Uebrige war mir gleichgültig. Wie soll man die Leidenschaft, und wäre sie noch so schwach, zurückdrängen, wenn sie gänzlich ohne Gegengewicht ist? Dies ist das Schlimme bei kalten, ruhigen Charakteren. Alles geht gut, solange ihre Kälte sie vor Versuchungen schützt; stellt sich aber einmal eine solche ein, so sind sie ebenso

rasch besiegt, als angefallen, und die Vernunft, welche die Herrschaft führt, solange sie allein auf dem Platze ist, hat nicht Kraft genug, um dem geringsten Anlauf zu widerstehen. Ich bin nur einmal in Versuchung gewesen, und bin erlegen. Hätte mich der Rausch noch irgend einer andern Leidenschaft zum Wanken gebracht, so würde ich ebenso oft, als ich fehl trat, gefallen sein. Nur feurige Seelen wissen zu kämpfen und zu siegen; alle großen Anstrengungen, alle erhabenen Thaten sind ihr Werk, die kalte Vernunft hat nie etwas Glänzendes zu Stande gebracht, und man siegt über die Leidenschaften nur, wenn man eine der anderen entgegenstellt. Wenn die Leidenschaft für die Tugend sich erhoben hat, so herrscht sie allein und hält Alles im Gleichgewicht. So bildet sich der wahre Weise, der nicht mehr, als ein Anderer, vor den Leidenschaften sicher ist, aber allein sie durch sich selbst zu besiegen versteht, wie sich ein Steuermann auch die widrigen Winde zu Nutzen macht.

Sie sehen, daß ich nicht darauf ausgehe, meinen Fehler zu verkleinern; wenn es einer gewesen wäre, so hätte ich ihn unfehlbar begangen; aber Julie, ich kannte Sie, und ich beging keinen, indem ich Sie heiratete. Ich fühlte, daß von Ihnen allein alles Glück abhing, dessen ich genießen konnte, und daß ich, wenn irgend Einer fähig war, Sie glücklich zu machen. Ich wußte, daß Unschuld und Friede Ihrem Herzen nothwendig waren, daß die Liebe, welche es einnahm, ihm Beides nie gewähren würde, und daß nur der Abscheu vor dem Verbrechen die Liebe daraus verbannen könnte. Ich sah, daß sich Ihre Seele in einer Abspannung befand, aus welcher sie sich nur durch einen neuen Kampf befreien könnte, und daß Sie erst fühlen müßten, wie schätzenswerth Sie noch sein könnten, um es wieder werden zu lernen.

Für die Liebe war Ihr Herz verbraucht; deshalb brachte ich ein Mißverhältniß des Alters nicht in Anschlag, welches mir das Recht raubte, auf ein Gefühl Anspruch zu machen, von welchem Der, welcher sein Gegenstand war, keinen Genuß haben, und das kein Anderer mehr erwerben konnte. Indem ich dagegen sah, daß sich bei mir, in einem mehr als zur Hälfte verstrichenen Leben, nur eine einzige Neigung fühlbar gemacht hatte, urtheilte ich, daß sie dauerhaft sein würde, und gefiel mir darin, ihr den Rest meiner Tage zuzuwenden. Bei allen meinen Nachforschungen hatte ich nichts gefunden, das Ihnen gleichkäme; ich dachte, was Sie nicht thun würden, würde keine Andere auf der Welt thun; ich wagte es, an die Tugend zu glauben, und heiratete Sie.

Daß Sie mir aus Ihrem früheren Verhältniß ein Geheimniß machten, nahm mich nicht Wunder; ich wußte den Grund davon, und sah in der Klugheit Ihres Betragens die Bürgschaft seiner Dauer. Aus Rücksicht für Sie, beobachtete ich eine gleiche Zurückhaltung und wollte Ihnen nicht die Ehre rauben, mir eines Tages aus freien Stücken ein Bekenntniß abzulegen, das ich jeden Augenblick auf dem Rande Ihrer Lippen sah. Ich habe mich in nichts getäuscht; Sie haben Alles gehalten, was ich mir von Ihnen versprochen hatte. Als ich mir eine Gattin wählen wollte, wünschte ich an ihr eine liebenswerthe, kluge, glückliche Gefährtin zu haben. Die beiden ersten Bedingungen sind erfüllt; mein Kind, ich hoffe, daß uns auch die dritte nicht fehlen wird.

Bei diesen Worten konnte ich, troz aller meiner Anstrengung, ihn durch nichts zu unterbrechen, als durch meine Thränen, mich nicht enthalten, ihm um den Hals zu fallen und auszurufen: Mein theurer Mann! O bester und geliebtester der Menschen! Sagen Sie mir, was mir zu meinem Glücke fehlt, wenn nicht das Ihrige, und daß es besser verdient wäre .... — Sie sind so glücklich, als es möglich ist, sagte er, mich unterbrechend; Sie verdienen es zu sein, aber es ist Zeit, in Frieden ein Glück zu genießen, das Ihnen bisher so viel Sorge gekostet hat. Wenn mir Ihre Treue genügt hätte, so war Alles geschehen von dem Augenblicke an, da Sie sie mir versprochen. Ich habe aber gewollt, daß sie Ihnen leicht und angenehm würde, und daran haben wir beide in Gemeinschaft fort und fort gearbeitet, ohne gegen einander ein Wort darüber zu verlieren. Julie, es ist uns besser gelungen, als Sie vielleicht glauben. Das einzige Unrecht, das ich an Ihnen finde, ist, daß Sie das Vertrauen zu sich nicht wieder gewinnen konnten, das Sie sich schuldig sind, und daß Sie sich nicht nach Ihrem Werthe schätzen. Eine übertriebene Bescheidenheit hat so gut ihre Gefahren als der Eigendünkel. Wie eine Ueberschätzung unserer Kräfte uns zur Machtlosigkeit verdammt, so raubt uns das Mißtrauen in dieselben ihren Gebrauch. Die wahre Klugheit besteht darin, daß man seine Kräfte kenne und sich innerhalb ihrer Gränzen halte. Sie haben in Ihrem neuen Stande neue Kräfte gewonnen. Sie sind nicht mehr das unglückliche Mädchen, das seine Schwäche bejammerte, während es sich ihr überließ; Sie sind die tugendhafteste der Frauen, die keine anderen Gesetze kennt, als die der Pflicht und Ehre, und der man keinen andern Fehler vorwerfen kann, als eine zu lebhafte Erinnerung an ihre Fehltritte. Stehen Sie also davon ab, gegen sich selbst Vorsichtsmaßregeln zu gebrau-

chen, die beleidigend für Sie sind, und lernen Sie auf sich selbst bauen, um immer sicherer auf sich bauen zu können. Verbannen Sie ein ungerechtes Mißtrauen, das nur dazu dienen kann, die Gefühle, denen es seinen Ursprung verdankt, bisweilen wieder zu erwecken. Wünschen Sie sich vielmehr Glück, daß Sie einen rechtschaffenen Mann zu wählen wußten, in einem Alter, wo es so leicht ist, sich in dieser Hinsicht zu täuschen, und daß Sie einen Liebhaber erkoren hatten, den Sie jetzt unter den Augen Ihres Gatten selbst zum Freunde haben können. Kaum war ich mit euerem Verhältnisse bekannt geworden, so gewann ich euch, Jeden um des Andern willen, lieb. Ich sah, welcher trügerische Enthusiasmus euch beide irre geführt hatte; er wirkt nur auf schöne Seelen; er führt sie manchmal allerdings in's Verderben, aber immer durch einen Zauber, der nur sie verführen kann. Ich schloß, daß derselbe Geschmack am Guten, welcher eure Verbindung gestiftet hatte, sie lockern würde, sobald sie strafbar geworden und daß das Laster sich in Herzen, wie die eurigen, hineinstehlen, nicht aber darin Wurzel schlagen könnte.

Von Augenblick an erkannte ich, daß es ein Band zwischen euch gäbe, welches man nicht zerreißen müßte, daß euere gegenseitige Anhänglichkeit so viel Löbliches zu ihrem Grunde hätte, daß man sie eher regeln, als zu nichte machen müßte, und daß keiner von beiden den Andern vergessen könnte, ohne viel von seinem Werthe zu verlieren. Ich wußte, daß harter Kampf die heftigen Leidenschaften nur noch mehr stachelt, und daß gewaltsame Anstrengungen, wenn sie auch die Seele üben mögen, ihr doch Qualen kosten, deren anhaltende Dauer fähig ist, ihr Niederlagen zuzuziehen. Ich benutzte Juliens Milde, um ihre Strenge zu mäßigen. Ich nährte ihre Freundschaft für Sie, sagte er zu Saint-Preux; ich benahm derselben, was an ihr wieder zu viel werden konnte, und ich glaube, Ihnen von ihrem Herzen vielleicht mehr bewahrt zu haben, als Ihnen geblieben wäre, wenn ich sie sich selbst überlassen hätte.

Mein Erfolg machte mir Muth, und ich wollte es versuchen, Sie zu heilen, wie es mir bei Julie gelungen war; denn ich schätzte Sie, und allen Vorurtheilen lasterhafter Seelen zum Trotz, habe ich stets erkannt, daß es nichts Gutes gebe, was man nicht von schönen Seelen durch Offenheit und Vertrauen erlangen könnte. Ich sah Sie, und Sie haben mich nicht betrogen, werden es auch ferner nicht, und obwohl Sie noch nicht das sind, was Sie werden müssen, finde ich Sie doch fort-

geschrittener, als Sie glauben, und bin zufriedener mit Ihnen, als Sie mit sich selbst. Ich weiß wohl, daß mein Benehmen wunderlich aussieht und alle gemeinen Regeln über den Haufen wirft; aber die Regeln verlieren an Gemeingültigkeit, je mehr man in den Herzen liest, und Juliens Gatte muß nicht wie ein anderer Mann verfahren. Meine Kinder, sagte er zu uns, mit einem Tone, der um so ergreifender war, als er von einem ruhigen Manne kam, seid nur ihr selbst, und wir werden alle zufrieden sein. Die Gefahr liegt nur in der Meinung; habt keine Furcht vor euch, und ihr werdet nichts zu fürchten haben; denket nur an die Gegenwart und ich stehe euch für die Zukunft. Ich kann euch heute nicht mehr sagen, aber wenn meine Pläne zu Stande kommen und meine Hoffnung mich nicht trügt, so wird sich unser aller Schicksal besser erfüllen, und ihr werdet beide glücklicher sein, als wenn ihr einander angehört hättet.

Er stand auf, und umarmte uns, er verlangte, daß auch wir uns umarmen sollten, an diesem Orte .... an diesem nämlichen Orte, wo einst .... Clara, o gute Clara, wie du mich immer geliebt hast! .... Ich machte keine Schwierigkeit; ach! wie unrecht hätte ich gehabt, es zu thun! Dieser Kuß hatte nichts von jenem, der mir das Boskel so furchtbar gemacht hatte; ich wünschte mir mit Betrübniß Glück dazu, und erkannte, daß mein Herz mehr verwandelt war, als ich bis dahin mir zu glauben getraut hatte.

Als wir den Weg nach dem Hause wieder einschlugen, hielt mich mein Mann bei der Hand fest, und sagte, auf das Boskel deutend, aus dem wir eben getreten waren, mit Lächeln: Julie, fürchten Sie dieses Asyl nicht mehr, es ist nun profanirt. Du willst es mir nicht glauben, Cousine, aber ich schwöre dir, daß er eine übernatürliche Gabe besitzt, in der Tiefe der Herzen zu lesen; möge der Himmel sie ihm immer erhalten! Bei so viel Ursache mich zu verachten, ist es ohne Zweifel nur diese Kunst, der ich seine Nachsicht verdanke.

Du siehst bis hierher noch keinen Rath zu geben; Geduld, mein Engel, wir sind schon zur Stelle; aber das Gespräch, das ich dir eben mitgetheilt habe, war nöthig um das Uebrige zu verstehen.

Auf dem Rückwege sagte mir mein Mann, der in Étange schon lange erwartet wird, daß er dorthin zu gehen gedächte, dich im Vorbeigehen besuchen und fünf oder sechs Tage wegbleiben würde. Ohne Alles zu sagen, was mir eine so unzeitige Abreise zu denken gab, stellte ich ihm nur vor, daß sie nicht so unerläßlich wäre, um ihn zu nöthigen,

einen Gast, den er selbst in's Haus gerufen, zu verlassen. Wollen Sie denn, antwortete er, daß ich ihm Honneurs mache, um ihn zu erinnern, daß er nicht bei sich zu Hause ist? Ich bin für die Gastlichkeit der Walliser. Ich hoffe, er wird deren Treuherzigkeit auch hier finden, und uns ihre Freiheit gönnen. Da ich sah, daß er mir kein Gehör geben wollte, nahm ich eine andere Wendung und suchte unsern Gast zu veranlassen, daß er die Reise mit ihm machte. Sie werden einen Ort finden, sagte ich zu ihm, der seine Schönheiten hat, und sogar solche, wie Sie sie lieben. Sie werden meiner Väter und mein Erbgut besuchen; der Antheil, den Sie an mir nehmen, läßt mich nicht glauben, daß es Ihnen gleichgültig sein könnte, es zu sehen. Ich hatte schon den Mund offen, um hinzuzusetzen, daß dieses Schloß dem von Milord Eduard gleiche, welches .... aber glücklicher Weise hatte ich Zeit, mir auf die Zunge zu beißen. Er antwortete mir ganz einfach, ich hätte Recht, und er würde thun, was mir gefiele. Aber Herr von Wolmar, der mich auf's Aeußerste treiben zu wollen schien, versetzte, er sollte doch thun, was ihm selber gefiele. Was ziehen Sie vor, mitzukommen oder zu bleiben? Zu bleiben, antwortete er, ohne sich zu besinnen. Nun gut, so bleiben Sie, entgegnete mein Mann, indem er ihm die Hand drückte. Redlicher und wahrer Mensch, ich bin sehr zufrieden mit diesem Worte. Es ließ sich darüber vor dem Dritten, der uns hörte, nicht viel mit ihm wortwechseln. Ich schwieg, konnte aber meinen Verdruß nicht so verbergen, daß ihn mein Mann nicht bemerkt hätte. Wie! rief er mit unzufriedener Miene in einem Augenblicke, da Saint-Preux von uns entfernt war, hätte ich denn vergeblich Ihre Sache gegen Sie selbst geführt? Und will sich Frau von Wolmar mit einer Tugend begnügen, die es nöthig hat, sich ihre Gelegenheiten auszusuchen? Ich für meinen Theil bin schwieriger; ich will die Treue meiner Frau ihrem Herzen und nicht dem Zufalle verdanken, und es genügt mir nicht, daß sie mir treu bleibt, es kränkt mich, daß sie an sich zweifelt.

Hierauf führte er uns in sein Cabinet, wo ich aus den Wolken zu fallen glaubte, als ich ihn aus einer Schieblade nebst den Abschriften von einigen Berichten unseres Freundes, die ich ihm gegeben hatte, die Originale aller der Briefe hervorziehen sah, die ich, wie ich mir einbildete, Babi ehemals in dem Zimmer meiner Mutter hatte verbrennen sehen. Hierauf, sagte er, indem er sie uns wies, gründet sich meine Sicherheit; tröge mich diese, so wäre es eine Narrheit, auf irgend

Etwas zu bauen, was von Menschen geachtet wird. Ich gebe meine Frau und meine Ehre Der in Verwahrung, die, als Mädchen und verführt, eine Handlung der Wohlthätigkeit einem sicheren und vielleicht nicht zu ersetzenden Stelldichein vorzog; ich vertraue Julie, die Gattin und Mutter, Dem, der, da es ihm freistand, seine Wünsche zu befriedigen, es über sich vermochte, Julien, der Geliebten und Jungfrau ihre Ehre zu lassen. Wer von euch Beiden sich genug verachtet, um zu denken, daß ich Unrecht habe, der sage es, und ich nehme augenblicklich mein Wort zurück. Cousine, sage, konnte man sich leicht erkühnen, auf solche Sprache Etwas zu entgegnen?

Ich suchte jedoch am Nachmittage einen Augenblick, um meinen Mann allein zu nehmen, und ohne mich in Erörterungen einzulassen, in denen ich doch nicht sehr weit hätte gehen können, beschränkte ich mich darauf, ihn um zwei Tage Aufschub zu bitten; sie wurden mir auf der Stelle bewilligt. Ich benutze sie, um dir diesen Expressen zu schicken und deine Antwort zu erwarten, damit ich von dir höre, was ich thun soll.

Ich weiß wohl, daß ich meinen Mann nur zu bitten brauchte, gar nicht abzureisen; er, der mir nie etwas abgeschlagen hat, wird mir eine so kleine Gunst nicht verweigern. Aber, meine Liebe, ich sehe, daß er Freude daran findet, mir sein Vertrauen zu beweisen, und ich fürchte einen Theil seiner Achtung zu verlieren, wenn er glaubt, daß ich mehr Behutsamkeit nöthig habe, als er mir erlauben will. Ich weiß ebenso gut, daß ich Saint-Preux nur ein Wort zu sagen brauche, der dann keinen Augenblick anstehen wird, ihn zu begleiten. Aber wird sich mein Mann hierdurch täuschen lassen? Und kann ich diesen Schritt thun, ohne mir noch immer den Anschein eines gewissen Einflusses auf Saint-Preux zu geben, der ihm seinerseits wieder eine Art Recht einräumen würde? Ich muß außerdem fürchten, daß er aus dieser Vorsicht die Folgerung ziehe, als fühle ich, daß sie nöthig sei, und so ist dieses Mittel, welches auf den ersten Blick das leichteste scheint, vielleicht das gefährlichste. Endlich weiß ich wohl, daß gegen eine wirkliche Gefahr keine anderweitige Rücksicht in Betracht kommen kann; aber ist denn diese Gefahr in der That vorhanden? Sieh, dies eben ist der Zweifel, den du auflösen sollst.

Je mehr ich die jetzige Verfassung meiner Seele untersuche, desto mehr Ursache finde ich, mich sicher zu fühlen. Mein Herz ist rein, mein Gewissen ruhig: ich weiß nichts von Verwirrung oder Angst, und

bei Allem, was in mir vorgeht, kostet mich meine Aufrichtigkeit, meinem Manne gegenüber, keine Anstrengung. Nicht, daß nicht gewisse unwillkürliche Erinnerungen mich manchmal in eine wehmüthige Stimmung versetzten, die besser nicht aufkäme; aber, weit entfernt, daß die Erinnerungen durch den Anblick Dessen erzeugt würden, der ihre Ursache ist, scheinen sie mir vielmehr seit seiner Rückkunft seltener; und wie süß es mir ist, ihn zu sehen, weiß ich doch nicht, wie wunderlich es zugeht, daß es mir süßer ist, an ihn zu denken; mit einem Worte, ich finde, daß ich nicht einmal nöthig habe, die Tugend zu Hülfe zu rufen, um mich in seiner Gegenwart ruhig zu fühlen, und daß, wenn auch der Abscheu vor dem Verbrechen nicht vorhanden wäre, die Gefühle, welche derselbe zerstört hat, jetzt schwerlich wieder entstehen würden.

Aber, mein Engel, ist es genug, daß mich der Zustand meines Herzens ruhig lasse, wenn mich die Vernunft besorgt sein heißt? Ich habe das Recht verloren, mich auf mich zu verlassen. Wer wird mir dafür einstehen, daß nicht mein Selbstvertrauen wieder eine Vorspiegelung des Lasters ist? Wie darf ich Gefühlen trauen, die mich so oft getäuscht haben? Fängt das Verbrechen nicht immer mit dem Stolze an, welcher uns verleitet, die Versuchung gering zu achten? Und Gefahren trotzen, in denen man schon unterlegen ist, heißt das nicht abermals unterliegen wollen?

Wäge alle diese Bedenken, Cousine; du wirst sehen, daß sie, wenn auch vielleicht eitel an sich selbst, doch ihres Gegenstandes wegen wichtig genug sind, um Beachtung zu verdienen. Ziehe mich also aus der Ungewißheit, in welche sie mich versetzt haben. Deute mir an, wie ich mich in diesem zarten Falle benehmen soll; denn meine früheren Verirrungen haben mein Urtheil befangen gemacht, und ich wage mich in keiner Sache mehr recht dreist zu entschließen. Wie du auch über dich denken magst, ich bin gewiß, daß deine Seele still und ruhig ist; die Gegenstände spiegeln sich in ihr so, wie sie sind; die meinige aber, stets bewegt, wie eine zitternde Wolke, bringt sie in Unordnung und verzerrt ihre Gestalt. Ich wage mich auf nichts mehr zu verlassen, was ich sehe oder fühle, und ungeachtet meiner langen Reue, erkenne ich mit Schmerz, daß das Gewicht eines alten Fehltritts eine Last ist, welche man sein ganzes Leben tragen muß.

Dreizehnter Brief.

Antwort.

Arme Cousine, wie viele Qualen bereitest du dir unaufhörlich, bei so viel Ursache in Frieden zu leben! All dein Unglück kommt von dir, Israel! Wenn du deinen eigenen Regeln folgtest, in Sachen des Gefühls nur auf die innere Stimme hörtest, und wenn dein Herz deine Vernunft zum Schweigen brächte, so würdest du dich der Sicherheit, welche es dir einflößt, unbedenklich überlassen, und würdest dich nicht anstrengen, gegen sein Zeugniß eine Gefahr zu fürchten, die nur von ihm herkommen kann.

Ich verstehe dich, ich verstehe dich wohl, meine Julie; deiner selbst gewisser, als du dich stellst, willst du dich wegen deiner begangenen Fehltritte demüthigen, unter dem Vorwand, neue zu verhüten, und deine Skrupel sind nicht sowohl Vorsichtsmittel für die Zukunft, als vielmehr eine Strafe, welche du dir für die Keckheit auflegst, die dich ehemals in's Verderben geführt hat. Du stellst die Zeiten in Vergleichung. Was fällt dir ein? Vergleiche doch auch die Umstände, und erinnere dich, daß ich dir damals deine Zuversicht vorwarf, wie ich dir heute deine Angst vorwerfe.

Du täuschest dich, mein liebes Kind; man hat nicht so sich selbst zum Besten; wenn man sich über seinen Zustand betäuben kann, indem man nicht an ihn denkt, sieht man ihn doch gleich so, wie er ist, sobald man sich damit beschäftigen will, und man verhehlt sich seine Tugenden nicht mehr, als seine Laster. Dein sanfter Sinn, deine Frömmigkeit machen dich zur Demuth geneigt. Traue nicht dieser gefährlichen Tugend, die nur der concentrirtesten Eigenliebe Nahrung giebt, und glaube mir, daß die edle Freiheit einer geraden Seele dem Stolze der demüthigen vorzuziehen ist. Wenn Mäßigung in der Klugheit nöthig ist, so ist sie es auch bei den Vorsichtsmaßregeln, zu welchen diese räth, damit nicht eine für die Tugend schimpfliche Fürsorge die Seele erniedrige, und durch die Aufregung, in welche sie uns versetzt, eine eingebildete Gefahr zu einer wirklichen mache. Siehst du nicht, daß man sich nach der Erhebung von einem Fall fein gerade halten muß, daß, wenn man sich die Neigung nach der entgegengesetzten Seite giebt, dies das Mittel ist, abermals zu fallen? Cousine, du warst Liebhaberin, wie Heloise, und siehe, bist nun Frau wie sie; gebe Gott einen bessern Ausgang! In der That, wenn ich deine natürliche Furcht-

samkeit weniger kennte, würde deine Angst im Stande sein, mich meinerseits zu erschrecken, und wenn ich so skrupulös wäre, würdest du durch deine Furcht um dich machen, daß ich für mich zitterte.

Nein, überlege dir's besser, meine liebenswürdige Freundin; du, die du eine ebenso leichte und milde, als ehrliche und reine Moral besitzest, legst du nicht eine zu schroffe und deinem Charakter fremde Härte in deine Maxime über die Absonderung der Geschlechter? Ich gebe dir zu, daß sie nicht miteinander und nicht auf ein und dieselbe Art leben müssen; aber erwäge, ob diese wichtige Regel nicht in der Praxis verschiedene Ausnahmen nöthig macht, ob man sie ohne Unterschied auf Frauen und Mädchen, auf die allgemeine Gesellschaft und auf Privatzusammenkünfte, auf Geschäfte und auf Vergnügungen anwenden darf, und ob nicht Anstand und Schicklichkeit selber, von denen sie anempfohlen wird, sie hin und wieder einschränken müssen. Du willst, daß in einem Lande, wo gute Sitten herrschen, wo man bei der Verheiratung auf das von Natur Zusammenstimmende sieht, Versammlungen stattfinden, bei welchen die jungen Leute beiderlei Geschlechts sich sehen, sich kennen lernen und sich passend zusammenfinden können; Privatzusammenkünfte untersagst du ihnen aber mit großem Rechte. Sollte nicht gerade das Gegentheil für Frauen und Familienmütter stattfinden, die kein berechtigtes Interesse haben, sich öffentlich zu zeigen, die von ihren häuslichen Geschäften im Inneren des Hauses festgehalten werden und sich keiner Sache entziehen dürfen, welche der Herrin des Hauses geziemt? Es würde mir nicht gefallen, wenn du in deine Keller gingest, um den Käufern die Weine zu kosten zu geben, oder wenn du deine Kinder verließest, um Rechnungen mit einem Bankier in Ordnung zu bringen; aber wenn ein anständiger Mann kommt, der deinen Gatten besuchen oder irgend ein Geschäft mit ihm abmachen will, wirst du dich weigern, seinen Gast in seiner Abwesenheit zu empfangen, und die Honneurs des Hauses gegen ihn zu machen, um nicht unter vier Augen mit ihm allein bleiben zu müssen? Gehe auf das Princip zurück, und alle Regeln werden sich daraus von selbst ergeben. Warum denken wir, daß die Frauen zurückgezogen und von den Männern abgesondert leben müssen? Werden wir unserem Geschlechte die Beleidigung anthun, zu glauben, daß dies aus Gründen geschehe, die von seiner Schwachheit hergenommen sind, und lediglich um der Gefahr der Versuchung zu entgehen? Nein, meine Liebe, diese unwürdige Furcht geziemt einer braven Frau, einer Familienmutter

nicht, die von Gegenständen, welche eine ehrenhafte Gesinnung in ihr nähren, unablässig umgeben ist, und die den achtungswürdigsten Pflichten der Natur ihr Leben widmet. Was uns von den Männern trennt, ist die Natur selbst, die uns andere Beschäftigungen vorzeichnet, ist jene sanfte, schüchterne Bescheidenheit, die, ohne gerade an die Keuschheit zu denken, ihre sicherste Schutzwehr ist, jene auf sich selbst achtende, pikante Zurückhaltung, die, indem sie in den Herzen der Männer zugleich Begierde und ehrfurchtsvolle Scheu weckt, so zu sagen, die Koketterie der Tugend ausmacht. Deshalb nun sind Gatten selbst nicht von der Regel ausgenommen, deshalb bewahren sich die sittsamsten Frauen gerade den meisten Einfluß auf ihre Männer, weil sie mit Hülfe dieser klugen, wohlbedachten Zurückhaltung, in der nichts von Eigensinn und Widerspänstigkeit liegt, auch im Schoße der zärtlichsten Vereinigung sie immer noch in einer gewissen Entfernung halten, und sie verhindern, je ihrer überdrüssig zu werden. Du wirst mir zugeben, daß deine Vorschrift zu allgemein ist, um nicht Ausnahmen zuzulassen, und daß, da sie sich nicht auf eine strenge Pflicht gründet, derselbe Wohlstand, welcher sie gebietet, manchmal auch von ihr entbinden kann. Die Vorsicht, welche du auf deine begangenen Fehltritte gründest, ist beleidigend für deinen gegenwärtigen Zustand; ich würde sie deinem Herzen nie verzeihen, und es wird mir schwer, sie deiner Vernunft zu verzeihen. Wie hat dich der Wall, welcher deine Person vertheidigt, nicht vor einer beschimpfenden Furcht schützen können? Wie kann meine Cousine, meine Schwester, meine Freundin, meine Julie die Schwachheit eines zu empfindsamen Mädchens mit der Untreue einer strafbaren Frau vermengen? Betrachte Alles, was dich umgiebt, du wirst Nichts finden, was nicht deine Seele erheben und tragen müßte. Dein Mann, der so hoch von dir denkt, und dessen Achtung du zu rechtfertigen hast, deine Kinder, die du zum Guten bilden willst, und die es sich einst zur Ehre schätzen werden, dich zur Mutter gehabt zu haben, dein ehrwürdiger Vater, der dir so theuer ist, der sich deines Glückes freut, und auf seine Tochter noch stolzer ist, als selbst auf seine Ahnen, deine Freundin, deren Loos von dem deinigen abhängt, der du über die Frucht einer Umkehr, zu welcher sie beigetragen, Rechenschaft schuldig bist, ihre Tochter, der du mit deinem Beispiel in den Tugenden vorleuchten mußt, welche du in ihre Seele pflanzen willst, dein Freund, der die deinigen tausendmal mehr anbetet, als deine Person, und noch mehr Achtung vor dir hat, als du Furcht vor ihm, du selbst endlich,

die du in deiner Sittsamkeit den Lohn der Anstrengungen findest, welche sie dir gekostet hat, und die du die Frucht so vieler Mühe nicht wirst in einem Augenblicke verlieren wollen: wie viele Beweggründe, so geeignet deinen Muth anzufeuern, beschämen dich, daß du dir mißtrauen magst! Aber, was brauche ich, um für meine Julie einzustehen, an das zu denken, was sie ist? Es genügt mir zu wissen, was sie während der Verirrungen war, welche sie bejammert. Wenn je dein Herz der Untreue fähig gewesen wäre, so würde ich dir erlauben, sie stets zu fürchten; aber selbst in dem Augenblicke, da du meintest, sie von Weitem in's Auge fassen zu können, stelle dir den Abscheu, den dir ihre wirkliche Gegenwart erweckt haben würde, nach jenem vor, den sie dir verursachte, sobald an sie denken nicht viel anders gewesen wäre, als sie begehen.

Ich erinnere mich unseres Erstaunens, als wir einmal hörten, daß es Länder gebe, wo die Schwachheit einer jungen Liebenden ein unverzeihliches Verbrechen ist, während der Ehebruch einer jungen Frau mit dem Namen Galanterie beschönigt wird, und wo man sich nach der Verheiratung unverholen für den Zwang entschädigt, in welchem man als Mädchen lebte. Ich weiß, welche Ansichten hierüber in der großen Welt herrschen, wo die Tugend Nichts, und Alles nur eitler Schein ist, wo das Verbrechen verschwindet, wenn es schwer zu beweisen, und der Beweis selbst gegen den Brauch, der es autorisirt, lächerlich ist; aber du, Julie, die du von reiner und treuer Liebe entbrannt, nur in den Augen der Menschen strafbar warst, und dir nichts vorzuwerfen hattest zwischen dem Himmel und dir, die du, trotz deiner Fehltritte uns Achtung auferlegtest, die du, das Verlorene ohnmächtig beklagend, uns doch noch zwangest, die Tugenden, die du nicht mehr hattest, anzubeten, die du unwillig warst, deine eigene Selbstverachtung zu ertragen, als Alles sich vereinigte, das, was du gethan, verzeihlich zu machen, getraust du dir noch, das Verbrechen zu fürchten, nachdem du deine Schwachheit so theuer bezahlt hast? zu fürchten, daß du jetzt weniger vermögen werdest, als in den Zeiten, die dir so viel Thränen gekostet? Nein, meine Liebe; weit entfernt, dich beunruhigen zu dürfen, müssen deine alten Verirrungen deinen Muth befeuern; eine so verzehrende Reue ist nicht der Weg zu Gewissensbissen, und wer so viel Scham besitzt, kann nicht der Schande trotzen. Wenn je eine schwache Seele Stützen gegen ihre Schwäche hatte, so sind es solche, welche sich dir darbieten; wenn je eine starke Seele sich selbst aufrecht halten konnte, ist dann die deinige eine,

die der Stützen bedarf? Sage mir doch, was für einen vernünftigen Grund du hast, dich zu fürchten! Dein ganzes Leben ist nur ein immerwährender Kampf gewesen, in welchem, selbst nach deiner Niederlage, Ehre und Pflicht nie aufhörten, Widerstand zu leisten und zuletzt den Sieg davontrugen. Ach, Julie, soll ich glauben, daß nach so vielen Qualen und Leiden, zwölf Jahre der Thränen und sechs Jahre des Ruhmes noch die Möglichkeit für dich bestehen lassen, eine Prüfung von acht Tagen zu fürchten? In kurzen Worten, sei aufrichtig gegen dich selbst; wenn Gefahr ist, so rette deine Person und erröthe über dein Herz; wenn aber nicht, so heißt es deiner Vernunft Schimpf anthun und deine Tugend schänden, wenn du dich vor Gefahren fürchtest, die sie nicht bedrohen können. Weißt du nicht, daß es entehrende Versuchungen giebt, die einer gesitteten Seele niemals nahen können, die selbst zu besiegen schimpflich ist, und gegen welche Vorsicht zu gebrauchen, weniger sich demüthigen als sich erniedrigen heißt?

Ich mache nicht den Anspruch, meine Gründe für unwiderleglich auszugeben, sondern nur dir zu zeigen, daß welche vorhanden sind, die gegen die deinigen streiten, und dies reicht hin, um meiner Meinung eine Berechtigung zu geben. Verlasse dich nicht auf dich, die du es nicht verstehst, dir selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch auf mich, die ich in deinen Fehlern immer nur dein Herz angesehen, und die ich dich immer angebetet habe, sondern auf deinen Mann, der dich so sieht, wie du bist, und dich genau nach deinem Verdienste beurtheilt. Wie alle Gefühlsmenschen bereit, Denen nicht viel zuzutrauen, die es nicht sind, glaubte ich nicht, daß sein Scharfblick in die Geheimnisse zärtlicher Herzen einzudringen vermöchte, aber seit der Ankunft unseres Reisenden sehe ich aus dem, was er mir schreibt, daß er sehr gut in den eurigen liest, und daß nicht eine der Regungen, die in ihnen vorgehen, seiner Beobachtung entrinnt; ich finde seine Beobachtungen selbst so fein und richtig, daß ich mit meiner Ansicht fast zu dem andern Extrem übergesprungen bin, und nun glauben möchte, daß kalte Menschen, die mehr ihre Augen, als ihr Herz befragen, die Leidenschaften Anderer besser zu beurtheilen im Stande sind, als lebhafte und ungestüme oder eitle Personen, wie ich, die stets damit anfangen, sich an die Stelle Anderer zu denken, und die Sache nie anders sehen, als wie sie selbst sie fühlen. Wie dem sei, Herr v. Wolmar kennt dich wohl; er schätzt dich, er liebt dich, und sein Schicksal ist an das deinige geknüpft: was fehlt ihm also dazu, daß du ihm die gänzliche Leitung deiner Aufführung

überlassest, über die du dich selbst zu täuschen fürchtest? Vielleicht will er, im Vorgefühl des herannahenden Alters, durch Proben, die geeignet sind, ihn sicher zu machen, der eifersüchtigen Unruhe vorbeugen, in welche eine junge Frau einen alten Gatten zu versetzen pflegt; vielleicht erfordert der Plan, mit dem er umgeht, daß du mit deinem Freunde traulich leben könnest, ohne deinem Gemahl Besorgnisse einzuflößen, oder selbst welche zu hegen; vielleicht will er dir nur einen Beweis von dem Vertrauen und der Achtung geben, die er in so hohem Grade für dich fühlt. Man muß sich nie dagegen sträuben, auf solche Gesinnungen einzugehen, gleich als bürde man sich dadurch eine zu schwere Last auf; ich, mit einem Worte, denke, daß du der Klugheit und der Sittsamkeit zugleich nicht besser Genüge thun kannst, als indem du dich in allen Stücken seiner Zärtlichkeit und seiner Einsicht anvertraust.

Willst du dich, ohne Herrn v. Wolmar weh zu thun, für einen Stolz bestrafen, den du nie hattest, und einer Gefahr begegnen, die nicht mehr vorhanden ist, so wende, wenn du nun mit dem Philosophen allein bist, alle die jetzt überflüssigen Vorsichtsmaßregeln gegen ihn an, die dir ehedem so nothwendig gewesen wären; lege dir ganz die Zurückhaltung auf, als ob du mit deiner Tugend dich dennoch auf dein Herz und das seinige nicht verlassen könntest; vermeide zu liebevolle Gespräche und die zärtlichen Erinnerungen an die Vergangenheit; bleibe nicht zu lange mit ihm unter vier Augen, behalte deine Kinder beständig um dich, bleibe mit ihm im Zimmer, im Elysium und ungeachtet der Profanation im Bosket nicht viel allein. Vor allen Dingen aber nimm deine Maßregeln auf so ungesuchte Weise, daß sie nur eine Wirkung des Zufalls scheinen, und daß er nicht einen Augenblick auf den Gedanken kommen könne, als fürchtest du ihn. Du fährst gern im Kahne und versagst es dir deines Mannes wegen, der das Wasser fürchtet, und deiner Kinder wegen, die du keiner Gefahr aussetzen willst; nimm Wolmar's Abwesenheit wahr, um dir dieses Vergnügen zu verschaffen, indem du deine Kinder unter Fanchon's Aufsicht lässest. Dies wird ein Mittel sein, dich ohne Gefahr den süßen Ergießungen der Freundschaft hinzugeben, und eines langen Beisammenseins in Ruhe zu genießen, unter dem Schutze der Ruderleute, welche sehen, ohne zu hören, und die man nicht los werden kann, ohne erst bedacht zu haben, was man vorhat.

Ich habe da noch einen Einfall, über den Viele lachen würden, der dir aber, weiß ich gewiß, gefallen wird, nämlich, daß du in Abwe-

fenheit deines Mannes ein treues Tagebuch führest, das ihm, wenn er wiederkommt, gezeigt werden soll, und daß du bei allen euren Unterhaltungen an dieses Tagebuch, in das sie hineinkommen sollen, denkest. Ich glaube in der That nicht, daß ein solches Mittel vielen Frauen von Nutzen sein würde; aber einer offnen und keiner Verstellung fähigen Seele stehen gegen das Laster Hülfsmittel zu Gebote, die den Anderen stets fehlen werden. Nichts ist verächtlich, was darauf abzielt, die Reinheit zu bewahren, und kleine Vorsichtsmaßregeln dienen großen Tugenden zum Schirme.

Da übrigens dein Mann mich im Vorbeigehen besuchen will, so wird er mir, hoffe ich, die wahren Gründe sagen, die ihn zur Reise bestimmt haben, und wenn ich sie nicht stichhaltig finde, so werde ich ihn entweder von der Durchführung seines Vorhabens abbringen, oder auf alle Fälle thun, was nicht in seiner Absicht gelegen hat; darauf kannst du dich verlassen. Inzwischen hast du da, denke ich, mehr als nöthig ist, um dich gegen eine Prüfung von acht Tagen sicher zu fühlen. Geh, meine Julie, ich kenne dich zu gut, um nicht für dich eben so sehr und mehr als für mich selbst einzustehen. Du wirst immer so sein, wie du sein sollst und willst. Wenn du dich auch der bloßen Redlichkeit deiner Seele anvertrauen wolltest, würdest du noch immer keine Gefahr laufen; denn ich habe keinen Glauben an unvorhergesehene Niederlagen; möge man immerhin mit dem falschen Namen Schwachheit Fehltritte bedecken, die stets freiwillig sind, nie erliegt eine Frau, die nicht hat erliegen wollen; und wenn ich dächte, daß ein solches Geschick dich ereilen könnte, glaube mir, glaube meiner zärtlichen Freundschaft, glaube allen Gefühlen, die sich in dem Herzen deiner armen Clara regen mögen, ich würde ein zu empfindliches Interesse dabei haben, dich davor zu hüten, daß ich dich dir selbst überlassen sollte.

Was dir Herr von Wolmar über die Dinge gesagt hat, die er schon vor eurer Verheiratung erfahren hatte, überrascht mich nicht sehr: du weißt, daß ich immer dergleichen vermuthet habe, und ich will dir noch obenein sagen, daß mein Verdacht sich nicht auf eine Geschwätzigkeit von Seiten Babi's beschränkte. Ich habe niemals glauben können, daß ein gerader und wahrer Mann, wie dein Vater, der zum wenigsten selber Verdacht hatte, es sollte über sich gewonnen haben, seinen Schwiegersohn und Freund zu hintergehen, daß er wohl nur deshalb so sehr in dich gedrungen haben mochte, zu schweigen, weil es etwas sehr Verschiedenes war, ob die Entdeckung von seiner oder deiner Seite ausging,

und daß er ohne Zweifel der Sache eine Wendung geben wollte, die weniger geeignet war, Herrn von Wolmar zurückzuscheuchen, als die, welche du, wie er wohl einsah, nicht unterlassen haben würdest ihr zu geben. Aber ich muß deinen Expressen zurückschicken; wir werden über das Alles in vier Wochen mit mehr Muße sprechen.

Adieu, Cousinchen; genug der Predigerin gepredigt; nimm dein altes Gewerbe wieder vor, und aus Ursachen. Es macht mich ganz unwirsch, daß ich noch nicht bei dir sein kann. Ich bringe aus Hast alle meine Geschäfte durch einander und weiß kaum, was ich thue. Ach, Chaillot, Chaillot! .... wenn ich weniger toll wäre! .... aber ich hoffe es immer zu bleiben.

N. S. Apropos! ich vergaß deiner Hoheit mein Compliment zu machen. Sage mir doch, ich bitte dich, ist dein erlauchter Herr Gemahl Hetmann, Knees oder Bojare? Was mich betrifft, ich würde zu fluchen glauben, wenn man dich gnädigste Frau Bojarin*) tituliren müßte. Ach, armes Kind, du, die so viel geseufzt hat, daß sie als gnädiges Fräulein geboren, da hast du nun das Pech, die Frau eines Prinzen zu sein! Unter uns aber, für eine Dame von so hohem Stande finde ich hast du sehr bürgerliche Skrupel. Weißt du nicht, daß sich das ängstliche Gewissen nur für Leute ohne Geburt schickt, und daß man ein Kind aus gutem Hause auslacht, wenn es Anspruch macht, der Sohn seines Vaters zu sein?

Vierzehnter Brief.

Herr von Wolmar an Frau von Orbe.

Ich gehe nach Étange, Cousinchen; ich hatte mir vorgenommen mit bei Ihnen vorzusprechen, aber eine Verzögerung, die Ihretwegen eingetreten ist, zwingt mich zu größerer Eile, und ich will lieber auf dem Rückwege die Nacht in Lausanne bleiben, um einige Stunden mehr mit Ihnen zuzubringen. Doch habe ich Sie über mehrere Dinge um Rath zu fragen, die es zweckmäßig ist, Ihnen vorauszusagen, damit Sie Zeit haben, darüber nachzudenken, ehe Sie mir Ihre Meinung sagen.

Ich habe Ihnen mein Project in Betreff des jungen Mannes nicht mittheilen wollen, bevor seine Gegenwart die gute Meinung, die ich von ihm hegte, bestätigt hätte. Ich glaube mich nun schon über ihn

---

*) Frau von Orbe wußte vermuthlich nicht, daß die beiden ersten Namen in der That hohe Titel sind, der letztere aber einen bloßen Edelmann bezeichnet.

hinlänglich vergewissert zu haben, um Ihnen unter uns zu vertrauen, daß dieses Projekt darin bestand, ihm die Erziehung meiner Kinder zu übertragen. Ich weiß sehr wohl, daß es die vornehmste Pflicht eines Vaters ist, sich diese wichtige Sache angelegen sein zu lassen; aber wenn es für mich Zeit sein wird, sie zu übernehmen, werde ich zu alt sein; auch besaß ich bei meinem ruhigen und beschaulichen Temperament immer zu wenig eigne Rührigkeit, um die Jugend in Ordnung halten zu können. Uebrigens würde Julie aus dem Grunde, der Ihnen bekannt ist*), mich nicht ohne Unruhe ein Geschäft übernehmen sehen, das ich schwerlich nach ihren Wünschen erledigen könnte. Da aus tausend anderen Gründen Ihr Geschlecht nicht geeignet ist, sich damit zu befassen, so wird die Mutter unserer Kinder sich ganz der Sorge widmen, ihre Henriette gut zu erziehen; Ihnen habe ich die Leitung der Wirthschaft zugedacht, nach dem bereits eingeführten Plane, den Sie gebilligt haben; mein Tagewerk wird sein, drei brave Personen mit einander zum Wohle des Hauses wirken zu sehen, und in meinem Alter eine Ruhe zu genießen, die ihr Werk sein wird.

Ich habe immer bemerkt, daß meine Frau eine große Abneigung haben würde, ihre Kinder bezahlten Händen anzuvertrauen, und ich habe ihre Bedenklichkeit nicht tadeln können. Der ehrenwerthe Beruf eines Erziehers erfordert so viele Talente, die man nicht kaufen kann, so viele Tugenden, die nicht feil sind, daß es vergeblich wäre, einen für Geld zu suchen. Nur in einem Manne von Genie dürfte man hoffen, die Einsichten zu finden, deren ein Lehrer bedarf; nur einem sehr zärtlichen Freunde könnte sein Herz den Eifer eines Vaters einflößen. Das Genie ist aber nicht käuflich, noch weniger die innige Zuneigung.

Nun schien mir Ihr Freund die wünschenswerthen Eigenschaften alle in sich zu vereinigen; und wenn ich seine Seele richtig erkannt habe, so kann ich mir keine größere Glückseligkeit für ihn denken, als in diesen geliebten Kindern das Glück ihrer Mutter zu schaffen. Das einzige Hinderniß, welches ich voraussehen kann, liegt in seiner Anhänglichkeit an Milord Eduard, die ihm schwerlich erlauben wird, sich von einem Freunde, der ihm so theuer ist, und gegen den er so große Verpflichtungen hat, zu trennen, es wäre denn, daß Eduard selbst es forderte. Wir erwarten in Kurzem diesen außerordentlichen Mann, und da Sie viel Macht über seinen Geist besitzen, wenn derselbe anders der Vorstel-

*) Dem Leser ist dieser Grund noch nicht bekannt; er wird aber gebeten, sich in Geduld zu fassen.

lung entspricht, die Sie mir von ihm beigebracht haben, so könnte ich Sie wohl mit der Unterhandlung der Sache bei ihm beauftragen.

Sie haben nunmehr, Cousinchen, den Schlüssel meines ganzen Benehmens, das ohne diese Erklärung nur sehr wunderlich erscheinen kann und das, hoffe ich, von jetzt an Ihren und Juliens Beifall finden wird. Der Vortheil, daß ich eine Frau wie die meinige habe, hat es mir möglich gemacht, Mittel zu versuchen, die bei jeder andern unpraktisch wären. Wenn ich sie, in vollem Vertrauen, mit ihrem alten Geliebten, unter keiner andern Huth als der ihrer Tugenden lassen soll, so würde ich unsinnig sein, wenn ich diesen Geliebten in mein Haus aufnähme, ehe ich mich vergewissert hätte, daß er für immer aufgehört habe, es zu sein, und wie hätte ich mich dessen vergewissern können, wenn ich eine Gattin gehabt hätte, auf die sich weniger bauen ließ?

Ich habe Sie manchmal meine Bemerkungen über Liebe belächeln sehen; jetzt habe ich zufällig Mittel in Händen, Sie zu beschämen. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die weder Sie, noch irgend eine Frau auf der Welt, mit aller Subtilität, die man Ihrem Geschlechte beilegt, je gemacht hätte, deren Evidenz Sie jedoch auf den ersten Blick fühlen werden, und die Sie wenigstens für bewiesen achten werden, wenn es mir gelingt, Ihnen deutlich zu machen, worauf ich sie gründe. Ihnen zu sagen, daß meine jungen Leute verliebter sind als je, hieße ohne Zweifel, Ihnen kein Wunder melden. Ihnen im Gegentheil versichern, daß sie vollkommen geheilt sind, Sie wissen, was Vernunft und Tugend vermögen: es wäre auch dies nicht das größte ihrer Wunder. Aber daß diese beiden Gegensätze zu gleicher Zeit wahr sind, daß sie mehr als je für einander brennen, und daß zwischen ihnen nur noch eine ehrbare Anhänglichkeit besteht, daß sie fort und fort Liebende sind, und doch nichts anders mehr als Freunde, dies denke ich, wird Ihnen unerwarteter kommen, wird Ihnen schwerer zu begreifen sein, und ist doch nur die lautere Wahrheit.

Daher das Räthselhafte in den häufigen Widersprüchen, die Sie an ihnen bemerkt haben müssen, sowohl in ihren Reden, als in ihren Briefen. Was Sie Julien in Betreff des Porträts geschrieben haben, hat mehr als alles Uebrige dazu gedient, mir das Geheimniß aufzuklären und ich sehe, daß sie immer in gutem Glauben sind, auch indem sie sich unaufhörlich selbst widersprechen. Wenn ich sage: sie, so meine ich vornehmlich den jungen Mann; denn was Ihre Freundin betrifft, so kann man nur vermuthungsweise sprechen. Ein Schleier von Ver-

ständigkeit und Sittsamkeit faltet sich so reich um ihr Herz, daß es dem menschlichen Auge, selbst ihrem eigenen, nicht möglich ist, hindurchzudringen. Das Einzige, was mich vermuthen läßt, daß sie noch einen Rest von Mißtrauen gegen sich selbst zu überwinden habe, ist der Umstand, daß sie unablässig in sich forscht, wie sie handeln würde, wenn sie gänzlich geheilt wäre, und doch ganz genau so handelt, wie sie, wenn sie wirklich geheilt ist, nicht besser kann.

Was Ihren Freund betrifft, der, obwohl tugendhaft, sich über Gefühle, die in ihm noch zurückgeblieben sein mögen, weniger Noth macht, so bemerke ich an ihm in der That noch alle diejenigen, welche ihn in jener frühesten Jugendzeit beseelten; aber ich bemerke sie, ohne ein Recht zu haben darüber böse zu sein. Nicht in Julien von Wolmar ist er verliebt, sondern in Julien von Étange; er haßt mich nicht als den Besitzer der Person, die er liebt, sondern als den Räuber derjenigen, die er geliebt hat. Die Frau eines Andern ist nicht seine Geliebte; die Mutter zweier Kinder ist nicht mehr seine alte Schülerin. Es ist wahr, daß sie ihr sehr ähnlich sieht und ihn oft wieder an sie erinnert. Er liebt sie in der Vergangenheit: das ist das richtige Wort des Räthsels; nehmen Sie ihm die Erinnerung und er würde nicht mehr lieben.

Dies ist keine leere Spitzfindigkeit, Cousinchen; es ist eine Bemerkung, die sehr guten Grund hat, und die, auch auf andere Liebschaften ausgedehnt, vielleicht eine weit allgemeinere Anwendung finden würde, als es scheint. Ich glaube sogar, daß sie in diesem Falle aus Ihren eigenen Ideen nicht schwer zu erläutern sein würde. Sie trennten diese beiden Liebenden zu der Zeit, als ihre Leidenschaft den höchsten Gipfel ihrer Heftigkeit erreicht hatte. Wenn sie länger zusammen geblieben wären, würden sie vielleicht nach und nach kälter gegen einander geworden sein; nun aber hat ihre lebhaft aufgeregte Einbildungskraft sie einander unaufhörlich so gezeigt, wie sie im Augenblicke ihrer Trennung waren. Der junge Mann, der an seiner Geliebten die Veränderungen nicht sah, welche der Fortschritt der Zeit hervorbrachte, liebte sie so, wie er sie noch gesehen hatte und nicht so, wie sie wirklich war*). Um

*) Ihr Frauen seid recht närrisch, daß ihr einem so wandelbaren und vergänglichen Gefühle, wie die Liebe ist, Beständigkeit zumuthet. Alles verändert sich in der Natur, Alles ist in beständigem Flusse und ihr wollt eine immerwährende Glut anfachen! Und mit welchem Rechte verlangt ihr, heute geliebt zu werden, weil ihr gestern geliebt waret? Behaltet doch dasselbe Gesicht, dasselbe Alter, dieselbe Laune, seid immer dieselbe Person, und man wird euch immer lieben, wenn

ihn glücklich zu machen, handelte es sich nicht mehr blos darum, sie ihm zu geben, sondern sie ihm in demselben Alter, unter denselben Umständen zu geben, worin sie sich zur Zeit ihrer ersten Liebe befunden hatte; die geringste Aenderung in dem Allen war eben so viel Raub an dem Glücke, welches er sich versprochen hatte. Sie ist schöner geworden, aber sie hat sich verändert; was sie gewonnen hat, schlägt in diesem Sinne zu ihrem Nachtheil aus; denn in die alte, nicht in eine andere ist er verliebt.

Der Irrthum, der ihn neckt und beunruhigt, ist der, daß er die Zeiten vermengt und sich oft wie ein gegenwärtiges Gefühl das anrechnet, was nur die Wirkung einer zu zärtlichen Erinnerung ist; aber ich weiß nicht, ob es nicht besser ist, seine Heilung zu vollenden, als ihn zu enttäuschen. Zu ersterem Ende wird sich vielleicht sein Irrthum besser benutzen lassen, als sein Klarsehen: ihm den wahren Zustand seines Herzens entdecken, hieße so viel, als ihm den Tod der Geliebten anzeigen; es hieße ihm ein Schmerzgefühl erregen, das gefährlich sein würde, weil Wehmuth immer der Liebe günstig ist.

Von den Skrupeln befreit, die ihn jetzt bestimmen sich Zwang aufzulegen, würde er sich vielleicht mehr gehen lassen und Erinnerungen nähren, die doch nothwendig erlöschen müssen; er würde mit weniger Zurückhaltung von ihnen sprechen; und die Züge seiner Julie sind an Frau von Wolmar noch nicht so verwischt, daß er sie nicht dennoch an ihr finden könnte, wenn er sie an ihr suchte. Ich habe gedacht, daß man, anstatt ihm die Meinung, daß er Fortschritte gemacht habe, die ihm zur Ermunterung zu weiteren Fortschritten dient, zu benehmen, ihm das Andenken an die Zeiten, welche er vergessen soll, aus dem Sinne spielen müßte, indem man andere Ideen denen, die ihm so theuer sind, geschickt unterschiebt. Sie, die Sie dazu beigetragen haben, daß dieselben in ihm entstehen konnten, können mehr als sonst Jemand dazu beitragen, sie zu verwischen; aber erst wenn Sie ganz bei uns sein werden, will ich Ihnen in's Ohr sagen, was zu dem Ende geschehen müßte; eine Aufgabe, die, wenn ich mich nicht täusche, Ihnen nicht sehr zuwider sein wird. Inzwischen suche ich ihn mit den Gegenständen vertraut zu machen, die ihn scheu machen, indem ich sie ihm auf eine solche Art

---

man kann. Aber unaufhörlich anders werden und dabei immer verlangen, daß man euch liebe, heißt ja verlangen, daß man jeden Augenblick aufhöre, euch zu lieben; nicht beständige Herzen sind es, die ihr so suchet, sondern solche, die so veränderlich sind wie ihr.

vorführe, daß sie ihm nicht mehr gefährlich sind. Er ist feurig, aber schwach und leicht zu unterjochen. Ich benutze diesen Vortheil, indem ich seiner Einbildungskraft unvermerkt eine andere Richtung gebe. Statt seiner Geliebten, zwinge ich ihn, stets die Gattin eines braven Mannes und die Mutter meiner Kinder zu erblicken; ich lösche ein Bild durch ein anderes aus, und decke das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu. Man führt einen scheuen Renner zu dem Gegenstande, der ihm Furcht erregte, damit er sich der Furcht vor demselben entwöhne. So muß man mit solchen jungen Leuten verfahren, deren Einbildungskraft noch flammt, wenn ihr Herz schon erkaltet ist, und ihnen in der Entfernung Ungeheuer zeigt, die, wenn man ihnen naht, verschwinden.

Ich glaube beider Kräfte wohl zu kennen; ich setze sie nur solchen Proben aus, die sie bestehen können; denn die Weisheit besteht nicht darin, daß man ohne Unterschied jede Art Vorsichtsmittel ergreife, sondern daß man diejenigen wähle, welche fruchten können, die überflüssigen aber bei Seite lasse. Die acht Tage, während welcher ich sie zusammen lassen will, werden vielleicht hinreichen, um ihnen ihre wahren Gefühle klar zu machen, und sie erkennen zu lehren, was sie einander wirklich sind. Je mehr sie sich allein haben, desto leichter werden sie ihren Irrthum einsehen; indem sie das, was sie fühlen, mit dem vergleichen, was sie ehemals in ähnlicher Lage gefühlt haben würden. Rechnen Sie hinzu, wie wichtig es für sie ist, daß sie sich daran gewöhnen, ohne Gefahr in der Vertraulichkeit zu leben, in welcher sie nothwendig leben müssen, wenn meine Absichten in Erfüllung gehen. Ich sehe an Juliens Verhalten, daß sie Rathschläge von Ihnen bekommen hat, welche sie nicht unbefolgt lassen konnte, ohne sich selbst Unrecht zu thun. Welches Vergnügen würde es für mich sein, ihr so den Beweis zu geben, daß ich ihren ganzen Werth fühle, wenn sie eine Frau wäre, bei der ein Mann sich aus seinem Vertrauen noch erst ein Verdienst machen könnte. Aber wenn sie über ihr Herz nichts gewonnen hätte, so würde ihre Tugend dennoch die nämliche bleiben; sie würde ihr mehr kosten und deshalb doch nicht weniger den Sieg behalten; während, wenn sie jetzt noch einen Schmerz in sich zu bekämpfen finden sollte, dies nur etwa in einem Augenblicke der Rührung, in Folge eines Gespräches über frühere Zeiten der Fall sein könnte, und solche Augenblicke wird sie nur zu gut herannahen sehen und stets vermeiden. So sehen Sie, daß man mein Betragen hier nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilen muß,

sondern nach den Absichten, die mich leiten, und nach dem ganz eigenen Charakter der Person, gegen welche ich es einhalte.

Adieu, Cousinchen, bis zu meiner Rückreise. Obgleich ich Julien nicht alle diese Erläuterungen gegeben habe, fordere ich doch nicht, daß Sie ihr ein Geheimniß daraus machen. Ich habe den Grundsatz, daß man zwischen Freunden keine Heimlichkeiten stiften dürfe; ich überlasse daher die Mittheilung des Besprochenen Ihrem Ermessen; machen Sie davon denjenigen Gebrauch, welchen Klugheit und Freundschaft Ihnen anempfehlen: ich weiß, daß Sie Alles nur auf's Beste und Schicklichste machen werden.

Fünfzehnter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Herr von Wolmar ist gestern nach Étange abgegangen, und ich kann kaum begreifen, warum mich seine Abreise so traurig gemacht hat. Ich glaube, die Entfernung seiner Frau würde mich weniger betrübt haben, als es die seinige thut. Ich fühle mich befangener, als selbst bei seiner Anwesenheit; in meinem Herzen ist es düster und still; eine geheime Unruhe läßt es nicht einmal zum Murren kommen; und weniger von Begierden gepeinigt, als von unbestimmter Furcht, empfinde ich die Schrecken des Verbrechens, ohne seine Reizungen zu spüren.

Wissen Sie, Milord, wo meine Seele Ruhe findet und sich dieser unwürdigen Angst entledigt? Bei Frau von Wolmar. Sobald ich ihr nahe, stillt ihr Anblick mein inneres Weh, reinigen ihre Blicke mein Herz. So groß ist die Macht des ihrigen, daß es stets das Gefühl ihrer Unschuld und die Ruhe, die deren Wirkung ist, allen Anderen mitzutheilen scheint. Zum Unglück für mich erlaubt ihr die Regelmäßigkeit ihres Lebens nicht, den ganzen Tag ihren Freunden zu widmen, und in den Augenblicken, welche ich gezwungen bin ohne sie hinzubringen, würde ich weniger leiden, wenn ich entfernter von ihr wäre.

Was die Schwermuth noch vermehrt, von der ich mich niedergedrückt fühle, ist ein Wort, das sie gestern nach der Abreise ihres Mannes fallen ließ. Obgleich sie bis zu diesem Augenblicke ziemlich viel Haltung bewiesen hatte, folgte sie ihm lange mit den Augen und ließ auf ihrem Gesichte eine Wehmuth blicken, die ich zuerst nur der Trennung von diesem glücklichen Gatten beimaß; aber aus ihren Worten erkannte ich, daß diese Wehmuth noch eine andere, mir fremde

Ursache hatte. Sie sehen, wie wir leben, sagte sie zu mir, und Sie wissen, ob er mir theuer ist; glauben Sie jedoch nicht, daß das Gefühl, welches mich ihm verbindet, obgleich so zärtlich wie die Liebe und mächtiger als sie, auch die Schwächen von ihr an sich habe. Wenn es uns schwer fällt, die süße Gewohnheit des Beisammenseins unterbrechen zu müssen, so tröstet uns doch bald die sichere Hoffnung seiner Wiederkehr. Ein so dauerhafter Zustand läßt der Furcht vor Wechsel nicht viel Raum, und bei einer Trennung von wenigen Tagen fühlen wir weniger das Unbehagen dieses kurzen Zwischenraumes, als das Vergnügen, sein Ende abzusehen. Die Betrübniß, welche Sie in meinen Mienen lesen, rührt von einem wichtigeren Gegenstande her, und obgleich sie Herrn von Wolmar angeht, ist doch seine Entfernung nicht das, was sie verursacht.

Mein theurer Freund, setzte sie mit tiefbewegtem Tone hinzu, es giebt kein wahres Glück auf Erden. Ich habe den redlichsten und sanftesten der Menschen zum Manne. Eine gegenseitige Neigung gesellt sich zu der Pflicht, welche uns verbunden hält; er hat keinen anderen Wunsch, als meine Wünsche; ich habe Kinder, die ihrer Mutter nur Freude machen und verheißen; es hat nie eine zärtlichere, tugendhaftere, liebenswürdigere Freundin gegeben, als die, welche der Abgott meines Herzens ist, und ich werde meine Tage mit ihr verleben; auch Sie tragen dazu bei, mir mein Leben lieb zu machen, indem Sie meine Achtung und die Gefühle, die ich für Sie hege, so sehr rechtfertigen; ein langer und verdrießlicher Prozeß ist seinem Ende nahe, und dieses Ende wird den besten der Väter in meine Arme zurückführen. Alles geräth uns wohl; Ordnung und Friede herrschen in unserm Hause; unsere Bedienten sind eifrig und treu; unsere Nachbarn geben uns auf alle Art ihre Anhänglichkeit zu erkennen, wir genießen des allgemeinen Wohlwollens. In allen Stücken von dem Himmel, von dem Schicksale und von den Menschen begünstigt, sehe ich Alles sich zu meinem Glücke vereinigen. Ein geheimer Kummer, ein einziger Kummer vergiftet es mir, und ich bin nicht glücklich. Sie sagte diese letzten Worte mit einem Seufzer, der mir die Seele durchbohrte und an welchem ich nur zu gut erkannte, daß nicht ich dabei betheiligt war. Sie ist nicht glücklich, sagte ich zu mir, nun auch seufzend, und nicht bin ich es mehr, der sie verhindert, es zu sein.

Dieser traurige Gedanke brachte die meinigen augenblicklich in Aufruhr und zerstörte die Ruhe, deren ich kaum zu genießen angefangen.

Gepeinigt von der unleidlichen Ungewißheit, in welche mich ihre Rede versetzt hat, drang ich so in sie, mir ihr Herz vollends zu öffnen, daß sie endlich ihr leidiges Geheimniß in dem meinigen ausschüttete, und mir erlaubte, es auch Ihnen zu entdecken. Es ist aber eben Zeit zum Spaziergange. Frau von Wolmar kommt schon aus dem Gynäceum, um ihre Kinder in's Freie zu führen; sie läßt es mir eben sagen. Ich eile hin, Milord; ich verlasse Sie für dies Mal, und verspare es mir, den abgebrochenen Gegenstand in einem anderen Brief wieder aufzunehmen.

Sechszehnter Brief.

Frau von Wolmar an ihren Mann.

Ich erwarte Sie Dienstag, Ihrer Andeutung gemäß und Sie werden Alles nach Ihren Absichten eingerichtet finden. Besuchen Sie auf dem Rückwege Frau von Orbe; sie wird Ihnen sagen, was während Ihrer Abwesenheit vorgegangen ist: ich mag lieber, daß Sie es von ihr, als von mir erfahren.

Wolmar, es ist wahr, ich glaube, Ihre Achtung zu verdienen; aber wie Sie verfahren, ist darum doch nicht recht, und es ist hart, wie Sie der Tugend Ihrer Frau genießen.

Siebzehnter Brief.

Saint=Preux an Milord Eduard.

Ich will Ihnen, Milord, von einer Gefahr Bericht geben, welche wir in diesen Tagen zu bestehen hatten, und wobei wir zum Glück mit dem Schrecken und etwas Anstrengung weggekommen sind. Dies verdient einen besondern Brief; Sie werden aus ihm sehen, was mich bestimmt, ihn Ihnen zu schreiben.

Sie wissen, daß das Haus der Frau von Wolmar nicht weit vom See ist, und daß sie gern auf dem Wasser fährt. Vor drei Tagen veranlaßte uns die Unbeschäftigtheit, in welcher wir uns durch die Abwesenheit ihres Mannes befinden und die Schönheit des Abends, eine solche Fahrt für den andern Tag zu verabreden. Um Sonnenaufgang begaben wir uns an das Ufer, nahmen einen Kahn mit Zeug zum Fischen, drei Ruderer, einen Bedienten und schifften uns, mit einigen Vorräthen zum Mittagessen, ein. Ich hatte eine Flinte mitgenommen,

um Besolets *) zu schießen; aber Frau v. Wolmar machte mir Vorwürfe, daß ich Vögel ohne allen Zweck und blos aus Zerstörungslust tödten wollte. Daher belustigte ich mich nur damit, von Zeit zu Zeit Gros-Sifflets, Tiu-Tius, Crenets, Sifflassons zu locken **) und schoß nur ein einziges Mal bei sehr weiter Distanz auf eine Grebe, die ich fehlte.

Wir brachten ein oder zwei Stunden mit Fischen hin, und zwar fünfhundert Schritte vom Ufer. Der Fang war gut; aber mit Ausnahme einer Forelle, die einen Schlag mit dem Ruder bekommen hatte, ließ Julie Alles wieder in's Wasser werfen. Die armen Thiere ängstigen sich, sagte sie, schenken wir ihnen die Freiheit; genießen wir des Vergnügens, das sie haben werden, der Gefahr entronnen zu sein! Die Ausführung dieses Befehls geschah langsam und mit Widerstreben, auch nicht ohne einige Gegenvorstellungen, und ich konnte leicht bemerken, daß unseren Leuten der Fisch, den sie gefangen hatten, lieber gewesen wäre, als die Moral, die ihm das Leben schenkte.

Wir fuhren dann auf's hohe Wasser und als ich, aus einer jugendlichen Lebhaftigkeit, von der es Zeit wäre endlich zurückzukommen, mich daran gemacht hatte, zu „fahren" ***), steuerte ich so mitten in den See hinein, daß wir bald mehr als eine Lieue vom Ufer entfernt waren ****). Dort erklärte ich Julien alle Punkte des prachtvollen Horizonts, der uns umgab. Ich zeigte ihr von ferne die Mündung der Rhone, die in ihrem ungestümen Laufe plötzlich eine Viertelmeile vom See inne hält, als ob sie sich scheute, seinen klaren, blauen Spiegel mit ihrem schlammigen Wasser zu besudeln. Ich ließ sie die Stufenlagen des Gebirges bemerken, dessen einander entsprechende und gleichlaufende Schich-

---

*) Ein Zugvogel auf dem Genfersee. Der Besolet ist nicht gut zu essen.

**) Verschiedene Vögel auf dem Genfersee, alle sehr gut zu essen. R.
Was ich durch „locken" übersetzt habe, heißt im Original rappeler. Ich habe weder im Dict. de l'Académie noch in anderen mir zu Gebote stehenden Wörterbüchern eine Bedeutung dieses Wortes, die hierher paßte, angeführt gefunden, und die obige auf gut Glück gewählt.
Die Grebe (grèbe) ist eine Taucherart, unser Steißfuß oder Ruch, podiceps. Der Taucher ist übrigens bekanntlich unter allen Umständen schwer zu schießen, wenn auch die Hypothese der Jäger lächerlich ist, daß er den Blitz von der Pfanne sehe und geschwind untertauche, ehe ihn die Schrote erreichen. D. Ueb.

***) Nager im Originale, Kunstausdruck der Schiffer auf dem Genfersee, welcher das Führen desjenigen Ruders bezeichnet, womit der Kahn gelenkt wird. D. U.

****) Was? Es fehlt viel, daß der See, Clarens gegenüber, zwei Lieues breit sei.

ten in dem Raume, welcher sie von einander trennt, ein Bett bilden, das des Flusses, welcher ihn ausfüllt, würdig ist. Von unseren Gestaden ab, lenkte ich ihren bewundernden Blick mit Freuden auf die reichen reizenden Ufer des Waadtlandes, wo die Menge der Ortschaften, die unglaublich dichte Bevölkerung, die grünen, schmuckreichen Gelände überall ein entzückendes Gemälde bilden, wo das Land rings angebaut und fruchtbar, dem Ackersmann, dem Hirten, dem Weinbauer eine sichere Frucht ihrer Arbeit schenkt, die kein habgieriger Zollpächter verschlingt. Dann zeigte ich ihr Chablais auf dem entgegengesetzten Ufer, ein Land, das von der Natur nicht weniger begünstigt ist, und dennoch nur ein Schauspiel des Elends darbietet, und ich machte ihr bemerklich, wie verschieden der Einfluß der beiden Verwaltungssysteme auf Reichthum, Volksmenge und Glück der Bewohner ist. So, sagte ich, öffnet die Erde ihren fruchtbaren Schooß, und spendet ihre Schätze den glücklichen Völkern, welche sie für sich selbst bebauen; sie scheint zu lächeln, und sich kräftiger zu regen bei dem süßen Anblick der Freiheit; sie ernährt die Menschen gern; dagegen verkündigen die elenden Hütten, Haide und Dorngestrüpp, wovon ein halbwüstes Land bedeckt ist, schon von fern, daß ein abwesender Herr dort herrscht, und daß die Erde seinen Sklaven nur mit Widerstreben einige kümmerliche Erzeugnisse liefert, von denen sie keinen Nutzen haben.

Während wir so angenehm damit beschäftigt waren, unsere Augen über die umliegenden Gegenden schweifen zu lassen, erhob sich ein Séchard, welcher uns querüber nach dem entgegengesetzten Ufer hintrieb, und frischte beträchtlich. Als wir wieder wenden wollten, fand sich der Widerstand so stark, daß es unserm gebrechlichen Fahrzeuge unmöglich war, ihn zu überwinden. Bald wurden die Wellen furchtbar, wir mußten die savoyische Küste zu gewinnen und bei dem Dorfe Meillerie Land zu fassen suchen, welches uns gerade gegenüber lag und an dieser Küste fast der einzige Ort ist, wo der flache Strand eine bequeme Landung zuläßt. Aber der Wind, der umgesetzt hatte und stärker geworden war, machte die Anstrengungen unserer Ruderer vergeblich, und trieb uns tiefer unten gegen eine Reihe steiler Felsen, wo man keine Zuflucht mehr findet.

Wir griffen alle zu den Rudern, und fast in demselben Augenblicke hatte ich den Schmerz, zu sehen, daß Julien übel wurde, und daß sie ohnmächtig am Bord des Fahrzeugs hinsank. Zum Glück war sie von Natur für das Wasser gemacht, und dieser Zustand ging schnell

vorüber. Indessen wuchsen unsere Anstrengungen mit der Gefahr; von Hitze, Arbeit und Schweiß waren wir ganz erschöpft und außer Athem; da erfrischte Julie, die ihren ganzen Muth wiederfand, den unsrigen durch ihre mitleidigen Liebkosungen; sie trocknete Allen ohne Unterschied das Gesicht ab, und gab den Erschöpftesten der Reihe nach Wein zu trinken, den sie, damit Niemand berauscht würde, in einer Schale mit Wasser mischte. Nein, niemals strahlte Ihre anbetungswürdige Freundin so leuchtend, als in dem Augenblicke, da die Hitze und die Aufregung ihrer Farbe eine höhere Glut gab, und noch mehr steigerte es ihren Reiz, daß man an ihrer gerührten Miene so deutlich sah, wie ihre Bemühungen weniger aus Furcht für ihr Leben, als aus Mitleid mit uns entsprangen. Nur in einem Augenblicke, als zwei Planken, bei einem Stoße, der uns ganz mit Wasser überschüttete, auseinanderwichen, glaubte sie, daß das Fahrzeug geborsten sei, und in dem Schrei dieser zärtlichen Mutter unterschied ich deutlich die Worte: o meine Kinder! soll ich euch nicht wiedersehen? Ich, dessen Einbildungskraft immer das wirklich vorhandene Uebel übersliegt, glaubte, obwohl ich die Gefahr vollkommen gut zu beurtheilen verstand, von Augenblick zu Augenblick das Fahrzeug verschlungen, diese so rührende Schönheit mit den Wellen ringen und von der Bläße des Todes die Rosen ihres Gesichtes überzogen zu sehen.

Endlich mit vieler Arbeit kamen wir wieder nach Meillerie hinauf, und nachdem wir länger als eine Stunde zehn Schritte vom Ufer gekämpft hatten, gelang es uns, Land zu fassen. Als wir an's Ufer gestiegen, war alle Noth und Angst vergessen; Julie nahm die Erkenntlichkeit für alle Mühe, die sich jeder gegeben hatte, auf sich, und während sie in der größten Gefahr nur an uns gedacht, schien es ihr auf dem Lande, als habe man nur sie gerettet. Wir aßen mit dem Appetit, den man bei angestrengter Arbeit gewinnt. Die Forelle wurde zubereitet. Julie, die sie außerordentlich gern ißt, nahm wenig davon, und ich merkte, daß ihr, um unseren Leuten den Verdruß über das Opfer, das sie gebracht hatten, in Vergessenheit zu bringen, dies Mal nicht gerade daran gelegen war, auch mich viel von dem Fische essen zu sehen. Milord, Sie haben es tausend Mal gesagt, stets malt sich im Kleinen wie im Großen diese liebevolle Seele.

Nach dem Essen schlug ich, da das Wasser noch immer hoch ging und das Fahrzeug ausgebessert werden mußte, einen Spaziergang vor.

Julie wandte mir den Wind, die Sonne ein, und sprach auch von meiner Müdigkeit. Ich hatte meine Absichten; daher ließ ich nichts von dem Allen gelten. Ich bin, sagte ich, von Kindheit auf an anstrengende Uebungen gewöhnt; weit entfernt meiner Gesundheit zu schaden, befestigen sie dieselbe, und meine letzte Reise hat mich noch mehr abgehärtet. Was Sonne und Wind betrifft, so haben Sie Ihren Strohhut; wir werden Gehölz und geschützte Orte erreichen; es ist nur darum zu thun, ein wenig zwischen die Felsen zu gehen, und Sie, die Sie ja die Ebene nicht lieben, werden sich dieser kleinen Anstrengung gewiß gern unterziehen. Sie that meinen Willen, und wir gingen, während unsere Leute aßen.

Sie wissen, daß ich nach meinem Walliser Exil vor 10 Jahren nach Meillerie kam, um dort die Erlaubniß zu meiner Rückkehr abzuwarten. Dort war es, wo ich so traurige und so köstliche Tage zubrachte, einzig mit ihr beschäftigt, und von dort schrieb ich ihr jenen Brief, von welchem sie so gerührt war. Ich hatte immer gewünscht, den einsamen Ort wieder zu sehen, der mir im eisigen Winter zur Freistätte gedient, und wo sich mein Herz darin gefallen hatte, sich in sich selbst mit dem Geliebtesten, was es auf der Welt hat, zu unterhalten. Die Gelegenheit, diesen so theuern Ort in einer angenehmeren Jahreszeit zu besuchen, und mit ihr, deren Bild ihn damals mit mir bewohnte, war das, was mich im Geheimen zu diesem Spaziergange antrieb. Ich machte mir eine Lust daraus, ihr alte Denkmäler einer so beständigen und so unglücklichen Leidenschaft zu zeigen.

Wir hatten eine Stunde bis hinauf zu gehen, aber auf einem gewundenen und anmuthig frischen Fußpfade, der, zwischen den Bäumen und Felsen unmerklich aufwärtssteigend, nichts Unbequemes hatte, als die Länge des Weges. Als wir uns der Stelle näherten, und ich meine alten Zeichen wieder erkannte, war mir fast ohnmächtig zu Muthe; aber ich überwand mich, verbarg meine Unruhe und wir langten an. Es war diese einsame Stätte ein gar öder und wilder Ort, aber voll von Schönheiten jener Art, die nur empfindsamen Seelen gefallen und anderen grausig scheinen. Ein Gießbach, den der schmelzende Schnee gebildet, wälzte zwanzig Schritte von uns sein trübes Wasser nieder, und führte Schlamm, Sand und Steine mit sich. Hinter uns trennte eine Kette von unzugänglichen Felsen den Vorsprung, auf welchem wir standen, von jenem Theile der Alpen, den man Les Glacières nennt, weil

ungeheuere Eiskuppen, die unaufhörlich wachsen, sie von Anbeginn der Welt bedecken *). Schwarze Tannenwälder bildeten eine schwermüthig düstere Masse zu unserer Rechten. Ein großer Eichenforst befand sich zur Linken jenseit des Gießbachs. Unter unseren Füßen der gewaltige Wasserspiegel des Sees im Schooße der Alpen, der uns von den reichen Gestaden des Waadtlandes trennte, und hinter diesen die majestätischen Gipfel des Jura, das Bild bekrönend.

Mitten unter diesen großartigen und prachtvollen Gegenständen entfaltete das kleine Plateau, auf welchem wir uns befanden, die Reize eines lachenden, ländlichen Aufenthalts; einige Bächlein rannen zwischen den Felsen hervor, und in Krystalladern über das Grün hin; einige wilde Obstbäume hingen mit ihren Wipfeln auf unsere Häupter nieder; der feuchte, frische Boden war mit Kräutern und Blumen bedeckt. Diese liebliche Insel erschien, im Vergleiche mit den schauerlichen Gegenständen rings um sie her, wie das Asyl zweier Liebenden, die allein dem Umsturz der Natur entronnen.

Als wir die Stätte erreicht und ich sie einige Zeit betrachtet hatte, sagte ich zu Julie, indem ich sie mit thränenden Augen ansah: Wie, sagt Ihnen Ihr Herz hier nichts, und fühlen Sie nicht eine geheime Bewegung beim Anblicke eines Ortes, der so voll von Ihnen ist? Dann, ohne ihre Antwort abzuwarten, führte ich sie zu den Felsen, und zeigte ihr ihren Namenszug an tausend Stellen eingegraben, und manche Verse von Petrarca und Tasso, die sich auf die Situation bezogen, in welcher ich mich damals befand, als ich sie einschnitt. Als ich sie selbst nach so langer Zeit wiedersah, empfand ich, wie mächtig der unmittelbare Anblick von Gegenständen die heftigen Gefühle, von denen man bei ihnen bewegt war, wieder aufzuregen vermag. Ich sagte zu ihr mit einigem Ungestüm: O Julie, ewiger Zauber meines Herzens! hier ist die Stätte, wo einst um dich der treuste Liebhaber seufzte; dies der Aufenthalt, wo dein theures Bild sein einziges Glück war, und ihn auf das größere vorbereitete, das ihm endlich von dir selbst zu Theil ward. Man sah damals hier weder diese Früchte, noch dieses Laub; kein Teppich von Gras und Blumen deckte diese Gefilde, diese Bäche theilten sie nicht in

*) Diese Berge sind so hoch, daß ihre Gipfel noch eine halbe Stunde nach dem Untergang der Sonne von ihren Strahlen erleuchtet sind, deren Röthe auf den weißen Zinken eine schöne Rosenfarbe hervorbringt, welche man weithin sieht.

Felder, diese Vögel ließen ihren Gesang nicht hören; nur der raubgierige Sperber, der todkrächzende Rabe, der furchtbare Alpenadler weckten mit ihrem Geschrei das Echo dieser Felsgrotten; ungeheuere Eisklumpen lagerten auf allen diesen Felsen, Schneefestons waren der einzige Schmuck dieser Bäume; Alles athmete die Strenge des Winters und den Schauer des Frostes; nur das Feuer meines Herzens machte mir diesen Ort erträglich, und ganze Tage brachte ich hier damit hin, an dich zu denken. Siehe, dies ist der Stein, auf welchem ich saß, um aus der Ferne deinen glückseligen Aufenthalt zu betrachten; auf diesem da wurde der Brief geschrieben, der dein Herz rührte; diese spitzigen Kiesel dienten mir statt Meißels, um deinen Namenszug einzugraben; hier sprang ich durch den eisigen Gießbach, um einen deiner Briefe wieder zu holen, den mir ein Wirbelwind entrissen hatte; dort las ich und küßte tausendmal den letzten, den du mir geschrieben hast; dort ist der Rand, wo ich mit düsteren, gierigen Blicken die Tiefe dieser Abgründe maß; hier endlich war es, wo ich vor meiner traurigen Abreise dich als Sterbende beweinte, und schwor, dich nicht zu überleben. O du, mit allzu großer Beständigkeit geliebtes Mädchen, du, für die ich geboren war, muß ich mich mit dir hier an demselben Orte wiederfinden und mir die Zeit zurücksehnen, die ich da mit Seufzern um deine Abwesenheit verbrachte! . . . . Ich wollte fortfahren; aber Julie, die, da sie mich näher an den Rand treten sah, erschrocken meine Hand ergriffen hatte, drückte sie mir, ohne ein Wort zu sagen, und blickte mich nur mit Zärtlichkeit an, indem sie einen Seufzer mit Mühe zurückhielt. Dann plötzlich die Augen abwendend, und mich beim Arme nach sich ziehend, sagte sie zu mir mit bewegter Stimme: Kommen Sie fort! die Luft dieses Ortes ist nicht gut für mich. Ich ging mit ihr, ächzend, und ohne ihr zu antworten, und schied auf immer von dieser Trauerstätte, nicht anders, als ich von Julien selbst geschieden sein würde.

Auf einigen Umwegen gingen wir langsam dem Landeplatze zu; dort angelangt, trennten wir uns. Sie wollte allein bleiben, und ich wandelte weiter, ohne recht zu wissen, wohin ich ging. Als ich zurückkam, und der Kahn noch nicht fertig, auch das Wasser noch nicht ruhig war, speisten wir traurig zu Abend, die Augen gesenkt, in Gedanken verloren, aßen wenig und sprachen noch weniger. Nach dem Abendbrod setzten wir uns auf den Strand, um zu warten, bis wir abfahren konnten. Leise ging der Mond auf; das Wasser wurde stiller, und

Julie wünschte zu fahren. Ich reichte ihr die Hand, um ihr in den Kahn zu helfen, und mich neben sie setzend, dachte ich nicht mehr daran, ihre Hand loszulassen. Wir verharrten in tiefem Schweigen. Der einförmige, taktmäßige Schlag der Ruder forderte zum Träumen auf. Der ziemlich muntere Ruf der Becassinen, der mich an die Freuden meiner Jugend mahnte, machte mich traurig, statt mich zu erheitern. Immer mehr fühlte ich die Schwermuth zunehmen, von welcher ich befallen war. Der heitere Himmel, die Frische der Luft, der sanfte Strahl des Mondes, das silberne Flimmern des Wassers um uns her, das Zusammentreffen der angenehmsten Eindrücke, selbst die Gegenwart dieser geliebten Person, nichts konnte aus meinem Herzen tausend schmerzliche Betrachtungen verbannen.

Ich fing an, mir eine ähnliche Fahrt zurückzurufen, die ich einst in der reizendsten Zeit unserer ersten Liebe mit ihr gemacht hatte. Alle köstlichen Gefühle, die damals meine Seele erfüllt hatten, wachten wieder in ihr auf, um meinen Schmerz noch zu vergrößern; alle Begebenheiten unserer Jugend, unsere Studien, unsere Unterredungen, unsere Briefe, unsere heimlichen Zusammenkünfte, unsere Freuden.

E tanta fede e sì dolce memorie
E sì lungo costume *),

diese Menge kleiner Gegenstände, die mir das Bild meines vergangenen Glückes vorhielten, Alles stellte sich, mein gegenwärtiges Elend zu vermehren, in meiner Erinnerung ein. Es ist vorbei! sprach ich bei mir; diese Zeiten, diese glücklichen Zeiten sind nicht mehr; sie sind dahin auf ewig. Ach! sie werden nicht wiederkehren; und wir leben, und wir sind bei einander, und unsere Herzen sind noch immer vereinigt! Es schien mir, daß ich ihren Tod oder ihre Abwesenheit ruhiger ertragen haben würde, und als hätte ich während der ganzen Zeit, die ich fern von ihr zubrachte, weniger gelitten. Als ich in der Ferne seufzte, erleichterte die Hoffnung, sie wiederzusehen, mein Herz; ich schmeichelte mir, daß ein Augenblick ihrer Gegenwart alle meine Schmerzen verwischen würde; ich sah wenigstens in der Möglichkeit einen weniger grausamen Zustand vor mir. Aber sich bei ihr zu befinden, aber sie zu

*) „Und soviel Glaub' und süßes Angedenken,
Und lange Gewohnheit —".

sehen, sie zu berühren, mit ihr zu sprechen, sie zu lieben, sie anzubeten und fast noch sie besitzend sie auf ewig für mich verloren zu fühlen, dies, dies jagte in mir einen Zorn, eine Wuth auf, die sich bis zur Verzweiflung steigerte. Bald fing ich an, in meinem Geiste unheilvolle Gedanken zu wälzen, und in einem Aufruhr, der mich schaudern macht, indem ich daran zurückdenke, war ich in heftiger Versuchung, sie mit mir in die Wellen hinabzustürzen und dort in ihren Armen mein Leben und meine langen Qualen zu enden. Diese gräßliche Versuchung wurde am Ende so stark, daß ich genöthigt war, ihre Hand plötzlich fahren zu lassen, um vor an die Spitze des Kahnes zu treten.

Dort begann meine gewaltige Aufregung sich zu legen; ein sanfteres Gefühl stahl sich nach und nach in meine Seele, die Wehmuth übermannte die Verzweiflung, ich fing an Ströme von Thränen zu vergießen, und dieser Zustand war, mit jenem verglichen, der ihm vorangegangen, nicht ohne ein gewisses Vergnügen; ich weinte heftig, lange, und fühlte mich erleichtert. Als ich ganz wieder zu mir gekommen war, kehrte ich zu Julien zurück, und ergriff ihre Hand von Neuem. Sie hielt ihr Taschentuch darin, ich fühlte, daß es sehr naß war. Ach! sagte ich leise zu ihr, ich sehe, daß unsere Herzen nie aufgehört haben, sich zu verstehen! Es ist wahr, sagte sie mit bebender Stimme; aber sei es das letzte Mal, daß Sie in diesem Tone gesprochen haben. Wir fingen dann an, ruhig zu plaudern, und nach einer Stunde langten wir ohne weitern Zufall zu Hause an. Als wir eingetreten waren, sah ich beim Scheine der Lichter, daß ihre Augen roth und sehr angeschwollen waren; sie kann die meinigen nicht in besserem Zustande gefunden haben. Nach den Anstrengungen dieses Tages war sie der Ruhe sehr bedürftig; sie zog sich zurück, und auch ich ging schlafen.

Dies, mein Freund, sind die Ereignisse eines Tages in meinem Leben, an welchem ich ohne Ausnahme die lebhaftesten Bewegungen erfahren habe. Ich hoffe, es wird die Krisis gewesen sein, die mich vollständig mir selbst wiedergiebt. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß dieses Abenteuer mich mehr als alle Beweisgründe von der Freiheit des Menschen und dem Werthe der Tugend überzeugt hat. Wie Viele werden nur schwach versucht, und erliegen! Was Julie betrifft, meine Augen sahen es, und mein Herz fühlte es, sie bestand an diesem Tage den härtesten Kampf, den eine menschliche Seele bestehen kann, sie siegte jedoch. Was habe ich aber gethan, daß ich so weit hinter

ihr zurückbleiben muß? O Eduard! als du, verlockt von deiner Geliebten, zugleich über deine und ihre Begierden zu siegen wußtest, warst du da ein bloßer Mensch? Ohne dich wäre ich vielleicht verloren gewesen. Hundertmal an diesem gefahrvollen Tage hat das Andenken an deine Tugend mir die meinige wiedergegeben.

Fünfte Abtheilung.

Erster Brief.

Milord Eduard an Saint-Preux*).

Tritt aus der Kindheit, Freund, wach auf! Gieb nicht dein ganzes Leben dem Schlafe deiner Vernunft hin! Die Zeit fliegt, du hast keine mehr übrig, um weise zu werden. Wenn man dreißig Jahre alt ist, so muß man an sich denken; fange also an, in dich zu gehen, und sei einmal Mann, ehe du stirbst!

Mein Lieber, Ihr Herz hat Sie lange über Ihre Einsichten getäuscht. Sie haben Philosoph sein wollen, ehe Sie die Fähigkeit dazu besaßen; Sie haben Gefühlswesen für Vernunft gehalten, und indem Sie sich damit begnügten, die Dinge nach dem Eindruck zu schätzen, den sie auf Sie machten, haben Sie stets ihren wahren Werth verkannt. Ein gerades Herz ist, gestehe ich, das erste Organ der Wahrheit; wer nichts empfunden hat, kann nichts erfahren; er rennt nur aus Irrthum in Irrthum; er erwirbt nur ein eiteles Wissen und unfruchtbare Kenntnisse, weil ihm die wahre Beziehung der Dinge zu dem Menschen, welche dessen Hauptwissenschaft ist, immer verborgen bleibt. Es heißt aber sich auf die erste Hälfte der Wissenschaft beschränken, wenn man nicht auch die Beziehungen der Dinge unter einander studirt, um diejenigen Beziehungen besser beurtheilen zu können, in welchen sie zu uns stehen. Es will nicht viel sagen, die menschlichen Leidenschaften zu kennen, wenn man nicht den Werth der Gegenstände kennt, und dieses letztere Studium läßt sich nur in der Stille der Meditation ausführen.

*) Der Brief scheint vor Empfang des vorigen geschrieben.

Die Jugend ist für den Weisen die Zeit des Erfahrens; seine Leidenschaften dienen ihm dazu als Werkzeuge; nachdem er aber seine Seele auf die äußern Gegenstände gerichtet hat, um dieselben aufzunehmen, zieht er sie in sich zurück, um dieselben zu untersuchen, zu vergleichen, zu begreifen. Dies ist die Sache, worin Sie stärker sein sollten, als irgend Jemand. Mit Allem, was nur ein empfindsames Herz an Freuden und Leiden erfahren kann, ist das Ihrige erfüllt worden. Was nur ein Mensch sehen kann, haben Ihre Augen gesehen. In einem Zeitraume von zwölf Jahren haben Sie in sich alle Empfindungen erprobt, so viele nur ihrer über ein langes Leben vertheilt sein können, und haben, noch jung, die Erfahrung eines Greises erworben. Ihre ersten Beobachtungen bezogen sich auf einfache Menschen, fast, wie sie aus den Händen der Natur hervorgehen; als ob Ihnen diese zu Vergleichungspunkten gegeben wären. In die Hauptstadt des berühmtesten Volkes der Welt verwiesen, haben Sie sich gleichsam in das andere Extrem gestürzt; das Genie bedarf der Zwischenstufen nicht. Sie kamen dann zu der einzigen Nation von Menschen, welche noch mitten unter den verschiedenen Heerden existirt, mit denen die Erde bedeckt ist, und sahen das Gesetz, wenn auch nicht herrschen, doch wenigstens noch in Geltung; Sie lernten dort, an welchen Zeichen man dieses geheiligte Organ eines Volkswillens erkennt, und wie die Herrschaft der Vernunft die wahre Grundlage der Freiheit ist. Sie haben alle Himmelsstriche durchreist, haben alle Regionen gesehen, welche die Sonne bescheint. Ein seltneres Schauspiel, würdig von dem Weisen geschaut zu werden, der Anblick einer erhabenen reinen Seele, die über ihre Leidenschaften triumphirt und sich selbst beherrscht, ist Ihnen gegenwärtig zum Genuß geboten. Der erste Gegenstand, welcher Ihre Blicke fesselte, ist derjenige, welcher sie jetzt noch fesselt, und Ihre Bewunderung für ihn ist nur desto mehr gerechtfertigt, nachdem Sie so viele andere Gegenstände in Augenschein genommen haben. Es bleibt Ihnen nichts mehr zu empfinden und zu sehen übrig, was werth wäre Sie zu beschäftigen; kein Gegenstand, der Ihre Beobachtung verdiente, als Ihr eigenes Selbst, und kein Genuß, der ihres Strebens werth wäre, als der der Weisheit. Sie haben dieses kurze Leben durchgelebt; denken Sie daran, für dasjenige zu leben, welches ewig dauern soll.

Ihre Leidenschaften, deren Sklave Sie lange gewesen sind, haben Ihnen Ihre Tugend nicht geraubt. Dies ist Ihr ganzer Ruhm, allerdings ein großer, aber seien Sie nicht so gar stolz darauf; Ihre Kraft

selber ist das Werk Ihrer Schwäche. Wissen Sie, was Sie dahin gebracht hat, die Tugend stets zu lieben? Sie hat in Ihren Augen die Gestalt jener anbetungswürdigen Frau angenommen, die so ganz ihr Bild ist, und es müßte seltsam zugehen, wenn ein so theures Bild es zuließe, daß Sie den Geschmack daran verlören. Aber werden Sie die Tugend nie ihrer selbst wegen lieben und nie aus eigenen Kräften dem Guten nachjagen, wie doch Julie gethan? Wollen Sie, als ein müßiger Bewunderer ihrer Tugenden, sich unaufhörlich darauf beschränken, sie anzustaunen, ohne ihr jemals nachzuahmen? Sie sprechen mit Wärme von der Art, wie Julie ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllt, aber Sie, wann werden Sie nach Juliens Beispiel Ihre Pflichten als Mann und Freund erfüllen? Ein Weib hat sich selbst überwunden, und ein Philosoph hat Mühe, sich zu bezwingen! Wollen Sie denn immer nur ein Phrasenheld sein, wie die Andern und sich darauf beschränken, gute Bücher statt guter Handlungen ans Licht zu stellen *)? Nehmen Sie sich in Acht, mein Lieber, es herrscht in Ihren Briefen noch ein weicher, weinerlicher Ton, der mir mißfällt, und der wohl mehr ein Ueberrest Ihrer Leidenschaft, als eine Wirkung Ihres Charakters ist. Schwachheit ist mir überall verhaßt, und an meinem Freunde mag ich sie gar nicht. Es giebt keine Tugend ohne Kraft, und der Weg zum Laster ist die Feigheit. Können Sie mit einem

*) Nein, dieses Jahrhundert der Philosophie soll nicht vorübergehen, ohne einen wahren Philosophen erzeugt zu haben. Ich kenne einen, allerdings nur einen, aber das ist immer schon viel, und zum Ueberfluß des Glückes ist es mein Vaterland, in welchem er lebt. Darf ich es wagen, ihn hier zu nennen, ihn, dessen wahrer Ruhm es ist, daß er unbekannt zu bleiben wußte? Gelehrter und bescheidener Abauzit, möge deine erhabene Sitteneinfalt meinem Herzen einen Eifer verzeihen, der ja nicht deinen Namen zu seinem Gegenstande hat. Nein, nicht dich will ich diesem Jahrhundert bekannt machen, das nicht werth ist, dich zu bewundern; zu Genfs Ruhme will ich davon reden, daß du dort gelebt hast; meine Landsleute will ich ehren, indem ich die Ehre verkünde, mit welcher sie dich ehren. Glücklich das Land, wo das Verdienst, das sich verbirgt, nur desto mehr geschätzt ist. Glücklich das Volk, wo die Jugend sich willig findet, ihren absprechenden Ton herabzustimmen und über ihr eitles Wissen zu erröthen vor der wissenden Unwissenheit des Weisen. Verehrungswürdiger, tugendhafter Greis, du bist nicht ausposaunt von den Schöngeistern; ihre geräuschvollen Akademien haben nicht von deinem Lobe wiedergehallt; statt ihnen gleich, deine Weisheit in Büchern niederzulegen, hast du sie in deinem Leben geltend gemacht; dem Vaterlande, das du deiner Wahl gewürdigt hast, das du liebst, und das dich achtet, zum Vorbilde. Du hast gelebt wie Sokrates; aber er starb durch die Hand seiner Mitbürger und du bist von den deinigen geliebt. R.

Herzen ohne Muth es wagen, sich auf sich selbst zu verlassen? Thor! Wenn Julie schwach wäre, würdest du morgen erliegen und nichts weiter sein, als ein schändlicher Ehebrecher. Aber da bist du nun mit ihr allein; lerne sie kennen, und erröthe über dich.

Ich hoffe bald zu euch kommen zu können. Sie wissen, welchen Zweck diese Reise hat. Nach zwölf Jahren voller Verirrung und Unruhe traue ich mir selbst nicht; um Widerstand zu leisten, war ich mir wohl genug, aber um mich zu entscheiden, bedarf ich des Freundesauges, und ich mache mir eine Freude daraus, daß Alles uns beiden gemein sei, die Erkenntlichkeit ebensowohl, als die Anhänglichkeit. Aber, daß Sie sich nicht täuschen! Ehe ich Ihnen mein Vertrauen bewillige, werde ich sehen, ob Sie dessen würdig sind, und ob Sie es verdienen, wieder für mich zu thun, was ich für Sie gethan habe. Ich kenne Ihr Herz, und es befriedigt mich; aber dies ist nicht genug: Ihres Urtheils bedarf ich bei einer Entscheidung, bei welcher die Vernunft allein maßgebend sein soll, meine eigene aber mich täuschen kann. Ich fürchte die Leidenschaften nicht, wenn sie durch unverdeckte Angriffe uns warnen, auf unsrer Hut zu sein, und uns, auch bei aller Heftigkeit, die Besinnung über unsre Fehler nicht rauben, so daß man ihnen nur insoweit nachgiebt, als man ihnen nachgeben will. Ich fürchte nur die Hinterlist, mit welcher sie uns betrügen, statt uns mit offener Gewalt anzugreifen, und uns dahin bringen, daß wir, ohne es zu wissen, etwas Anderes thun, als wir wollen. Man braucht nur sich, um seine Neigungen zu bewältigen; eines Andern aber bedarf man manchmal, um auszumitteln, welchen man folgen dürfe, und dazu eben ist die Freundschaft eines verständigen Mannes gut, welcher für uns die Dinge, an deren richtiger Erkenntniß uns liegt, unter einem andern Gesichtspunkte sieht. Denken Sie also daran, sich zu prüfen, und sagen Sie sich, ob Sie, immer noch einem eiteln Schmerz um Unerreichbares hingegeben, ewig sich und Andern unnütz bleiben, oder ob Sie, die Herrschaft über

---

Abauzit war von Geburt Franzose und kam in frühen Jahren in Folge der Zurücknahme des Edictes von Nantes nach Genf. Er starb 1767, sieben und achtzig Jahre alt. Der Herausgeber der Rousseau'schen Werke Petitain bemerkt, daß Abauzit seine Berühmtheit in der literarischen Welt vielleicht nur dieser Note Rousseau's verdankt. Nachrichten über sein Leben und seine Werke finden sich übrigens in Sennebier Hist. littéraire de Genève Th. III. S. 63 ff, so wie auch in dem ihn betreffenden Artikel von Millin in der Biographie universelle.

D. U.

sich selbst endlich wieder ergreifend, Ihre Seele einmal in Stand setzen wollen, die Ihres Freundes aufzuhellen.

Meine Geschäfte halten mich in London nur noch vierzehn Tage fest; ungefähr eben so viel Zeit denke ich mich unterwegs bei unsrer Armee in Flandern aufzuhalten; Sie dürfen mich daher nicht vor Ende des nächsten Monats oder Anfang Oktobers erwarten. Schreiben Sie mir nicht mehr nach London, sondern zur Armee unter beiliegender Adresse. Fahren Sie in Ihren Schilderungen fort; trotz der üblen Haltung finde ich Ihre Briefe rührend und belehrend; sie geben mir Anregung, auf ein zurückgezogenes und ruhiges Leben zu denken, wie es meinen Grundsätzen und meinen Jahren angemessen ist. Beruhigen Sie mich vor allen Dingen in Betreff dessen, was Sie mir von Frau von Wolmar gesagt haben; wenn ihr Loos kein glückliches ist, wer dürfte wohl nach einem solchen streben? Nach Allem, was sie Ihnen über ihre Lage gesagt, kann ich nicht begreifen, was ihr zu ihrem Glücke fehlt*).

Zweiter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Ja, Milord, mit freudiger Bewegung gebe ich Ihnen die Versicherung, daß der Auftritt in Meillerie die Krise meiner Thorheiten und meiner Leiden gewesen ist. Nach den Aufschlüssen, die mir Herr von Wolmar über den wahren Zustand meines Herzens gab, bin ich völlig ruhig geworden. Dieses allzu schwache Herz ist geheilt, so weit es geschehen konnte, und ich ziehe die Wehmuth eines eingebildeten Schmerzes der schrecklichen Lage vor, unablässig von verbrecherischen Gedanken bestürmt zu sein. Seit der Rückkunft dieses würdigen Freundes nehme ich keinen Anstand mehr, ihm einen Namen beizulegen, der mir so lieb ist, und dessen Werth Sie mich so ganz haben fühlen lassen. Es ist der geringste Titel, den ich Jedem schuldig bin, der dazu beiträgt, mich der Tugend wiederzugeben. Friede herrscht im Grunde meiner Seele, wie an dem Orte, welchen ich bewohne. Ich fange an, mich hier frei von Unruhe und zu Hause zu fühlen, und kann ich hier auch nicht den Herren machen, so finde ich es nur noch erfreulicher, mich wie ein Kind

*) Der pomphafte Ton in diesem Briefe gefällt mir deshalb, weil er ganz dem Charakter des guten Eduard entspricht, der nie mehr philosophirt, als wenn er etwas Dummes macht, und nie mehr Raisonnement vorbringt, als wenn er nicht weiß, was er sagen soll.

des Hauses zu betrachten. Die Einfachheit, die Gleichmäßigkeit, welche ich hier in Allem herrschen sehe, haben einen rührenden und bewältigenden Reiz für mich. Zwischen der Vernunft in Person und der fleischgewordenen Tugend verlebe ich heitere Tage. Je mehr ich mit diesen glücklichen Gatten umgehe, desto mehr fühle ich ihre Macht, die mich allmählich ganz einnimmt, und mein Herz stimmt sich unvermerkt nach dem ihrigen; etwa wie die Stimme unwillkürlich den Ton annimmt, welcher bei denen herrscht, unter denen man lebt.

Welche köstliche Zurückgezogenheit! welch reizender Wohnsitz! Wie erhöht die süße Gewohnheit, da zu leben, seinen Werth! Und wie schwer ist es, wenn er auch auf den ersten Blick wenig glänzend erscheint, ihn nicht zu lieben, sobald man ihn näher kennt! Die Lust, mit welcher Frau von Wolmar ihre edle Pflicht erfüllt, Alle, die ihr nahen, glücklich und gut zu machen, theilt sich Allem mit, was davon berührt wird, ihrem Mann, ihren Kindern, ihren Gästen, ihren Leuten. Lärm, laute Lustigkeit, schallendes Gelächter vernimmt man nicht an dieser Friedensstätte, aber man findet lauter fröhliche Herzen und heitere Gesichter. Wenn bisweilen Thränen vergossen werden, so sind es Thränen der Rührung und der Freude. Schwarze Sorge, Unlust, Mißmuth nahen dieser Freistätte ebenso wenig als das Laster und die Gewissensbisse, deren Frucht sie sind.

Was sie betrifft, so ist gewiß, daß mit Ausnahme des geheimen Kummers, welcher sie nagt, und dessen Ursache ich Ihnen in meinem vorigen Briefe angegeben habe*), Alles dazu beiträgt, sie glücklich zu machen. Indessen würden sich bei so vieler Ursache, glücklich zu sein, tausend Andre an ihrer Stelle unglücklich fühlen; dieses einförmige und zurückgezogene Leben würde ihnen unerträglich sein; das Gelärme der Kinder würde sie ungeduldig machen, und die häuslichen Geschäfte würden ihnen Ueberdruß erregen; das Landleben würde ihnen unausstehlich sein; der reife Verstand und die Hochachtung eines nicht sehr entgegenkommenden Gatten würden ihnen keine Entschädigung für seine Kälte und sein vorgerücktes Alter dünken, ja, gerade seine Gegenwart und seine Anhänglichkeit würde ihnen zur Last sein. Entweder sie würden Mittel finden, ihn von sich fern zu halten, um mehr nach ihrem Gefallen zu leben, oder sie würden sich selbst von ihm entfernen, und die

*) Dieser vorige Brief ist nicht vorhanden, man wird weiterhin die Ursache erfahren.

Freuden, die ihr Stand mit sich bringt, verachten; sie würden auswärts gefährlichere Freuden suchen und sich in ihrem eigenen Hause nicht eher behaglich fühlen, als bis sie ihm fremd geworden wären. Es ist eine gesunde Seele nöthig, um die Reize eines zurückgezogenen Lebens zu schmecken: nur bei guten Naturen findet man, daß sie sich im Schooße ihrer Familie gefallen und sich auf den Kreis derselben gern beschränken. Wenn es ein glückliches Leben in der Welt giebt, so ist es ohne Zweifel dasjenige, welches sie so zubringen. Die Werkzeuge des Glückes sind aber nichts für Den, der sie nicht zu gebrauchen versteht, und man fühlt nur dann, worin das wahre Glück besteht, wenn man fähig ist, es zu genießen.

Wenn ich so recht eigentlich sagen sollte, wie man es in diesem Hause anfängt, um glücklich zu sein, so würde ich, wie ich glaube, gut geantwortet haben, wenn ich sagte: man versteht zu leben; nicht in dem Sinne, welchen man in Frankreich diesem Worte giebt, nämlich, daß man im Umgange mit Andern gewisse von der Mode festgestellte Manieren einhalte, sondern ich meine ein menschliches Leben, das Leben, für welches der Mensch geschaffen ist, das Leben, von welchem Sie zu sprechen pflegen, von welchem Sie mir ein Beispiel geben, welches über sich selbst hinaus Stich hält, und welches man am Todestage nicht für verloren achtet.

Julie hat einen Vater, der sich um das Wohlergehen seiner Familie kümmert; sie hat Kinder, für deren Erhaltung anständig gesorgt werden muß. Dies ist von Natur die vornehmste Sorge des geselligen Menschen, und es ist auch die erste, der sie und ihr Gemahl sich mit vereinten Kräften gewidmet haben. Beim Beginne ihrer Haushaltung haben sie den Zustand ihres Vermögens untersucht; sie haben nicht sowohl darauf gesehen, ob dasselbe ihrem Stande, als vielmehr, ob es ihren Bedürfnissen angemessen sei, und in der Ueberzeugung, daß jede achtbare Familie sich mit dem ihrigen begnügen müsse, haben sie auch von ihren Kindern nicht im voraus so schlecht gedacht, zu fürchten, daß dieselben das Erbgut, welches sie ihnen zu hinterlassen haben, einst unzureichend finden würden. Sie haben also ihren Fleiß mehr darauf gerichtet, ihre Güter zu verbessern, als sie zu vermehren; sie haben ihr Geld mehr sicher als vortheilhaft anzulegen gesucht; anstatt neue Ländereien anzukaufen, haben sie den Werth derer, welche sie besaßen, erhöht und haben nicht daran gedacht, ihrem Erbe einen anderen Schatz hinzuzufügen, als das gute Beispiel ihres Verhaltens.

Es ist wahr, daß ein Besitz, der nicht vermehrt wird, der Gefahr unterworfen ist, durch tausend Zufälle vermindert zu werden. Ist aber dies einmal ein Grund, ihn zu vermehren, so würde es eben so gut ein ewiger Vorwand sein, dies in's Unendliche fort zu thun. Man wird endlich den Besitz unter mehreren Kindern theilen müssen. Sollen nun diese müßig bleiben? Ist nicht die Arbeit eines jeden ein Zuwachs zu seinem Antheil, und muß nicht sein Fleiß mit zu dem geschlagen werden, was es empfängt? Die unersättliche Habgier schleicht sich unter der Maske der Klugheit ein, und führt zum Laster, während man sich vorspiegelt, nur auf Sicherheit bedacht zu sein. Es ist eine eitle Einbildung, sagt Herr v. Wolmar, menschlichen Dingen eine Dauerbarkeit geben zu wollen, welche nicht in ihrer Natur liegt; die Vernunft gerade fordert, daß wir Vieles dem Zufall überlassen, und wenn von ihm wider unsern Willen unser Leben und Vermögen abhängen, welche Thorheit, sich unaufhörlich wirkliche Qual zu bereiten, um noch ungewissen Uebeln und Gefahren, die dennoch unvermeidlich sind, zuvorzukommen! Er hat nur die einzige Vorsicht in dieser Hinsicht gebraucht, ein Jahr von seinem Kapital zu leben, um mit den unmittelbaren Einkünften dieses Jahres einen Vorsprung zu gewinnen, dergestalt, daß seine Einnahme der Ausgabe immer um ein Jahr voraus ist. Er hat lieber seine Fonds um einiges verringern, als immer hinter seinen Renten zurückbleiben wollen. Der Vortheil, daß er auf diese Weise nicht gezwungen ist, bei dem geringsten unvorhergesehenen Unfall zu verderblichen Auskunftsmitteln zu greifen, hat ihm jene Vorwegnahme vom Kapitale schon reichlich wieder eingebracht. Ordnung und Regelmäßigkeit dienen ihm so statt barer Ersparniß, und er bereichert sich durch das, was er ausgegeben hat.

Die Herrschaft dieses Hauses erfreut sich, nach den gewöhnlichen Vorstellungen von Reichthum, nur eines mittelmäßigen Vermögens; im Grunde aber kenne ich Niemanden, der wohlhabender wäre, als sie. Unbedingten Reichthum giebt es nicht. Dieses Wort drückt nur das Verhältniß aus, in welchem das, was der Reiche bestreiten kann, das Maß seiner Bedürfnisse übersteigt. Mancher ist reich bei einem Morgen Landes; Mancher bettelarm mitten unter Haufen Goldes. Unordnung und Launen haben keine Gränzen, und machen mehr Leute arm, als die wirklichen Bedürfnisse. Hier ist das Verhältniß auf eine Grundlage gestellt, welche es unwandelbar macht, nämlich auf die Uebereinstimmung der beiden Gatten. Der Mann hat das Geschäft übernom-

men, den Eingang der Renten zu bewirken, die Frau leitet die Verwendung derselben, und in der Harmonie, welche zwischen ihnen herrscht, liegt die Quelle ihres Reichthums.

Was mich anfangs in diesem Hause am meisten überrascht hat, war der Umstand, daß ich darin Behaglichkeit, Freiheit, Frohsinn bei aller Ordnung und Pünktlichkeit herrschen sah. Sonst ist der große Fehler in wohlgeordneten Häusern, daß sie ein trübseliges und gezwängtes Ansehen haben. Die ungemeine Sorgsamkeit der Leute schmeckt immer ein wenig nach Geiz; Alles, was sie umgiebt, verräth eine lästige Aengstlichkeit; die Strenge der Ordnung führt etwas Knechtisches mit sich, das man nur mit Widerwillen erträgt. Die Bedienten thun ihre Schuldigkeit, aber mit unzufriedenen und furchtsamen Mienen. Die Gäste sind wohl aufgenommen, aber sie bedienen sich der Freiheit, die man ihnen gestattet, nur mit Mißtrauen, und da man sich als Gast immer außer der Regel sieht, so thut man nichts ohne Furcht, sich lästig zu machen. Man fühlt, daß diese Sklaven von Vätern nicht für sich leben, sondern für ihre Kinder, ohne daran zu denken, daß sie nicht blos Väter sind, sondern Menschen, und daß sie ihren Kindern ein Beispiel geben sollen von einem wahrhaft menschlichen Leben und von einem Glücke, welches eine Frucht der Weisheit ist. Hier werden vernünftigere Grundsätze befolgt: man ist der Meinung, daß eine der hauptsächlichsten Pflichten eines guten Familienvaters nicht nur die ist, seinen Wohnsitz mit Annehmlichkeiten auszustatten, damit es den Kindern im Hause wohl sei, sondern selber ein behagliches und heiteres Leben zu führen, damit sie fühlen, daß man glücklich ist, wenn man lebt wie er, und niemals in Versuchung gerathen, ein Verhalten, das dem seinigen entgegengesetzt wäre, für das Wesentliche zu nehmen. Eine der Maximen, welche Herr v. Wolmar am häufigsten in Bezug auf die Erheiterungen der beiden Cousinen wiederholt, ist diese, daß ein kleinliches und trauriges Leben der Eltern fast immer die erste Quelle der Unordnungen ist, in welche die Kinder verfallen.

Julie, die nie etwas Anderes zur Richtschnur nahm, als ihr Herz, und auch keine zuverlässigere finden könnte, folgt dem Antrieb desselben unbedenklich, und thut, um Gutes zu thun, Alles, was es von ihr fordert. Es verfehlt nicht, viel von ihr zu fordern, und Niemand versteht besser als sie, Dem Werth beizulegen, was das Leben süß macht. Wie sollte diese empfindsame Seele für Freuden unempfindlich sein? Im Gegentheil, sie liebt sie, sie sucht sie, sie entzieht sich keiner, die

ihr wohlthut. Man sieht, daß sie sie zu genießen versteht, aber ihre Freuden sind die Freuden einer Julie. Sie vernachlässigt weder was zu ihrer eigenen Gemächlichkeit noch was zur Gemächlichkeit der Andern, die ihr lieb sind, das heißt, ihrer ganzen Umgebung, dienen kann. Sie achtet nichts für überflüssig, was zu dem Wohlsein eines vernünftigen Wesens beitragen kann, aber überflüssig nennt sie Alles, was nur dazu dient, in den Augen Anderer zu glänzen, so daß man in ihrem Hause den Luxus des Vergnügens und der Genüsse ohne Verfeinerung und Weichlichkeit findet. Was den Luxus der Pracht und der Eitelkeit anlangt, so sieht man davon nur so viel, als sie dem Geschmacke ihres Vaters nicht hat versagen können, und auch darin selbst erkennt man noch immer den ihrigen, dessen Wesen es ist, den Dingen weniger Glanz und Schimmer als Zierlichkeit und Anmuth zu geben. Wenn ich ihr erzähle, was für Erfindungen in Paris und London täglich gemacht werden, um die Kutschen sanfter in Federn zu hängen, so billigt sie das einigermaßen; wenn ich ihr aber sage, bis zu welchen Preisen man den Firniß nimmt, so versteht sie mich nicht, und fragt nur, ob denn dieser schöne Firniß etwa zur Bequemlichkeit der Wagen beiträgt. Sie hält es für ausgemacht, daß ich sehr übertreibe, wenn ich ihr von den skandalösen Bildern sage, die man mit großen Kosten anstatt der Wappen, die ehemals in Gebrauch waren, auf die Wagen malen läßt; als ob es schöner wäre, sich den Vorübergehenden als einen Mann von schlechten Sitten, denn als einen Mann von Stande anzukündigen. Am meisten war sie empört, als sie hörte, daß die Frauen diesen Gebrauch eingeführt, oder doch begünstigt hätten, und daß deren Karossen sich von denen der Männer nur durch etwas unanständigere Gemälde unterschieden. Ich war genöthigt, ihr hierüber ein Wort Ihres ausgezeichneten Freundes anzuführen, welches sie viel Mühe hatte zu verdauen. Ich war eines Tages bei ihr, als man ihr ein vis-à-vis dieser Art zeigte. Kaum hatte sie die Augen auf den Schlag fallen lassen, als sie hinwegging, und zu dem Besitzer sagte: Zeigen Sie diese Kutsche Frauen vom Hofe; ein anständiger Mensch wird nicht wagen, sich ihrer zu bedienen.

Wie es der erste Schritt zum Guten ist, nichts Böses zu thun, so ist es der erste Schritt zum Glücke, keine Leiden zu haben. Diese beiden Sätze, die wohl verstanden, viele Moralvorschriften überflüssig machen würden, hält Frau von Wolmar werth. Sie besitzt eine außerordentliche Empfindlichkeit für eigenes wie für fremdes Unwohlsein, und es

würde ihr nicht leichter fallen, sich glücklich zu fühlen, wenn sie sich von Unglücklichen umgeben sähe, als dem rechtschaffenen Manne, seine Tugend stets rein zu bewahren, wenn er beständig unter schlechten Menschen lebt. Ihr Mitleid ist nicht jenes barbarische, welches sich damit begnügt, von Leiden, die man lindern könnte, die Augen abzuwenden, sie sucht die Leidenden auf, um ihnen zu helfen; daß es Unglückliche giebt, nicht der Anblick solcher ist ihr eine Marter; und es ist ihr nicht genug, nicht zu wissen, daß es welche giebt, sie muß, um ruhig zu sein, wissen, daß es keine giebt, wenigstens in ihrer Umgebung, denn das hieße die Grenzen der Vernunft überschreiten, wenn man sein Glück von dem Glücke aller Menschen abhängig machen wollte. Sie erkundigt sich nach den Bedürfnissen ihrer Nachbarschaft, mit der Wärme, die man sonst an seine eigenen Angelegenheiten wendet; sie kennt alle Bewohner der Gegend; sie dehnt, so zu sagen, den Umkreis ihrer Familie über sie alle aus, und spart keine Mühe, um von ihnen alle Leiden und Schmerzen fern zu halten, denen das menschliche Leben unterworfen ist.

Milord, ich will mir Ihre Lehren gern zu Nutze machen; aber verzeihen Sie mir einen Enthusiasmus, den ich mir nicht mehr zum Vorwurf mache, und den Sie ja doch theilen. Es wird keine zweite Julie in der Welt geben. Die Vorsehung hat über sie gewacht, und nichts, was sie betrifft, ist eine Wirkung des Zufalls. Der Himmel scheint sie der Erde geschenkt zu haben, um ein Beispiel zu geben von der Trefflichkeit, deren eine menschliche Seele fähig ist, und von dem Glücke, das eine solche in der Dunkelheit des Privatlebens genießen kann, ohne Hülfe jener glänzenden Tugenden, welche sie über sich selbst erheben, oder des Ruhmes, den diese nach sich ziehen können. Ihr Fehltritt, wenn es einer war, hat nur dazu gedient, ihre Kraft und ihren Muth zu entwickeln. Ihre Verwandte, ihre Freunde, ihre Leute, lauter gute Menschen, waren dazu geschaffen, sie zu lieben und von ihr geliebt zu werden. Ihr Vaterland war das einzige, welches dazu geeignet war, ein Wesen wie sie der Welt zu schenken; die Natürlichkeit, in welcher sie sich so erhaben darstellt, mußte in ihrer Umgebung herrschen; sie mußte, um glücklich zu werden, unter glücklichen Menschen aufwachsen. Wenn sie zu ihrem Unglücke inmitten eines unglücklichen Volkes zur Welt gekommen wäre, welches unter dem Joche der Unterdrückung seufzt, und hoffnungslos und erfolglos gegen das Elend kämpft, von welchem es hingerafft wird, so würde jede Klage der Unterdrückten ihr

Leben vergiftet, der allgemeine Jammer würde sie erdrückt, und ihr mitleidiges Herz würde, erschöpft von Schmerz und Pein, die Leiden, die sie nicht hätte lindern können, zu ihren Leiden gemacht haben.

Statt dessen hat nun aber Alles dazu gedient, ihre natürliche Gutmüthigkeit zu beleben und zu fördern. Sie hat kein öffentliches Unglück zu bejammern, sie hat kein grauses Bild von Elend und Verzweiflung vor Augen. Der Bauer in behaglicher Lage*) bedarf mehr ihres guten Rathes als ihrer Unterstützung. Wenn sich irgend eine Waise findet, die zu jung ist, um sich selbst zu ernähren, irgend eine vergessene Witwe, die im Verborgenen leidet, irgend ein kinderloser Greis, den seine vom Alter geschwächten Arme nicht mehr ernähren können, so hat sie nicht zu fürchten, daß ihre Wohlthaten ihnen nur Schaden thun werden, und ihnen die Last öffentlicher Abgaben aufbürden, damit statt ihrer anerkannte Schurken von denselben befreit bleiben. Sie hat Genuß von dem Guten, welches sie thut, indem sie es gut anschlagen sieht; das Glück, welches sie genießt, vervielfältigt sich und breitet sich ringsum aus. Jedes Haus, das sie betritt, stellt bald ein Bild von dem ihrigen dar, Gemächlichkeit und Wohlsein sind noch das Mindeste, was ihr Einfluß bewirkt; Eintracht und guter Wandel folgen ihren Tritten von Wirthschaft zu Wirthschaft. Wenn sie aus dem Hause geht, begegnen ihren Augen nur angenehme Gegenstände; wenn sie heimkommt, findet sie drinnen noch süßere; überall sieht sie, was ihrem Herzen gefällt, und diese der Eigenliebe so wenig zugängliche Seele lernt sich in ihren Wohlthaten lieben. Nein, Milord, ich wiederhole es, nichts, was Julie berührt, ist ohne Bedeutung für die Tugend. Ihre Reize, ihre Talente, ihre Neigungen, ihre Kämpfe, ihre Fehltritte, ihre Reue, ihr Wohnsitz, ihre Freunde, ihre Familie, ihre Leiden, ihre Freuden und ihr ganzes Loos, Alles macht ihr Leben zu einem einzigen Musterbilde, das wenige Frauen werden nachahmen wollen, von dem sie aber alle wider Willen entzückt sein werden.

Bei dem, was man hier für das Glück Anderer thut, gefällt mir am meisten, daß man stets die Klugheit dabei walten läßt, und daß nie

*) Es liegt bei Clarens ein Dorf Namens Moutru, dessen Gemeine allein reich genug ist, um alle Gemeindeglieder zu erhalten, hätten sie auch keinen Zollbreit Landes eigen; auch ist das Bürgerrecht dieses Orts fast eben so schwer zu erlangen, als das von Bern. Wie schade doch, daß es nicht da irgend einen braven Gesellen von Subdelegirten giebt, um die Herren von Moutru ein bißchen geselliger und ihr Bürgerrecht ein bißchen weniger theuer zu machen!

ein Mißbrauch daraus entspringt. Wohlthätig ist nicht Jeder, der sich's einfallen läßt, und Mancher glaubt oft große Dienste zu leisten, der mit einem Bißchen Guten, das in's Auge fällt, großes Uebel, welches er nicht bemerkt, anrichtet. Eine Eigenschaft, die sich bei Frauen vom besten Charakter selten findet, bei Frau von Wolmar aber ausgezeichnet glänzend hervortritt, ist eine vorzügliche Unterscheidungsgabe bei der Vertheilung ihrer Wohlthaten, sowohl was die Wahl der Mittel, um dieselben nutzreich zu machen, als was die Wahl der Personen betrifft, denen sie sie spendet. Sie hat sich gewisse Regeln festgestellt, von denen sie nicht abgeht; sie versteht es, das, um was man sie bittet, zu gewähren oder zu verweigern, ohne daß sich in ihrer Güte Schwäche oder in ihrer Weigerung Laune verräth. Wer sich in seinem Leben eine schlechte Handlung zu Schulden kommen ließ, hat von ihr nichts zu hoffen als Gerechtigkeit, und wenn er sie selbst beleidigt hat, Verzeihung, nie Gunst oder Protection, die besser angewendet werden könnten. Ich habe sie mit ziemlicher Trockenheit einem Menschen dieser Art eine Gnade abschlagen sehen, welche ganz nur von ihr abhing. „Ich wünsche Euch Glück, sagte sie zu ihm, aber ich will nichts dazu beitragen, denn ich müßte fürchten, Andern zu schaden, wenn ich Euch in den Stand setzte, es zu thun. Die Welt ist nicht so arm an braven Leuten, die in Noth sind, daß einem nichts bliebe, als an Euch zu denken." Allerdings wird ihr solche Härte außerordentlich sauer, und nur selten bringt sie sie in Anwendung. Ihr Grundsatz ist, alle diejenigen für gut zu halten, von deren Schlechtigkeit sie keinen Beweis hat; es giebt nun freilich nur wenig schlechte Leute, die es nicht so geschickt anzufangen wüßten, daß ihnen nichts bewiesen werden kann. Sie weiß nichts von jener faulen Mildthätigkeit der Reichen, die dem Unglücklichen mit baarem Gelde das Recht abkaufen, ihm seine Bitten abzuschlagen, und statt einer Wohlthat, um die sie angefleht werden, nie etwas Anderes zu geben wissen, als ein Almosen. Ihre Börse ist nicht unerschöpflich, und seit sie Familienmutter ist, weiß sie sich mit der Anwendung ihres Geldes besser einzurichten. Von allen Hülfeleistungen, mit denen man Unglücklichen beispringen kann, sind Geldgaben in der That diejenigen, mit denen man am wenigsten Mühe hat, zugleich aber auch die vorübergehendsten und ungründlichsten, und Juliens Bestreben ist nicht, die Leute loszuwerden, sondern ihnen zu nützen.

Ebenso ist sie nicht mit Empfehlungen und Dienstleistungen frei-

gebig, wenn sie nicht die Ueberzeugung hat, daß man davon einen vernünftigen und guten Gebrauch machen werde. Ihre Protection wird niemals Solchen versagt, die ihrer wirklich benöthigt sind und sie verdienen; diejenigen aber, welche ihre Unruhe oder ihr Ehrgeiz verleitet, sich erheben und einen Stand, in welchem sie sich wohlbefinden, verlassen zu wollen, bringen sie selten dahin, daß sie etwas für sie thue. Der natürliche Beruf des Menschen ist, das Land zu bebauen und von dessen Ertrage zu leben. Der friedliche Ackersmann hat, um sein Glück zu fühlen, nichts weiter nöthig, als daß er es erkenne. Alle wahren Freuden des Menschen sind ihm erreichbar; er hat nur diejenigen Leiden zu erdulden, welche von dem Menschsein unzertrennlich sind, Leiden, die Der, welcher sich von ihnen zu befreien wähnt, nur gegen andere schmerzlichere vertauscht*). Dieser Stand allein ist ein nothwendiger und ist der nützlichste; er ist unglücklich nur dann, wenn die anderen ihn gewaltsam tyrannisiren oder ihn durch das Beispiel ihrer Laster verführen. Auf ihm beruht das wahre Wohl eines Landes, die Kraft und Größe, welche ein Volk aus sich selbst gewinnt, indem er es von andern Nationen unabhängig, Angriffe der eigenen Behauptung wegen unnöthig macht, und die sichersten Vertheidigungsmittel darbietet. Wenn es sich darum handelt, ein Urtheil über die Macht eines Staates abzugeben, so durchmustert der Schöngeist die Paläste des Fürsten, seine Häfen, seine Truppen, seine Arsenale, seine Städte; der wahre Politiker nimmt das angebaute Land in Augenschein und besucht die Hütte des Landmanns. Der erstere sieht, was gethan ist, der letztere, was geschehen kann.

Diesem Grundsatze gemäß läßt man es sich hier, und noch mehr in Étange, angelegen sein, so viel man kann, dazu beizutragen, daß die Bauern sich in ihrem Stande wohl fühlen, ist ihnen aber nie dazu behülflich, denselben zu verlassen. Die Aermsten wie die Wohlhabendsten haben eine wahre Wuth, ihre Kinder in die Städte zu schicken; die Letzteren, damit sie studiren und eines Tages große Herren werden, die Ersteren, damit sie in Condition gehen und ihren Eltern die Last abnehmen für sie zu sorgen. Die jungen Leute ihrerseits mögen oft gern umherstreichen; den Mädchen steht der Sinn nach städtischem

*) Wenn der Mensch aus seiner ursprünglichen Einfachheit herausgeht, stumpft er sich so ab, daß er selbst den Sinn dafür verliert. Die Erfüllung seiner Wünsche könnte ihn zu Glück führen, nie aber zur Glückseligkeit.

Putz; die Bursche nehmen in der Fremde Kriegsdienste; sie bilden sich ein, mehr werth zu sein, wenn sie in ihr Dorf, anstatt der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, das zugleich hochfahrende und kriechende Wesen des Söldlings und die lächerliche Verachtung ihres alten Standes heimbringen. Hier aber wird ihnen vorgehalten, wie verkehrt diese Einbildungen sind, wie die Kinder verderbt werden, die Eltern verlassen bleiben, und welchen endlosen Gefahren für Leben, Habe und Sitten die Auswandernden sich preisgeben, indem für einen, dem es glückt, hundert zu Grunde gehen. Wenn sie hartnäckig beharren, so begünstigt man ihre unsinnige Einbildung auf keine Weise, man läßt sie sich in Laster und Elend stürzen, und wendet allen Fleiß darauf, diejenigen zu entschädigen, welche man bewogen hat, der Vernunft ein Opfer zu bringen. Man bringt ihnen Achtung für ihren natürlichen Beruf bei, indem man selber ihn in Ehren hält; man trägt vor dem Bauer keine städtischen Manieren zur Schau, sondern nimmt gegen ihn einen vertraulichen aber anständigen und ernsten Ton an, der den Unterschied der Stände nicht verwischt, den Landmann aber veranlaßt, auf den seinigen stolz zu sein. Es giebt keinen, der nicht dahin zu bringen wäre, sich selbst zu achten, wenn man ihm zeigt, daß man einen Unterschied macht zwischen ihm und jenen kleinen Emporkömmlingen, die einen Augenblick in ihrem Dorfe glänzen und ihre Verwandten mit ihrem Schimmer blenden.

Herr von Wolmar und der Baron, wenn er hier ist, verfehlen selten, den Waffenübungen, Preisvertheilungen und Besichtigungen im Dorfe und der Umgegend beizuwohnen. Das junge Volk hier, schon von Natur feurig und kriegerisch, gewinnt, wenn es sieht, daß alte Offiziere an seinen Versammlungen Gefallen finden, desto mehr Selbstachtung und Selbstvertrauen. Diese steigert man noch, indem man ihm zeigt, daß es Soldaten, die aus fremdem Dienst zurückgekehrt sind, in jeder Weise überlegen ist; denn, wie man es auch anstelle, fünf Sous Sold und die Furcht vor Stockschlägen werden nie einen solchen Wetteifer hervorbringen, wie unter freien Leuten, die sich in den Waffen üben, die Gegenwart ihrer Verwandten, ihrer Nachbarn, ihrer Freunde, der Geliebten und der Gedanke an den Ruhm des Vaterlandes.

Die Hauptmaxime der Frau von Wolmar ist also, Veränderungen des Standes nicht zu begünstigen, vielmehr dazu beizutragen, daß jeder sich in dem seinigen glücklich fühle, und insbesondere zu verhüten, daß

der glücklichste von allen, der des Landbauers in einem freien Staate, nicht zu Gunsten der übrigen Stände geschwächt werde.

Ich machte ihr in Betreff dieses Punktes den Einwand, daß die Natur selbst ihre Gaben an die Menschen verschieden ausgetheilt und jedem seinen Beruf zugewiesen zu haben schiene, ohne Rücksicht auf den Stand, in welchem er geboren wird. Hierauf entgegnete sie mir, daß man zwei Dinge vor dem Talente berücksichtigen müsse, nämlich die guten Sitten und die Glückseligkeit. Der Mensch, sagte sie, ist ein zu edles Wesen, um nur Andern zum Werkzeug dienen zu müssen, und man muß ihn nicht zu dem gebrauchen, was diesen gebührt, ohne auch das zu bedenken, was ihm selbst gebührt, denn die Menschen sind nicht der Stellungen wegen da, sondern die Stellungen der Menschen wegen, und um Alles in die angemessene Ordnung zu bringen, muß man bei der Vertheilung der Aufgaben nicht sowohl suchen, wozu jeder Mensch am geeignetsten ist, als vielmehr, was für jeden am geeignetsten ist, um ihn so gut und so glücklich als möglich zu machen. Es ist nimmermehr erlaubt, eine menschliche Seele zum Vortheile Anderer schlechter zu machen, und Bösewichter zu schaffen, um den ehrlichen Leuten einen Dienst zu erzeigen.

Nun aber sind unter tausend Subjecten, die das Dorf verlassen, nicht zehn, die nicht in der Stadt zu Grunde gingen, und die nicht die Laster, welche sie sich dort aneignen, weiter umhertrügen, als jene, von denen sie sie gelernt haben. Diejenigen, denen es glückt, und die es zu etwas bringen, erreichen es fast immer nur auf den schändlichen Wegen, die dazu führen. Die Unglücklichen, denen es fehlschlägt, mögen nicht zu ihrem alten Stande zurückkehren, sondern werden lieber Bettler oder Diebe, als wieder Bauern, und wenn unter den Tausenden sich etwa einer finden sollte, der dem bösen Beispiele widersteht, und ehrlich bleibt, glauben Sie, daß dieser, Alles genommen, glücklicher lebt, als er außer dem Bereiche der wilden Leidenschaften in dem friedlichen Dunkel seines ersten Standes gelebt hätte?

Um seinen Anlagen zu folgen, muß man sie erst kennen. Ist es denn so leicht, jedesmal zu ermitteln, wozu ein Mensch Fähigkeiten besitzt? Und wenn es in dem Alter, in welches die Entscheidung fällt, so viel Schwierigkeiten macht, die Anlagen der Kinder, die man auf's Beste beobachtet hat, richtig zu erkennen, wie soll wohl ein Bauerknabe über die seinigen zur Gewißheit kommen? Nichts ist unsicherer als die Zeichen von Neigung, welche man in der Jugend blicken läßt,

bei denen der Nachahmungstrieb oft mehr betheiligt ist, als das wirkliche Talent; sie werden weit öfter von allerlei Zufällen herbeigeführt sein, als von einem entschiedenen Hange, und der Hang selbst ist nicht immer ein Beweis von glücklicher Anlage. Das wahre Talent, das wahre Genie hat eine gewisse Unschuld und Unbefangenheit, und ist weniger unruhig, weniger zappelnd, weniger beflissen sich zu zeigen, als ein scheinbares und falsches Talent, das man für ein wahres hält, während nichts da ist, als eine eitle Begierde zu glänzen, ohne daß dazu die Mittel vorhanden wären; Mancher hört eine Trommel und will General werden, ein Anderer sieht bauen und hält sich schon für einen Architekten. Justin, mein Gärtner, faßte Neigung zum Zeichnen, weil er mich hatte zeichnen sehen: ich schickte ihn nach Lausanne, um es zu lernen; er dünkte sich schon Maler und ist in der That nichts weiter als ein Gärtner. Die Gelegenheit, der Wunsch vorwärts zu kommen, sind bei der Wahl des Standes entscheidend. Es ist nicht genug, daß man sein Genie fühle, man muß auch den Willen haben, sich ihm hinzugeben. Wird ein Prinz Kutscher werden wollen, weil er geschickt zu fahren versteht? Wird ein Herzog Koch werden, weil er erfinderisch in guten Ragouts ist? Man hat immer nur Talente, wenn sie höher führen; Niemand hat welche, um niederzusteigen; glauben Sie, daß dies so von der Natur geordnet ist? Wenn Jeder wirklich seine Anlage kennte und ihr folgen wollte, wie Viele würden es vermögen? Wie Viele würden die Hindernisse überwinden, die ihnen die Welt mit Unrecht in den Weg legt? Wie Viele würden unwürdige Mitbewerber besiegen? Der, welcher seine Schwäche fühlt, nimmt Schliche und Schikane zu Hülfe, die der Andere, welcher seiner selbst gewisser ist, verachtet. Haben Sie selbst mir nicht tausend Mal gesagt, daß so viele zum Besten der Künste gegründete Anstalten nur zu deren Schaden dienen? Indem man unbehutsam immer mehr Leute herbeizieht, vergrößert man die Gefahr, Fehlgriffe zu thun: das wahre Verdienst wird von der Masse erstickt, und die Belohnung, welche dem Geschicktesten gebührt, fällt dem Schlauesten zu. Wenn es eine Gesellschaft gäbe, in welcher die Beschäftigungen und die Stellungen genau nach den Talenten und den persönlichen Verdiensten abgemessen wären, so könnte da Jeder nach dem Platze streben, den er auszufüllen am geschicktesten wäre, aber man muß sich nach einer sichereren Richtschnur umsehen und auf die Würdigung des Talentes verzichten wenn das niedrigste von allen das einzige ist, mit welchem man sein Glück machen kann.

Ich muß weiter gehen, fuhr sie fort; ich kann mir nicht recht denken, daß die vielen so verschiedenartigen Talente der Einzelnen durchaus alle entwickelt werden müssen; denn sollte das eine Nothwendigkeit sein, so müßte auch die Anzahl Derer, welche sie besitzen, genau den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechen. Wenn man die Feldarbeit nur Denen überließe, welche ein hervorstechendes Talent für den Ackerbau haben, oder dieser Arbeit alle Diejenigen entzöge, welche mehr Geschick zu einer andern zeigen, so würden nicht Hände genug übrig bleiben, um das Land zu bestellen und uns mit Brod zu versorgen. Ich möchte glauben, daß es mit den Talenten der Menschen wie mit den Kräften der Arzneimittel beschaffen ist, welche uns die Natur zur Heilung unsrer Krankheiten gegeben hat, obgleich im Grunde ihre Absicht ist, daß wir ihrer nicht bedürfen. Es giebt Pflanzen, welche uns vergiften, Thiere, welche uns auffressen, Talente, welche uns verderblich sind. Wenn man Alles immer nach seinen wesentlichen Eigenschaften gebrauchen sollte, so würde man den Menschen vielleicht weniger Gutes als Böses zufügen. Gute und einfache Völker haben nicht so viele Talente nöthig; sie erhalten sich besser durch ihre bloße Einfachheit, als andere durch all ihren Kunstfleiß; aber je mehr sie ausarten, desto mehr entwickeln sich ihre Talente, gleich als ob dieselben zum Ersatze für die verlorenen Tugenden dienen und auch die Schlechten selbst zwingen sollten, wider Willen nützlich zu wirken.

Ein anderer Punkt, über welchen ich mich nicht recht mit ihr vereinigen konnte, war die Beschenkung der Bettler. Da hier eine Landstraße durchgeht, so finden sich viele ein, und keinem wird ein Almosen versagt. Ich stellte ihr vor, daß dies nicht nur ein weggeworfenes Geld wäre, dessen man den wahren Armen beraubte, sondern daß diese Gewohnheit auch dazu beitrüge, das Bettlerpack und die Landstreicher zu vermehren, welche an einem so elenden Handwerk Gefallen finden, und indem sie der Gesellschaft zur Last fallen, diese auch noch der Arbeit berauben, die sie ihr leisten könnten.

Ich sehe wohl, sagte sie zu mir, daß Sie sich in den großen Städten die Grundsätze angeeignet haben, mit denen gefällige Wortdreher hartherzigen Reichen zu schmeicheln pflegen; Sie bedienen sich sogar der stehenden Ausdrücke dafür. Glauben Sie denn die Armen ihrer Menschenwürde zu berauben, indem Sie ihnen den verächtlichen Namen Bettlerpack anhängen? Erlaubt Ihnen das Ihr mitleidiges Herz? Thun Sie es nicht, mein Freund, ein solches Wort gehört nicht in Ihren

Mund; es ist entehrender für den Hartherzigen, der sich seiner bedient, als für den Unglücklichen, der damit belegt wird. Ich will nicht entscheiden, ob die Verächter des Almosengebens Recht oder Unrecht haben; ich weiß aber so viel, daß mein Mann, der an Einsicht euren Philosophen nichts nachgiebt und mir öfters erzählt hat, was sie in dieser Sache vorzubringen pflegen, um in dem Herzen das natürliche Mitgefühl zu ersticken und es zur Unempfindlichkeit zu gewöhnen, diese Phrasen, wie mir immer schien, verachtet und mein Verfahren nicht mißbilligt. Was er darüber sagt, ist einfach; nämlich, man duldet und unterhält mit großen Kosten eine Masse von unnützen Gewerben, von denen mehrere nur dazu dienen, die Sitten zu verschlechtern. Will man das Bettlerhandwerk nun auch als ein Gewerbe betrachten, so hat man von ihm nichts der Art zu fürchten, findet vielmehr durch dasselbe Gelegenheit, das Gefühl der Theilnahme und der Menschlichkeit, welches uns alle zu Brüdern machen sollte, zu nähren. Wenn man es unter dem Gesichtspunkte des Talents betrachten will, warum sollte ich die Beredsamkeit des Bettlers, der mich rührt, und mich bewegt ihm zu helfen, nicht belohnen, wie ich einen Schauspieler bezahle, der mir ein paar unfruchtbare Thränen ablockt? Wenn dieser mir Liebe zu den guten Handlungen Anderer einflößt, so bringt mich jener dazu, selbst welche zu verrichten; was man im Schauspiel empfindet, ist augenblicklich vergessen, sobald man hinaus ist; aber an den Unglücklichen, dem man beigestanden hat, denkt man mit immer neuem Vergnügen zurück. Wenn die große Anzahl der Bettler dem Staate lästig ist, von wie vielen andern Gewerben, die man aufmuntert und duldet, ließe sich nicht dasselbe sagen! Es ist die Sache der Verwaltung, dafür zu sorgen, daß es keine Bettler gebe; muß man aber, um ihnen ihr Handwerk zu verleiden*), die

*) Bettler ernähren, sagen sie, heißt Diebsschulen gründen. Gerade umgekehrt, es heißt machen, daß sie nicht zu Dieben werden. Ich gebe zu, daß man die Armen nicht zur Bettelei aufmuntern muß, wenn sie aber einmal dazu gebracht sind, muß man sie ernähren, damit sie nicht gezwungen seien, zu stehlen. Nichts führt so sehr zur Veränderung des Gewerbes, als wenn man nicht von dem seinigen leben kann; nun aber gewinnen diejenigen, welche dieses müßige Handwerk einmal gekostet haben, einen solchen Abscheu vor der Arbeit, daß sie lieber stehlen und sich hängen lassen, als wieder von ihren Kräften Gebrauch machen. Ein Pfennig ist bald gefordert und abgeschlagen; aber mit zwanzig Pfennigen könnte ein Armer sein Abendbrod bestreiten, den zwanzig abschlägliche Antworten ungeduldig machen können. Wer würde eine so kleine Gabe je versagen, wenn er bedächte, daß er damit zwei Menschen retten kann, den einen vom Verbrechen, den andern vom Tode? Ich habe irgendwo gelesen, daß die Bettler ein Ungeziefer sind, das sich an

Bürger unmenschlich und unnatürlich machen? Was mich betrifft, fuhr Julie fort, so weiß ich nicht, was die Armen für den Staat sind, aber ich weiß, daß sie alle meine Brüder sind, und daß ich nicht ohne eine Härte, die nicht zu entschuldigen wäre, ihnen die kleine Hülfe versagen kann, um die sie mich ansprechen. Die meisten von ihnen sind Landstreicher, ich gebe es zu, aber ich kenne die Leiden des Lebens zu gut, um nicht zu wissen, durch wie viele Unglücksfälle ein ganz braver Mensch zu diesem Loose heruntergebracht werden kann; und wie kann ich wissen, ob nicht vielleicht gerade der Unbekannte, der eben im Namen Gottes meinen Beistand fordert und um ein armseliges Stückchen Brod bettelt, ein solcher braver Mensch ist, der im nächsten Augenblick vor Elend umkommen und durch meine Weigerung in Verzweiflung gerathen würde? Das Almosen, das ich an der Thür geben lasse, ist unbedeutend; einen halben Kreuzer und ein Stück Brod versagt man keinem; die, welche sichtlich Krüppel sind, erhalten das Doppelte. Wenn ihnen auf ihrem Umgange in jedem wohlhabenden Hause so viel zu Theil wird, so reicht das hin, um sie für den Marsch zu erhalten, und mehr ist man dem fremden Bettler, der des Weges kommt, nicht schuldig. Sei es für sie immerhin keine wahre Hülfe, es ist wenigstens ein Beweis, daß man an ihren Leiden Theil nimmt, eine Milderung der Härte, die im Nein liegen würde, eine Art Guten-Tag, den man ihnen bietet. Ein halber Kreuzer und ein Stück Brod kosten nicht viel mehr, und sind doch eine bessere Antwort als ein: Gotthelf! gleich als ob die Gaben Gottes nicht in der Hand der Menschen lägen, und als ob es auf Erden andere Kornböden gäbe, als die Speicher der Reichen! Kurz, wie man auch über diese Unglücklichen denke, wenn man dem Herumtreiber, der bettelt, Nichts schuldig ist, so ist man wenigstens sich selbst schuldig, der leidenden Menschheit, oder dem eigenen Bilde in ihr die Ehre zu geben und sich nicht das Herz beim Anblick menschlichen Elends zu verhärten.

So halte ich es in Betreff Derer, welche, so zu sagen, ohne Vorwand und im guten Glauben betteln; was die betrifft, welche sich Arbeiter nennen und über Mangel an Beschäftigung klagen, so findet sich hier immer für sie Handwerkszeug und Arbeit. Auf diese Weise hilft

---

die Reichen hängt. Es ist ganz natürlich, daß sich die Kinder an die Väter hängen; aber diese vermögenden und harten Väter wollen sie nicht erkennen, und überlassen den Armen die Sorge sie zu ernähren.

man ihnen, stellt ihren guten Willen auf die Probe, und die Lügner wissen das schon so gut, daß sich keiner mehr bei uns blicken läßt.

So, Milord, nimmt diese englische Seele aus ihren Tugenden stets die Mittel, alle eitele Spitzfindigkeit zu bekämpfen, mit welcher die Hartherzigen ihre Laster überkleiden. Alle diese kleinen Beschäftigungen und andere ähnliche rechnet sie unter ihre Freuden, und füllt damit einen Theil der Zeit aus, die ihr ihre liebsten Pflichten übrig lassen. Wenn sie Alles gethon hat, was sie Andern schuldig ist, und endlich an sich selbst denkt, so kann auch das, was sie thut, um sich das Leben angenehm zu machen, wieder ihren Tugenden beigezählt werden. So löblich und ehrenwerth sind bei Allem ihre Beweggründe, und so viel Mäßigung und Vernunft herrscht in Allem, was sie ihren Neigungen bewilligt! Sie will ihrem Manne zu Gefallen leben, dem es lieb ist, sie zufrieden und heiter zu sehen; sie will ihren Kindern den Geschmack an unschuldigen Freuden beibringen, denen Mäßigung, Ordnung und Einfachheit Werth geben, und die das Herz von ungestümen Leidenschaften ablenken. Sie belustigt sich, um ihre Kinder zu belustigen, wie die Taube in ihrem Magen das Korn aufweicht, mit welchem sie ihre Kleinen ernähren will.

Julie ist an Seele und Leib von gleich zarter Empfänglichkeit. Gleiches Feingefühl ist ihrem Empfindungsvermögen und ihren Organen gegeben. Sie ist von Natur befähigt, jedes Angenehme zu schmecken und zu empfinden, und lange Zeit hat sie die Tugend selbst nur als den süßesten aller Genüsse so innig geliebt. Jetzt, da sie sich im ruhigen Genusse dieser höchsten Befriedigung befindet, versagt sie sich keine der Freuden, welche sich mit jener gatten können; aber in ihrer Art, sie zu genießen, findet sich etwas von der Strenge Derer, die sie sich versagen: die Kunst zu genießen besteht für sie in der des Entbehrens; es ist nicht die Rede von solchen peinlichen und schmerzlichen Entbehrungen, welche die Natur verwunden, und deren unsinniges Opfer der Schöpfer verschmäht, sondern von vorübergehenden mäßigen Entbehrungen, bei denen die Vernunft die Herrschaft behauptet, die, dem Vergnügen zur Würze dienend, sowohl dem Ekel als dem Mißbrauch wehren. Sie behauptet, daß Alles, was der Sinnlichkeit angehört, und nicht zum Leben nothwendig ist, seine Natur ändert, sobald es zur Gewohnheit wird, daß es aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn es ein Bedürfniß wird, daß man sich zugleich eine Fessel auflegt und einen Genuß raubt und daß man, wenn man dem Wunsche stets zuvorkommt,

nicht die Kunst übt, ihn zu befriedigen, sondern ihn zu nichte zu machen. Sie weiß auch dem Unbedeutendsten Werth zu geben, und thut dazu nichts, als daß sie sich dasselbe zwanzigmal versagt, um einmal Genuß davon zu haben. Diese einfache Seele bewahrt sich so ihre ursprüngliche Federkraft; ihr Geschmack nutzt sich nicht ab; sie hat nie nöthig ihn durch starke Reizmittel zu beleben, und ich sehe sie oft mit Entzücken ein kindisches Vergnügen genießen, das für jede Andere unschmackhaft sein würde.

Ein noch edlerer Zweck, den sie sich dabei vorsetzt, ist die Uebung der Herrschaft über sich selbst; sie sucht ihre Leidenschaften zum Gehorsam zu gewöhnen und alle ihre Begierden unter ihren Willen zu beugen; wiederum ein Mittel, glücklich zu sein, denn ohne Unruhe genießt man nur dessen, was man ohne Leid verlieren kann, und wenn das wahre Glück dem Weisen gehört, so ist das nur deshalb der Fall, weil er von allen Menschen derjenige ist, dem das Glück das Wenigste zu rauben hat.

Was mir bei ihrer Mäßigkeit am sonderbarsten vorkommt, ist dies, daß sie sich ihr aus denselben Gründen unterwirft, welche den Lüstling zur Unmäßigkeit treiben. Das Leben ist freilich kurz, sagt sie; dies ist ein Grund, es bis zum Ende auszukaufen, und mit Geschick über die vergönnte Zeit so zu verfügen, wie man aus ihr den meisten Nutzen ziehen kann. Wenn uns ein Tag der Sättigung ein Jahr des Genusses raubt, so ist es sehr unphilosophisch, stets so weit zu gehen, als uns die Begierde treibt, ohne zu bedenken, ob wir nicht mit unsern Kräften eher zu Ende sein werden, als mit unsrer Laufbahn, und ob nicht unser erschöpftes Herz eher sterben wird, als wir. Ich sehe, daß die gemeinen Epikuräer dadurch, daß sie nie eine einzige Gelegenheit einbüßen wollen, alle verlieren, und mitten unter Freuden, von allen angewidert, keine einzige Freude finden können. Sie vergeuden die Zeit, mit der sie hauszuhalten meinen, und richten sich zu Grunde, gleich den Geizigen, weil sie nicht zu rechter Zeit etwas aufzugeben verstehen. Ich befinde mich wohl bei der entgegengesetzten Methode, und ich glaube, daß ich es in diesem Punkte lieber mit zu vieler Strenge als mit zu vieler Nachgiebigkeit halten würde. Es begegnet mir manchmal, daß ich mir eine Vergnügung versage, aus keinem andern Grunde, als weil sie mir zu viel Vergnügen machte; indem ich sie dann wieder aufnehme, genieße ich sie doppelt. Inzwischen übe ich mich, mir die Herrschaft meines Willens über mich selbst zu bewahren, und will lieber für

grillenhaft gehalten werden, als mich von meinen Launen beherrschen lassen.

Hören Sie, wie man es hier mit dem hält, was man Lebensannehmlichkeiten zu nennen pflegt: Julie neigt ein wenig zur Leckerheit, und bei dem Fleiße, den sie auf alle Theile der Wirthschaft verwendet, ist besonders die Küche nicht vernachlässigt. Der Tisch ist immer reichlich besetzt, jedoch ohne unerschwinglichen Aufwand; es ist für den Gaumen gesorgt, jedoch ohne Ueberfeinerung; die Speisen sind die alltäglichen, aber von ausgezeichneter Güte; die Zubereitung ist einfach, aber höchst schmackhaft. Alles, was nur Gegenstand des Luxus ist, Alles, was seinen Werth nur in der Einbildung hat, alle feinen und ausgesuchten Schüsseln, deren Vorzug nur in der Seltenheit besteht, deren Namen man wissen muß, um sie gut zu finden, sind hier gänzlich verbannt, und selbst in der Bereitung und Wahl derjenigen, die man sich verstattet, enthält man sich für alle Tage gewisser Dinge, die man sich aufspart, um manchen Mahlzeiten einen festlichen Anstrich zu geben, der sie angenehmer macht, ohne größere Kosten zu verursachen. Was für Speisen sind es wohl, Ihrer Meinung nach, die man sich so bedächtig aufspart? — Seltenes Wildpret? — Seefisch? — Ausländische Producte? — O, weit bessere Sachen: irgend ein vorzügliches einheimisches Gemüse, irgend ein besonders schmackhaftes Kraut, das in unsern Gärten wächst, irgend ein Fisch aus unserm See auf gewisse Art zubereitet, irgend eine Käseart von unserem Gebirge, irgend ein Backwerk à l'Allemande, und vielleicht ein Stück von der eignen Jagd der Leute vom Hause: solcherlei und nichts Anderes ist das Außergewöhnliche, das hier vorkommt, das, womit man den Tisch beladet und ziert, was unsern Appetit an Freudentagen reizt und stillt. Das Tischgeräth ist bescheiden und ländlich, aber blank und sauber; Anmuth und Frohsinn herrschen bei dem Mahle, Heiterkeit und Hunger würzen es. Vergoldete Aufsätze, bei denen man Hungers stirbt, prächtige Krystallvasen mit Blumen vollgestopft, statt Deserts, füllen nie den für Speisen bestimmten Raum aus; man versteht die Kunst nicht, den Magen durch die Augen zu befriedigen, wohl aber die, einer guten Kost noch Reiz hinzuzufügen, tüchtig zu essen, ohne sich zu überladen, fröhlich zu trinken, ohne sich die Vernunft zu rauben, lange zu tafeln, ohne sich zu langweilen, und immer ohne Ekel vom Tische aufzustehen.

Außer dem gewöhnlichen Speisezimmer, welches im Erdgeschoß liegt, ist noch ein kleiner Speisesaal im ersten Stock vorhanden. Dieser

Privatspeisesaal liegt an der Ecke des Hauses und erhält sein Licht von zwei Seiten; auf der einen hat man die Aussicht auf den Garten, und zwischen den Bäumen hindurch auf den See, auf der andern auf die Rebhügel, die schon anfangen, die Schätze zur Schau zu stellen, die man in zwei Monaten auf ihnen ernten wird. Der Saal ist klein, aber geschmückt mit Allem, was ihn angenehm und freundlich machen kann. In ihm giebt Julie ihre kleinen Feste, ihrem Vater, ihrem Manne, ihrer Cousine, mir, sich und manchmal ihren Kindern. Wenn sie dort zu decken befiehlt, so weiß man schon, was das sagen will, und Herr von Wolmar nennt ihn scherzhaft den Apollosaal. Aber von jenem des Lucullus unterscheidet ihn nicht weniger die Wahl der Tischgenossen, als die der Speisen. Bloße Gäste werden in ihm nicht bewirthet; es wird nie da gegessen, wenn man Fremde hat; es ist die heilige Freistatt des Vertrauens, der Freundschaft, der Freiheit; durch die Herzensgemeinschaft ist an diesem Orte die Tischgemeinschaft bedingt; die Zulassung zu ihm ist gewissermaßen eine Einweihung in die Geheimnisse der Traulichkeit, und nur Personen versammeln sich dort, die sich nie mehr von einander trennen möchten. Milord, die Festlichkeit erwartet Sie, und in diesem Saale werden Sie hier Ihre erste Mahlzeit halten.

Ich hatte nicht gleich anfangs diese Ehre; erst als ich von Frau von Orbe zurückkam, wurde ich im Apollosaal bewirthet. Ich hatte mir eingebildet, daß nach dem ersten Empfange, den ich gefunden hatte, nichts noch Verbindlicheres stattfinden könnte, aber dieses Abendessen hat mich eines Andern belehrt: ich fand dabei eine unbeschreiblich köstliche Mischung von Traulichkeit, Freude, Seelengemeinschaft, Wohlbehagen, wie ich es noch nie gefunden hatte. Ich fühlte mich zwangloser, ohne daß es dazu einer Aufforderung bedurft hätte: es war mir, als verständen wir uns besser, als zuvor. Die Abwesenheit der Bedienten lud ein, nichts mehr im Herzen verschlossen zu halten; auch fing ich auf Juliens Bitte wieder an, was ich seit so vielen Jahren nicht gethan hatte, mit meinen Wirthen nach der Mahlzeit unvermischten Wein zu trinken.

Dieses Abendessen war bezaubernd; ich hätte gewünscht, daß alle unsere Mahlzeiten in derselben Weise stattgefunden hätten. Von diesem allerliebsten Saal, sagte ich zu Frau von Wolmar, wußte ich noch nichts: warum essen Sie nicht immer darin? — Sehen Sie, gab sie zur Antwort, er ist so hübsch! Wäre es nicht schade, ihn zu verderben?

Diese Antwort schien mir zu wenig ihrem Charakter entsprechend, um mich nicht einen verborgenen Sinn vermuthen zu lassen. Warum haben Sie nicht wenigstens immer, fuhr ich fort, dieselben Bequemlichkeiten zusammen, wie hier, damit man der Bedienten entbehren und in Freiheit plaudern könnte? Weil dies zu angenehm wäre, versetzte sie, und die Langweiligkeit, es stets behaglich zu haben, am Ende die schlimmste von allen ist. Mehr brauchte ich nicht, um ihr System zu begreifen, und ich gestand mir, daß in der That die Kunst sich seine Freuden zu würzen nur darin besteht, haushälterisch mit ihnen umzugehen.

Ich finde, daß sie sich sorgfältiger anzieht, als früher. Die einzige Eitelkeit, die man ihr ehedem vorzuwerfen hatte, war die, daß sie ihren Anzug vernachlässigte; die Stolze hatte ihre Gründe: sie ließ mir keinen Vorwand, ihre Macht in etwas Unrechtem zu suchen. Zwar mochte sie thun, was sie wollte, der Zauber, den sie übte, war zu groß, um ihn in etwas Natürlichem zu suchen: ich bildete mir fest ein, daß ihre Nachlässigkeit ein Kunstmittel sei; sie hätte sich mit einem Sack putzen können und ich würde sie der Koketterie geziehen haben. Jetzt würde nun ihre Macht nicht geringer sein, aber sie verschmäht es, Gebrauch davon zu machen, und ich würde nun wieder sagen, sie wähle mit Absicht einen gesuchteren Putz, um sich blos als die hübsche Frau und nichts weiter darzustellen, wenn ich nicht die wahre Ursache entdeckt hätte, warum sie auf ihre Kleidung mehr Sorgfalt verwendet. Die ersten Tage täuschte ich mich: indem ich nicht bedachte, daß sie bei meiner Ankunft, wo man mich doch nicht erwartet hatte, nicht anders angezogen war, erdreistete ich mich, die Ehre ihrer Sorgfalt auf meine Rechnung zu schreiben. Während der Abwesenheit des Herrn von Wolmar wurde ich enttäuscht. Gleich am andern Tage war nicht mehr die vorige Eleganz zu sehen, die das Auge nicht satt wurde zu betrachten, aber auch nicht jene rührende, wollüstige Kunstlosigkeit, die mich ehedem berauschte, sondern eine gewisse Bescheidenheit, die durch das Auge zum Herzen spricht, die nur Achtung einflößt, und deren Wirkung durch die Schönheit erhöht wird. Die Würde, welche der Gattin und Mutter geziemt, herrschte über alle ihre Reize; der ihr eigene schüchterne und zärtliche Blick war gemessener geworden, und man hätte sagen sollen, daß ein großartigeres, edleres Wesen die Sanftheit ihrer Züge bedeckt hielt. Nicht daß sich die geringste Veränderung in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen gezeigt hätte; ihr stets sich gleiches, unschuldiges Wesen hat nie das Mindeste von Ziererein gewußt; sie machte

nur von dem den Frauen natürlichen Talente Gebrauch, uns durch eine Abwechselung im Anzuge, durch eine andere Form des Kopfputzes, durch eine neue Farbe des Kleides anders zu stimmen, und über unsre Herzen die Herrschaft des Geschmackes auszuüben, die aus Nichts Etwas macht. An dem Tage, da sie ihren Mann zurückerwartete, stellte die Kunst sich wieder ein, um ihre natürliche Grazie zu beleben, ohne sie zu verdecken; sie war blendend, als sie von ihrer Toilette kam; ich fand, daß sie es nicht weniger verstand, den glänzendsten Putz zu beschämen, als den einfachsten zu zieren, und mit Verdruß sagte ich zu mir selbst, als ich erkannte, wem ihre Bemühung galt: hat sie je für die Liebe so viel gethan?

Die Freude am Schmuck hat sich von der Herrin des Hauses über Alle verbreitet, die demselben angehören. Der Herr, die Kinder, die Bedienten, die Pferde, die Gebäude, die Meubles, Alles ist mit einer Sorgfalt gehalten, welche zeigt, daß man nicht unvermögend ist, Pracht zu entwickeln, daß man es aber verschmäht; oder vielmehr es ist in der That Pracht da, wenn es anders wahr ist, daß diese weniger in dem Reichthum gewisser Gegenstände besteht, als in einer schönen Ordnung des Ganzen, welche die einzelnen Theile in Uebereinstimmung setzt und Einheit in den Gedanken des Ordners verräth*). Ich für mein Theil wenigstens finde, daß es ein größerer und edlerer Gedanke ist, in einem einfachen und bescheidenen Hause eine kleine Anzahl von Menschen zu sehen, die sich durch gemeinsames Glück beseligt fühlt, als in einem Palaste Zwietracht und Unordnung herrschen und jeden von Denen, die ihn bewohnen, sein Wohl und sein Glück in dem Schaden eines Andern und in der allgemeinen Verwirrung suchen zu sehen. Das wohlgeordnete Haus ist erst eines, und bildet ein erfreuliches Ganze; in dem Palaste findet man nur ein verworrenes Gemenge von verschiedenartigen Gegenständen, deren Verbindung unter einander nur scheinbar ist. Auf den ersten Blick glaubt man Alles zu Einem Ziele wirken zu sehen; wenn man besser zusieht, findet man sich bald enttäuscht.

*) Dies scheint mir unbestreitbar. Es ist Pracht in der Symmetrie eines großen Palastes, keine in einer Masse durcheinander gewürfelter Häuser. Es ist Pracht in der Uniform eines in Parade aufmarschirten Regiments, keine in der Volksmasse, welche zuschaut, obgleich sich unter dieser vielleicht kein Einziger befindet, dessen Kleidung nicht mehr werth wäre, als die jedes Soldaten. Mit Einem Worte, die wahre Pracht liegt nur in der im Großen und Ganzen sichtbar gemachten Ordnung, und daher kommt es, daß von allen erdenklichen Schauspielen das der Natur das prachtvollste ist.

Mund; es ist entehrender für den Hartherzigen, der sich seiner bedient, als für den Unglücklichen, der damit belegt wird. Ich will nicht entscheiden, ob die Verächter des Almosengebens Recht oder Unrecht haben; ich weiß aber so viel, daß mein Mann, der an Einsicht euren Philosophen nichts nachgiebt und mir öfters erzählt hat, was sie in dieser Sache vorzubringen pflegen, um in dem Herzen das natürliche Mitgefühl zu ersticken und es zur Unempfindlichkeit zu gewöhnen, diese Phrasen, wie mir immer schien, verachtet und mein Verfahren nicht mißbilligt. Was er darüber sagt, ist einfach; nämlich, man duldet und unterhält mit großen Kosten eine Masse von unnützen Gewerben, von denen mehrere nur dazu dienen, die Sitten zu verschlechtern. Will man das Bettlerhandwerk nun auch als ein Gewerbe betrachten, so hat man von ihm nichts der Art zu fürchten, findet vielmehr durch dasselbe Gelegenheit, das Gefühl der Theilnahme und der Menschlichkeit, welches uns alle zu Brüdern machen sollte, zu nähren. Wenn man es unter dem Gesichtspunkte des Talents betrachten will, warum sollte ich die Beredsamkeit des Bettlers, der mich rührt, und mich bewegt ihm zu helfen, nicht belohnen, wie ich einen Schauspieler bezahle, der mir ein paar unfruchtbare Thränen ablockt? Wenn dieser mir Liebe zu den guten Handlungen Anderer einflößt, so bringt mich jener dazu, selbst welche zu verrichten; was man im Schauspiel empfindet, ist augenblicklich vergessen, sobald man hinaus ist; aber an den Unglücklichen, dem man beigestanden hat, denkt man mit immer neuem Vergnügen zurück. Wenn die große Anzahl der Bettler dem Staate lästig ist, von wie vielen andern Gewerben, die man aufmuntert und duldet, ließe sich nicht dasselbe sagen! Es ist die Sache der Verwaltung, dafür zu sorgen, daß es keine Bettler gebe; muß man aber, um ihnen ihr Handwerk zu verleiden *), die

*) Bettler ernähren, sagen sie, heißt Diebsschulen gründen. Gerade umgekehrt, es heißt machen, daß sie nicht zu Dieben werden. Ich gebe zu, daß man die Armen nicht zur Bettelei aufmuntern muß, wenn sie aber einmal dazu gebracht sind, muß man sie ernähren, damit sie nicht gezwungen seien, zu stehlen. Nichts führt so sehr zur Veränderung des Gewerbes, als wenn man nicht von dem seinigen leben kann; nun aber gewinnen diejenigen, welche dieses müßige Handwerk einmal gekostet haben, einen solchen Abscheu vor der Arbeit, daß sie lieber stehlen und sich hängen lassen, als wieder von ihren Kräften Gebrauch machen. Ein Pfennig ist bald gefordert und abgeschlagen; aber mit zwanzig Pfennigen könnte ein Armer sein Abendbrod bestreiten, den zwanzig abschlägliche Antworten ungeduldig machen können. Wer würde eine so kleine Gabe je versagen, wenn er bedächte, daß er damit zwei Menschen retten kann, den einen vom Verbrechen, den andern vom Tode? Ich habe irgendwo gelesen, daß die Bettler ein Ungeziefer sind, das sich an

Bürger unmenschlich und unnatürlich machen? Was mich betrifft, fuhr Julie fort, so weiß ich nicht, was die Armen für den Staat sind, aber ich weiß, daß sie alle meine Brüder sind, und daß ich nicht ohne eine Härte, die nicht zu entschuldigen wäre, ihnen die kleine Hülfe versagen kann, um die sie mich ansprechen. Die meisten von ihnen sind Landstreicher, ich gebe es zu, aber ich kenne die Leiden des Lebens zu gut, um nicht zu wissen, durch wie viele Unglücksfälle ein ganz braver Mensch zu diesem Loose heruntergebracht werden kann; und wie kann ich wissen, ob nicht vielleicht gerade der Unbekannte, der eben im Namen Gottes meinen Beistand fordert und um ein armseliges Stückchen Brod bettelt, ein solcher braver Mensch ist, der im nächsten Augenblick vor Elend umkommen und durch meine Weigerung in Verzweiflung gerathen würde? Das Almosen, das ich an der Thür geben lasse, ist unbedeutend; einen halben Kreuzer und ein Stück Brod versagt man keinem; die, welche sichtlich Krüppel sind, erhalten das Doppelte. Wenn ihnen auf ihrem Umgange in jedem wohlhabenden Hause so viel zu Theil wird, so reicht das hin, um sie für den Marsch zu erhalten, und mehr ist man dem fremden Bettler, der des Weges kommt, nicht schuldig. Sei es für sie immerhin keine wahre Hülfe, es ist wenigstens ein Beweis, daß man an ihren Leiden Theil nimmt, eine Milderung der Härte, die im Nein liegen würde, eine Art Guten-Tag, den man ihnen bietet. Ein halber Kreuzer und ein Stück Brod kosten nicht viel mehr, und sind doch eine bessere Antwort als ein: Gotthelf! gleich als ob die Gaben Gottes nicht in der Hand der Menschen lägen, und als ob es auf Erden andere Kornböden gäbe, als die Speicher der Reichen! Kurz, wie man auch über diese Unglücklichen denke, wenn man dem Herumtreiber, der bettelt, Nichts schuldig ist, so ist man wenigstens sich selbst schuldig, der leidenden Menschheit, oder dem eigenen Bilde in ihr die Ehre zu geben und sich nicht das Herz beim Anblick menschlichen Elends zu verhärten.

So halte ich es in Betreff Derer, welche, so zu sagen, ohne Vorwand und im guten Glauben betteln; was die betrifft, welche sich Arbeiter nennen und über Mangel an Beschäftigung klagen, so findet sich hier immer für sie Handwerkszeug und Arbeit. Auf diese Weise hilft

---

die Reichen hängt. Es ist ganz natürlich, daß sich die Kinder an die Väter hängen; aber diese vermögenden und harten Väter wollen sie nicht erkennen, und überlassen den Armen die Sorge sie zu ernähren.

man ihnen, stellt ihren guten Willen auf die Probe, und die Lügner wissen das schon so gut, daß sich keiner mehr bei uns blicken läßt.

So, Milord, nimmt diese englische Seele aus ihren Tugenden stets die Mittel, alle eitele Spitzfindigkeit zu bekämpfen, mit welcher die Hartherzigen ihre Laster überkleiden. Alle diese kleinen Beschäftigungen und andere ähnliche rechnet sie unter ihre Freuden, und füllt damit einen Theil der Zeit aus, die ihr ihre liebsten Pflichten übrig lassen. Wenn sie Alles gethan hat, was sie Andern schuldig ist, und endlich an sich selbst denkt, so kann auch das, was sie thut, um sich das Leben angenehm zu machen, wieder ihren Tugenden beigezählt werden. So löblich und ehrenwerth sind bei Allem ihre Beweggründe, und so viel Mäßigung und Vernunft herrscht in Allem, was sie ihren Neigungen bewilligt! Sie will ihrem Manne zu Gefallen leben, dem es lieb ist, sie zufrieden und heiter zu sehen; sie will ihren Kindern den Geschmack an unschuldigen Freuden beibringen, denen Mäßigung, Ordnung und Einfachheit Werth geben, und die das Herz von ungestümen Leidenschaften ablenken. Sie belustigt sich, um ihre Kinder zu belustigen, wie die Taube in ihrem Magen das Korn aufweicht, mit welchem sie ihre Kleinen ernähren will.

Julie ist an Seele und Leib von gleich zarter Empfänglichkeit. Gleiches Feingefühl ist ihrem Empfindungsvermögen und ihren Organen gegeben. Sie ist von Natur befähigt, jedes Angenehme zu schmecken und zu empfinden, und lange Zeit hat sie die Tugend selbst nur als den süßesten aller Genüsse so innig geliebt. Jetzt, da sie sich im ruhigen Genusse dieser höchsten Befriedigung befindet, versagt sie sich keine der Freuden, welche sich mit jener gatten können; aber in ihrer Art, sie zu genießen, findet sich etwas von der Strenge Derer, die sie sich versagen: die Kunst zu genießen besteht für sie in der des Entbehrens; es ist nicht die Rede von solchen peinlichen und schmerzlichen Entbehrungen, welche die Natur verwunden, und deren unsinniges Opfer der Schöpfer verschmäht, sondern von vorübergehenden mäßigen Entbehrungen, bei denen die Vernunft die Herrschaft behauptet, die, dem Vergnügen zur Würze dienend, sowohl dem Ekel als dem Mißbrauch wehren. Sie behauptet, daß Alles, was der Sinnlichkeit angehört, und nicht zum Leben nothwendig ist, seine Natur ändert, sobald es zur Gewohnheit wird, daß es aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn es ein Bedürfniß wird, daß man sich zugleich eine Fessel auflegt und einen Genuß raubt und daß man, wenn man dem Wunsche stets zuvorkommt,

nicht die Kunst übt, ihn zu befriedigen, sondern ihn zu nichte zu machen. Sie weiß auch dem Unbedeutendsten Werth zu geben, und thut dazu nichts, als daß sie sich dasselbe zwanzigmal versagt, um einmal Genuß davon zu haben. Diese einfache Seele bewahrt sich so ihre ursprüngliche Federkraft; ihr Geschmack nutzt sich nicht ab; sie hat nie nöthig ihn durch starke Reizmittel zu beleben, und ich sehe sie oft mit Entzücken ein kindisches Vergnügen genießen, das für jede Andere unschmackhaft sein würde.

Ein noch edlerer Zweck, den sie sich dabei vorsetzt, ist die Uebung der Herrschaft über sich selbst; sie sucht ihre Leidenschaften zum Gehorsam zu gewöhnen und alle ihre Begierden unter ihren Willen zu beugen; wiederum ein Mittel, glücklich zu sein, denn ohne Unruhe genießt man nur dessen, was man ohne Leid verlieren kann, und wenn das wahre Glück dem Weisen gehört, so ist das nur deshalb der Fall, weil er von allen Menschen derjenige ist, dem das Glück das Wenigste zu rauben hat.

Was mir bei ihrer Mäßigkeit am sonderbarsten vorkommt, ist dies, daß sie sich ihr aus denselben Gründen unterwirft, welche den Lüstling zur Unmäßigkeit treiben. Das Leben ist freilich kurz, sagt sie; dies ist ein Grund, es bis zum Ende auszukaufen, und mit Geschick über die vergönnte Zeit so zu verfügen, wie man aus ihr den meisten Nutzen ziehen kann. Wenn uns ein Tag der Sättigung ein Jahr des Genusses raubt, so ist es sehr unphilosophisch, stets so weit zu gehen, als uns die Begierde treibt, ohne zu bedenken, ob wir nicht mit unsern Kräften eher zu Ende sein werden, als mit unsrer Laufbahn, und ob nicht unser erschöpftes Herz eher sterben wird, als wir. Ich sehe, daß die gemeinen Epikuräer dadurch, daß sie nie eine einzige Gelegenheit einbüßen wollen, alle verlieren, und mitten unter Freuden, von allen angewidert, keine einzige Freude finden können. Sie vergeuden die Zeit, mit der sie hauszuhalten meinen, und richten sich zu Grunde, gleich den Geizigen, weil sie nicht zu rechter Zeit etwas aufzugeben verstehen. Ich befinde mich wohl bei der entgegengesetzten Methode, und ich glaube, daß ich es in diesem Punkte lieber mit zu vieler Strenge als mit zu vieler Nachgiebigkeit halten würde. Es begegnet mir manchmal, daß ich mir eine Vergnügung versage, aus keinem andern Grunde, als weil sie mir zu viel Vergnügen machte; indem ich sie dann wieder aufnehme, genieße ich sie doppelt. Inzwischen übe ich mich, mir die Herrschaft meines Willens über mich selbst zu bewahren, und will lieber für

grillenhaft gehalten werden, als mich von meinen Launen beherrschen lassen.

Hören Sie, wie man es hier mit dem hält, was man Lebensannehmlichkeiten zu nennen pflegt: Julie neigt ein wenig zur Leckerheit, und bei dem Fleiße, den sie auf alle Theile der Wirthschaft verwendet, ist besonders die Küche nicht vernachlässigt. Der Tisch ist immer reichlich besetzt, jedoch ohne unerschwinglichen Aufwand; es ist für den Gaumen gesorgt, jedoch ohne Ueberfeinerung; die Speisen sind die alltäglichen, aber von ausgezeichneter Güte; die Zubereitung ist einfach, aber höchst schmackhaft. Alles, was nur Gegenstand des Luxus ist, Alles, was seinen Werth nur in der Einbildung hat, alle feinen und ausgesuchten Schüsseln, deren Vorzug nur in der Seltenheit besteht, deren Namen man wissen muß, um sie gut zu finden, sind hier gänzlich verbannt, und selbst in der Bereitung und Wahl derjenigen, die man sich verstattet, enthält man sich für alle Tage gewisser Dinge, die man sich aufspart, um manchen Mahlzeiten einen festlichen Anstrich zu geben, der sie angenehmer macht, ohne größere Kosten zu verursachen. Was für Speisen sind es wohl, Ihrer Meinung nach, die man sich so bedächtig aufspart? — Seltenes Wildpret? — Seefisch? — Ausländische Producte? — O, weit bessere Sachen: irgend ein vorzügliches einheimisches Gemüse, irgend ein besonders schmackhaftes Kraut, das in unsern Gärten wächst, irgend ein Fisch aus unserm See auf gewisse Art zubereitet, irgend eine Käseart von unserem Gebirge, irgend ein Backwerk à l'Allemande, und vielleicht ein Stück von der eignen Jagd der Leute vom Hause: solcherlei und nichts Anderes ist das Außergewöhnliche, das hier vorkommt, das, womit man den Tisch belädt und ziert, was unsern Appetit an Freudentagen reizt und stillt. Das Tischgeräth ist bescheiden und ländlich, aber blank und sauber; Anmuth und Frohsinn herrschen bei dem Mahle, Heiterkeit und Hunger würzen es. Vergoldete Aufsätze, bei denen man Hungers stirbt, prächtige Krystallvasen mit Blumen vollgestopft, statt Deserts, füllen nie den für Speisen bestimmten Raum aus; man versteht die Kunst nicht, den Magen durch die Augen zu befriedigen, wohl aber die, einer guten Kost noch Reiz hinzuzufügen, tüchtig zu essen, ohne sich zu überladen, fröhlich zu trinken, ohne sich die Vernunft zu rauben, lange zu tafeln, ohne sich zu langweilen, und immer ohne Ekel vom Tische aufzustehen.

Außer dem gewöhnlichen Speisezimmer, welches im Erdgeschoß liegt, ist noch ein kleiner Speisesaal im ersten Stock vorhanden. Dieser

Privatspeisesaal liegt an der Ecke des Hauses und erhält sein Licht von zwei Seiten; auf der einen hat man die Aussicht auf den Garten, und zwischen den Bäumen hindurch auf den See, auf der andern auf die Rebhügel, die schon anfangen, die Schätze zur Schau zu stellen, die man in zwei Monaten auf ihnen ernten wird. Der Saal ist klein, aber geschmückt mit Allem, was ihn angenehm und freundlich machen kann. In ihm giebt Julie ihre kleinen Feste, ihrem Vater, ihrem Manne, ihrer Cousine, mir, sich und manchmal ihren Kindern. Wenn sie dort zu decken befiehlt, so weiß man schon, was das sagen will, und Herr von Wolmar nennt ihn scherzhaft den Apollosaal. Aber von jenem des Lucullus unterscheidet ihn nicht weniger die Wahl der Tischgenossen, als die der Speisen. Bloße Gäste werden in ihm nicht bewirthet; es wird nie da gegessen, wenn man Fremde hat; es ist die heilige Freistatt des Vertrauens, der Freundschaft, der Freiheit; durch die Herzensgemeinschaft ist an diesem Orte die Tischgemeinschaft bedingt; die Zulassung zu ihm ist gewissermaßen eine Einweihung in die Geheimnisse der Traulichkeit, und nur Personen versammeln sich dort, die sich nie mehr von einander trennen möchten. Milord, die Festlichkeit erwartet Sie, und in diesem Saale werden Sie hier Ihre erste Mahlzeit halten.

Ich hatte nicht gleich anfangs diese Ehre; erst als ich von Frau von Orbe zurückkam, wurde ich im Apollosaal bewirthet. Ich hatte mir eingebildet, daß nach dem ersten Empfange, den ich gefunden hatte, nichts noch Verbindlicheres stattfinden könnte, aber dieses Abendessen hat mich eines Andern belehrt: ich fand dabei eine unbeschreiblich köstliche Mischung von Traulichkeit, Freude, Seelengemeinschaft, Wohlbehagen, wie ich es noch nie gefunden hatte. Ich fühlte mich zwangloser, ohne daß es dazu einer Aufforderung bedurft hätte: es war mir, als verständen wir uns besser, als zuvor. Die Abwesenheit der Bedienten lud ein, nichts mehr im Herzen verschlossen zu halten; auch fing ich auf Juliens Bitte wieder an, was ich seit so vielen Jahren nicht gethan hatte, mit meinen Wirthen nach der Mahlzeit unvermischten Wein zu trinken.

Dieses Abendessen war bezaubernd; ich hätte gewünscht, daß alle unsere Mahlzeiten in derselben Weise stattgefunden hätten. Von diesem allerliebsten Saal, sagte ich zu Frau von Wolmar, wußte ich noch nichts: warum essen Sie nicht immer darin? — Sehen Sie, gab sie zur Antwort, er ist so hübsch! Wäre es nicht schade, ihn zu verderben?

Diese Antwort schien mir zu wenig ihrem Charakter entsprechend, um mich nicht einen verborgenen Sinn vermuthen zu lassen. Warum haben Sie nicht wenigstens immer, fuhr ich fort, dieselben Bequemlichkeiten zusammen, wie hier, damit man der Bedienten entbehren und in Freiheit plaudern könnte? Weil dies zu angenehm wäre, versetzte sie, und die Langweiligkeit, es stets behaglich zu haben, am Ende die schlimmste von allen ist. Mehr brauchte ich nicht, um ihr System zu begreifen, und ich gestand mir, daß in der That die Kunst sich seine Freuden zu würzen nur darin besteht, haushälterisch mit ihnen umzugehen.

Ich finde, daß sie sich sorgfältiger anzieht, als früher. Die einzige Eitelkeit, die man ihr ehedem vorzuwerfen hatte, war die, daß sie ihren Anzug vernachlässigte; die Stolze hatte ihre Gründe: sie ließ mir keinen Vorwand, ihre Macht in etwas Unrechtem zu suchen. Zwar mochte sie thun, was sie wollte, der Zauber, den sie übte, war zu groß, um ihn in etwas Natürlichem zu suchen: ich bildete mir fest ein, daß ihre Nachlässigkeit ein Kunstmittel sei; sie hätte sich mit einem Sack putzen können und ich würde sie der Koketterie geziehen haben. Jetzt würde nun ihre Macht nicht geringer sein, aber sie verschmäht es, Gebrauch davon zu machen, und ich würde nun wieder sagen, sie wähle mit Absicht einen gesuchteren Putz, um sich blos als die hübsche Frau und nichts weiter darzustellen, wenn ich nicht die wahre Ursache entdeckt hätte, warum sie auf ihre Kleidung mehr Sorgfalt verwendet. Die ersten Tage täuschte ich mich: indem ich nicht bedachte, daß sie bei meiner Ankunft, wo man mich doch nicht erwartet hatte, nicht anders angezogen war, erdreistete ich mich, die Ehre ihrer Sorgfalt auf meine Rechnung zu schreiben. Während der Abwesenheit des Herrn von Wolmar wurde ich enttäuscht. Gleich am andern Tage war nicht mehr die vorige Eleganz zu sehen, die das Auge nicht satt wurde zu betrachten, aber auch nicht jene rührende, wollüstige Kunstlosigkeit, die mich ehedem berauschte, sondern eine gewisse Bescheidenheit, die durch das Auge zum Herzen spricht, die nur Achtung einflößt, und deren Wirkung durch die Schönheit erhöht wird. Die Würde, welche der Gattin und Mutter geziemt, herrschte über alle ihre Reize; der ihr eigene schüchterne und zärtliche Blick war gemessener geworden, und man hätte sagen sollen, daß ein großartigeres, edleres Wesen die Sanftheit ihrer Züge bedeckt hielt. Nicht daß sich die geringste Veränderung in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen gezeigt hätte; ihr stets sich gleiches, unschuldiges Wesen hat nie das Mindeste von Zierereien gewußt; sie machte

nur von dem den Frauen natürlichen Talente Gebrauch, uns durch eine Abwechselung im Anzuge, durch eine andere Form des Kopfputzes, durch eine neue Farbe des Kleides anders zu stimmen, und über unsre Herzen die Herrschaft des Geschmackes auszuüben, die aus Nichts Etwas macht. An dem Tage, da sie ihren Mann zurückerwartete, stellte die Kunst sich wieder ein, um ihre natürliche Grazie zu beleben, ohne sie zu verdecken; sie war blendend, als sie von ihrer Toilette kam; ich fand, daß sie es nicht weniger verstand, den glänzendsten Putz zu beschämen, als den einfachsten zu zieren, und mit Verdruß sagte ich zu mir selbst, als ich erkannte, wem ihre Bemühung galt: hat sie je für die Liebe so viel gethan?

Die Freude am Schmuck hat sich von der Herrin des Hauses über Alle verbreitet, die demselben angehören. Der Herr, die Kinder, die Bedienten, die Pferde, die Gebäude, die Meubles, Alles ist mit einer Sorgfalt gehalten, welche zeigt, daß man nicht unvermögend ist, Pracht zu entwickeln, daß man es aber verschmäht; oder vielmehr es ist in der That Pracht da, wenn es anders wahr ist, daß diese weniger in dem Reichthum gewisser Gegenstände besteht, als in einer schönen Ordnung des Ganzen, welche die einzelnen Theile in Uebereinstimmung setzt und Einheit in den Gedanken des Ordners verräth*). Ich für mein Theil wenigstens finde, daß es ein größerer und edlerer Gedanke ist, in einem einfachen und bescheidenen Hause eine kleine Anzahl von Menschen zu sehen, die sich durch gemeinsames Glück beseligt fühlt, als in einem Palaste Zwietracht und Unordnung herrschen und jeden von Denen, die ihn bewohnen, sein Wohl und sein Glück in dem Schaden eines Andern und in der allgemeinen Verwirrung suchen zu sehen. Das wohlgeordnete Haus ist erst eines, und bildet ein erfreuliches Ganze; in dem Palaste findet man nur ein verworrenes Gemenge von verschiedenartigen Gegenständen, deren Verbindung unter einander nur scheinbar ist. Auf den ersten Blick glaubt man Alles zu Einem Ziele wirken zu sehen; wenn man besser zusieht, findet man sich bald enttäuscht.

*) Dies scheint mir unbestreitbar. Es ist Pracht in der Symmetrie eines großen Palastes, keine in einer Masse durcheinander gewürfelter Häuser. Es ist Pracht in der Uniform eines in Parade aufmarschirten Regiments, keine in der Volksmasse, welche zuschaut, obgleich sich unter dieser vielleicht kein Einziger befindet, dessen Kleidung nicht mehr werth wäre, als die jedes Soldaten. Mit Einem Worte, die wahre Pracht liegt nur in der im Großen und Ganzen sichtbar gemachten Ordnung, und daher kommt es, daß von allen erdenklichen Schauspielen das der Natur das prachtvollste ist.

Nur nach dem natürlichsten Eindruck zu urtheilen, sollte es scheinen, daß man, um Glanz und Luxus zu verachten, weniger einen mäßigen Sinn, als Geschmack nöthig habe. Symmetrie und Regelmäßigkeit gefallen jedem Auge; jedes Bild des Wohlseins und des Glückes rührt das menschliche Herz, welches danach lüstern ist: welche Vorstellung aber könnte ein eitler Prachtaufwand, der weder auf schöne Ordnung noch auf menschliches Glück zielt, und nichts Anderes zum Zwecke hat, als in die Augen zu fallen, dem Beschauer zu Gunsten Dessen machen, der ihn zur Schau stellt? Eine Vorstellung von Geschmack? Offenbart sich aber der Geschmack nicht tausendmal besser in einfachen Dingen, als in denen, welche mit Reichthum überladen sind? Oder eine Vorstellung von Bequemlichkeit? Giebt es aber etwas Unbequemeres als überflüssige Pracht*)? Oder eine Vorstellung von Größe? Vielmehr gerade das Gegentheil! Wenn ich sehe, daß man einen großen Palast hat haben wollen, so frage ich sogleich: warum ist dieser Palast nicht größer? Warum hat Der, welcher fünfzig Bedienten hält, nicht hundert? Warum ist dieses schöne Silbergeschirr nicht von Gold? Warum vergoldet der Mann, der seine Kutsche vergoldet, nicht seine Wände? Und wenn seine Wände vergoldet sind, warum ist es nicht auch sein Dach? Jene, die einen hohen Thurm zu bauen unternahmen, hatten ganz recht, daß sie ihn gleich bis an den Himmel bauen wollten; denn was hätte es ihnen geholfen, ihn hoch zu bauen? Der Punkt, wo sie stehen geblieben wären, hätte nur aus desto größerer Ferne den Beweis ihrer Ohnmacht gegeben. O eitles Menschlein! Zeige mir deine Macht, ich will dir gleich deine Erbärmlichkeit zeigen.

Dagegen giebt eine Anordnung der Dinge, bei welcher der Meinung nichts nachgegeben ist, sondern Alles und Jedes seinen wahren Sinn

*) Das Geräusch der vielen Leute im Hause stört unabläßig die Ruhe des Herrn; er kann vor so vielen Argusaugen nicht das Geringste verbergen. Die Schaar seiner Gläubiger läßt ihn die seiner Bewunderer theuer bezahlen. Seine Zimmer sind so prächtig, daß er gezwungen ist in einem Verschlage zu schlafen, um sich's bequem zu machen, und sein Affe wohnt manchmal besser als er. Wenn er speisen will, so hängt er von seinem Koche ab, und niemals von seinem Hunger; wenn er aus will, ist er von seinen Pferden tyrannisirt; tausend Hindernisse halten ihn in jeder Straße auf; er brennt vor Ungeduld, sein Ziel zu erreichen, und denkt nicht daran, daß er Beine hat. Chloe erwartet ihn, der Straßenkoth ist ihm ein Hinderniß, die Last des Goldes auf seinem Kleide zieht ihn zu Boden, er kann nicht zehn Schritte zu Fuße machen; aber wenn er ein Stelldichein mit seiner Geliebten einbüßt, so entschädigen ihn doch die Vorübergehenden; jeder bemerkt seine Livrée, bewundert sie und sagt ganz laut: das ist der Herr von So und So.

und Nutzen hat, und sich darauf beschränkt, die wirklichen Anforderungen der Natur zu befriedigen, ein Schauspiel, welches nicht nur vor der Vernunft Billigung findet, sondern Augen und Herzen labt, indem sich der Mensch darin nur in den ihm angenehmen Beziehungen erblickt, gleichsam sich selbst genügend, indem sich das Bild seiner Schwäche dabei ihm nicht aufdrängt, indem dies lachende Gemälde keine traurigen Nebengedanken weckt. Zeigt mir den vernünftigen Mann, der eine Stunde lang den Palast eines Fürsten und die Pracht, welche darin glänzt, betrachten kann, ohne melancholisch zu werden, und das Loos der Menschheit zu beklagen. Aber der Anblick dieses Hauses und des gleichförmigen und einfachen Lebens seiner Bewohner flößt in die Seele des Beschauers einen geheimen Zauber, der sich fort und fort steigert. Eine kleine Anzahl von lieben, friedfertigen Menschen, durch das gegenseitige Bedürfniß und durch wechselseitiges Wohlwollen mit einander verbunden, arbeitet in mannichfaltiger Thätigkeit auf ein gemeinsames Ziel hin; indem jeder in seiner Lage Alles findet, dessen er bedarf, um zufrieden zu sein, und keine Veränderung derselben zu wünschen, gewinnt er Liebe zu ihr, wie zu einer solchen, in der man sein Lebenlang bleiben soll, und der einzige Ehrgeiz, den Jeder hat, ist der, die Pflichten seiner Stellung vollkommen zu erfüllen. Eine solche Mäßigung beherrscht Die, welche befehlen, und ein solcher Eifer Die, welche gehorchen, daß Gleichgestellte dieselben Geschäfte unter sich hätten vertheilt haben können, ohne daß irgend Einer sich über seinen Antheil beklagt haben würde. So beneidet denn Keiner den Antheil des Andern; Keiner glaubt, sein Wohl anders befördern zu können, als durch die Beförderung des Gemeinwohles; die Herrschaft selbst schätzt ihr Glück nur nach dem der Leute, mit denen sie sich umgeben hat. Man weiß in der That nicht, was man hier hinzuthun, was hinwegnehmen sollte, weil man nur das Nützliche findet, und weil nichts Nützliches fehlt, so daß man nichts wünscht, was man nicht sähe, und daß man nichts sieht, von dem man nicht sagen möchte: warum ist nicht mehr davon da? Denken Sie sich Tressen, Schildereien, Vergoldungen, Wandleuchter hinzu, und im Augenblick ist Alles armselig. Wenn man alles Nöthige so im Ueberflusse und nirgend eine Spur von Ueberflüssigem sieht, so muß man unwillkürlich denken, wenn das letztere nicht da ist, so ist es nicht da, weil man es nicht hat haben wollen, und wenn man es nur haben wollte, würde es in derselben Fülle da sein. Wenn man beständig das Gut mit Hülfe der Armen nach Außen fließen sieht, so muß man sich un=

willkürlich sagen: dieses Haus kann all seinen Reichthum nicht fassen. Dies, dünkt mich, ist die wahre Pracht.

Dieser Anschein von Verschwendung erschreckte mich, als ich erfuhr, mit wie geringen Mitteln man hauszuhalten habe. Sie richten sich zu Grunde, sagte ich zu Herrn und Frau v. Wolmar; es ist nicht möglich, daß ein so mäßiges Einkommen hinreiche, um so bedeutende Ausgaben zu decken. Sie lachten und bewiesen mir, daß sie, ohne in ihrem Hause eine Beschränkung vorzunehmen, noch viel, wenn sie wollten, ersparen und ihr Einkommen eher vermehren könnten, als sich zu Grunde richten. Das Kunststück, welches uns reich macht, sagten sie, besteht darin, daß wir wenig Geld halten, und uns bei der Benutzung unseres Gutes, so viel als möglich, vor vermitteltem Ein- und Austausch von Erzeugniß und Bedarf hüten. Solcher Tauschhandel kann niemals ohne Verlust stattfinden, und je mehr sich die Verluste dieser Art häufen, desto eher können sie ziemlich beträchtliche Mittel erschöpfen; wie denn z. B. eine schöne goldene Dose, wenn man sie vertrödeln muß, zu einem werthlosen Tande werden kann. Wir vermeiden den Uebertrag unserer Einkünfte, indem wir sie auf der Stelle anwenden, und vermeiden gleichzeitig den Austausch von Erzeugnissen, indem wir die unsrigen in Natur verbrauchen; und bei dem dennoch unvermeidlichen Umsatz dessen, was wir zu viel haben, in das, was uns fehlt, suchen wir statt des Verkaufs und Kaufs in Gelde, wobei sich immer die Einbuße verdoppelt, unmittelbaren Austausch, bei welchem die bequeme Gelegenheit beiden Betheiligten statt Nutzens dient.

Ich sehe die Vortheile dieser Methode ein, bemerkte ich, aber sie scheint mir auch nicht ohne Nachtheil. Abgesehen von der Last, welche sie Ihnen auflegt, muß der Nutzen mehr scheinbar als wirklich sein, und was Sie im Einzelnen bei der Verwaltung Ihrer Güter verlieren, ist wahrscheinlich mehr als der Gewinn, den Ihre Pächter machen würden, wenn Sie sie verpachteten; denn ein Bauer wird sich die Arbeit immer wohlfeiler stellen können, als Sie, und wird beim Einernten genauer zu Werke gehen. Hierin irren Sie, entgegnete mir Wolmar; der Bauer sieht weniger darauf, seinen Ertrag zu vermehren, als die Kosten zu sparen, weil ihm die Auslagen mehr drückend sind, als ihm ein Mehrertrag nützlich wäre. Da sein Absehen nicht sowohl darauf gerichtet ist, ein Kapital zu verwerthen, als mit den mindesten Kosten auszukommen, so wird er einen wirklichen Gewinn, wenn er ihn erlangt, weniger dadurch erzielt haben, daß er das Land ver-

bessert, als dadurch, daß er es erschöpft hat, und der beste Fall ist noch, wenn er es blos vernachlässigt. So bereitet, um der Bequemlichkeit willen, etwas baares Geld ohne Mühe einzunehmen, ein Eigenthümer, der nicht selbst wirthschaftet, sich oder seinen Kindern große Verluste, große Mühsal und manchmal den Verderb seines Erbgutes.

Uebrigens, fuhr Herr von Wolmar fort, stelle ich nicht in Abrede, daß die Bewirthschaftung meiner Ländereien mir mehr kostet, als sie meinen Pächtern kosten würde, aber dafür nehme ich den Nutzen des Pächters selbst, und da die Bewirthschaftung weit besser ist, so ist der Nutzen weit größer, so daß ich, ungeachtet der größeren Ausgabe, doch noch gewinne. Und das ist noch nicht genug gesagt. Das Mehr der Ausgabe ist nur scheinbar und bringt in der That eine sehr bedeutende Oekonomie zuwege; denn wenn Andere unser Land bewirthschafteten, so würden wir müßig sein. Man müßte in der Stadt wohnen, das Leben dort würde mehr kosten, wir würden Vergnügungen mitmachen müssen, die uns theurer als diejenigen, welche wir hier haben, zu stehen kommen und weniger zusagen würden. Die Arbeiten, welche Sie für eine Last halten, betrachten wir zugleich als unsere Pflicht und als unser Vergnügen. Dank der Sorgsamkeit, mit welcher sie eingetheilt werden, sind sie niemals beschwerlich; sie bewahren uns vor einer Menge von ruinirenden Grillen, die das Landleben nicht aufkommen läßt oder verscheucht; und Alles, was zu unserem Wohlstande beiträgt, wird für uns zugleich zu einer Quelle des Vergnügens.

Blicken Sie umher, setzte dieser einsichtsvolle Familienvater hinzu, Sie werden überall nur nützliche Dinge sehen, die uns fast nichts kosten und uns tausend unnütze Ausgaben ersparen. Nur was wir selbst gezogen haben, kommt auf unsern Tisch, unsere Geräthe, unsere Kleider sind fast insgesammt Erzeugnisse des Landes; nichts ist verachtet, weil es gemein ist, nichts geschätzt, weil es selten ist. Da Alles, was man von Weitem bezieht, dem Verderb und der Verfälschung ausgesetzt ist, so beschränken wir uns sowohl, um Alles gut und rein zu haben, als der Wohlfeilheit wegen, auf dasjenige, was bei uns vortrefflich und in unverdächtiger Qualität zu haben ist. Unsere Speisen sind einfach, aber auserlesen. Es fehlt unserem Tische, um luxuriös zu sein, nichts, als daß das, was aufgetragen wird, weit herkäme, denn Alles ist gut, Alles würde für Seltenheit gelten können, und mancher Feinschmecker würde die Forellen aus unserem See für etwas Vorzügliches halten, wenn er sie in Paris äße.

Dieselbe Regel beobachten wir bei der Anschaffung dessen, was zu unserem Putz gehört, der, wie Sie sehen, nicht vernachlässigt ist, aber es wird dabei nur auf Eleganz gehalten, auf Reichthum keine Rücksicht genommen und noch weniger auf die Mode. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Werthe, welchen die Meinung den Dingen beilegt, und dem, welchen sie wirklich haben. Auf den letzteren allein sieht Julie, und wenn sie einen Stoff anschaffen will, so fragt sie nicht sowohl darnach, ob er veraltet oder neu ist, als vielmehr, ob er gut ist und ob er ihr gut stehe. Oft ist sogar die bloße Neuheit ein Grund für sie, ihn nicht zu nehmen, wenn nämlich diese Neuheit dem Gegenstande einen Werth giebt, den er nicht behalten kann.

Sie müssen auch noch erwägen, daß in dieser Hinsicht die Wirkung jedes einzelnen Dinges weniger aus ihm selbst entspringt, als aus seiner Anwendung und seiner Uebereinstimmung mit den übrigen; Julie weiß aus Stücken von geringem Werthe ein Ganzes von großer Schätzbarkeit zu machen. Der Geschmack wirkt gern schöpferisch und will den Dingen ganz allein ihren Werth geben. So unbeständig und aufreibend das Gesetz der Mode ist, so ersparend und vorhaltend ist die ihrige. Was der rechte Geschmack einmal billigt, ist immer gut; wenn es selten modisch ist, so ist es dafür niemals lächerlich; in ihrer bescheidenen Einfalt leitet sie aus den wesentlichen Verhältnissen der Dinge sichere und unwandelbare Regeln ab, welche bleiben, wenn die Moden nicht mehr sind.

Rechnen Sie endlich noch hinzu, daß Ueberfluß an blos Nothwendigem nicht in Mißbrauch ausarten kann, weil das Nothwendige sein natürliches Maß hat, und die wahren Bedürfnisse nie zu Ausschreitungen führen. Man kann das, was zwanzig Kleider kosten, in ein einziges stecken, und in einer einzigen Mahlzeit die Einkünfte eines ganzen Jahres aufessen; aber man kann nicht zwei Anzüge auf einmal tragen, und zweimal an einem Tage schmausen. So ist die herrschende Meinung schrankenlos, während die Natur uns von allen Seiten bindet, und wer in mittelmäßigen Verhältnissen sich auf das Wohlsein beschränkt, läuft nicht Gefahr, sich zu Grunde zu richten.

So, mein Lieber, fuhr der weise Wolmar fort, kann man sich mit Oekonomie und Fleiß über seinen Glückszustand erheben. Es hinge nur von uns ab, unser Vermögen zu vermehren, ohne unsere Lebensart zu verändern, denn es wird hier beinahe keine Auslage gemacht,

die nicht einen Ertrag zum Zwecke hätte, und Alles, was wir ausgeben, liefert uns Mittel, noch weit mehr auszugeben.

Nun sehen Sie, Milord, nichts von dem Allen springt hier sogleich in die Augen. Ein Anstrich von Verschwendung verdeckt überall die gute Ordnung, durch welche dieselbe erst möglich geworden. Man muß sich Zeit lassen, um hinter die Luxusgesetze zu kommen, welche hier zu einem behaglichen und genußreichen Leben führen, und man hat anfangs Mühe, zu begreifen, wie es möglich ist, Genuß von dem zu haben, was man spart. Sieht man schärfer zu, so wächst die Befriedigung, weil man wahrnimmt, daß hier die Quelle derselben unversieglich ist, und daß die Kunst, sich ein glückliches Leben zu bereiten, wie sie hier geübt wird, zugleich zu dessen Verlängerung dient. Wie sollte man eines Zustandes müde werden, der so ganz der Natur gemäß ist? Wie könnte man sein Erbtheil erschöpfen, wenn man es alle Tage verbessert? Wie sein Vermögen zu Grunde richten, wenn man immer nur seine Einkünfte verzehrt? Wenn man jedes Jahr schon für das folgende sicher gestellt ist, welche Gefahr kann dann dem laufenden drohen? Hier liefert die Frucht der vorjährigen Arbeit den gegenwärtigen Ueberfluß, und die Frucht der diesjährigen Arbeit kündigt den künftigen an; man genießt zu gleicher Zeit dessen, was man ausgiebt, und dessen, was man einerntet, und die verschiedenen Zeiten greifen zur Sicherstellung der Gegenwart in einander.

Ich bin in alle Einzelheiten der Wirthschaft eingegangen und habe überall denselben Geist herrschend gefunden. Alle Stickerei und alles Klöppelwerk geht aus dem Frauengemach hervor, alles Linnen ist im Hofe gesponnen oder von armen Frauen, denen man Nahrung giebt. Die Wolle wird in Fabriken geschickt, aus denen man dafür fertiges Tuch eintauscht, um die Leute zu kleiden; der Wein, das Oel und das Brod werden im Hause gemacht; man hat im Holze Schläge, welche so viel liefern, als man nur verbrauchen kann. Der Holzhauer wird in Kleinvieh bezahlt; der Würzkrämer erhält Korn für das, was er liefert; das Lohn der Bedienten kommt aus dem Landertrage, den sie verwerthen; die Miethe, welche die Häuser in der Stadt tragen, reicht hin, um das Ameublement derjenigen, die hier bewohnt sind, zu bestreiten; die Zinsen von Staatspapieren geben so viel her, als die Herrschaft braucht, und als das wenige Silberzeug kostet, das man sich verstattet; aus dem Erlös für Wein und Getreide, das man nicht selbst consumirt, wird ein Reservefonds für außerordentliche Ausgaben ge-

bildet, ein Fonds, den Juliens Klugheit nie versiegen und den ihre Mildthätigkeit noch viel weniger anwachsen läßt. Auf Sachen der bloßen Annehmlichkeit verwendet sie nur den Ertrag der Arbeit, welche im Hause geschieht, der Aecker, die sie selbst urbar gemacht, der Bäume, die sie angepflanzt haben u. s. w. Indem so der Ertrag und die Ausgaben sich immer auf die natürlichste Weise decken, kann das Gleichgewicht nie aufgehoben werden, und es ist unmöglich, in Unordnung zu gerathen.

Noch mehr: die Entbehrungen, welche sie sich aus jener zuvor erwähnten, sich selbst beschränkenden Genußliebe auferlegt, sind zu gleicher Zeit auch wieder Mittel, sich Freude zu bereiten, und auch wieder Mittel, zu sparen. Zum Beispiel, sie liebt den Kaffee sehr; in ihrem elterlichen Hause trank sie ihn alle Tage; sie hat diese Gewohnheit aufgegeben, um sich dadurch den Reiz des Genusses zu erhöhen; sie trinkt ihn jetzt nur, wenn sie Gäste hat, oder im Apollosaal, um auch hieran wieder etwas zu haben, was das Fest noch festlicher mache. Dies ist eine kleine Verfeinerung des Genusses, die mehr kitzelt, und weniger kostet, die das Gelüst zugleich befriedigt und zügelt. Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit aber sucht Julie das, was ihr Vater und ihr Mann gern mögen, zu errathen und zu besorgen; sie thut dies mit ungeheuchelter, herzlicher Lust und mit solcher Anmuth, daß den Andern das, was sie ihnen auftischt, noch dadurch gewürzt wird, daß sie sehen, wie viel Vergnügen es ihr macht, ihren Wünschen zuvorzukommen. Beide sitzen gern nach Schweizerart noch nach dem Essen einige Zeit bei Tische; wenn sie dies thun, so unterläßt sie nie, eine Flasche besseren, älteren Weins, als gewöhnlich, heraufholen zu lassen. Ich ließ mich anfangs durch die pomphaften Namen zum Besten haben, welche man diesen Weinen gab, die ich übrigens in der That vortrefflich finde, und da ich sie für Weine aus den Orten, nach welchen sie genannt wurden, trank, so zog ich gegen Julien über einen so offenbaren Bruch ihrer Grundsätze los; aber sie erinnerte mich lachend an eine Stelle im Plutarch, wo Flaminius die asiatischen Truppen des Antiochus unter tausend barbarischen Namen mit verschiedenen Ragouts vergleicht, unter deren Maske ihm ein Freund immer wieder dasselbe Fleisch vorgesetzt hatte. Es verhält sich ganz ebenso, sagte sie, mit diesen ausländischen Weinen, wegen deren Sie mich schelten. Der Rancio, der Xeres, der Malaga, der Chassaigne, der Syrakuser, die Ihnen so trefflich munden, sind in der That nur Lavauxweine von verschiedener Zubereitung,

und Sie können von hier den Weinberg sehen, welcher alle diese fremden Gewächse erzeugt. Wenn sie an Güte den berühmten Weinen nachstehen, deren Namen sie führen, so sind sie dafür auch von den Mißständen frei, die man bei jenen nicht vermeiden kann, und da man sicher weiß, was in ihnen steckt, so kann man sie wenigstens ohne Gefahr trinken. Ich habe Ursache, zu glauben, daß mein Vater und mein Mann sie ebenso gern mögen, als die seltensten Weine. Es ist etwas dabei, sagte Herr von Wolmar, das ihnen einen Wohlgeschmack giebt, der allen andern abgeht, nämlich das Vergnügen, welches sie darin gefunden hat, sie zu bereiten. — O, erwiderte sie, sie werden auch ohnedem immer ausgezeichnet sein.

Sie können sich denken, daß bei so mannigfaltiger Thätigkeit der Müßiggang und die Langeweile, die von Besuchen und Gesellschaften unzertrennlich sind, hier keinen Platz finden. Man besucht die Nachbarn nur so viel als nöthig ist, um mit ihnen in angenehmen Verhältnissen zu bleiben, aber nicht so viel, daß man sich zum Sklaven dieses Umganges macht. Gäste sind immer willkommen, werden aber nie herbeigewünscht. Man sieht nur gerade so viel Leute, als dienlich ist, um sich den Geschmack am zurückgezogenen Leben zu erhalten. Die ländlichen Beschäftigungen dienen statt der Lustbarkeiten, und Dem, der im Schoße seiner Familie eine süße Geselligkeit findet, wird jede andere bald unschmackhaft. Die Art, wie man hier seine Zeit zubringt, ist zu einfach und zu gleichförmig, um viele Leute zu reizen; aber den Personen, die sich hier ihrer bedienen, macht ihr ganzes Wesen und Gemüth sie lieb und angenehm. Kann man, bei gesunder Seele, es langweilig finden, die theuersten und entzückendsten menschlichen Pflichten zu erfüllen und sich gegenseitig glücklich zu machen? Jeden Abend mit dem verlebten Tage zufrieden, wünscht sich Julie den nächsten nicht anders, und jeden Morgen bittet sie den Himmel um einen, der dem vorigen gleiche; sie thut immer wieder dasselbe, weil es gut ist, und weil sie nichts kennt, was besser wäre. Ohne Zweifel genießt sie so aller Glückseligkeit, die dem Menschen vergönnt ist. Wenn man nichts wünscht, als die Fortdauer des Zustandes, in welchem man sich befindet, ist dies nicht ein sicheres Zeichen, daß man sich glücklich darin fühlt?

Wenn man hier selten jene Haufen von Müßiggängern sieht, die man gute Gesellschaft nennt, so hat dafür Alles, was sich einzufinden pflegt, durch irgend eine vortheilhafte Seite etwas Anziehendes für das Herz und macht etwelche Lächerlichkeiten durch tausend Tugenden gut.

friedliche Landbewohner, ohne Betrübung und Umgangston, aber gute, schlichte, brave und mit ihrem Loose zufriedene Leute; ehemalige Offiziere, die sich aus dem Dienst zurückgezogen haben; Kaufleute, die es müde geworden sind, sich zu bereichern; verständige Familienmütter, welche ihre Töchter hier in die Schule der Bescheidenheit und guten Sitte bringen, dies ist die Welt, welche Julie um sich zu versammeln liebt. Ihr Mann hat es nicht ungern, bisweilen einen von jenen Abenteurern hinzuzuziehen, welche Alter und Erfahrung gebessert haben, welche, auf ihre Kosten weise geworden, es sich nicht leid sein ließen, auf das Erbe ihrer Väter, das sie lieber nie verlassen haben möchten, zurückzukehren, um ihr Land zu bauen. Wenn Jemand bei Tische die Schicksale seines Lebens erzählt, so sind es nicht die feenreichen Abenteuer des reichen Sindbad, der im Schoße orientalischer Weichlichkeit erzählt, wie er seine Schätze gewonnen hat, es sind die schlichteren Berichte verständiger Leute, denen die Launen des Schicksals und die Ungerechtigkeiten der Menschen die falschen Güter, denen sie vergebens nachrannten, verleidet haben, um ihnen die wahren wieder lieb zu machen.

Sollten Sie glauben, daß selbst die Unterhaltung der Bauern Reize hat für diese erhabenen Seelen, von denen der Weise mit Freuden lernen würde? Der einsichtige Wolmar findet in der Naivetät des Landvolkes ausgeprägtere Charaktere, mehr selbstdenkende Männer, als unter der einförmigen Maske der Städter, wo jeder sich mehr so zeigt, wie Alle sind, als wie er selbst ist. Die liebreiche Julie findet bei ihnen Herzen, die für den kleinsten Liebesbeweis dankbar sind, und sich glücklich schätzen, wenn man an ihrem Wohlergehen Theil nimmt. Herz und Geist ist bei ihnen nicht künstlich zugestutzt; sie haben sich nicht nach unseren Mustern bilden gelernt, und man braucht nicht zu fürchten, daß man an ihnen den vom Menschen gemachten Menschen statt des natürlichen finde.

Oft begegnet Herr von Wolmar auf seinen Gängen irgend einem guten Alten, dessen Verstand und gesundes Urtheil ihm auffällt, einem Manne, wie er ihn zum Plaudern liebt. Den nimmt er dann mit zu seiner Frau; sie empfängt ihn mit einer Liebenswürdigkeit, welche nichts von dem höflichen Tone und von den Manieren ihres Standes an sich hat, sondern nur das Wohlwollen und die Menschenfreundlichkeit ihres Charakters verräth. Man behält den braven Alten zu Tische; Julie setzt ihn an ihre Seite, legt ihm vor, spricht auf's zuthunlichste und voller Theil=

nahme mit ihm, erkundigt sich nach seiner Familie, nach seinen Verhältnissen, lächelt nicht über sein verlegenes Wesen, thut nicht, als gebe sie belästigend auf seine bäuerischen Manieren Acht, sondern macht durch die Ungezwungenheit der ihrigen, daß er sich wie zu Hause fühlt, und verleugnet keinen Augenblick jene liebevolle und rührende Achtung, die man dem gebrechlichen Alter schuldig ist, dem ein langer, vorwurfsfreier Lebenslauf Ehre macht. Der Greis, bezaubert, schließt sein ganzes Herz auf, er scheint sich einen Augenblick wieder jung zu fühlen. Der Wein, den er auf die Gesundheit einer jungen Dame trinkt, erwärmt sein halb erstarrtes Blut noch mehr. Er wird feurig, indem er von seiner alten Zeit erzählt, von seinen Liebschaften, von seinen Feldzügen, von den Schlachten, bei welchen er gewesen, von dem Muthe seiner Mitkämpfer, von seiner Heimkehr in's Vaterland, von seiner Frau, von seinen Kindern, von der Landarbeit, von den Mißständen, die er bemerkt und von den Mitteln zur Abhülfe, die er ausgesonnen hat. Oft lassen sich aus den langen Reden des geschwätzigen Alters treffliche Moralsätze oder Wirthschaftsregeln herausnehmen, und wenn auch an dem, was er sagt, nichts wäre, als das Vergnügen, das es ihm selbst macht, so würde es Julie Vergnügen machen, ihm zuzuhören.

Nach dem Essen geht sie in ihr Zimmer und holt irgend eine Kleinigkeit zum Geschenke für die Frau oder die Töchter des guten alten Mannes. Dieses läßt sie ihm durch die Kinder reichen, und er hat dafür etwas, das die Kinder gern haben, in Bereitschaft, irgend ein einfaches Geschenk, welches ihm Julie heimlich für sie gegeben hat. So bildet sich frühzeitig das milde und innige Wohlwollen, welches die verschiedenen Stände unter einander verknüpft. Die Kinder gewöhnen sich, das Alter zu ehren, die Sitteneinfalt werthzuschätzen und das Verdienstliche in jedem Stande anzuerkennen. Die Bauern, welche ihre Alten in einem achtbaren Hause ehrenvoll aufgenommen und zu dem Tische der Herrschaft gezogen sehen, halten es für keine Kränkung, wenn sie selbst davon ausgeschlossen sind, sie stellen dies nicht auf Rechnung ihres Standes, sondern ihres Alters. Sie sagen nicht: wir sind zu arm, sondern wir sind noch zu jung, um so behandelt zu werden; die Ehre, welche ihren Alten erwiesen wird, und die Hoffnung, einst derselben theilhaft zu werden, trösten sie, daß sie derselben jetzt entbehren, und sind ihnen ein Antrieb, sich derselben würdig zu machen.

Indessen kommt der gute Alte noch ganz bewegt von der liebreichen Aufnahme, die ihm zu Theil geworden, in seine Hütte heim, und

kramt geschwind seiner Frau und seinen Kindern die Geschenke aus, die er ihnen mitbringt. Diese Kleinigkeiten verbreiten Freude in einer ganzen Familie, welche daraus sieht, daß man es nicht verschmäht, sich mit ihr zu beschäftigen. Er erzählt ihnen mit Ausführlichkeit und Nachdruck, wie herrlich er aufgenommen, was für schönes Essen, was für guter Wein ihm vorgesetzt, wie verbindlich mit ihm gesprochen, wie nach ihnen allen gefragt worden, wie zuthunlich die Herrschaft, wie aufmerksam die Dienerschaft gewesen, und überhaupt Alles, was nur den Beweisen von Achtung und Güte, die ihm zu Theil geworden, Werth geben kann. Im Erzählen genießt er Alles zum zweiten Male, und das ganze Haus glaubt der Ehre mitzugenießen, die seinem Oberhaupte widerfahren ist. Alle segnen aus einem Munde diese erlauchte und edle Familie, die ein Beispiel für die Großen und eine Zuflucht der Kleinen ist, die den Armen nicht verachtet, und das weiße Haar ehrt. Dies ist der Weihrauch, der mildthätigen Seelen wohlgefällt. Wenn es menschliche Segensgebete giebt, welche der Himmel gern erhört, so sind es nicht die, welche aus Schmeichelei und Kriecherei den Personen, denen das Lob gilt, in's Gesicht geworfen werden, sondern die, welche im Stillen am ländlichen Herde aus schlichten und dankbaren Herzen aufsteigen.

So vermag ein angenehmes und süßes Gefühl mit seinem Zauber ein Leben zu überziehen, das gleichgültigen Seelen unschmackhaft wäre; so kann Arbeit, Mühe und Einsamkeit zur Lust werden, wenn man die Kunst versteht, ihnen die rechte Richtung zu geben. Eine gesunde Seele kann Geschmack finden an gemeinen Beschäftigungen, wie Gesundheit des Leibes die einfachsten Nahrungsmittel zu den schmackhaftesten macht. Alle jene gelangweilten Menschen, denen es so schwer wird, etwas zu finden, das sie vergnügt, verdanken ihren Ekel nur ihren Lastern, und verlieren das Gefühl für das Vergnügen nur mit dem Gefühle für die Pflicht. Bei Julien ist es gerade umgekehrt gewesen; Mühwaltungen, die sie sonst aus einer gewissen Erschlaffung der Seele vernachlässigte, macht ihr der Beweggrund, welcher sie treibt, jetzt anziehend. Das wäre ein unempfindlicher Mensch, der sich durch nichts zur Regsamkeit bringen ließe. Die ihrige ist durch eben das entwickelt worden, was früher dieselbe zurückdrängte. Ihr Herz suchte die Einsamkeit und Stille, um sich in Frieden den Regungen hinzugeben, von welchen es durch und durch ergriffen war; jetzt ist sie zu neuer Rüstigkeit gelangt, seit sie ein neues Band geknüpft hat. Sie gehört nicht

zu jenen thatlosen Müttern, welche es für genug halten, zu studiren, während es gilt zu handeln, welche damit, daß sie sich über die Pflichten Anderer unterrichten, die Zeit verlieren, welche sie nöthig hätten, um die eigenen zu erfüllen. Sie übt jetzt aus, was sie früher gelernt hat. Sie studirt nicht mehr, sie liest nicht mehr, sie wirkt. Da sie eine Stunde später aufsteht als ihr Mann, so legt sie sich auch eine Stunde später nieder. Diese Stunde ist die einzige Zeit, welche sie noch dem Studium widmet, und der Tag scheint ihr niemals lang genug für alle die Geschäfte, denen sie sich freudig unterzieht.

Das ist, Milord, was ich Ihnen zu sagen hatte, über die innere Einrichtung des Hauses und die Lebensweise der Herrschaft, die an seiner Spitze steht. Zufrieden mit ihrem Loose, genießen sie desselben in Stille; zufrieden mit ihrem Glücksstande, arbeiten sie nicht dahin, denselben für ihre Kinder zu vermehren, sondern ihnen mit dem Erbtheil, das ihnen zufällt, wohlgepflegte Ländereien, anhängliche Bediente, Lust zur Arbeit, Ordnung, Mäßigkeit zu hinterlassen, kurz Alles, was vernünftigen Menschen den Genuß eines mäßigen Vermögens, welches ebenso weislich erhalten als redlich erworben ist, lieb und reizend machen kann.

Dritter Brief*).

Saint-Preux an Milord Eduard.

Wir haben in diesen letzten Tagen Gäste gehabt, sie sind gestern abgefahren, und wir beginnen wieder unter uns Dreien einen Umgang, der um so reizender ist, als wir nichts mehr im innersten Herzen tragen, das einer vor dem andern zu verbergen wünschte. Welche Freude ist es für mich, ein neues Dasein zu beginnen, das mich Ihres Vertrauens würdig macht! Mir wird von Julie und ihrem Manne kein Beweis von Achtung und Liebe zu Theil, ohne daß ich mir mit einem gewissen stolzen Gefühle sagte: Endlich werde ich mich Ihnen zu zeigen wagen dürfen.

*) Zwei zu verschiedenen Zeiten geschriebene Briefe betrafen denselben Gegenstand, wodurch viel unnütze Wiederholungen entstanden sind. Um diese zu beseitigen, habe ich beide Briefe in einen zusammengezogen. Uebrigens, wenn mir auch nicht einfällt, die außerordentliche Länge einiger Briefe dieser Sammlung zu rechtfertigen, will ich doch bemerken, daß Personen, die in ländlicher Zurückgezogenheit leben, selten, und dafür lange Briefe schreiben, während die Briefe von Personen, welche in der Welt leben, häufig und kurz sind. Man braucht auf diesen Unterschied nur zu achten, um den Grund davon augenblicklich einzusehen.

In Folge Ihrer Bemühungen, unter Ihren Augen, hoffe ich meiner gegenwärtigen Lage durch das, was ich früher fehlte, Ehre zu machen. Wenn Erlöschen der Liebe die Seele in Ermattung stürzt, so verhilft ihr der Sieg über die Liebe durch das Bewußtsein, welches er schafft, zu neuer Erhebung und zu lebhafterem Gefühle für Alles, was groß und schön ist. Könnte man denn die Frucht eines Opfers, das Einem so schwer geworden, verlieren wollen? Nein, Milord, ich fühle, daß nach Ihrem Beispiel mein Herz aus allen den glühenden Empfindungen, die es überwunden hat, Gewinn ziehen wird; ich fühle, daß ich das gewesen sein muß, was ich war, um das zu werden, was ich werden will.

Nach sechs verlorenen Tagen müßigen Geschwätzes mit gleichgültigen Leuten haben wir heute einen Morgen à l'anglaise verlebt, still vereinigt und froh des Beisammenseins, wie der Annehmlichkeit, sich in sich selbst sammeln zu können. Wie Wenige kennen den Genuß eines solchen Zustandes! Ich habe in Frankreich Niemanden gefunden, der den mindesten Begriff davon hätte. Unter Freunden stockt das Gespräch nie, sagen Sie. Es ist wahr, die Sprache giebt bei oberflächlichen Verbindungen leichtes Geplapper genug her; aber die Freundschaft, Milord, die Freundschaft! Lebendiges, himmlisches Gefühl, welche Worte wären deiner würdig? Welche Sprache wäre fähig, dich auszudrücken? Nie erreicht das, was man seinem Freunde sagt, das, was man an seiner Seite fühlt. Mein Gott! Wie beredt ist ein Händedruck, ein beseelter Blick, eine Umarmung, der Seufzer, der ihr folgt! Wie kalt nach dem Allen das erste Wort, das man ausspricht! O ihr Abende von Besançon! Ihr Augenblicke dem Schweigen geweiht und von der Freundschaft eingeerntet! O Bomston, große Seele, erhabener Freund! Nein, ich habe nie unwürdig empfangen, was du für mich thatest, aber ausgesprochen hat es dir mein Mund nie.

Es ist gewiß, daß der Zustand stiller Versenkung einer der reizendsten für empfindsame Menschen ist. Aber ich habe immer gefunden, daß man ihn in Gegenwart lästiger Zeugen nicht genießen kann, und daß Freunde mit sich allein sein müssen, um mit einander nur so, wie es ihnen um's Herz ist, reden zu können. Man will sich, so zu sagen, in einander hineinfühlen; die geringste Zerstreuung ist zum Verzweifeln, der geringste Zwang nicht auszustehen. Wenn manchmal das Herz ein Wort dem Munde zuführt, ist es so süß, es ohne Zwang aussprechen zu können! Es ist, als ob man nicht frei zu denken wagte, was man nicht frei sagen darf; es ist, als ob die Gegenwart eines einzigen

Fremden das Gefühl hemmte, und Herken, die sich ohne ihn so gut verstehen würden, beklommen machte.

Zwei Stunden verflossen so unter uns in dem stummen Entzücken, das etwas tausendmal Süßeres ist, als die eisige Ruhe der Götter Epikur's. Nach dem Frühstück kamen die Kinder wie gewöhnlich in das Zimmer ihrer Mutter; aber anstatt sich mit ihnen, wie sie pflegt, in das Gynäceum zurückzuziehen, behielt sie sie da, um uns einigermaßen zu entschädigen für die Zeit, die wir verloren haben, ohne uns zu sehen, und wir verließen uns den ganzen Vormittag nicht. Henriette, die ein wenig zu nähen anfängt, arbeitete vor Fanchon sitzend, welche Spitzen machte, und ihr Klöppelkissen auf die Lehne von Henriettens Stühlchen gelegt hatte. Die beiden Knaben blätterten am Tische in einem Bilderbuche und der älteste erklärte dem jüngsten die Bilder. Henriette, die das ganze Buch auswendig weiß, hörte hin, und verbesserte geschwind, wenn er sich irrte. Oft stellte sie sich, als ob sie nicht recht wüßte, von welchem Bilde die Rede wäre, um einen Vorwand zu haben, aufzuspringen, und von ihrem Stuhle nach dem Tische und wieder zu ihrem Stuhle zurückzukehren. Diese Wanderungen machten ihr erstaunliches Vergnügen und trugen ihr jedes Mal ein Schmeichelwort von dem kleinen Männel ein, manchmal auch einen Kuß, den sein Mündchen noch nicht recht anzubringen versteht, bei dem ihm aber Henriette, die schon besser Beschrid weiß, bereitwillig die Mühe abnimmt. Während dieser kleinen Lectionen, die ohne viel Umstände genommen und gegeben wurden, aber auch ohne den geringsten Zwang, hatte der Jüngste unter dem Buche Zitterhölzchen*), mit denen er verstohlen spielte.

Frau von Wolmar stickte am Fenster, den Kindern gegenüber; wir, ihr Mann und ich, saßen noch am Theetisch und lasen die Zeitung, auf die sie nicht viel Achtung gab. Als aber der Artikel von der Krankheit des Königs von Frankreich und der besondern Anhänglichkeit seines Volkes, die nie ihres Gleichen gehabt, außer der der Römer gegen den Germanicus, vorkam, machte sie einige Bemerkungen über die Gutherzigkeit dieser sanften und wohlwollenden Nation, welche von allen andern gehaßt wird, und selber keine haßt; sie finde, fügte sie hinzu, an

*) Onchets, Zitterspiel, Federspiel, kleine Körper aus Holz, Elfenbein u. dgl. in Form von Stäbchen, Gabeln, Schlüsseln, Aexten u. dgl., welche man auf's Gerathewohl verworren hinwirft und dann vermittelst eines Häkchens einzeln abzuheben sucht, wobei die Bedingung ist, daß durch die Beseitigung eines jeden keines der übrigen erschüttert werden darf. D. U.

der höchsten Stellung nichts zu beneiden, als daß sie Denen, die sie inne haben, in so reichem Maße das Vergnügen verstattet, sich beliebt zu machen. Sie brauchen gar nichts zu beneiden, sagte ihr Mann mit einem Tone, den er eher mir hätte überlassen dürfen; wir sind schon lange sammt und sonders Ihre Unterthanen. Bei diesem Worte ließ sie ihre Arbeit aus den Händen fallen, wendete den Kopf herum, und warf auf ihren würdigen Gatten einen Blick, so rührend, so zärtlich, daß es mich selber durchbebte. Sie sagte nichts; was hätte sie sagen können, das diesen Blick aufgewogen hätte? Auch unsere Augen begegneten sich. Ich fühlte an der Art, wie mir ihr Mann die Hand drückte, daß wir alle Drei von derselben Empfindung ergriffen waren, und daß der Zauber, den diese sich geheimnißvoll mittheilende Seele auf ihre Umgebung ausübte, über die Unempfindlichkeit selbst den Sieg davontrug.

In dieser Stimmung begann das Schweigen, von dem ich Ihnen sagte; Sie können sich denken, daß es kein Schweigen der Kälte oder der Langweile war. Es wurde nur durch das Geräusch unterbrochen, welches die Kinder machten, die aber auch, als wir zu sprechen aufhörten, ihr Geplauder mäßigten, als fürchteten sie, die allgemeine Sammlung zu stören. Die kleine Aufseherin war die erste, welche anfing die Stimme zu dämpfen, den andern Zeichen zu machen, auf den Fußspitzen zu gehen; ihr Spiel ergötzte sie nur desto mehr, indem dieser kleine Zwang ihm einen neuen Reiz gab. Dieses Schauspiel, welches uns vor Augen gestellt schien, um unsre Rührung zu verlängern, that die Wirkung, die nicht ausbleiben konnte.

Ammutiscon le lingue, e parlan l'alme*).

Wie Vieles wurde gesagt, ohne daß sich ein Mund öffnete! Wie viele glühende Gefühle theilten sich mit, ohne die kalte Dazwischenkunft des Wortes! Allmählich gab sich Julie ganz dem einen hin, das unter allen den ersten Rang einnahm. Ihre Augen ruhten auf ihren drei Kindern und in der Seligkeit, worin ihr Herz schwelgte, malte sich auf ihrem reizenden Gesicht, was je in mütterlicher Zärtlichkeit Rührendes lag.

Wir, Wolmar und ich, in diese doppelte Betrachtung versenkt, ließen uns ebenfalls in unseren Gedanken gehen und waren noch darin verloren, als die Kinder, welche sie verursacht hatten, ihnen plötzlich

*) „Die Zungen schweigen und die Seelen sprechen."

ein Ende machten. Der Aelteste, der an den Bildern sein Vergnügen fand, sah, daß seinen Bruder die Zitterhölzchen davon abzogen, und nahm den Augenblick wahr, da er sie eben zusammengerafft hatte, um ihm einen Schlag auf die Hand zu geben, so daß sie ihm entfuhren und in's Zimmer hüpften. Marcellin fing an zu weinen. Frau von Wolmar rührte sich nicht, um ihn still zu machen, sondern hieß Fanchon die Zitterhölzchen an sich nehmen. Das Kind schwieg auf der Stelle, aber die Hölzchen wurden nichts desto weniger weggenommen, ohne daß Marcellin, wie ich erwartet hatte, wieder zu weinen anfing. Dieser unbedeutende Umstand rief mir viele andere in's Gedächtniß zurück, auf die ich zuvor nicht geachtet hatte, und ich erinnere mich nicht, irgendwo Kinder gesehen zu haben, mit denen man so wenig Worte gemacht hätte, und die so wenig lästig gewesen wären. Sie verlassen fast nie ihre Mutter, und doch bemerkt man kaum, daß sie da sind. Sie sind lebhaft, wild, unruhig, wie es ihr Alter mit sich bringt, aber niemals quälen sie und schreien, und man sieht, daß sie rücksichtsvoll sind, ehe sie noch wissen, was Rücksicht ist. Indem ich die Betrachtungen, zu denen mir dieser Vorfall Anlaß gab, verfolgte, fand ich besonders auffallend, daß sich Alles wie von selbst machte, und daß Julie bei so großer Zärtlichkeit für ihre Kinder sich so wenig mit ihnen abgab. In der That, man sieht sie nie beeifert, die Kinder zum Sprechen oder zum Schweigen zu bringen, oder ihnen dies und das zu befehlen oder zu verbieten. Sie läßt sich nicht in Streit mit ihnen ein, sie stört sie nicht in ihren Belustigungen, man möchte sagen, daß sie nichts weiter thue, als sie ansehen und lieben, und daß ihre ganze Mutterpflicht erfüllt sei, wenn sie den Tag über die Kleinen nur bei sich gehabt hat.

Diese friedliche Stille schien mir zwar angenehmer zu sehen, als die unruhige Fürsorglichkeit anderer Mütter, aber ich konnte doch nicht umhin, mich über eine Lässigkeit zu wundern, die mit meiner gewohnten Vorstellung gar nicht recht übereinstimmen wollte. Ich hätte sie bei aller Ursache, die sie hatte, zufrieden zu sein, doch noch immer gern nicht zufrieden sehen mögen: eine wenn auch überflüssige Emsigkeit steht der mütterlichen Liebe so wohl an. Alles, was ich Gutes an diesen Kindern sah, hätte ich gern Juliens Bemühungen zugeschrieben, hätte gemocht, daß sie weniger der Natur und mehr ihrer Mutter verdankten; hätte fast ihnen Fehler gewünscht, um die Mutter voll Eifer zu sehen, diese zu verbessern.

Nachdem ich mich lange mit meinen Betrachtungen im Stillen

beschäftigt hatte, brach ich das Schweigen, um sie ihr mitzutheilen. Ich sehe, sagte ich, daß der Himmel die Tugend der Mutter durch die gute Gemüthsanlage ihrer Kinder belohnt; aber diese gute Anlage will ausgebildet sein. Von der Geburt an muß die Erziehung beginnen. Giebt es eine schicklichere Zeit, die Kinder zu bilden, als die, da sie noch nichts angenommen haben, was ausgerottet werden müßte? Wenn Sie sie vom frühesten Alter an sich selbst überlassen, wann soll für sie die Zeit der Folgsamkeit beginnen? Wenn Sie ihnen nichts weiter beizubringen hätten, so müßten Sie ihnen doch Gehorsam beibringen. — Merken Sie denn, versetzte sie, daß sie mir nicht gehorchen? — Wie sollte das zugehen, antwortete ich, wenn Sie ihnen nichts befehlen? Sie lächelte und sah ihren Mann an; dann nahm sie mich bei der Hand, und führte mich in das Kabinet, wo wir sprechen konnten, ohne von den Kindern gehört zu werden.

Indem sie mir hier in aller Muße ihre Ansichten auseinandersetzte, ließ sie mich erkennen, daß unter der scheinbaren Nachlässigkeit sich die wachsamste Aufmerksamkeit verbarg, die nur Mutterliebe aufzuwenden vermag. Lange, sagte sie, habe ich über die früheste Erziehung wie Sie gedacht, und während meiner ersten Schwangerschaft sprach ich, besorgt wegen aller der Pflichten und Mühen, die mir bevorstanden, öfters darüber mit Herrn von Wolmar. Wen hätte ich hierin besser zum Führer wählen können, als einen aufgeklärten Beobachter, der mit dem Interesse eines Vaters die Kaltblütigkeit eines Philosophen verband? Er erfüllte und übertraf meine Erwartungen, er zerstreute meine Vorurtheile, und belehrte mich, wie ich mir mit weit weniger Mühe einen weit ausgedehnteren Erfolg versprechen könne. Er leitete mich zu der Einsicht, daß der erste und wichtigste Theil der Erziehung, den gerade alle Welt übersieht*), der ist, daß man das Kind geschickt mache, erzogen zu werden. Ein Irrthum, welcher allen Eltern, wenn sie sich auch auf ihre Einsicht etwas zu Gute thun, gemein zu sein pflegt, ist der, daß sie sich ihre Kinder von Geburt an vernünftig denken, und zu ihnen wie zu Menschen reden, selbst schon ehe sie reden können. Die Vernunft ist das Werkzeug, dessen man sich bedienen will, um sie zu unterrichten, während doch erst die andern Werkzeuge dazu dienen müssen, dieses zu

*) Locke selbst, der weise Locke hat ihn übersehen; er spricht mehr von dem, was man von den Kindern fordern müsse, als von dem, was man thun müsse, um es zu verlangen.

bilden, und von allen Bildungselementen die Vernunft gerade das= jenige ist, welches der Mensch am spätesten und am schwersten erwirbt. Indem man mit ihnen vom frühesten Alter an eine Sprache spricht, die sie nicht verstehen, gewöhnt man sie, sich mit Worten zufrieden zu finden, Andere damit abzuspeisen, über Alles, was man ihnen sagt, zu vernünfteln, sich für ebenso klug, als ihre Eltern zu halten, streitsüchtig und eigensinnig zu werden; und wenn man sich einbildet, das, was man von ihnen erlangt, durch vernünftige Beweggründe erreicht zu haben, so irrt man sich: man hat es in der That nur durch die Be= weggründe der Furcht oder der Eitelkeit erlangt, welche man stets ge= zwungen ist, jenen beizugesellen.

Es giebt keine Geduld, die nicht ein Kind, welches man so erzie= hen will, endlich müde machte. So sehen sich denn die Eltern, der ewigen Zudringlichkeit und Quälerei, die sie selbst den Kindern zur Ge= wohnheit gemacht haben, satt und überdrüssig, und wenn sie die Wirth= schaft, welche die Kinder machen, gar nicht mehr ertragen können, ge= zwungen, sie von sich zu entfernen und Lehrern in die Hände zu geben. Als ob man je von Lehrern mehr Geduld und Sanftmuth erwarten dürfte, als ein Vater haben kann.

Die Natur, fuhr Julie fort, will, daß die Kinder Kinder seien, ehe sie zu Menschen werden. Wenn wir diese Ordnung umkehren wol= len, so werden wir vorzeitige Früchte erzeugen, die weder Reife noch Wohlgeschmack erlangen und bald verderben. Wir werden junge Doctoren und alte Kinder haben. Die Kindheit hat ihre eigene Art zu denken, zu sehen, zu fühlen; nichts ist weniger vernünftig, als ihr un= sere Art aufzwingen zu wollen, und ich könnte ebenso gut fordern, daß ein Kind fünf Fuß hoch sein, als daß es zu zehn Jahren Verstand haben solle.

Die Vernunft fängt nur mit den Jahren sich zu bilden an; erst wann der Körper eine gewisse Festigkeit erlangt hat. Die Natur will also, daß der Körper gestärkt werde, ehe man den Geist übt. Kinder sind immer in Bewegung. Ruhe, Nachdenken ist ihrem Alter zuwider, eine sitzende und angestrengte Lebensart verhindert sie, zu wachsen und sich zu entwickeln; weder ihr Geist noch ihr Körper kann den Zwang ertragen. Wenn man sie beständig im Zimmer bei den Büchern ein= geschlossen hält, verlieren sie ihre ganze Rüstigkeit, sie werden schwäch= lich, zärtlich, ungesund, verdummen eher, als daß sie klug werden, und

die Seele hat das ganze Leben lang die Verschwächung des Körpers zu empfinden.

Und wenn selbst aller vorzeitige Unterricht für die Ausbildung des kindlichen Geistes so vortheilhaft wäre, als er nachtheilig ist, so würde es doch noch immer sehr übel gethan sein, ihn allen ohne Unterschied, und ohne Rücksicht auf das, was die Fähigkeit jedes einzelnen Kindes erfordert, zu ertheilen. Außer der der Gattung gemeinsamen Beschaffenheit bringt jedes Kind bei der Geburt ein besonderes Temperament mit zur Welt, welches sein Wesen und seinen Charakter bestimmt, und welches nicht gezwängt und verändert, sondern gebildet und vervollkommnet sein will. Alle Charaktere sind nach Herrn von Wolmar's Meinung gut und gesund an sich. Die Natur, sagt er, irrt sich nicht*); alle Fehler, welche man der Naturanlage beimißt, sind nur eine Wirkung der schlechten Formen, die man ihr aufgedrückt hat. Es giebt keinen Bösewicht, dessen Hang, wenn er besser geleitet worden wäre, nicht große Tugenden erzeugt hätte. Es giebt keinen verkehrten Geist, dem man nicht nützliche Talente abgewonnen hätte, wenn man ihn von einer gewissen Seite hätte nehmen wollen, wie jene unförmlichen und verzerrten Figuren, welche sich schön und wohlproportionirt darstellen, wenn man sie in den rechten Gesichtspunkt bringt. Alles trägt im Weltsysteme zum gemeinen Wohle bei. Jeder Mensch hat seine Stelle, die ihm in der besten Weltordnung angewiesen wäre; es kommt nur darauf an, diese Stelle ausfindig zu machen und die Ordnung nicht umzukehren. Was ist die Folge einer Erziehung, die von der Wiege beginnt, und stets nach derselben Formel abgemessen wird, ohne Rücksicht auf die wundersame Mannigfaltigkeit der Geister? Dies, daß man den Meisten schädlichen oder falsch angebrachten Unterricht ertheilt, daß man ihnen denjenigen vorenthält, der für sie geeignet wäre, daß man die Natur von allen Seiten einzwängt, daß man die großen Eigenschaften der Seele tilgt, um kleine und nur scheinbare, die keine Wirklichkeit haben, an ihre Stelle zu setzen, daß man so viele verschiedene Talente, unterschiedslos zu denselben Thätigkeiten bildend, alle durcheinander mengt und das eine durch das andere vernichtet; daß man nach vieler Anstrengung, die man damit verschwendet hat, in den Kindern die wahren Gaben der Natur zu verderben, den vergänglichen

*) Diese gewiß richtige Lehre nimmt mich bei Herrn von Wolmar Wunder, man wird bald sehen, weshalb.

und nichtigen Glanz, den man ihnen vorgezogen hat, bald erblinden sieht, ohne daß die erstickte Naturanlage jemals wiederkehrt; daß man das, was man zerstört und das, was man geschaffen hat, zugleich verliert, und daß endlich, zum Lohne für so viel verlorene Mühe, alle diese kleinen Weltwunder zu Geistern ohne Kraft und zu Menschen ohne Verdienst werden, die sich durch nichts bemerklich machen, als durch ihre Schwäche und Unbrauchbarkeit.

Mir sind diese Grundsätze einleuchtend, sagte ich zu Julie, aber ich weiß nicht recht, wie ich sie mit der Ansicht zusammenbringen soll, welche Sie äußerten, daß die Entwickelung des besondern Genies und der besondern Gaben jedes Einzelnen nicht gerade vortheilhaft sei, weder für sein eigenes Glück, noch für das wahre Wohl der Gesellschaft. Ist es nicht unendlich besser, sich ein vollkommenes Bild zu machen von dem vernünftigen und guten Menschen, und sodann jedes Kind vermittelst der Erziehung diesem Vorbilde näher zu bringen, indem man das eine spornt, das andere im Zügel hält, die Leidenschaften bekämpft, den Verstand vervollkommnet, die Natur verbessert .... Die Natur verbessern? unterbrach mich Wolmar; ein schönes Wort! Aber ehe Sie Gebrauch davon machten, hätten Sie auf das antworten sollen, was Ihnen Julie eben gesagt hat.

Es schien mir eine peremtorische Antwort, wenn ich das Princip läugnete, und das that ich. Sie gehen immer von der Annahme aus, daß die Mannigfaltigkeit der Geister und der Fähigkeiten, welche die Einzelnen unterscheidet, ein Werk der Natur ist, und das ist doch nichts weniger als ausgemacht. Denn, wenn es verschiedene Geister giebt, so besteht eine Ungleichheit unter ihnen, und wenn die Natur sie ungleich gemacht hat, so muß dies darin liegen, daß sie die Einen im Vorzuge vor den Andern mit etwas feineren Sinnen, etwas stärkerem Gedächtniß oder etwas größerer Kraft aufzumerken ausgestattet habe. Was nun aber die Sinne und das Gedächtniß betrifft, so ist durch die Erfahrung bewiesen, daß die verschiedenen Grade ihrer Stärke und Vollkommenheit nicht das Maß des menschlichen Geistes sind; und was die Kraft aufzumerken betrifft, so hängt sie lediglich von der Stärke des Triebes ab, von welchem wir uns gerade angeregt fühlen, und außerdem ist erwiesen, daß alle Menschen von Natur hinlänglich starker Triebe fähig sind, um denjenigen Grad von Aufmerksamkeit zu erlangen, an welchen die geistige Ueberlegenheit geknüpft ist.

Wenn nun die Verschiedenheit der Geister nicht von der Natur

begründet, sondern vielmehr eine Wirkung der Erziehung wäre, das heißt der verschiedenen Gedanken und der verschiedenen Empfindungen, welche von Jugend auf die Gegenstände, die in unsre Sinne fallen, die Verhältnisse, in denen wir leben, und alle Eindrücke, die wir aufnehmen, in uns zu Wege bringen, so müßte man, weit entfernt mit der Erziehung der Kinder zu warten, bis man die Eigenthümlichkeit ihres Geistes erkannt hätte, sich vielmehr beeilen, diese Eigenthümlichkeit durch eine Erziehung anzubauen, welche geeignet ist, sie gerade so hervorzubringen, wie man sie haben will.

Hierauf gab er mir zur Antwort, daß es nicht seine Art wäre, etwas, das er sähe, deshalb zu läugnen, weil er es nicht zu erklären wüßte. Sehen Sie dort die beiden Hunde auf dem Hofe, sagte er; sie sind von demselben Wurfe, sie sind ganz gleich ernährt und aufgezogen worden, sie waren nie von einander getrennt; dennoch ist der eine lebhaft, munter, anschmiegend, klug, der andere schwerfällig, träge, beißig und hat nie etwas lernen wollen. Die bloße Verschiedenheit des Temperaments hat in ihnen die Verschiedenheit der Charaktere erzeugt, wie in uns die bloße Verschiedenheit der innern Organisation die Verschiedenheit der Geister erzeugt; alles Uebrige ist gleich gewesen .... Gleich? unterbrach ich ihn; welch' ein Unterschied! Wie viele Kleinigkeiten haben auf den einen gewirkt und nicht auf den andern! Wie viele geringfügige Umstände haben auf sie verschiedenartige Eindrücke gemacht, ohne daß Sie etwas davon merkten! Gut, versetzte er, da sprechen Sie wie die Astrologen. Wenn man ihnen entgegenhielt, daß zwei unter derselben Constellation geborene Menschen so verschiedene Schicksale hätten, so gaben sie diese Gleichheit der Bedingung nicht im entferntesten zu. Sie behaupteten, daß in Folge der schnellen Umwälzung des Himmels ein unendlicher Abstand zwischen dem Stand der Gestirne für jeden von diesen beiden Menschen vorhanden wäre, und daß, wenn man die beiden Augenblicke ihrer Geburt mit der äußersten Genauigkeit hätte angeben können, der Einwurf sich in einen Beweis verwandelt haben würde.

Ich bitte Sie, lassen wir diese Subtilitäten, und halten wir uns an die Beobachtung! Sie lehrt uns, daß es Charaktere giebt, welche sich fast mit der Geburt ankündigen, und Kinder, welche man an der Brust ihrer Amme studiren kann. Diese machen eine Classe für sich aus, und ihre Erziehung beginnt mit ihrem Leben; was aber die anderen betrifft, die sich weniger rasch entwickeln, so würde man, wenn

man ihren Geist bilden wollte, ehe man ihn erkannt hat, sich der Gefahr aussetzen, das zu verderben, was die Natur gut gemacht hat, und es dafür eher schlecht zu machen. Behauptete nicht Ihr Lehrer Plato, daß alles menschliche Wissen, alle Philosophie aus einer menschlichen Seele nichts weiter herausnehmen könnte, als was die Natur hineingelegt hat, wie alle alchimistischen Operationen aus einer Mixtur nie mehr Gold herausgebracht haben, als sie von Anfang an enthielt? Dies gilt weder von unsern Gefühlen noch von unsern Gedanken, aber es gilt von unserer Fähigkeit, sie zu erwerben. Um einen Geist umzuschaffen, müßte man die innere Organisation umschaffen; um einen Charakter zu ändern, müßte man das Temperament ändern, durch welches er bedingt ist. Haben Sie je gehört, daß ein hitziger Mensch phlegmatisch geworden sei, oder daß ein überlegter und kalter Geist Phantasie erworben habe? Ich meines Theils meine, daß es ebenso leicht wäre, aus einer Brünette eine Blondine oder aus einem Dummkopf einen gescheidten Mann zu machen. Es wäre also ein vergebliches Unternehmen, wenn man die verschiedenen Geister nach einem gemeinschaftlichen Modell gießen wollte. Man kann ihnen Gewalt anthun, aber nicht sie ändern; man kann die Menschen verhindern, sich so zu zeigen, wie sie sind, aber nicht sie anders machen, als sie sind, und wenn sie sich auch im gewöhnlichen Laufe des Lebens verstellen, werden Sie sie doch bei allen außerordentlichen Anlässen in ihren ursprünglichen Charakter zurückfallen, und sich ihm um so ungeregelter hingeben sehen, da diese Hingabe unbewußt geschieht. Noch einmal, es ist nicht darum zu thun, den Charakter zu ändern und das Naturell zurecht zu bringen; sondern im Gegentheil, es so weit zu treiben, als es gehen kann, es anzubauen und Ausartungen zu verhüten, denn auf diesem Wege wird aus einem Menschen, was aus ihm werden kann, und das Werk der Natur wird in ihm durch die Erziehung vollendet. Also ehe man den Charakter zu bilden unternimmt, muß man ihn studiren, sein Hervortreten ruhig erwarten, und lieber sich alles Einwirkens enthalten, als zur Unzeit eingreifen. Manchem Geiste muß man Flügel machen, manchem anderen Fesseln anlegen; der eine will getrieben, der andere zurückgehalten sein; der eine verlangt eine liebreiche Behandlung, der andere muß in Furcht gehalten werden; hier ist es nöthig aufzuklären, dort dumm zu machen. Mancher Mensch ist dazu geschaffen, bis zu den äußersten Grenzen der menschlichen Erkenntniß vorzudringen, manchem Andern ist es sogar schädlich, wenn er auch nur lesen kann.

Warten wir den ersten Funken von Vernunft ab! Sie ist die Kraft, welche den Charakter hervortreibt, und ihm seine wahre Form giebt. Auch nur mittelst ihrer baut man ihn an, und vor ihrem Auftreten giebt es keine wahre Erziehung für den Menschen.

Was die von Julien ausgesprochenen Grundsätze betrifft, die Sie einander entgegenstellen, so weiß ich nicht, was Sie darin Widersprechendes finden; ich finde sie vielmehr vollkommen in Uebereinstimmung. Jeder Mensch bringt bei seiner Geburt einen Charakter, ein Genie, Talente mit, die ihm eigenthümlich sind. Diejenigen, welche dazu bestimmt sind, in ländlicher Einfachheit zu leben, bedürfen, um glücklich zu sein, nicht der Entwickelung ihrer Fähigkeiten, und ihre vergrabenen Anlagen sind gleich den Goldminen in Wallis, deren Ausbeutung das öffentliche Wohl nicht erlaubt. Aber in demjenigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, wo man weniger der Arme als der Köpfe bedarf, und wo Jeder es sich und den Andern schuldig ist, mit seinem ganzen Werthe einzutreten, ist es darum zu thun, daß man Alles aus den Menschen hervorhole, was die Natur in sie gelegt hat, ihnen diejenige Richtung gebe, in welcher sie am weitesten gehen können, und vorzüglich ihren Neigungen alle Nahrung zuführe, welche dazu dienen kann, sie zu nützlichen Kräften zu machen. Im ersteren Falle nimmt man nur auf das Allgemeine Rücksicht. Jeder thut, was alle Andern thun, das Beispiel ist die einzige Regel, die Gewohnheit das einzige Talent und Jeder übt nur diejenigen Seelenkräfte, die er mit allen Andern gemein hat. Im zweiten Falle faßt man den Einzelnen in's Auge, den Menschen als solchen; man bereichert sein Wesen mit Allem, was ihn vor Andern auszeichnen kann. Man geht mit ihm so weit, als seine Natur es verstattet, und man wird aus ihm den größten Mann machen, wenn er das in sich hat, was dazu erforderlich ist. Diese Maximen widersprechen einander so wenig, daß ihre Anwendung für das früheste Alter sogar die nämliche ist. Man unterrichtet das Kind des Landmannes nicht, denn es dient ihm nicht, unterrichtet zu werden; man unterrichtet das Kind des Städters nicht, denn man weiß noch nicht, welcher Unterricht ihm dienlich sein wird. In beiden Fällen sorge man nur für die Ausbildung des Körpers, bis die Vernunft zu tagen anfängt; dann ist es Zeit sie anzubauen.

Das Alles würde ich sehr gut finden, sagte ich, wenn ich nicht einen Uebelstand dabei bemerkte, der den Vortheilen, welche Sie von dieser Methode erwarten, großen Eintrag thut, nämlich daß man bei

den Kindern tausend schlechte Gewohnheiten einreißen läßt, denen nicht anders als durch gute Gewohnheiten vorzubeugen ist. Sehen Sie die an, welche sich selbst überlassen bleiben: sie sind bald mit allen Fehlern angesteckt, deren Beispiel sie vor Augen haben, weil gerade diesem Beispiele bequem zu folgen ist; das Gute dagegen ahmen sie nie nach, weil die Uebung desselben den Menschen schwer fällt. Gewohnt, Alles zu erlangen, bei jeder Gelegenheit ihrem unbedachten Willen nachzuleben, werden sie trotzig, eigensinnig, unbändig .... Aber, wandte Herr von Wolmar ein, mich dünkt, daß Sie bei den unsrigen das Gegentheil bemerkt haben, und daß gerade dieser Umstand Anlaß zu dem gegenwärtigen Gespräche gegeben hat. Allerdings, sagte ich, und dies ist eben, was mich Wunder nimmt. Was hat sie gethan, um sie folgsam zu gewöhnen? Wie hat sie es angestellt? Wodurch hat sie das Joch der Zucht ersetzt? Durch ein Joch, entgegnete er unverzüglich, das sich noch weniger abschütteln läßt, durch das der Nothwendigkeit. Aber Sie werden die Gesichtspunkte, durch welche sie sich leiten läßt, besser erkennen, wenn sie Ihnen ihr Verfahren genauer auseinandersetzen wird. Nun forderte er sie auf, mir ihre Methode zu erklären, und nach einer kurzen Pause sagte sie ungefähr Folgendes:

Glücklich die Kinder, welche von guter Natur sind, mein liebenswerther Freund! Ich schreibe nicht so viel auf unsere Bemühungen als Herr von Wolmar. Ungeachtet der Sätze, die er aufstellt, zweifle ich, daß man aus einem schlechten Charakter je etwas Gutes machen und daß jedes Naturell zum Guten gelenkt werden könne; übrigens aber von der Trefflichkeit seiner Methode überzeugt, suche ich mein Verfahren bei der Behandlung der Kinder in Allem nach ihr einzurichten. Meine Hoffnung ruht erstlich darauf, daß böse Kinder nicht aus meinem Schoße hervorgegangen sein werden; sodann darauf, daß ich Kinder, die mir Gott geschenkt hat, unter der Leitung ihres Vaters zu dem Glücke erziehe, ihm einst ähnlich zu werden. Ich habe mir zu dem Ende die Regeln, die ich ihm verdanke, in meiner Weise anzueignen gesucht, indem ich ihnen eine weniger philosophische und der mütterlichen Liebe mehr angemessene Grundlage gab, nämlich den Wunsch, meine Kinder glücklich und zufrieden zu sehen. Es war der erste meines Herzens, als ich den süßen Mutternamen erwarb, und ich widme mein Leben ganz dem Berufe, ihn in Erfüllung zu bringen. Das erste Mal als ich meinen ältesten Sohn in meinen Armen hielt, dachte ich, die Kindheit ist fast ein Viertheil des längsten Menschenlebens; zu den drei andern

Vierteln gelangt man selten; und es ist eine recht grausame Vorsicht, dieses erste Lebensstadium dem Menschen schwer zu machen, um das Glück der Folge sicher zu stellen, die vielleicht nie eintreten wird. Ich dachte, die Natur macht die Kinder in diesem Alter der Schwäche so vielfältig abhängig, daß es grausam wäre, ihre Knechtschaft noch durch die Herrschaft unserer Launen zu vergrößern, und ihnen eine ohnehin so beschränkte Freiheit, die sie so wenig mißbrauchen können, noch zu rauben. Ich nahm mir vor, meinem Knäbchen jeden Zwang so viel als möglich zu ersparen, ihm den ganzen Gebrauch seiner kleinen Kräfte zu lassen, und keine Regung der Natur in ihm zu unterdrücken. Ich habe hierbei schon zwei große Vortheile gewonnen, erstlich den, daß ich aus seiner jungen Seele Lüge, Eitelkeit, Zorn, Neid, mit Einem Worte, alle Laster fern hielt, die Früchte der Sklaverei sind, und die man unvermeidlich in den Kindern nähren muß, um von ihnen das zu erlangen, was man fordert; sodann den, daß ich seinem Körper die Freiheit lasse, sich durch die beständige Bewegung, welche der Naturtrieb heischt, zu stärken und zu befestigen. Gewohnt, wie die Bauerkinder, sich mit bloßem Kopfe im Freien, in der Sonne wie in der Kälte zu tummeln, sich außer Athem zu laufen, sich in Schweiß zu bringen, härtet er sich wie jene gegen die Beschwerden der Witterung ab, und wird gesunder und kräftiger, indem er zugleich ein frohes Leben hat. So ist sowohl an das Alter, als an das, was dem Menschen zustoßen kann, gedacht. Ich sagte Ihnen schon, ich habe eine Scheu vor jener mörderischen Aengstlichkeit, die aus lauter Zärtlichkeit und Sorgfalt ein Kind verweichlicht und schwächt, es durch steten Zwang martert, es von tausend Vorsichtsmaßregeln abhängig macht, kurz, es allen den unvermeidlichen Gefahren, vor denen sie es einen Augenblick behüten will, auf Lebenszeit Preis giebt und, um ihm ein Bißchen Schnupfen in der Kindheit zu ersparen, ihm für das reife Alter Flüsse, Luftbeschwerden, Sonnenstich und Tod bereitet.

Die meisten der Fehler, deren Sie erwähnten, nehmen Kinder, die sich selbst überlassen sind, nur dadurch an, daß man sich nicht begnügt, ihnen ihren Willen zu lassen, sondern daß man ihnen erlaubt, ihn Andern aufzunöthigen; was die äffische Liebe der Mütter herbeiführt, indem Jedermann fühlt, daß er sich ihnen nicht gefällig machen kann, wenn er nicht ihren Kindern Alles zu Gefallen thut. Mein Freund, ich schmeichle mir, daß Sie bei den meinigen nichts bemerkt haben, was etwas von herrischem, befehlshaberischem Wesen auch gegen den

geringsten Bedienten an sich hätte, und daß Sie auch mich nicht den falschen Gefälligkeiten, die man für Kinder zu haben pflegt, verstohlenerweise Beifall geben sahen. In dieser Beziehung verfolge ich, wie ich glaube, einen neuen und sicherern Weg, um mein Kind frei, artig, liebreich und folgsam zugleich zu machen, und zwar bediene ich mich dabei eines sehr einfachen Mittels, nämlich, ich lasse es stets fühlen, daß es ein bloßes Kind ist.

Wenn man die Kindheit an sich selbst nimmt, so läßt sich auf der Welt nichts Schwächeres, Hülfloseres, von Allem, was es umgiebt, Abhängigeres denken. Was ist des Mitleids, der Liebe, des Schutzes bedürftiger, als ein Kind? Scheint es nicht, als seien die ersten Laute, die ihm die Natur giebt, nur deshalb Wehklagen und Weinen, als habe sie ihm nur deshalb eine so zarte Gestalt und eine so rührende Miene gegeben, damit Alles, was ihm naht, von Theilnahme für seine Schwäche ergriffen werde, und sich beeifere, ihm Hülfe zu leisten? Was kann es also Unnatürlicheres geben, als ein Kind, das seiner ganzen Umgebung trotzt, in gebieterischem Tone mit Denen spricht, die nichts weiter zu thun brauchten, als sich nicht um es bekümmern, um es zu Grunde gehen zu lassen; was kann es Verkehrteres geben als blinde Eltern, die solche Frechheit gut heißen, und das Kind daran gewöhnen, einstweilen seine Amme zu tyrannisiren, bis es dereinst sie selbst tyrannisiren wird?

Ich für meinen Theil habe keine Mühe gespart, um den gefährlichen Eindruck, den der Unterschied von Herrschaft und Knechtschaft macht, von meinem Kinde fern zu halten, und ihm nie Veranlassung zu dem Gedanken zu geben, daß es mehr aus Schuldigkeit als aus Mitgefühl bedient werde. Dieser Punkt ist vielleicht der schwierigste und wichtigste der ganzen Erziehung, und ich würde kein Ende finden, wenn ich Alles aufzählen wollte, was ich habe thun müssen, um in ihm dem Instincte zu begegnen, der das Kind so bald die bezahlten Dienste der Hausleute von der zärtlichen Fürsorge der Mutter unterscheiden lehrt.

Eines meiner Hauptmittel war, wie ich Ihnen gesagt habe, daß ich ihn von der Unmöglichkeit überzeugte, sich in seinem Alter ohne unsern Beistand zu erhalten. Hiernach ist es mir nicht schwer geworden, ihm begreiflich zu machen, daß man in Allem, worin man fremder Hülfe bedarf, von anderen Personen abhängig ist, daß die Bedienten eine wahre Ueberlegenheit über ihn haben, indem er ohne sie nicht fertig werden kann, während er ihnen zu nichts nütze ist, so daß er, weit ent-

Viertel gelangt man selten, und es ist eine recht grausame Absicht, dieses erste Lebensstadium dem Menschen schwer zu machen, um das Glück der Folge sicher zu stellen, die vielleicht nie eintreten wird. Ich dachte, die Natur macht die Kinder in diesem Alter der Schwäche so vielfältig abhängig, daß es grausam wäre, ihre Knechtschaft noch durch die Herrschaft unserer Launen zu vergrößern, und ihnen eine ohnehin so beschränkte Freiheit, die sie so wenig mißbrauchen können, noch zu rauben. Ich nahm mir vor, meinem Knäbchen jeden Zwang so viel als möglich zu ersparen, ihm den ganzen Gebrauch seiner kleinen Kräfte zu lassen, und keine Regung der Natur in ihm zu unterdrücken. Ich habe hierbei schon zwei große Vortheile gewonnen, erstlich den, daß ich aus seiner jungen Seele Lüge, Eitelkeit, Zorn, Neid, mit Einem Worte, alle Laster fern hielt, die Früchte der Sklaverei sind, und die man unvermeidlich in den Kindern nähren muß, um von ihnen das zu erlangen, was man fordert; sodann den, daß ich seinem Körper die Freiheit lasse, sich durch die beständige Bewegung, welche der Naturtrieb heischt, zu stärken und zu befestigen. Gewohnt, wie die Bauerkinder, sich mit bloßem Kopfe im Freien, in der Sonne wie in der Kälte zu tummeln, sich außer Athem zu laufen, sich in Schweiß zu bringen, härtet er sich wie jene gegen die Beschwerden der Witterung ab, und wird gesunder und kräftiger, indem er zugleich ein frohes Leben hat. So ist sowohl an das Alter, als an das, was dem Menschen zustoßen kann, gedacht. Ich sagte Ihnen schon, ich habe eine Scheu vor jener mörderischen Aengstlichkeit, die aus lauter Zärtlichkeit und Sorgfalt ein Kind verweichlicht und schwächt, es durch steten Zwang martert, es von tausend Vorsichtsmaßregeln abhängig macht, kurz, es allen den unvermeidlichen Gefahren, vor denen sie es einen Augenblick behüten will, auf Lebenszeit Preis giebt und, um ihm ein Bißchen Schnupfen in der Kindheit zu ersparen, ihm für das reife Alter Flüsse, Luftbeschwerden, Sonnenstich und Tod bereitet.

Die meisten der Fehler, deren Sie erwähnten, nehmen Kinder, die sich selbst überlassen sind, nur dadurch an, daß man sich nicht begnügt, ihnen ihren Willen zu lassen, sondern daß man ihnen erlaubt, ihn Andern aufzunöthigen; was die äffische Liebe der Mütter herbeiführt, indem Jedermann fühlt, daß er sich ihnen nicht gefällig machen kann, wenn er nicht ihren Kindern Alles zu Gefallen thut. Mein Freund, ich schmeichle mir, daß Sie bei den meinigen nichts bemerkt haben, was etwas von herrischem, befehlshaberischem Wesen auch gegen den

geringsten Bedienten an sich hätte, und daß Sie auch mich nicht den falschen Gefälligkeiten, die man für Kinder zu haben pflegt, verstohlenerweise Beifall geben sahen. In dieser Beziehung verfolge ich, wie ich glaube, einen neuen und sicherern Weg, um mein Kind frei, artig, liebreich und folgsam zugleich zu machen, und zwar bediene ich mich dabei eines sehr einfachen Mittels, nämlich, ich lasse es stets fühlen, daß es ein bloßes Kind ist.

Wenn man die Kindheit an sich selbst nimmt, so läßt sich auf der Welt nichts Schwächeres, Hülfloseres, von Allem, was es umgiebt, Abhängigeres denken. Was ist des Mitleids, der Liebe, des Schutzes bedürftiger, als ein Kind? Scheint es nicht, als seien die ersten Laute, die ihm die Natur giebt, nur deshalb Wehklagen und Weinen, als habe sie ihm nur deshalb eine so zarte Gestalt und eine so rührende Miene gegeben, damit Alles, was ihm naht, von Theilnahme für seine Schwäche ergriffen werde, und sich beeifere, ihm Hülfe zu leisten? Was kann es also Unnatürlicheres geben, als ein Kind, das seiner ganzen Umgebung trotzt, in gebieterischem Tone mit Denen spricht, die nichts weiter zu thun brauchten, als sich nicht um es bekümmern, um es zu Grunde gehen zu lassen; was kann es Verkehrteres geben als blinde Eltern, die solche Frechheit gut heißen, und das Kind daran gewöhnen, einstweilen seine Amme zu tyrannisiren, bis es dereinst sie selbst tyrannisiren wird?

Ich für meinen Theil habe keine Mühe gespart, um den gefährlichen Eindruck, den der Unterschied von Herrschaft und Knechtschaft macht, von meinem Kinde fern zu halten, und ihm nie Veranlassung zu dem Gedanken zu geben, daß es mehr aus Schuldigkeit als aus Mitgefühl bedient werde. Dieser Punkt ist vielleicht der schwierigste und wichtigste der ganzen Erziehung, und ich würde kein Ende finden, wenn ich Alles aufzählen wollte, was ich habe thun müssen, um in ihm dem Instincte zu begegnen, der das Kind so bald die bezahlten Dienste der Hausleute von der zärtlichen Fürsorge der Mutter unterscheiden lehrt.

Eines meiner Hauptmittel war, wie ich Ihnen gesagt habe, daß ich ihn von der Unmöglichkeit überzeugte, sich in seinem Alter ohne unsern Beistand zu erhalten. Hiernach ist es mir nicht schwer geworden, ihm begreiflich zu machen, daß man in Allem, worin man fremder Hülfe bedarf, von anderen Personen abhängig ist, daß die Bedienten eine wahre Ueberlegenheit über ihn haben, indem er ohne sie nicht fertig werden kann, während er ihnen zu nichts nütze ist, so daß er, weit ent-

fernt sich etwas darauf einzubilden, daß er bedient wird, die Dienste, die ihm geleistet werden, gewissermaßen gedemüthigt, als einen Beweis seiner Schwäche annimmt, und sich nach der Zeit sehnt, da er groß und stark genug sein wird, um die Ehre zu haben, sich selbst zu bedienen.

Diese Gedanken, sagte ich, würden schwer durchzuführen sein in Häusern, wo die Eltern selbst wie Kinder sich bedienen lassen; aber hier, wo Jeder, Sie vor Allem, seine Geschäfte hat, und das Verhältniß zwischen Dienerschaft und Herrschaft nur ein beständiger Austausch von Diensten und Aufmerksamkeiten ist, halte ich die Durchführung nicht für unmöglich. Indessen begreife ich noch nicht, wie Kinder, die daran gewöhnt sind, daß man ihren Bedürfnissen zuvorkomme, verhindert werden können, dieses Recht auch auf ihre Einfälle auszudehnen, und andererseits, wie sie nicht sollten von der Laune eines Bedienten zu leiden haben, der etwa ein wahres Bedürfniß als bloßen Einfall behandelt.

Mein Freund, entgegnete Frau von Wolmar, eine Mutter ohne hinlängliche Einsicht macht sich aus Allem Ungeheuer; die wahren Bedürfnisse sind bei Kindern, wie bei den Menschen überhaupt, sehr eingeschränkt, und man muß mehr auf die Dauer des Wohlseins Rücksicht nehmen, als auf das Wohlsein eines Augenblickes. Glauben Sie, daß ein Kind, welches nicht unter Zwang gehalten wird, von der Laune seiner Gouvernante unter den Augen der Mutter so viel zu leiden haben könne, daß es dadurch wirklich Leiden hätte? Sie setzen Mißstände voraus, die nur eine Folge von schon vorhandenen Untugenden sind, und bedenken nicht, daß alle meine Mühe darauf gerichtet war, das Aufkeimen solcher Untugenden zu verhüten. Frauen sind von Natur den Kindern gut. Zu Mißhelligkeiten kommt es zwischen jenen und diesen nur dann, wenn einer von beiden Theilen den andern seinen Launen dienstbar machen will. Das kann nun aber hier nicht vorkommen, weder gegen das Kind, von dem man nichts fordert, noch gegen die Gouvernante, der das Kind nichts zu befehlen hat. Ich habe es in dem Allen gerade umgekehrt gehalten, wie andere Mütter, welche so thun, als wollten sie, daß das Kind dem Bedienten gehorche, und in der That wollen, daß der Bediente dem Kinde gehorche. Hier befiehlt und gehorcht keines von beiden; aber das Kind erlangt von denen, die ihm nahen, immer nur so viel Gefälligkeit, als es für sie selbst hat. Indem es auf diese Weise fühlt, daß es auf seine ganze Umgebung keinen anderen Einfluß üben kann, als den des Wohlwollens, wird es artig

und gefällig; indem es die Herzen der Anderen sich zu gewinnen sucht, hängt sich sein eigenes Herz an sie, denn man liebt, indem man sich Liebe erwirbt: dies ist eine unausbleibliche Wirkung der Eigenliebe; und aus der gegenseitigen Zuneigung, welche auf Gleichheit der Stellung beruht, folgen ohne Anstrengung die guten Eigenschaften, die allen Kindern unablässig gepredigt werden, ohne daß man ihnen je eine derselben beibringt.

Ich dachte also, daß es der wesentlichste Punkt in der Erziehung eines Kindes ist, der aber bei den sorgfältigsten Erziehungen gewöhnlich ganz übersehen wird, daß man das Kind seine Hülflosigkeit, seine Schwäche, seine Abhängigkeit, kurz wie Ihnen mein Mann sagte, das schwere Joch der Nothwendigkeit, welches die Natur dem Menschen auflegt, recht fühlen lasse, und zwar nicht nur, damit es dankbar sei für das, was man thut, um ihm dieses Joch zu erleichtern, sondern vorzüglich, damit es sich frühzeitig gewöhne, die Stellung zu erkennen, welche ihm die Vorsehung anweist, sich nicht über sein Maß zu erheben und nichts Menschliches sich fremd*) zu achten.

Von Jugend auf durch die Weichlichkeit, in welcher sie aufgewachsen sind, durch die Rücksichten, welche alle Welt für sie hat, durch die Leichtigkeit, Alles zu erlangen, was sie wünschen, zu der Einbildung verleitet, daß Alles ihren Launen nachgeben müßte, treten die jungen Leute mit diesem unverschämten Anspruch in die Welt, und werden oft nur durch Demüthigungen, Kränkungen und Unannehmlichkeiten davon geheilt. Nun möchte ich gern meinem Sohne diese zweite, empfindliche Erziehung ersparen, indem ich ihn schon in der ersten zu einer richtigen Schätzung der Dinge führe. Ich hatte mir zuerst vorgenommen, ihm Alles zu gewähren, was er fordern würde, indem ich von der Ueberzeugung ausging, daß die ersten Regungen der Natur immer gut und heilsam seien. Aber ich habe bald erkannt, daß die Kinder, indem sie sich ein Recht daraus machen, ihren Willen zu erlangen, fast von Geburt an aus dem Stande der Natur heraustreten und sich unsere Laster durch unser Beispiel und noch dazu durch unsere Unbehutsamkeit angewöhnen. Ich sah, daß seine Einfälle, wenn ich ihnen immer nachgeben wollte, mit meiner Gefälligkeit wachsen würden, daß immer doch ein Punkt eintreten würde, wo man stehen bleiben müßte, und wo ihm

---

*) Anspielung auf einen Spruch im Heautontimorumenos des Terenz: Nil humani mihi alienum puto. D. Ueb.

dann die Weigerung um so empfindlicher sein würde, als er weniger daran gewöhnt wäre. Da ich ihm also bis dahin, daß er vernünftig sein würde, nicht allen Verdruß ersparen konnte, so gab ich dem geringsten und dem, der am schnellsten vorübergeht, den Vorzug. Damit eine abschlägliche Antwort ihm weniger hart dünke, gewöhnte ich ihn vom Anfang daran, daß ihm Manches abgeschlagen würde, und um ihm langes Mißvergnügen, Weinen und Trotzen zu ersparen, machte ich jede abschlägliche Antwort unwiderruflich. Allerdings schlage ich so wenig als nur möglich ab, und sehe erst zwei Mal hin, ehe ich dazu schreite. Alles, was ihm bewilligt wird, erlangt er ohne Umstände auf die erste Bitte, und es wird hierin mit der größten Nachsicht verfahren; aber durch Quälen erlangt er nie etwas; Thränen und Liebkosungen sind nicht minder vergeblich. Er weiß dies so gut, daß er es gar nicht mehr damit versucht; bei dem ersten Worte bescheidet er sich, und macht sich nicht mehr Kummer darüber, wenn er eine Düte Bonbons, die er gern haben möchte, einschließen sieht, als wenn er einen Vogel wegfliegen sähe, den er greifen möchte; denn er weiß, daß das Eine ebenso unmöglich ist, als das Andere. Wenn man ihm eine Sache wegnimmt, so findet er darin nichts, als daß er sie nicht hat behalten können, und wenn man ihm etwas abschlägt, nichts, als daß er es nicht erlangen kann; weit entfernt, den Tisch zu schlagen, an welchen er sich gestoßen hat, wird er nicht einmal den Menschen schlagen, der sich ihm widersetzt. In Allem, was ihm verdrießlich ist, erkennt er die Macht der Nothwendigkeit, die Folge seiner eigenen Schwäche, nie das Werk eines bösen Willens von Seiten der Andern .... Einen Augenblick! sagte sie etwas lebhaft, da sie sah, daß ich antworten wollte; ich sehe Ihren Einwurf voraus, ich werde sogleich darauf kommen.

Das Schreien der Kinder wird vorzüglich dadurch befördert, daß man Achtung darauf giebt, sei es, um ihnen nachzugeben, oder auch nur um sie stillzumachen. Sie bedürfen oft nichts weiter, um einen ganzen Tag zu weinen, als daß sie sehen, man möge ihr Weinen nicht. Begütige man, oder bedrohe man sie, die Mittel, zu denen man greift, um sie stillzumachen, sind fast alle schädlich und fast immer wirkungslos. Solange man sich um ihr Weinen kümmert, ist dies ein Grund für sie, damit fortzufahren, aber sie hören bald auf, wenn sie sehen, daß man nicht darauf Acht giebt, denn Keiner, Groß oder Klein, macht sich gern eine vergebliche Mühe. So ist es gerade mit meinem Aeltesten gegangen; er war anfangs ein kleiner Schreihals, der alle Welt

wach macht, und Sie sind Zeuge, daß man ihn jetzt so wenig im Hause hört, als ob kein Kind darin wäre. Er weint, wenn ihm etwas weh thut; darin folgt er der Natur, der man nie Gewalt anthun soll; aber er schweigt augenblicklich, wenn der Schmerz aufhört. Ich bin nun auch sehr aufmerksam auf seine Thränen, da ich überzeugt bin, daß er keine umsonst vergießt. Ich habe also dabei den Vortheil, daß ich ganz genau weiß, wenn er Schmerzen hat, und wenn nicht, wenn er sich wohl befindet und wenn er sich unwohl fühlt: ein Vortheil, den man bei denjenigen Kindern einbüßt, welche aus Laune weinen und blos, um sich stillmachen zu lassen. Uebrigens gestehe ich, daß dies eine Sache ist, die sich bei den Ammen und Wärterinnen nur schwer durchsetzen läßt, denn da nichts unangenehmer ist, als ein Kind ewig jammern zu hören, und da diese guten Frauen immer nur den Augenblick ansehen, so bedenken sie nicht, daß das Kind, wenn sie es heute stillmachen, morgen desto mehr weinen wird. Das Schlimmste ist, daß der Eigensinn, welchen es sich dabei angewöhnt, auch für das spätere Alter von Folgen ist. Aus derselben Ursache, welche es zu drei Jahren zu einem Schreihals macht, wird es zu zwölfen ein Trotzkopf, zu zwanzigen ein Zänker, zu dreißigen ein herrischer Mensch, und lebenslang unausstehlich.

Jetzt bin ich bei Ihrem Einwand, fuhr sie lächelnd fort; Kinder fühlen leicht in Allem, was man ihnen gewährt, den Wunsch, ihnen gefällig zu sein; dagegen müssen sie sich gewöhnen, bei Allem, was man von ihnen fordert oder was man ihnen abschlägt, Gründe vorauszusetzen, ohne darnach zu fragen. Dies ist wieder ein Vortheil, den man erlangt, wenn man gegen sie im Nothfalle sein Ansehn, nicht aber Ueberredungskünste gebraucht; denn da es ihnen manchmal nicht entgehen kann, daß man Ursache hat, es zu gebrauchen, so ist natürlich, daß sie dasselbe auch dann vermuthen, wenn sie es nicht durchschauen. Umgekehrt, wenn man erst einmal etwas ihrem Urtheile unterworfen hat, machen sie den Anspruch, über Alles zu urtheilen, werden sophistisch, schlau, unehrlich, erfinderisch in Chikanen, und suchen stets das letzte Wort zu behalten gegen Die, welche die Schwachheit haben, sich auf ihre Klügeleien einzulassen. Mit einem Worte, das einzige Mittel, sie auf den Weg der Vernunft zu bringen, ist, daß man nicht mit ihnen vernünftele, sondern sie überzeuge, daß das Vernunfthaben über ihr Alter geht, denn alsdann setzen sie die Vernunft da voraus, wo sie in der That sein sollte, wenigstens wenn man ihnen nicht gerechte Ursache giebt, anders zu denken. Sie wissen wohl, daß man sie nicht quälen

will, sobald sie gewiß sind, daß man sie liebt, und Kinder täuschen sich hierüber selten. Wenn ich also den meinigen etwas abschlage, so lasse ich mich auf keine Erörterungen mit ihnen ein, ich sage ihnen nicht, warum ich nicht will, sondern ich richte es so ein, daß sie es, soweit es möglich ist, selbst entdecken, manchmal erst nachher. Auf diese Weise gewöhnen sie sich, zu begreifen, daß ich ihnen nie etwas abschlage, ohne einen guten Grund zu haben, obgleich sie diesen nicht immer merken.

Nach demselben Grundsatze leide ich es auch niemals, daß meine Kinder sich in die Unterhaltung vernünftiger Leute mischen, und sich einbilden, schon mit zu den Andern zu gehören, eine Dummheit, die gewöhnlich ist, wenn man ihr vorschnelles Geplauder duldet. Ich will, daß sie bescheiden und kurz antworten, wenn man sie fragt, niemals aber aus freien Stücken zu reden anfangen, und besonders sich es nicht beikommen lassen, ältere Personen, denen sie Achtung schuldig sind, naseweis auszufragen.

In der That, Julie, fiel ich ihr in die Rede, das ist viel Strenge für eine so zärtliche Mutter; Pythagoras war nicht strenger gegen seine Zöglinge, als Sie gegen die Ihrigen sind. Es ist nicht blos so, daß Sie sie nicht als fertige Menschen behandeln, man möchte sagen, Sie fürchten sich, daß sie zu bald aufhören möchten, Kinder zu sein. Welches angenehmere und sicherere Mittel kann es für sie geben, sich zu unterrichten, als daß sie über die Dinge, welche sie nicht wissen, Diejenigen befragen, die erleuchteter sind als sie? Was würden zu Ihren Maximen die Pariser Damen sagen, denen ihre Kinder nie früh genug und lange genug plaudern können, und die ihren künftigen Verstand, wenn sie groß sein werden, nach den Dummheiten beurtheilen, welche sie als Kinder auskramen? Wolmar wird sagen, daß dies ganz gut sein mag in einem Lande, wo es für das Hauptverdienst gilt, gut zu schwatzen, und wo einem das Denken gern geschenkt wird, wenn man nur spricht. Aber da Sie den Grundsatz haben, Ihren Kindern das Leben so angenehm zu machen, wie verträgt sich das Wohlbehagen, das Sie ihnen verschaffen wollen, mit so vielem Zwange? Wo steckt denn bei so vieler Einschränkung die Freiheit, die Sie, wie Sie sagen, ihnen lassen?

Wie denn? antwortete sie geschwind, heißt das ihre Freiheit einschränken, wenn man sie verhindert, sich an der unsrigen zu vergreifen, und können sie sich nicht behaglich fühlen, wenn sie nicht ein Kreis umringt, der schweigend ihre kindischen Einfälle bewundert? Wir müssen

dafür sorgen, daß Eitelkeit gar nicht in ihnen rege werde oder wenigstens keine Fortschritte mache; das heißt wahrhaft an ihrem Glücke arbeiten, denn die Eitelkeit des Menschen ist die Quelle seiner größten Leiden, und Niemand ist so vollkommen und wird so gefeiert, daß sie ihm nicht doch mehr Kummer als Freude verursachte *).

Was kann ein Kind von sich denken, wenn es einen ganzen Kreis von vernünftigen Leuten um sich versammelt sieht, welche es anhören, es liebkosen, es bewundern, mit heuchlerischer Begierde die Orakel auffangen, die aus seinem Munde hervorgehen und mit lautem Jubel bei jeder Impertinenz, die es vorbringt, einander zurufen? Ein Mann müßte sich zusammennehmen, daß ihm der Kopf nicht schwindelte, bei all diesem rauschenden Beifall; denken Sie sich also, wie dem Kinde zu Muthe sein muß. Es ist mit dem Geplauder der Kinder wie mit den Prophezeihungen im Kalender; es wäre ein Wunder, wenn unter so vielen leeren Worten nicht einmal eines glücklich paßte. Stellen Sie sich vor, was für einen Eindruck dann die Extase der Schmeichler auf eine arme Mutter, die nur schon zu sehr von ihrem eigenen Herzen hintergangen ist, und auf ein Kind machen muß, das nicht weiß, was es spricht, und sich gefeiert sieht! Denken Sie übrigens nicht, daß ich, weil ich den Fehler einsehe, ganz sicher vor ihm bin; nein, ich sehe ihn und verfalle doch in ihn; aber wenn ich über die Antworten meines Söhnchens entzückt bin, so bin ich wenigstens im Stillen entzückt; er wird nicht durch laut gespendeten Beifall schwatzhaft und eitel gemacht, und die Schmeichler haben nicht das Vergnügen, sie sich von mir erzählen zu lassen, um über meine Schwachheit zu lachen.

Eines Tages, als wir Besuch hatten, war ich einiger Anordnungen wegen hinausgegangen, und als ich wieder in's Zimmer trat, fand ich vier oder fünf große Schwengel beschäftigt, mit ihm zu tändeln, und gleich bei der Hand, mir mit vieler Emphase, ich weiß nicht wie viele allerliebste Sachen wiederzuerzählen, die sie von ihm gehört hatten, und von denen sie sich ganz entzückt stellten. Meine Herren, sagte ich ziemlich trocken zu ihnen, ich zweifle nicht, daß es Ihnen ein Leichtes ist, kleinen Püppchen recht artige Sachen in den Mund zu legen, aber ich hoffe, daß meine Kinder einst zu Männern werden, und selbstständig handeln und reden werden; dann werde ich stets mit herzlicher Freude

*) Wenn je die Eitelkeit einen Menschen glücklich gemacht haben sollte, so ist dies zuverlässig ein Narr gewesen.

vernehmen, was sie Gutes gesagt und gethan haben. Seit man gesehen hat, daß diese Art, mir den Hof zu machen, nicht fing, spielt man mit meinen Kindern wie mit Kindern, nicht wie mit Polichinellen; sie treffen auf keine lieben Gevattern mehr, und sie sind merklich mehr werth, seit man sie nicht mehr bewundert.

Hinsichts der Fragen, so sind ihnen diese nicht ohne Ausnahme verboten; ich bin vielmehr die erste, die sie aufmuntert, ihren Vater oder mich nach Allem, was sie gern wissen möchten, leise zu fragen; aber ich leide nicht, daß sie ein ernsthaftes Gespräch unterbrechen, um alle Welt mit dem ersten besten dummen Schnack, der ihnen einfällt, zu beschäftigen. Die Kunst zu fragen ist nicht so leicht, als man denkt; es ist weit mehr die Kunst des Meisters als des Schülers. Man muß viel gelernt haben, um über das, was man nicht weiß, fragen zu können. „Der Wissende weiß und erkundigt sich," sagt ein indisches Sprichwort, „aber der Unwissende weiß nicht einmal, wonach er sich erkundigen soll." Aus Mangel an nöthiger Vorkenntniß thun Kinder, denen man Freiheit läßt, fast immer nur ungeschickte Fragen, die zu nichts führen, oder tiefe und verfängliche, deren Lösung ihre Fassungskraft übersteigt, und da sie nicht Alles wissen müssen, so ist es wichtig, daß sie nicht das Recht haben, nach Allem zu fragen. Im Allgemeinen lernen sie daher mehr durch die Fragen, die man ihnen vorlegt, als durch diejenigen, die sie selbst aufwerfen.

Wenn diese Methode ihnen so nützlich wäre, als man glaubt, wäre nicht das Erste und Wichtigste, was sie lernen müssen, die Kunst, zurückhaltend und bescheiden zu sein? Und kann es eine andere geben, die sie auf Kosten dieser lernen müßten? Was macht man aus den Kindern, wenn man ihnen, bevor sie in dem Alter sind, in welchem man zu reden versteht, das Wort läßt, und das Recht einräumt, die Erwachsenen vorlaut in's Verhör zu nehmen? Kleine geschwätzige Frager, die weniger fragen, um sich zu belehren, als um die Leute zu belästigen, um alle Welt mit sich zu beschäftigen, und die an diesem Geschwätz noch mehr Vergnügen finden, weil sie merken, daß ihre vorwitzigen Fragen manchmal in Verlegenheit setzen, so daß Jeder unruhig wird, sobald sie nur den Mund öffnen. Das Fragen ist dann nicht sowohl ein Mittel zu ihrer Belehrung, als vielmehr sie dummdreist und eitel zu machen, und dieser Nachtheil ist, meiner Meinung nach, größer als der Vortheil, der ihnen durch das Fragen erwachsen könnte.

denn wenn auch die Unwissenheit allmählig abnimmt, nimmt doch die Eitelkeit unaufhörlich zu.

Das Schlimmste, was aus zu langer Hemmung in dieser Hinsicht entstehen könnte, wäre doch nur, daß mein Sohn sich in den Jahren der Vernunft mit weniger Leichtigkeit auszudrücken wüßte, und daß ihm die Worte weniger zuströmten. Aber wenn ich bedenke, wie die Gewohnheit, sein Leben mit unnützem Gerede hinzubringen, den Geist ausleert, so möchte ich diese glückliche Wortarmuth eher als ein Gut denn als ein Uebel betrachten. Müßige Leute, die stets sich selbst zum Ekel sind, legen der Kunst Anderer, sie zu belustigen, mit Gewalt einen hohen Werth bei, und man möchte sagen, daß der gute Ton darin besteht, nur überflüssige Worte ebenso wie unnütze Geschenke zu machen; die menschliche Gesellschaft hat aber einen edleren Zweck, und ihre wahren Freuden sind gehaltvoller. Das Organ der Wahrheit, die größte Zierde des Menschen, das einzige, dessen Gebrauch ihn von den Thieren unterscheidet, ist ihm nicht gegeben, um es nicht besser anzuwenden, als diese ihr Geschrei. Der Mensch würdigt sich unter das Thier herab, wenn er spricht, um nichts zu sagen, und er soll stets, auch in seinen Zerstreuungen, Mensch bleiben. Mag die herkömmliche Höflichkeit fordern, daß man alle Welt mit leerem Geplapper betäube, ich finde mehr wahre Höflichkeit darin, den Anderen das Wort zu lassen, das, was sie sagen, höher anzuschlagen, als was man selbst sagen würde, und zu zeigen, daß man sie zu sehr achtet, um anzunehmen, daß man sie mit Jämmerlichkeiten belästigen könnte. Die gute Lebensart, das heißt diejenige, welche uns wahrhaft in der Welt beliebt macht, besteht nicht darin, daß man glänze, sondern darin, daß man die Anderen glänzen lasse, und durch eigne Bescheidenheit ihrem Stolze mehr Raum gebe. Man braucht nicht zu fürchten, daß ein Mann von Geist, der nur aus Rücksicht und Mäßigung schweigsam ist, je für einen Dummkopf gelten werde. In welchem Lande es sei, nirgend wird man einen Mann nach dem beurtheilen, was er nicht gesagt hat, und ihn deshalb verachten, weil er schwieg. Im Gegentheil, man bemerkt im Allgemeinen, daß schweigsame Leute für etwas Besonderes gelten, daß man sich in ihrer Gegenwart in Acht nimmt, und daß man ihnen viel Aufmerksamkeit schenkt, wenn sie einmal reden; der Vortheil ist daher ganz auf ihrer Seite, sie haben die Wahl, wann sie sprechen wollen, und es geht von dem, was sie sagen, nichts verloren. Es ist so schwer, auch für den verständigsten Mann, in einem langen Redeflusse stets seiner ganzen

Geistesgegenwart mächtig zu sein, und so selten, daß ihm nicht etwas entfahre, was er nachher bei Muße bedaure, daß er lieber Gutes ungesagt läßt, als sich der Gefahr aussetzt, Schlechtes vorzubringen; kurz, wenn sein Schweigen nicht aus Mangel an Geist herrührt, so liegt, wenn er nicht spricht, sei er so bescheiden als möglich, die Schuld an Denen, in deren Gesellschaft er sich befindet.

Aber von sechs zu zwanzig Jahren ist ein weiter Abstand; mein Sohn wird nicht immer Kind sein, und sobald sein Verstand sich entwickeln wird, hat sein Vater die Absicht, ihn denselben üben zu lassen. Was mich betrifft, so erstreckt sich meine Aufgabe nicht bis dahin. Ich ziehe Kinder groß, und mache nicht den Anspruch, Männer bilden zu wollen. Ich hoffe, sagte sie mit einem Blick auf ihren Mann, daß würdigere Hände dieses edle Geschäft übernehmen werden. Ich bin Frau und Mutter, ich weiß mich in meinen Gränzen zu halten. Noch einmal, mein Amt ist nicht, meine Söhne zu erziehen, sondern sie so weit zu bringen, daß sie erzogen werden können.

Ich thue auch hierin nichts weiter, als daß ich Punkt für Punkt Herrn von Wolmar's System befolge, und je weiter ich schreite, desto mehr erfahre ich, wie trefflich und richtig es ist, und wie gut es zu dem meinigen stimmt. Sehen Sie meine Kinder an, und besonders den Aeltesten, sind Ihnen welche vorgekommen, die munterer und weniger lästig wären? Sie sehen sie den ganzen Tag springen, lachen, laufen, und doch werden sie Niemanden beschwerlich. Giebt es ein Vergnügen, eine Unabhängigkeit, die für ihr Alter paßt, deren sie nicht genössen, oder die sie mißbrauchten? Sie thun sich so wenig vor mir als in meiner Abwesenheit Gewalt an. Im Gegentheil, unter den Augen ihrer Mutter sind sie immer noch ein wenig dreister, und obgleich ich die Urheberin aller Strenge bin, die sie erfahren, finden sie doch mich immer am wenigsten streng, denn es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, nicht das zu sein, was sie auf der Welt am liebsten haben.

Keine anderen Gesetze werden ihnen, wenn sie bei uns sind, auferlegt, als die der Freiheit selbst, nämlich daß sie die Gesellschaft nicht mehr belästigen, als diese sie, daß sie nicht lauter schreien, als man spricht, und da Niemand sie nöthigt, sich mit uns zu beschäftigen, so will ich auch nicht, daß sie von uns verlangen, wir sollten uns mit ihnen beschäftigen. Wenn sie diese gerechten Gesetze übertreten, so ist ihre ganze Strafe die, daß sie augenblicklich weggeschafft werden, und

die ganze Kunst, zu machen, daß dies eine Strafe für sie sei, besteht darin, daß ich mache, daß sie sich nirgend so wohl fühlen als hier. Dies abgerechnet, sind sie in nichts gebunden; man zwingt sie nie, etwas zu lernen; man quält sie nicht mit unnützen Verweisen; sie werden nie gescholten; der einzige Unterricht, den sie erhalten, ist ein praktischer, wie er sich kunstlos aus der Natur der Dinge schöpfen läßt. Jedermann im Hause ist hiernach angewiesen, und bequemt sich meinen Absichten mit einem Fleiß und einer Geschicklichkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen, und wenn irgend ein Mißgriff zu befürchten ist, so beugt ihm meine stete Aufmerksamkeit vor, oder macht ihn leicht wieder gut.

Gestern, zum Beispiel, hatte der Aelteste dem Jüngsten eine Trommel weggenommen, worüber letzterer weinte. Fanchon sagte nichts, aber eine Stunde nachher, als der Räuber der Trommel gerade im besten Spielen damit war, nahm sie sie ihm wieder weg; er lief ihr nach und forderte sie zurück, indem nun er weinte. Sie sagte zu ihm: Du hast sie deinem Bruder mit Gewalt weggenommen, ich nahm sie dir ebenso weg; was hast du dagegen einzuwenden? bin ich nicht auch die Stärkere? Hierauf that sie es ihm nach, und fing an zu trommeln, als ob es ihr großes Vergnügen machte. Bis dahin war Alles vortrefflich; aber einige Zeit nachher wollte sie die Trommel dem Jüngsten wiedergeben; da wehrte ich ihr, denn dies war keine naturgemäße Lection, und es hätte daraus ein erster Keim von Neid zwischen den beiden Brüdern entstehen können. Als er die Trommel einbüßte, unterwarf sich der Jüngste dem harten Gesetze der Nothwendigkeit; der Aelteste fühlte nachher seine Ungerechtigkeit; Beide erkannten ihre Schwachheit, und waren den Augenblick darauf getröstet.

Die Neuheit dieses, den hergebrachten Vorstellungen so widersprechenden Erziehungsplanes hatte mich im ersten Augenblick bedenklich gemacht. Nachdem sie ihn mir ausführlich entwickelt hatten, fing ich an, ihn zu bewundern, und ich gestand mir, daß bei der Leitung des Menschen der Weg der Natur stets der beste ist. Ich fand nur Einen Uebelstand bei dieser Methode (und dieser Uebelstand schien mir sehr erheblich), nämlich daß in den Kindern die einzige Fähigkeit, die sie in ganzer Kraft besitzen und die mit den vorrückenden Jahren nur abnimmt, vernachlässigt wird. Es schien mir, daß ihrem eigenen Systeme nach, je schwächer und ungenügender die Wirkungen der Verstandesthätigkeit sind, desto mehr das Gedächtniß, das in der Jugend so geeignet ist, Arbeit auszuhalten, geübt und befestigt werden

müßte. Diese Kraft, sagte ich, muß die Vernunft vertreten, bis diese hervorbricht, und sie bereichern, wenn sie sich entfaltet hat. Ein Geist, den man in keiner Weise übt, wird durch die Unthätigkeit träge und schwerfällig. Der Same haftet nicht in einem schlecht vorbereiteten Boden, und für die Entwickelung der Vernunft ist mir das eine schöne Vorbereitung, wenn man damit anfängt, dumm und stumpf zu bleiben. Wie? Dumm und stumpf? rief sogleich Frau von Wolmar. Wie können Sie zwei so verschiedene und fast entgegengesetzte Eigenschaften, wie Gedächtniß und Urtheilskraft*) mit einander vermengen? Als ob die Menge von schlechtverdauten und ohne Verbindung aufgenommenen Gegenständen, mit denen man einen noch schwachen Kopf anfüllt, für die Entwickelung der Vernunft nicht mehr schädlich als vortheilhaft wäre! Ich räume ein, daß von allen Kräften der Menschen das Gedächtniß die erste ist, die sich entwickelt und diejenige, die sich in Kindern am leichtesten anbauen läßt; aber was verdient, Ihrer Meinung nach, den Vorzug, das, was ihnen am leichtesten zu lernen, oder das, was ihnen am nöthigsten zu wissen ist?

Sehen Sie nur, welchen Gebrauch man bei Kindern von dieser Leichtigkeit macht, wie sehr man ihnen Gewalt anthun muß, wie man sie einem beständigen Zwange unterwerfen muß, um ihr Gedächtniß aufzuputzen, und vergleichen Sie den Nutzen, den sie davon haben, mit Allem, was man sie deswegen leiden läßt. Wie? Ein Kind zwingen, Sprachen zu studiren, die es niemals sprechen wird, und sogar, noch ehe es seine Muttersprache recht gelernt hat; es unablässig Verse wiederholen und scandiren lassen, die es nicht versteht und deren Harmonie es nur an seinen Fingerspitzen fühlt; seinen Geist mit Kreisen und Bogenlinien verwirren, von denen es nicht den mindesten Begriff hat; ihm tausend Namen von Städten und Flüssen aufladen, die es immer wieder verwechselt, und alle Tage von vorn lernt: heißt dies sein Gedächtniß zum Vortheil seines Verstandes anbauen? Und wiegt dieser ganze nichtsnutzige Erwerb eine einzige der Thränen auf, die er dem Kinde kostet?

Wenn alles Das nur unnütz wäre, so würde ich es weniger schlimm finden; aber ist es denn eine Kleinigkeit, ein Kind ausdrücklich anzu-

---

*) Dies scheint mir nicht richtig gedacht. Nichts ist der Urtheilskraft so unentbehrlich als das Gedächtniß; freilich muß man hierbei nicht an Wortgedächtniß denken.

weisen, daß es sich mit leeren Worten zufrieden gebe, und Dinge zu wissen glaube, die es nicht begreifen kann? Ist es möglich, daß ein solcher Wust nicht den ersten Ideen schade, mit denen man den Kopf eines menschlichen Wesens ausstatten muß? Und wäre es nicht besser, lieber kein Gedächtniß zu haben, als es mit all diesem Ballast anzufüllen zum Nachtheile der nothwendigen Kenntnisse, deren Stelle derselbe einnimmt?

Nein, wenn die Natur dem Hirn des Kindes die Geschmeidigkeit gegeben hat, welche es fähig macht, alle Arten von Eindrücken anzunehmen, so ist dies nicht deshalb geschehen, damit man Namen von Königen, Jahreszahlen, heraldische, mathematische, geographische Ausdrücke und alle jene Worte hineinpräge, die für dieses Alter keinen Sinn und für überhaupt kein Alter Nutzen haben, mit denen man aber seine trübselige und fahle Jugendzeit belädt; sondern deshalb, daß alle auf den Zustand des Menschen bezügliche Ideen, alle diejenigen, welche auf sein Glück abzielen und ihn über seine Pflichten aufklären, sich frühzeitig in unauslöschlichen Zügen abdrücken, und dazu dienen, es während seines ganzen Lebens auf eine seinem Wesen und seinen Fähigkeiten entsprechende Art zu leiten.

Wenn ein Kind auch nicht aus Büchern lernt, so bleibt deswegen sein Gedächtniß noch nicht müßig: Alles, was es sieht, Alles, was es hört, macht ihm Eindruck und haftet in seiner Erinnerung; es behält die Handlungen, die Reden der Leute, und seine Umgebung ist das Buch, aus welchem es, ohne daran zu denken, beständig in seinem Gedächtniß Schätze aufspeichert, von denen dereinst sein Verstand Gewinn wird ziehen können. Im Auswählen der Gegenstände, in der Sorge, ihn unablässig solche darzubieten, die es kennen soll, und ihm solche zu verbergen, die es nicht kennen soll, besteht die wahre Kunst, die frühe seiner Fähigkeiten anzubauen, und auf diese Weise muß man trachten ihm einen Vorrath von Kenntnissen zu verschaffen, die zu seiner Bildung während der Jugend und ihm zum Leitstern für sein ganzes Leben dienen. Diese Methode bildet freilich keine Wunderkinder, und giebt den Gouvernanten und Lehrern nicht Gelegenheit zu brilliren; aber sie bildet vernünftige, kräftige, an Leib und Seele gesunde Menschen, die zwar nicht Bewunderung in jungen Jahren, wohl aber Ehre, wenn sie groß sind, einernten.

Glauben Sie indessen nicht, fuhr Julie fort, daß man die Pflege, welche Sie so hoch anschlagen, hier ganz und gar vernachläßigt. Eine

Mutter von einiger Wachsamkeit hat den Hang ihrer Kinder in ihren Händen. Es giebt Mittel, den Wunsch, dies oder das zu lernen oder zu thun, in ihnen rege zu machen und zu nähren; soweit diese Mittel sich mit der unbedingtesten Freiheit des Kindes vereinigen lassen, und keinen Samen von Lastern in sich tragen, mache ich von ihnen recht gern Gebrauch, jedoch ohne etwas durchsetzen zu wollen, wenn sich nicht sogleich Erfolg zeigt, denn zum Lernen wird noch immer Zeit sein; aber es ist kein Augenblick zu verlieren, um auf das Naturell des Kindes bildend zu wirken, und Herr von Wolmar hat von der ersten Entwickelung der Vernunft eine solche Meinung, daß er behauptet, wenn sein Sohn auch zu zwölf Jahren noch nichts wüßte, würde er doch zu fünfzehn Jahren nicht weniger unterrichtet sein, nicht zu gedenken, daß nichts weniger nothwendig ist, als gelehrt zu sein, und nichts nothwendiger, als verständig und gut zu sein.

Sie wissen, daß unser Aeltester schon recht leidlich liest. Hören Sie, wie ihm die Lust gekommen ist, lesen zu lernen. Ich hatte vor, ihm von Zeit zu Zeit zu seiner Belustigung eine Lafontaine'sche Fabel vorzulesen, und ich hatte damit eben angefangen, als er fragte, ob denn die Raben sprechen könnten. Augenblicklich sah ich, daß es schwierig sein würde, ihm den Unterschied zwischen Dichtung und Lüge begreiflich zu machen; ich zog mich aus der Sache, so gut ich konnte, und jetzt überzeugt, daß Fabeln nur für Erwachsene seien, daß man Kindern aber immer die nackte Wahrheit sagen müsse, ließ ich den Lafontaine ruhen. Ich nahm statt dessen eine Sammlung von lehrreichen und unterhaltenden Geschichten, meistens aus der Bibel gezogen. Da ich nun sah, daß er an meinen Erzählungen Geschmack fand, fiel ich darauf, sie noch nützlicher für ihn einzurichten, indem ich versuchte, selbst welche abzufassen, die jedesmal dem augenblicklichen Bedürfniß angepaßt waren, und die ich so ergötzlich machte, als ich konnte. Ich schrieb sie nach und nach in ein schönes mit Bildern verziertes Buch, welches ich wohl verschlossen hielt, und woraus ich ihm von Zeit zu Zeit ein Geschichtchen vorlas, nicht zu oft, nicht zu lang, und oft dieselben wiederholend und erläuternd, ehe ich zu neuen überging. Ein Kind, das nichts zu thun hat, langweilt sich häufig; die kleinen Geschichten dienten als Aushülfe; oft aber, wenn er gerade am gespanntesten war, fiel mir irgend ein häusliches Geschäft ein, und ich brach an der interessantesten Stelle ab, ging fort und ließ das Buch liegen. Sogleich lief er zu seiner Bonne oder zu Fanchon oder sonst Jemand, und

hat, ihm die Geschichte auszulesen; aber da er Niemanden etwas zu befehlen hat, und alle Leute im Hause vorbereitet waren, so that es Niemand. Der Eine wollte nicht, der Andere hatte zu thun, der Dritte buchstabirte langsam und unverständlich, der Vierte las und hörte wie ich mitten in der Geschichte auf. Als man sah, wie ärgerlich es ihm war, so von allen Leuten abzuhängen, gab ihm Einer heimlich den Rath, er solle doch lesen lernen, damit er Niemanden brauchte und selbst in dem Buche blättern könnte, so viel er wollte. Dieser Vorschlag gefiel ihm. Es galt nun, Jemanden zu finden, der die Gefälligkeit hätte, ihm Unterricht zu geben; wieder eine Schwierigkeit, die man nur so weit trieb, als nöthig war. Ungeachtet aller dieser Vorkehrungen ist er doch drei oder vier Mal der Sache überdrüssig geworden. Man ließ ihn. Ich bemühte mich nur, die Geschichten noch amüsanter zu machen, und er kehrte endlich zu seinem Vorhaben mit so vielem Eifer zurück, daß er, obgleich es erst sechs Monate sind, seit er ernstlich zu lernen angefangen hat, bald die Sammlung wird allein lesen können.

Ungefähr auf diese Weise werde ich seinen Eifer und guten Willen zur Erwerbung aller der Kenntnisse zu wecken suchen, welche Ausdauer und Fleiß erfordern, und seinem Alter etwa angemessen sind; aber obgleich er lesen lernt, holt er seine Kenntnisse nicht aus Büchern, denn sie sind nicht darin zu finden, und das Lesen ist den Kindern in keiner Hinsicht etwas nütze. Ich will ihn auch frühzeitig gewöhnen, seinen Kopf mit Gedanken und nie mit Worten zu füllen; deshalb lasse ich ihn nie etwas auswendig lernen.

Nie? unterbrach ich sie; das ist viel gesagt, denn er muß doch wenigstens seinen Katechismus und seine Gebete auswendig lernen. Darin irren Sie, gab sie zur Antwort. Was das Gebet betrifft, so spreche ich das meinige alle Abende und alle Morgen laut in dem Zimmer meiner Kinder, und das ist hinreichend, daß sie es lernen, ohne daß man sie dazu zwinge; was den Katechismus betrifft, so wissen sie nichts davon. Wie? Julie, Ihre Kinder lernen nicht den Katechismus? Nein, mein Freund, meine Kinder lernen den Katechismus nicht. Was? sagte ich ganz erstaunt, eine so fromme Mutter! .... Ich begreife Sie nicht. Und warum lernen Ihre Kinder den Katechismus nicht? Damit sie einst glauben, was darin steht, sagte sie; ich wünsche Christen aus ihnen zu machen. Aha, ich verstehe Sie, rief ich; Sie wollen nicht, daß ihr Glaube nur in Worten bestehe, und daß sie ihre Religion blos auswendig wissen, sondern daß sie sie glauben, und Sie

denken mit Recht, daß es dem Menschen unmöglich ist, zu glauben, was er nicht versteht. Sie sind sehr schwierig, sagte Herr von Wolmar lächelnd zu mir; sind Sie denn aber Christ? Ich bemühe mich, es zu sein, sagte ich mit festem Tone, ich glaube von der Religion Alles, was ich begreifen kann, und achte das Uebrige, ohne es zu verwerfen. Julie winkte mir Beifall, und wir nahmen den Gegenstand unserer Unterhaltung wieder auf.

Nachdem wir noch auf mehrere Einzelnheiten eingegangen waren, die mir bewiesen, wie thätig, unermüdlich und voraussichtig der mütterliche Eifer ist, schloß sie mit der Bemerkung, daß ihre Methode genau den beiden Zwecken entspräche, die sie vor Augen hätte, nämlich, die natürliche Anlage der Kinder sich entwickeln zu lassen, und dieselbe zu studiren. Meine Kinder sind in nichts gehindert, sagte sie, und können ihre Freiheit nicht mißbrauchen; ihr Charakter kann weder ausarten, noch einschrumpfen; ich lasse ruhig ihren Körper Kraft gewinnen und ihren Verstand aufkeimen; keine Knechtschaft drückt ihre Seele nieder; die Blicke ihrer Umgebung wecken nicht ihre Eigenliebe; sie kommen sich weder wie gewaltige Leute noch wie angefesselte Thiere vor, sondern wie glückliche und freie Kinder. Zu Verhütung von Lastern, die nicht in ihnen sind, haben sie, wie mich dünkt, ein Schutzmittel, welches stärker ist, als andere, die sie nicht verstehen oder die ihnen bald langweilig werden, nämlich das sittliche Vorbild ihrer ganzen Umgebung, die Aeußerungen, die sie hören, die hier aller Welt natürlich sind, und die man nicht erst ausdrücklich für sie zu veranstalten braucht, den Frieden und die Eintracht, die sie vor Augen haben, die Uebereinstimmung, welche sie beständig sowohl in dem gegenseitigen Benehmen Aller, als in dem Benehmen und den Worten jedes Einzelnen herrschen sehen.

Woher sollten ihnen, die ganz in ihrer Unschuld aufgewachsen sind, Laster kommen, von denen sie kein Beispiel vor Augen gehabt haben, heftige Leidenschaften, die sie nie Gelegenheit gehabt zu fühlen, Vorurtheile, die durch nichts ihrer Seele eingeprägt werden? Sie sehen, daß keine Verirrung sich ihrer bemächtigt, daß kein böser Hang sich in ihnen zeigt. Ihre Unwissenheit hat nichts Verstocktes, ihre Begehrlichkeit nichts Eigensinniges, dem Hange zum Bösen ist vorgebeugt; die Natur ist gerechtfertigt, und Alles beweist mir, daß die Fehler, die wir ihr zur Last zu legen pflegen, nicht ihr, sondern unser Werk sind.

So der natürlichen Neigung ihres Herzens überlassen, die durch nichts verkümmert und verleidet wird, nehmen unsere Kinder nicht eine

äußerliche, künstliche Form an, sondern behalten ganz die ihrem ursprünglichen Charakter wesentliche bei; so entfaltet sich dieser Charakter täglich vor unsern Augen ohne allen Rückhalt, und wir können die Regungen der Natur bis in ihre verborgensten Anfänge studiren. Da sie die Gewißheit haben, nicht gescholten oder bestraft zu werden, so wissen sie nichts von Lüge und Heimlichkeit, und in Allem, was sie sprechen, sowohl unter einander als mit uns, lassen sie ungezwungen Alles blicken, was im Grunde ihrer Seele vorgeht. Da sie Freiheit haben, den ganzen Tag mit einander zu plaudern, so denken sie auch vor mir nicht einen Augenblick daran, sich Zwang aufzulegen. Ich gebe ihnen nie Verweise, verbiete ihnen nie den Mund, thue nie, als hörte ich auf sie, und sie könnten die tadelnswerthesten Dinge von der Welt sagen, so würde ich mich nicht stellen, als wüßte ich etwas davon; aber in der That höre ich mit der größten Aufmerksamkeit, ohne daß sie es vermuthen; ich merke mir genau, was sie thun und sagen: es sind die natürlichen Erzeugnisse des Fonds, den man pflegen muß. Ein lasterhaftes Wort in ihrem Munde ist ein fremdes Kraut, dessen Samen der Wind herbeigetragen hat; wenn ich es durch einen Verweis abschnitte, so würde es bald wieder treiben; statt dessen spüre ich im Geheimen der Wurzel nach und trage Sorge, sie auszurotten. Ich bin nichts weiter, setzte sie lachend hinzu, als die Magd des Gärtners; ich jäte den Garten, säubere ihn vom Unkraut: seine Sache ist es, die guten Gewächse anzubauen.

Gestehen wir auch, daß bei aller Mühe, die ich anwenden könnte, eine so gute Unterstützung nothwendig ist, wenn man Erfolg hoffen soll, und daß das Gelingen meiner Bemühungen von einem Zusammentreffen von Umständen abhängt, welches sich vielleicht noch nirgend so wie hier gefunden hat. Es war der helle Verstand eines erleuchteten Vaters nöthig, um aus den hergebrachten Vorurtheilen die wahre Kunst der Kinderleitung herauszuscheiden; es war alle seine Geduld nöthig, um sich in der Anwendung derselben treu zu bleiben, ohne je das, was er lehrte, durch sein Betragen Lügen zu strafen; es waren Kinder von guter Anlage nöthig, an denen die Natur so viel gethan, daß man schon ihr Werk allein lieb gewinnen mußte; es war nöthig, Dienstboten von Verstand und gutem Willen um sich zu haben, die es sich nicht verdrießen lassen, auf die Absichten ihrer Herrschaft einzugehen. Ein einziger roher oder kriechender Mensch würde hinreichend sein, um Alles zu verderben. In der That, wenn man bedenkt, wie viele fremde

Ursachen den besten Absichten schaden und die wohlberechnetsten Entwürfe zu Schanden machen können, muß man für Alles, was man Gutes im Leben thut, dem Schicksal danken und muß sagen, daß die Weisheit gar sehr vom Glück abhängig ist.

Sagen Sie, rief ich aus, daß das Glück noch mehr von der Weisheit abhängig ist. Sehen Sie nicht, daß dieses Zusammentreffen, wegen dessen Sie sich glücklich preisen, Ihr eigenes Werk ist, und daß Alles, was Ihnen naht, gezwungen ist, Ihnen ähnlich zu werden? Mütter, wenn ihr euch beklagt, nicht von den Umständen begünstigt zu sein, wie schlecht kennt ihr euere Macht! Seid ganz das, was ihr sein sollt und ihr werdet alle Hindernisse überwinden. Ihr werdet Jeden zwingen, seine Pflichten zu erfüllen, wenn ihr die eurigen alle treu erfüllt. Sind eure Rechte nicht Rechte der Natur? Allen lästerlichen Grundsätzen zum Trotz werden sie dem Menschenherzen stets theuer sein. Ha! Wollet nur Frauen und Mütter sein, wollet nur, und die sanfteste Herrschaft, die es auf Erden giebt, würde die geachtetste sein.

Am Schlusse dieser Unterredung bemerkte Julie, daß seit Henriettens Ankunft Alles eine neue Leichtigkeit gewonnen habe. Es ist gewiß, sagte sie, daß ich weit weniger Mühe und Kunst nöthig gehabt hätte, wenn ich einen Wetteifer zwischen den beiden Brüdern hätte rege machen wollen; aber dieses Mittel scheint mir zu gefährlich; ich will lieber mehr Mühe haben und nichts wagen. Henriette hat dem nun abgeholfen: da sie von anderem Geschlechte und älter ist, da beide sie wie närrisch lieben und da sie Verstand über ihr Alter hat, so gebrauche ich sie gewissermaßen als die erste Gouvernante meiner Knaben, und mit um so größerem Erfolg, als das, was sie ihnen sagt, ihnen weniger verdächtig ist.

Was Henriette betrifft, so ist ihre Erziehung meine Sache; aber hier treten so ganz andere Grundsätze ein, daß sie ein besonderes Gespräch verdienen; wenigstens kann ich wohl im Voraus sagen, daß es schwer sein wird, den Gaben, die sie von der Natur hat, etwas hinzuzuthun, und daß sie ihrer Mutter selbst gleichkommen wird, wenn irgend Jemand auf der Welt es vermag.

Milord, man erwartet Sie von Tage zu Tage, und dieser Brief sollte wohl mein letzter von hier sein. Aber ich kann mir denken, was Ihren Aufenthalt bei der Armee verlängert, und ich zittere deswegen. Julie ist nicht weniger unruhig; sie ersucht Sie, uns öfter Nachrichten

zukommen zu lassen, und beschwört Sie zu bedenken, wie Sie die Ruhe Ihrer Freunde auf's Spiel setzen, indem Sie Ihre Person wagen. Ich für mein Theil habe Ihnen nichts zu sagen. Thun Sie Ihre Schuldigkeit: ein furchtsamer Rathschlag kann ebenso wenig aus meinem Herzen kommen, als dem Ihrigen zu nahen wagen. Theurer Bomston, ich weiß es nur zu wohl, der einzige deines Lebens würdige Tod wäre, dein Blut für den Ruhm deines Vaterlandes zu vergießen; aber bist du keine Rechenschaft Dem schuldig, der das seinige nur für dich erhalten hat?

Vierter Brief.

Milord Eduard an Saint-Preux.

Ich sehe aus Ihren beiden letzten Briefen, daß mir ein früherer fehlt, wahrscheinlich der erste, den Sie mir zur Armee geschrieben haben, und in welchem sich die Aufschlüsse befanden, die Sie mir über den geheimen Kummer der Frau von Wolmar geben wollten. Ich habe diesen Brief nicht erhalten und vermuthe, daß er in dem Felleisen eines Couriers gewesen, den man uns aufgehoben hat. Wiederholen Sie mir also seinen Inhalt, lieber Freund! mein Kopf findet sich nicht heraus, und mein Herz ist voll Unruhe, denn noch einmal: wenn nicht in Juliens Seele Glück und Frieden wohnen, wo soll man sie hienieden suchen?

Beruhigen Sie sie wegen der Gefahren, denen sie mich ausgesetzt glaubt. Wir haben es mit einem Feinde zu thun, der zu geschickt ist, um uns welche bestehen zu lassen; mit einer Handvoll Menschen macht er unsre ganzen Streitkräfte unnütz, und raubt uns überall die Gelegenheit, ihn anzugreifen. Indessen, da wir sehr voll Selbstvertrauen sind, so könnten wir wohl über Schwierigkeiten hinausgehen, die ein besserer General für unübersteiglich achten würde, und könnten die Franzosen endlich zwingen, uns zu schlagen. Ich prophezeihe, daß wir unsre ersten Erfolge theuer bezahlen werden, und daß die gewonnene Schlacht von Dettingen den Verlust einer in Flandern für uns nach sich ziehen wird. Wir haben einen großen Führer uns gegenüber und, was mehr ist, der das Vertrauen seiner Truppen besitzt. Wenn der französische Soldat sich auf seinen General verlassen kann, so ist er unüberwindlich; umgekehrt hat man leichtes Spiel mit ihm, wenn er von Höflingen commandirt ist, die er verachtet, und das ist so oft der Fall, daß man nur die Hofintriguen und die Gelegenheit abzu-

warten braucht, um mit aller Sicherheit die bravste Nation des Continents zu besiegen. Sie wissen es selbst ganz gut. Als Lord Marlborough die kriegerische Miene und Haltung eines bei Blenheim gefangenen Soldaten sah, sagte er zu ihm: Wenn fünfzigtausend Leute wie du bei der französischen Armee gewesen wären, würde sie sich nicht so haben schlagen lassen. Morbleu! antwortete der Grenadier, wir hatten Leute genug, wie ich, es fehlte uns nur Einer wie Sie. Nun commandirt dermalen ein Mann wie Der die französische Armee, und der unsrigen fehlt er; wir aber denken an dergleichen nicht.

Gleichviel, ich will die weiteren Bewegungen dieses Feldzugs abwarten und bei der Armee bleiben, bis sie in's Winterquartier geht. Bei dieser Zögerung werden wir alle gewinnen. Da die Jahreszeit zu weit vorgerückt ist, um über die Alpen zu gehen, so wollen wir dort, wo Sie sind, den Winter zubringen, und erst im Anfange des Frühlings nach Italien reisen. Sagen Sie Herrn und Frau von Wolmar, daß ich diese neue Einrichtung treffe, um des rührenden Schauspiels, welches Sie so schön beschreiben, zu genießen und Frau von Orbe als Genossin ihres Hauses zu sehen. Fahren Sie fort, mein Theurer, mir mit derselben Genauigkeit zu schreiben; Sie werden mich mehr als je erfreuen. Meine Equipage ist weggenommen worden, und ich bin ohne Bücher; aber ich habe ja Ihre Briefe zu lesen.

Fünfter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Wie viele Freude machen Sie mir durch die Nachricht, daß wir den Winter in Clarens zubringen werden! Aber wie theuer lassen Sie sie mich dadurch erkaufen, daß Sie Ihren Aufenthalt bei der Armee verlängern! Am meisten kränkt es mich, daß ich jetzt deutlich sehe, daß Ihr Entschluß, den Feldzug mitzumachen, schon vor unserer Trennung feststand und daß Sie ihn mir verheimlicht haben. Milord, ich sehe den Grund dieser Verheimlichung ein und kann sie Ihnen nicht Dank wissen. Verachten Sie mich denn so sehr, daß Sie denken, es sei mir damit gedient, Sie zu überleben, oder haben Sie je die niedrige Gesinnung in mir gefunden, die irgend etwas, das mich fesselt, höher hielte, als die Ehre, mit meinem Freunde zu sterben? Wenn ich nicht werth war, Sie zu begleiten, hätten Sie mich nur in London lassen sollen, es würde mich weniger beleidigt haben, als daß Sie mich hierher schickten.

Aus Ihrem letzten Briefe ist klar, daß in der That einer von den meinigen verloren gegangen ist, und es muß in Folge dessen Vieles von den beiden andern dunkel für Sie gewesen sein; aber die zu ihrem Verständniß nöthigen Aufklärungen werden sich bei Muße finden. Das Dringendste ist vor der Hand, daß ich Sie aus der Ungewißheit reiße, in welcher Sie sich über den geheimen Kummer der Frau von Wolmar befinden.

Ich will Ihnen nicht den weitern Verlauf der Unterredung, welche ich mit ihr nach der Abreise ihres Gatten hatte, noch einmal erzählen. Es ist seitdem so Vieles vorgegangen, daß ich sie zum Theil wohl wieder vergessen habe, und wir haben denselben Gegenstand während seiner Abwesenheit so oft wieder aufgenommen, daß ich Ihnen nur den wesentlichen Inhalt mittheilen will, um nicht zu unnützen Wiederholungen genöthigt zu sein.

Sie hat mir also gesagt, daß der Mann, der Alles that, um sie glücklich zu machen, doch zugleich der einzige Urheber all ihres Leides wäre, und daß sie um so mehr litte, je aufrichtiger sie beide sich liebten. Sollten Sie es glauben, Milord? Dieser kluge, vernünftige, von jeder Art von Laster so weit entfernte, den menschlichen Leidenschaften so wenig unterworfene Mann glaubt nichts von dem, was den Tugenden erst einen Werth giebt, und bei aller Unschuld eines vorwurfsfreien Lebens trägt er im Grunde seines Herzens den grauenhaften Frieden der Bösen. Die Folgerung, die sich aus diesem Contraste ziehen ließe, vermehrt noch Juliens Schmerz, und es scheint, daß sie es ihm eher verzeihen würde, den Urheber seines Daseins nicht zu erkennen, wenn er mehr Gründe hätte, ihn zu fürchten, oder mehr Dünkel, um ihm zu trotzen. Wenn ein Mensch, der sich strafbar fühlt, sein Gewissen auf Kosten seiner Vernunft beschwichtigt, wenn Einer, der philosophische Systeme baut, es sich zur Ehre schätzt, anders zu denken als der Pöbel, so sind solche Verirrungen wenigstens begreiflich; aber, fährt sie seufzend fort, für einen so rechtschaffenen und auf sein Wissen so wenig eingebildeten Mann war es auch grade der Mühe werth, ungläubig zu werden!

Man muß mit dem Charakter der beiden Gatten vertraut sein, man muß sie sich im Schoße ihrer Familie denken, wie sie einer im andern für die ganze Welt Ersatz finden, man muß die Einigkeit kennen, die zwischen ihnen in allem Uebrigen herrscht, um zu begreifen, wie sehr ihre Meinungsverschiedenheit über diesen einen Punkt dazu geeignet ist,

den Reiz ihres Zusammenlebens zu trüben. Herr von Wolmar, der im griechischen Ritus aufgezogen ist, war nicht der Mann dazu, die Abgeschmacktheit eines so lächerlichen Cultus zu ertragen. Seine Vernunft, dem einfältigen Joch, das man ihm auflegen wollte, zu sehr überlegen, schüttelte es bald mit Verachtung ab, und indem er damit zugleich Alles von sich warf, was von einer so verdächtigen Autorität an ihn kam, wurde er Atheist, weil er nicht anders als Gott verkennen konnte.

In der Folge, da er immer in katholischen Ländern lebte, fand er nicht Gelegenheit, sich von dem christlichen Glauben durch die Form, in welcher er dort bekannt wird, eine bessere Meinung zu bilden. Er lernte von der Religion nichts kennen, als was das Interesse ihrer Diener ausmacht. Er sah, daß auch dort Alles in eitlen Possen bestand, wenn auch ein wenig subtiler mit nichtsbedeutenden Worten überkleidet; er nahm wahr, daß alle „ordentlichen Leute“ dort einstimmig seiner Ansicht waren und mit derselben gar nicht hinter dem Berge hielten, daß die Geistlichkeit selbst, wenn auch mit etwas mehr Vorsicht, sich heimlich über das lustig machte, was sie öffentlich lehrte, und er hat mir oft versichert, daß er in einem langen Zeitraum und mit vielem Suchen überhaupt nur drei Priester gefunden hätte, die an Gott glaubten*). Indem er redlich nach Aufklärung in diesen Dingen forschte, vertiefte er sich in die Dunkelheiten der Metaphysik, wo der Mensch keinen andern Führer hat, als die Systeme, mit welchen er daran geht. Nachdem er überall nur Zweifel und Widersprüche gefunden, ist er, als er endlich zu Christen kam, zu spät gekommen: sein Glaube hatte sich schon gegen die Wahrheit verschlossen, seine Vernunft war der Gewißheit nicht mehr zugänglich. Was ihm bewiesen wurde, diente mehr nur dazu, irgend eine ältere Meinung zu zerstören, als an deren Statt eine andere aufzubauen, und so kam er zuletzt dahin, alles Dogmatische,

---

*) Gott verhüte, daß ich diesen harten und gewagten Behauptungen beipflichten wollte. Es ist aber eine Thatsache, daß sie von vielen Leuten aufgestellt werden, deren Keckheit das Betragen des Klerus und aller Sekten nur zu sehr rechtfertigt. Indem ich diese Note schreibe, bin ich weit entfernt, mich damit feig hinter die Coulissen zurückziehen zu wollen: ich will vielmehr hier meine Ansicht über diesen Punkt rund heraussagen. Ich glaube, kein wahrer Gläubiger kann unduldsam und verfolgungssüchtig sein. Wenn ich Obrigkeit wäre und das Gesetz Todesstrafe über die Atheisten verhängte, so würde ich damit anfangen, als Atheisten Jeden verbrennen zu lassen, der mir einen Andern als solchen denunciren würde.

welcher Art es sein mochte, gleicherweise zu bestreiten: er gerieth aus dem Atheismus in den Skepticismus.

So ist der Mann, den der Himmel dieser Julie bestimmte, deren schlichten Glauben und sanfte Frömmigkeit Sie kennen. Aber man muß so vertraut mit ihr gelebt haben wie ihre Cousine und ich, um zu wissen, welchen Hang zur Gottseligkeit diese zärtliche Seele von Natur hat. Es ist, als ob deshalb, weil dem Liebesbedürfniß, welches sie verzehrt, nichts Irdisches genugthut, dieses Uebermaß von sehnlichem Gefühl gezwungen sei, zu der Quelle selbst hinaufzusteigen.

Sie ist nicht wie die heilige Therese ein verliebtes Herz, das sich über sich selbst täuscht und sich einen andern Gegenstand vorspiegelt, sondern ein wahrhaft unversiegliches Herz, das weder Liebe noch Freundschaft erschöpfen konnten, und das den Ueberfluß seiner Gefühle dem Wesen zuträgt, das allein würdig ist, sie in sich zu trinken*). Die Liebe zu Gott reißt sie nicht von den Geschöpfen los, giebt ihrem Wesen nichts Hartes und Schroffes. Alle ihre Herzensneigungen, aus derselben Ursache entsprungen, beleben nur eine die andere und werden dadurch desto reizender und süßer; ich wenigstens glaube, daß sie weniger gottselig sein würde, wenn sie ihren Vater, ihren Mann, ihre Kinder, ihre Cousine und mich weniger liebte.

Das Sonderbarste ist, daß sie, je frömmer sie ist, desto weniger es zu sein glaubt, und daß sie sich über die Nüchternheit ihrer Seele beklagt, die es nicht genug versteht, Gott zu lieben. Man mag thun, was man will, sagt sie oft, das Herz hängt sich an den Gegenstand nur durch Vermittelung der Sinne oder der Einbildungskraft, welche sich an deren Stelle setzt; wie soll man aber die Unendlichkeit des allumfassenden Wesens sehen oder sich einbilden?**) Wenn ich mich zu ihm

*) Wie! Gott soll nur haben, was die Creaturen übrig lassen? Im Gegentheil, was die Creaturen von dem menschlichen Herzen in Besitz nehmen können, ist so wenig, daß es doch leer ist, wenn man glaubt, es mit ihnen angefüllt zu haben. Um es auszufüllen, ist ein unendlicher Gegenstand nöthig.

**) Es ist gewiß, daß man die Seele anstrengen muß, um sie zu dem erhabenen Gedanken der Gottheit emporzutreiben. Ein mehr sinnlicher Cultus gewährt dem Geiste des Volkes einen Ruhepunkt; solche Gegenstände der Frömmigkeit, die es der Mühe überheben, an Gott zu denken, sind ihm willkommen. Haben denn also die Katholiken so unrecht gehabt, ihre Legenden, ihren Kalender, ihre Kirchen mit kleinen Engeln, holden Knäbchen und schönen heiligen Jungfrauen anzufüllen? Das Jesuskind in den Armen einer reizenden und züchtigen Mutter ist zu gleicher Zeit eines der rührendsten und eines der angenehmsten Bilder, welche die christliche Devotion dem Auge der Gläubigen darbieten kann.

erheben will, so weiß ich nicht, wo ich bin; da ich keine Beziehung zwischen ihm und mir finde, so weiß ich nicht, wie ich ihn ergreifen soll: ich sehe, ich fühle nichts mehr, ich gehe gleichsam im Nichts unter, und wenn ich von mir auf Andere schließen dürfte, so fürchte ich, daß die Extasen der Mystiker weniger aus einem vollen Herzen, als aus einem leeren Kopfe kommen.

Was soll ich also thun, fährt sie fort, um den Phantomen eines sich verirrenden Denkens zu entrinnen? Ich setze einen Cultus, der zwar grober Art, aber für mich erreichbar ist, an die Stelle jener erhabenen Contemplationen, die meine Kräfte übersteigen. Ich ziehe, wenn auch ungern, die göttliche Majestät herab, stelle zwischen sie und mich sinnliche Gegenstände; da ich sie nicht in ihrem Wesen anschauen kann, so schaue ich sie wenigstens in ihren Werken an, und liebe sie in ihren Wohlthaten; aber wie ich es auch anfangen mag, statt der reinen Liebe, welche sie erheischt, habe ich nur eine eigennützige Erkenntlichkeit ihr darzubringen.

So wird in einem empfindsamen Herzen Alles zur Empfindung. Julie erblickt in der ganzen Welt nur Gegenstände, die sie rühren und dankbar stimmen; überall bemerkt sie die wohlthätige Hand der Vorsehung; ihre Kinder sind das theure Pfand, das diese ihr anvertraut hat. Ihre Geschenke sammelt sie in den Erzeugnissen des Bodens ein, durch ihre Fürsorge sieht sie ihren Tisch besetzt, unter ihrem Schutze schläft sie ein, von ihr hat sie ihr heiteres Erwachen, im Mißgeschick fühlt sie ihre erziehende Hand und im Erfreulichen ihre Gunst, das Gute, das Jeder, der ihr theuer ist, genießt, ist abermals ein Gegenstand ihres Preises. Wenn sich der Gott des Alls ihren schwachen Augen entzieht, sieht sie doch überall den gemeinsamen Vater der Menschen. So die Wohlthaten des Höchsten erkennen, heißt das nicht dem unendlichen Wesen dienen, so viel man kann?

Nun stellen Sie sich vor, Milord, was für eine Qual es ist, mit Dem in Einsamkeit zu leben, der unser Dasein theilt, und die Hoffnung nicht theilen kann, die in unsern Augen erst demselben Werth giebt, nicht mit ihm die Werke Gottes segnen, noch von der seligen Zukunft sprechen zu können, die uns Gottes Güte verheißt, ihn Gutes thun und unempfindlich gegen das, was uns das Thun des Guten angenehm macht, ihn im seltsamsten Widerspruche mit sich selber gottlos denken und christlich leben zu sehen! Denken Sie sich Julie auf Spaziergängen mit ihrem Manne, sie in dem reichen glänzenden Schmuck

der Erde das Werk und das Geschenk des Urhebers aller Dinge bewundernd, ihn in dem Allen nichts als eine zufällige Verknüpfung erblickend, bei welcher nur eine blinde Kraft gewaltet hat. Denken Sie sich zwei zärtlich verbundene Gatten, die nicht wagen, aus Furcht sich gegenseitig Anstoß zu geben, er, sich den Betrachtungen, sie, sich den Gefühlen zu überlassen, welche die umgebenden Gegenstände in ihnen wecken, und gerade durch ihre Liebe genöthigt, sich beständigen Zwang anzuthun. Wir gehen fast nie mit einander spazieren, Julie und ich, ohne daß irgend ein überraschend malerischer Blick diese schmerzlichen Gedanken in ihr aufregt. Ach, sagt sie mit Wehmuth, das Schauspiel der Natur, das für uns so lebendig, so beseelt ist, es ist todt in den Augen des unglücklichen Wolmar, und in der Harmonie der Wesen, worin Alles mit so süßer Stimme Gott verkündigt, findet er nur ein ewiges Stillschweigen. Sie kennen Julien, Sie wissen, wie diese mittheilende Seele es liebt, sich auszusprechen, Sie können sich denken, wie schmerzlich ihr diese Zurückhaltung schon sein müßte, wenn kein Uebelstand weiter damit verbunden wäre, als diese traurige Getheiltheit zwischen Personen, denen Alles gemein sein sollte. Aber noch trübseligere Gedanken knüpfen sich an diesen, die sie nicht zurückweisen kann. Vergeblich sucht sie sich der Angst zu erwehren, welche sie unwillkürlich befällt; jeden Augenblick verstört dieselbe sie von Neuem. Welch ein schrecklicher Gedanke für eine zärtliche Gattin, sich das höchste Wesen als Rächer seiner verkannten Gottheit vorzustellen, zu denken, daß das Glück Dessen, der sie glücklich macht, mit seinem Leben enden soll, und in dem Vater ihrer Kinder nur einen Verdammten zu sehen! Bei diesem furchtbaren Bilde ist die ganze Sanftheit ihres Wesens kaum hinreichend, sie vor Verzweiflung zu schützen, und nur die Religion, welche ihr die Ungläubigkeit ihres Mannes so bitter macht, giebt ihr die Kraft, es zu ertragen. Wenn der Himmel, sagt sie oft, mir die Bekehrung dieses edlen Mannes verweigert, so habe ich nur noch Eine Gnade von ihm zu erbitten, nämlich, daß er mich zuerst sterben lasse.

Dies, Milord, ist die nur zu gerechte Ursache ihres geheimen Kummers; dies der innere Schmerz, der ihrem Gewissen die Verhärtung eines anderen aufzuladen scheint, und nur um so bitterer wird, je mehr sie Anstrengungen macht, ihn zu verbergen. Der Atheismus, welcher bei den Papisten mit freier Stirne einhergeht, ist gezwungen, sich da zu verstecken, wo die Vernunft erlaubt an Gott zu glauben, wo

also den Ungläubigen ihre einzige Entschuldigung genommen ist. Dieses System ist seiner Natur nach trostlos; wenn es Anhänger bei den Großen und Reichen findet, denen es günstig ist, so ist es doch überall dem unterdrückten und elenden Volke ein Abscheu, welches, indem es seine Tyrannen von dem einzigen Zügel, der sie noch mäßigen kann, befreit sieht, sich, zugleich mit der Hoffnung auf ein besseres Leben, den einzigen Trost, der ihm in diesem gelassen ist, entrissen sieht. Frau v. Wolmar sah ein, welche schlimme Wirkung hier der Pyrrhonismus ihres Mannes machen würde, und wollte vorzüglich auch ihre Kinder vor einem so gefährlichen Beispiel bewahren. Es wurde ihr nicht schwer, einen so wahren, aufrichtigen und dabei bescheidenen, schlichten und von aller Eitelkeit freien Mann, der weit davon entfernt ist, Andern ein Gut rauben zu wollen, dessen Entbehrung er selbst bedauert, zu bewegen, daß er nichts von seinen Ansichten blicken ließe. Er dogmatisirt nie, er geht mit uns zur Kirche, bequemt sich den eingeführten Bräuchen, ohne mit dem Munde einen Glauben zu bekennen, den er nicht hat; er vermeidet den Anstoß, und thut in Bezug auf den gesetzlich eingeführten Cultus Alles, was der Staat von einem Bürger fordern kann.

Seit nun fast acht Jahren, seitdem sie verbunden sind, hat Niemand das Geheimniß erfahren, außer Frau v. Orbe, der sie es anvertraut haben. Der Schein wird übrigens so gut und ungezwungen gewahrt, daß ich, nachdem ich sechs Wochen mit ihnen in der größten Vertraulichkeit zugebracht, auch nicht die geringste Ahnung davon hatte, und das Verhältniß vielleicht nie durchschaut haben würde, wenn es mir nicht Julie selbst entdeckt hätte.

Mehrere Gründe haben sie dazu bestimmt. Erstlich: welche Zurückhaltung vertrüge sich mit der Freundschaft, die zwischen uns herrscht? Hieße es nicht ihren Kummer ohne allen Zweck vergrößern, wenn sie sich die süße Befriedigung raubte, ihn mit einem Freunde zu theilen? Sodann wollte sie nicht, daß meine Gegenwart länger ein Hinderniß abgäbe, die Unterhaltungen fortzusetzen, die sie sonst mit ihrem Manne oft über einen Gegenstand gehabt hatte, welcher ihr so sehr am Herzen liegt. Endlich, da sie weiß, daß Sie bald herkommen werden, hat sie gewünscht, und ihr Mann hat nichts dawider gehabt, daß Sie im Voraus von ihren Ansichten unterrichtet würden, denn sie verspricht sich von Ihrer Klugheit Hülfe für unsere bisher vergeblichen Anstrengungen und einen Erfolg, wie er Ihrer würdig ist.

Daß sie gerade diese Zeit wählte, um mir ihren Kummer anzuvertrauen, läßt mich übrigens vermuthen, daß sie dabei auch noch einen anderen Grund haben mochte, den sie mir nicht sagt. Ihr Mann ließ uns allein. Unsere frühere Liebe war aus unserm Gedächtnisse noch nicht verschwunden. Wenn sich unsere Herzen einen Augenblick vergessen hätten, so wären wir der Schmach verfallen gewesen. Ich sah recht gut, daß sie dieses Alleinsein fürchtete und sich davor zu schützen suchte, und der Auftritt von Meillerie hat mich in der That belehrt, daß von uns beiden gerade Der, welcher sich am wenigsten mißtraut, die meiste Ursache dazu hätte.

In der ungegründeten Furcht, der sie aus angeborener Schüchternheit nicht entgehen kann, sann sie nun auf Vorsichtsmittel, und fand keines sicherer, als beständig einen Zeugen zu haben, dem sie Ehrfurcht schuldig wäre, und zwar zwischen uns als Dritten den unbestechlichen und furchtbaren Richter selber zu stellen, der die geheimsten Handlungen sieht und der im Grunde der Herzen liest. Sie umringte sich mit der Majestät des Höchsten; ich sah unaufhörlich Gott zwischen ihr und mir. Welche strafbare Begierde hätte eine solche Schutzwehr durchbrechen können? Mein Herz läuterte sich an dem Feuer ihres Eifers, und ich nahm an ihrer Tugend Theil.

Diese ernsten und wichtigen Gespräche nahmen uns fast ausschließlich in Anspruch, so oft wir uns in der Abwesenheit ihres Mannes sahen, und seit seiner Rückkunft nehmen wir sie häufig in seiner Gegenwart wieder auf. Er nahm daran Theil, als wenn von einem Anderen die Rede wäre und ohne unsere Bemühungen verspotten zu wollen, giebt er uns oft Andeutungen, wie wir die Sache mit ihm behandeln sollten. Dies aber macht gerade, daß ich am Erfolg verzweifle; denn wäre er weniger aufrichtig gegen sich selbst, so könnte man das innere Laster angreifen, aus welchem sein Unglaube Nahrung zieht; aber wenn nur davon die Rede sein kann, zu überzeugen, woher sollen wir Aufschlüsse nehmen, die ihm nicht schon bekannt, und Gründe, die ihm bisher entgangen wären? Als ich mit ihm streiten wollte, sah ich bald, daß alle Argumente, zu denen ich greifen mochte, schon zuvor von Julie vergeblich erschöpft waren, und daß meine trockene Behandlungsweise der gewinnenden Sprache des Herzens und der süßen Ueberredung, die aus ihrem Munde strömt, weit nachstehen mußte. Milord, wir werden diesen Mann nie bekehren; er ist zu kalt, und ist nicht schlecht; es geht

nicht an, ihn zu rühren; der innere Beweis, der Beweis des Gefühls fehlt ihm, und dieser allein kann alle andern unüberwindlich machen.

Wie viele Mühe sich seine Frau auch giebt, ihm ihre Betrübniß zu verhehlen, er fühlt sie und theilt sie: ein so scharfsichtiges Auge läßt sich nicht täuschen. Dieser verschluckte Gram ist ihm nur noch empfindlicher. Er hat mir gesagt, daß er mehrmals versucht habe, scheinbar nachzugeben, und zu ihrer Beruhigung Ansichten zu heucheln, die er nicht hat; aber solche Niedrigkeit liegt seiner Seele zu fern; durch seine Verstellung würde er Julie auch nicht hintergangen, sondern ihr nur eine neue Qual bereitet haben. Die Offenheit, Freimüthigkeit und herzliche Eintracht, welche für so viel anderweitiges Schlimme entschädigt, würde zwischen ihnen gelitten haben. War dies der Weg, die Besorgnisse seiner Frau zu stillen, daß er sich um einen Theil ihrer Achtung brachte? Anstatt also Verstellung gegen sie zu gebrauchen, sagt er ihr ehrlich, wie er denkt; aber er sagt es ihr schlicht, so fern von Verachtung der gewöhnlichen Meinungen, so wenig mit dem spöttischen Hochmuthe der starken Geister, daß diese traurigen Bekenntnisse Julie mehr betrüben als erzürnen, und daß sie, da es ihr nicht gelingt, ihren Mann für ihre Ansichten und Hoffnungen einzunehmen, sich nur noch eifriger bemüht, sein Leben mit den vergänglichen Freuden zu schmücken, auf deren Genuß er seine Glückseligkeit beschränkt. Ach, sagt sie mit Schmerz, wenn der Unglückliche sein Paradies in diese Welt versetzt, so muß man sie ihm wenigstens so schön und hold als möglich machen *).

Die Trauer, mit welcher diese Verschiedenheit der Ansichten das Bündniß der beiden Gatten umflort, beweist besser als jedes Andere, welche unüberwindliche Macht Julie über die Herzen besitzt, indem sich dieser Trauer ein gewisser Trost beimischt, den sie allein auf der Welt im Stande ist zu spenden. Alle Gespräche, alle Streitigkeiten Beider über diesen wichtigen Punkt, weit entfernt, je in Bitterkeit, in Hohn, in Zank überzugehen, endigen jedes Mal mit einer rührenden Scene, die Beide einander nur noch theurer macht.

Als sich gestern das Gespräch, wie häufig, wenn wir Dreie allein

*) Wie viel natürlicher ist nicht dieses menschliche Gefühl, als die schauderhafte Verfolgungssucht, welche es sich zu ihrem steten Geschäfte macht, die Ungläubigen zu quälen, als wollte sie sie in diesem Leben schon verdammen und dem Teufel vorgreifen! Ich werde nicht aufhören, es immer wieder zu sagen, daß diese Verfolger keine Gläubigen sind; Bösewichter sind sie.

sind, wieder um diesen Punkt drehte, kamen wir auf den Ursprung des Bösen zu sprechen, und ich bemühte mich zu zeigen, daß es nicht nur nichts absolut und allgemeinhin Böses im Systeme der Wesen gäbe, sondern daß auch die größten Uebel weit geringer wären, als es auf den ersten Blick schiene, und, wenn man nur Alles in Rechnung zöge, von dem einzelnen und besonderen Guten weit übertroffen würden. Ich führte Herrn von Wolmar sein eigenes Beispiel an, und das Glück seiner Lage durch und durch fühlend, malte ich sie ihm in so wahren Zügen, daß er selbst davon bewegt schien. Das sind ganz Juliens Verführungskünste, sagte er, mich unterbrechend. Sie setzt immer das Gefühl an die Stelle der Vernunft, und macht es so rührend, daß man sie immer statt aller Widerlegung küssen muß; sollte sie etwa, setzte er lachend hinzu, von ihrem Lehrer in der Philosophie diese Art zu argumentiren gelernt haben?

Zwei Monate früher würde mich dieser Scherz grausam aus der Fassung gebracht haben; aber die Zeit der Verlegenheiten ist vorbei: ich lächelte nun auch meinerseits, und obgleich Julie ein wenig erröthete, schien sie doch nicht verlegener als ich. Wir fuhren fort. Ohne über die Qualität des Bösen zu streiten, begnügte sich Wolmar mit dem Zugeständnisse, welches er wohl machen mußte, daß, wenig oder viel, Böses wenigstens vorhanden sei, und aus dem bloßen Vorhandensein desselben folgerte er, daß es der letzten Ursache aller Dinge entweder an Macht oder an Weisheit oder an Güte fehlen müsse. Ich meinerseits suchte den Ursprung des physischen Bösen in der Natur der Materie, und den des moralischen Bösen in der Freiheit des Menschen nachzuweisen. Ich hielt ihm vor, daß Gott Alles könnte, außer andere Wesen schaffen, die dem seinigen in Allem gleich, und dem Bösen in keiner Weise unterworfen wären. Wir waren eben im lebhaftesten Streit, als ich bemerkte, daß Julie verschwunden war. Rathen Sie, wo sie ist, sagte ihr Mann zu mir, als er sah, daß ich sie mit den Augen suchte. Je nun, sagte ich, sie wird hinausgegangen sein, um ein häusliches Geschäft zu besorgen. Nein, sagte er, sie würde zu keinem anderen Geschäfte die Zeit gewählt haben, die diesem gewidmet ist; es geschieht auch Alles, ohne daß sie mich zu verlassen braucht, und ich sehe sie nie etwas thun. So wird sie in die Kinderstube gegangen sein. Ebenso wenig! Ihre Kinder sind ihr nicht theurer als mein Seelenheil. Nun denn, versetzte ich, so weiß ich nicht, was sie machen mag, ich bin aber überzeugt, daß es etwas Nützliches sein

wird. Noch weit weniger, sagte er trocken. Kommen Sie, Sie werden sehen, daß ich recht gerathen habe.

Er schlich leise, ich folgte ihm auf den Zehenspitzen. Wir erreichten die Thür des Cabinets; sie war zu; er warf sie rasch auf. Milord, welcher Anblick! Ich sah Julie auf den Knieen, mit gefalteten Händen in Thränen gebadet. Hastig springt sie auf, trocknet ihre Augen, verbirgt das Gesicht und sucht zu entrinnen. Nie hat man eine solche Verschämtheit gesehen. Ihr Mann ließ ihr nicht Zeit zu entfliehen. Er eilte wie in freudigem Entzücken auf sie zu. Theure Gattin, sagte er, indem er sie umarmte, die Inbrunst deines Gebetes selbst wird zum Verräther an deiner Sache; was fehlt ihm, um wirksam zu sein! Geh, wenn es gehört würde, würde es bald erhört sein. Das wird es, sagte sie, mit dem Tone der Ueberzeugung; Zeit und Stunde weiß ich nicht. Könnte ich es mit meinem Leben erkaufen, keinen Tag desselben würde ich besser angewendet haben, als diesen letzten.

Kommen Sie, Milord, lassen Sie Ihre unglückseligen Schlachten, kommen Sie, und erfüllen eine edlere Pflicht. Zieht der Weise die Ehre, Menschen zu tödten, den Bemühungen vor, die einen Menschen retten können *)?

*) Hierher gehört ein langer Brief von Milord an Julie; es wird von diesem Briefe weiterhin die Rede sein; aber ich hatte guten Grund ihn wegzulassen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die Neue Heloise.

Von

Jean Jacques Rousseau.

Deutsch

von

G. Julius.

Zweite Auflage.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

wird. Noch weit weniger, sagte er trocken. Kommen Sie, Sie werden sehen, daß ich recht gerathen habe.

Er schlich leise, ich folgte ihm auf den Zehenspitzen. Wir erreichten die Thür des Cabinets; sie war zu; er warf sie rasch auf. Milord, welcher Anblick! Ich sah Julie auf den Knieen, mit gefalteten Händen in Thränen gebadet. Hastig springt sie auf, trocknet ihre Augen, verbirgt das Gesicht und sucht zu entrinnen. Nie hat man eine solche Verschämtheit gesehen. Ihr Mann ließ ihr nicht Zeit zu entfliehen. Er eilte wie in freudigem Entzücken auf sie zu. Theure Gattin, sagte er, indem er sie umarmte, die Inbrunst deines Gebetes selbst wird zum Verräther an deiner Sache; was fehlt ihm, um wirksam zu sein! Geh, wenn es gehört würde, würde es bald erhört sein. Das wird es, sagte sie, mit dem Tone der Ueberzeugung; Zeit und Stunde weiß ich nicht. Könnte ich es mit meinem Leben erkaufen, keinen Tag desselben würde ich besser angewendet haben, als diesen letzten.

Kommen Sie, Milord, lassen Sie Ihre unglückseligen Schlachten, kommen Sie, und erfüllen eine edlere Pflicht. Zieht der Weise die Ehre, Menschen zu tödten, den Bemühungen vor, die einen Menschen retten können *)?

---

*) Hierher gehört ein langer Brief von Milord an Julie; es wird von diesem Briefe weiterhin die Rede sein; aber ich hatte guten Grund ihn wegzulassen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die Neue Heloise.

Von

Jean Jacques Rousseau.

Deutsch

von

G. Julius.

Zweite Auflage.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Fünfte Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Sechster Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Wie! Auch nach dem Abgang von der Armee erst noch eine Reise nach Paris? Vergessen Sie denn ganz Clarens und seine Bewohnerin? Sind Sie uns weniger theuer als dem Lord Hyde? Sind Sie diesem Freunde nothwendiger als denen, welche Sie hier erwarten? Sie zwingen uns, Wünsche zu hegen, die den Ihrigen entgegengesetzt sind, und bringen mich dahin, daß ich wer weiß wie gern Einfluß beim französischen Hofe haben möchte, nur um es durchzusetzen, daß Sie die Pässe nicht erhalten, die Sie von dort erwarten. Indeß folgen Sie Ihrem Herzen, besuchen Sie Ihren würdigen Landsmann. Trotz ihm, trotz Ihnen, werden wir dafür gerächt werden, daß Sie ihn uns vorziehen, und wie viel Vergnügen Ihnen der Aufenthalt bei ihm auch verschaffen möge, weiß ich doch, wenn Sie bei uns sein werden, werden Sie die uns entzogene Zeit bereuen.

Als ich Ihren Brief erhielt, kam ich zuerst auf die Vermuthung, daß ein geheimer Auftrag . . . in welche würdigere Hände könnte die Unterhandlung wegen des Friedens gelegt sein? . . . . Aber schenken denn die Könige ihr Vertrauen tugendhaften Männern? Haben sie den Muth, die Wahrheit zu hören? . . . . Nein, nein, theurer Eduard, Sie sind für diesen Posten nicht gemacht, und ich denke zu hoch von Ihnen, um zu glauben, daß Sie, wären Sie nicht von Geburt Pair von England, es je geworden wären.

Komm, Freund, dir wird in Clarens wohler sein, als am Hofe.

Fünfte Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Sechster Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Wie! Auch nach dem Abgang von der Armee erst noch eine Reise nach Paris? Vergessen Sie denn ganz Clarens und seine Bewohnerin? Sind Sie uns weniger theuer als dem Lord Hyde? Sind Sie diesem Freunde nothwendiger als denen, welche Sie hier erwarten? Sie zwingen uns, Wünsche zu hegen, die den Ihrigen entgegengesetzt sind, und bringen mich dahin, daß ich wer weiß wie gern Einfluß beim französischen Hofe haben möchte, nur um es durchzusetzen, daß Sie die Pässe nicht erhalten, die Sie von dort erwarten. Indeß folgen Sie Ihrem Herzen, besuchen Sie Ihren würdigen Landsmann. Trotz ihm, trotz Ihnen, werden wir dafür gerächt werden, daß Sie ihn uns vorziehen, und wie viel Vergnügen Ihnen der Aufenthalt bei ihm auch verschaffen möge, weiß ich doch, wenn Sie bei uns sein werden, werden Sie die uns entzogene Zeit bereuen.

Als ich Ihren Brief erhielt, kam ich zuerst auf die Vermuthung, daß ein geheimer Auftrag . . . in welche würdigere Hände könnte die Unterhandlung wegen des Friedens gelegt sein? . . . . Aber schenken denn die Könige ihr Vertrauen tugendhaften Männern? Haben sie den Muth, die Wahrheit zu hören? . . . . Nein, nein, theurer Eduard, Sie sind für diesen Posten nicht gemacht, und ich denke zu hoch von Ihnen, um zu glauben, daß Sie, wären Sie nicht von Geburt Pair von England, es je geworden wären.

Komm, Freund, dir wird in Clarens wohler sein, als am Hofe.

O was für einen Winter werden wir miteinander verleben, wenn die Hoffnung, hier uns alle vereinigt zu sehen, nicht trügt! Jeder Tag dient zur Vorbereitung, indem er eine jener bevorzugten Seelen herführt, die einander so theuer, die so werth sind sich zu lieben, und die nur Sie zu erwarten scheinen, um der ganzen übrigen Welt entbehren zu können. Sie haben auf die Nachricht, welcher glückliche Zufall die Gegenpartei des Barons von Étange hier durchgeführt hat, Alles richtig vorausgesagt, was aus dieser Begegnung folgen müßte, und ganz so, wie es wirklich gekommen ist*). Dieser alte Streitbold ist zwar fast ebenso unbeugsam und halsstarrig als sein Gegner, hat aber doch dem allmächtigen Einfluß, der uns alle unterjocht, nicht widerstehen können. Nachdem er Julie gesehen, nachdem er sie gehört, nachdem er mit ihr gesprochen, hat er sich geschämt, gegen ihren Vater im Prozeß zu liegen. Er ist so günstig gestimmt nach Bern abgegangen, und der gütliche Vergleich ist gegenseitig in so gutem Gange, daß wir den Baron, seinem letzten Brief zufolge, in wenigen Tagen zurückerwarten.

Das werden Sie schon von Herrn v. Wolmar erfahren haben; was Sie aber wahrscheinlich noch nicht wissen, ist, daß Frau v. Orbe ihre Geschäfte beendigt hat und seit Donnerstag hier ist, um nun für immer bei ihrer Freundin zu leben. Da sie mir Nachricht gegeben hatte, an welchem Tage sie ankommen würde, ging ich ihr, ohne Wissen der Frau v. Wolmar, die überrascht werden sollte, entgegen. Ich traf sie diesseits Lutri und kam mit ihr hierher zurück.

Ich fand sie lebendiger und liebenswürdiger, als je, aber sich nicht gleich bleibend, zerstreut, nicht hörend, noch weniger antwortend, ohne Folge und in abgebrochenen Sätzen sprechend, ganz in jener Unruhe, deren man sich nicht erwehren kann, wenn man auf dem Punkte ist, das zu erlangen, was man heftig gewünscht hat. Es war jeden Augenblick, als ob sie zitterte, am Ziele noch wieder umkehren zu müssen. Ihre Abreise, obwohl lange aufgehalten, war doch zuletzt so in Eile geschehen, daß die Herrin und die Bedienten nicht gewußt hatten, wo ihnen der Kopf stand. Das Reisegepäck, welches sie mit sich führten, war in lächerlicher Unordnung. So oft die Kammerfrau die Be-

*) Man sieht, daß hier mehrere Briefe fehlen, wie dies auch an anderen Stellen der Fall ist. Der Leser wird sagen, daß man es sich mit solchen Auslassungen sehr bequem macht, und ich bin ganz seiner Meinung.

fürchtung äußerte, dies oder das vergessen zu haben, versicherte Clara immer, sie habe es in den Kutschkasten legen lassen, und das Komische war, daß, wenn man nachsah, nicht die Probe davon zu finden war.

Damit Julie ihren Wagen nicht höre, stieg sie in der Allee aus, rannte wie unsinnig über den Hof, und stürzte hastig die Treppe hinauf, daß sie auf dem ersten Absatz stehen bleiben, und Athem schöpfen mußte. Herr v. Wolmar kam ihr entgegen. Sie konnte kein Wort hervorbringen.

Als die Zimmerthür geöffnet wurde, sah ich Julie gegen das Fenster gekehrt sitzen, mit der kleinen Henriette auf dem Schoße, wie sie oft pflegt. Clara hatte eine schöne Rede nach ihrer Manier ausgedacht, sentimental und ausgelassen durcheinander; aber als sie den Fuß auf die Schwelle setzte, war Rede, Ausgelassenheit, Alles vergessen, sie fliegt auf ihre Freundin zu, indem sie mit einem Jauchzen, das sich nicht beschreiben läßt, schreit: Cousine, ewig, ewig, bis zum Tode! Henriette erblickt ihre Mutter, springt und läuft ihr entgegen, indem auch sie aus allen Kräften schreit: Mamma, Mamma! und rennt so hart gegen sie an, daß die arme Kleine von dem Stoße zu Boden fällt. Diese plötzliche Erscheinung, dieser Fall, die Freude, der Schreck ergreifen Julie dergestalt, daß sie mit ausgebreiteten Armen und mit einem gellen Schrei aufspringt, im Augenblick aber ohnmächtig zurücksinkt. Clara, die ihre Tochter aufheben will, sieht ihre Freundin erbleichen; sie steht, weiß nicht, wohin sich zuerst wenden. Endlich, da sie mich Henrietten aufheben sieht, springt sie nach Julien, um der ohnmächtigen aufzuhelfen, und fällt in demselben Zustande über sie.

Henriette, die beide regungslos liegen sieht, fängt an so zu weinen und zu schreien, daß Fanchon herbeistürzt, jene läuft zu ihrer Mutter, diese zu ihrer Frau. Ich, erschrocken, bestürzt, außer mir, lief mit großen Schritten im Zimmer hin und her, ohne zu wissen, was ich that, mit abgerissenen Ausrufungen und in einer zitternden Hast, deren ich nicht Herr werden konnte. Wolmar selbst, der kalte Wolmar, war erschüttert. O Gefühl, Gefühl, süßes Leben der Seele! Welches Herz ist so von Eisen, daß du es nie gerührt hättest? Wo ist der unglückselige Sterbliche, dem du nie Thränen entlockt hättest? Anstatt zu Julien zu eilen, warf sich der glückliche Gatte auf einen Sessel, um seine Augen gierig an dem entzückenden Schauspiel zu weiden. Seien Sie unbesorgt, sagte er, als er unsere Aufregung sah; solche Scenen der Lust und Freude erschöpfen die Natur nur einen Augenblick, um

sie mit neuer Kraft zu beseelen; sie sind nie gefährlich. Lassen Sie mich das Glück genießen, das ich empfinde, und das Sie theilen. Was muß es erst für Sie sein! Ich habe nie ähnliches gekostet, und bin doch von uns Sechsen derjenige, der am wenigsten beglückt ist.

Milord, nach diesem ersten Augenblick können Sie sich eine Vorstellung von dem Uebrigen machen. Die Vereinigung der beiden Freundinnen weckte im ganze Hause einen freudigen Widerhall und einen Aufruhr, der noch nicht gestillt ist. Julie war außer sich, war in einer Aufregung, wie ich sie noch nicht gesehen hatte; es war den ganzen Tag an nichts zu denken, als sich immer wieder und wieder anzusehen, und mit immer neuem Entzücken zu umarmen. Nicht einmal an den Apollosaal wurde gedacht, die Freude war allerwegen, man hatte nicht nöthig erst noch an ihn zu denken. Kaum am andern Tage fand sich kaltes Blut genug, um ein Fest zuzurichten. Ohne Wolmar wäre Alles drüber und drunter gegangen. Jeder schmückte sich auf's beste. Keine Arbeit war erlaubt, als solche, die zur Lustbarkeit gehörte. Das Fest wurde gefeiert, nicht mit Pracht, aber in einer wahren Raserei; es herrschte dabei ein Wirrwarr, der es rührend machte, und seine Unordnung war seine schönste Zierde.

Der Morgen ging damit hin, Frau von Orbe in ihr Amt als Intendantin oder Oberhofmeisterin einzusetzen, und sie beeilte sich, ihre Thätigkeit anzutreten, mit einem kindischen Eifer, der uns lachen machte. Als die beiden Cousinen zum Essen in den schönen Salon traten, sahen sie auf allen Seiten ihre verschlungenen Namenszüge aus Blumen gebildet. Julie errieth im Augenblick, von wem diese Aufmerksamkeit herkam, sie umarmte mich freudig ergriffen. Clara nahm, gegen ihre alte Gewohnheit, Anstand, es ebenso zu machen. Wolmar zog deshalb auf sie los, und erröthend folgte sie dem Beispiele ihrer Cousine. Dieses Erröthen, das ich nur zu gut bemerkte, machte eine Wirkung auf mich, die ich nicht recht angeben kann, doch fühlte ich mich nicht frei von Bewegung, als sie mich in ihre Arme schloß.

Nachmittags fand eine allerliebste Collation im Frauengemach statt, bei welcher der Hausherr und ich dieses Mal zugelassen wurden. Die Männer schossen nach der Scheibe um einen Preis, den Frau von Orbe ausgesetzt hatte. Der Neuangekommene trug den Sieg davon, obgleich er weniger Uebung hatte als die Uebrigen. Clara ließ sich über seine Geschicklichkeit kein X für ein U machen, Hans selbst täuschte sich darüber nicht, und wollte den Preis nicht annehmen; aber seine

sämmtlichen Kameraden zwangen ihn dazu, eine Artigkeit, die, wie Sie denken können, nicht verloren war.

Am Abende versammelte sich das ganze Haus, jetzt um drei Personen stärker, zum Tanze. Clara schien von der Hand der Grazien geputzt; sie war nie so glänzend gewesen als diesen Tag, sie tanzte, sie schwatzte, sie lachte, sie ertheilte ihre Befehle, sie war an allen Enden. Sie hatte geschworen, mich müde zu tanzen, und nach fünf oder sechs sehr lebhaften Contretänzen, die in einem Athem gemacht wurden, vergaß sie den gewöhnlichen Vorwurf nicht, daß ich wie ein Philosoph tanzte. Ich sagte ihr dagegen, sie tanze wie ein Kobold, sie mache nicht weniger Rumor, und mir wäre bange, daß ich Tag und Nacht nicht Ruhe vor ihr haben würde. Im Gegentheil, sagte sie, da ist ein Mittelchen, daß Sie in einem Stück fortschlafen sollen; und im Augenblick zog sie mich wieder zum Tanze.

Sie war unermüdlich; mit Julie war es nicht ebenso, sie hatte Mühe sich aufrecht zu halten, die Kniee zitterten ihr beim Tanze, sie war zu ergriffen, um munter zu sein; oft sah man Freudenthränen aus ihren Augen fließen; sie betrachtete ihre Cousine mit wonnigen Blicken, es war ihr süß, sich einzubilden, als ob sie die Fremde sei, der das Fest gegeben würde, und Clara die Herrin vom Hause, die es veranstaltete. Nach dem Abendessen brannte ich Raketen ab, die ich aus China mitgebracht hatte und die vielen Effect machten. Wir blieben bis tief in die Nacht hinein munter. Endlich mußte man sich trennen, Frau von Orbe war müde, oder mußte es doch sein, und Julie meinte, man müsse bei Zeiten zu Bette gehen.

Allmählig stellte sich die Ruhe wieder her und die Ordnung kehrte mit ihr zurück. Clara, so toll sie ist, kann sich, wenn sie will, ein Ansehen geben, daß man Achtung haben muß. Sie besitzt viel Takt, ein feines Urtheil, den scharfen Blick Wolmar's und Juliens Gutherzigkeit. Obgleich sie außerordentlich freigebig ist, fehlt es ihr doch auch nicht an Bedachtsamkeit, und als der so jung Verwittweten das edle Amt zufiel, für ihre Tochter zu sorgen, befand sich das beiderseitige Vermögen sehr gut in ihren Händen. Es ist daher keine Ursache, zu befürchten, daß unter ihrer Aufsicht das Haus weniger gut geleitet sein werde als zuvor. Julie hat hierdurch das Vergnügen, sich ganz derjenigen Beschäftigung widmen zu können, die am meisten nach ihrem Geschmack ist, nämlich der Erziehung der Kinder, und ich zweifle nicht, daß auch Henriette dadurch, daß die eine ihrer Mütter

der andern in der Wirthschaft beisteht, ausnehmend gewinnen werde. Ich sage ihrer Mütter, denn wenn man sieht, wie beide mit ihr umgehen, ist es schwer, die rechte herauszufinden, und Gäste, die wir heute bekommen haben, sind oder scheinen darüber noch in Zweifel. In der That, beide nennen sie ohne Unterschied Henriette oder mein Töchterchen. Sie nennt die eine Mamma, und die andere Mammachen. Dieselbe Zärtlichkeit herrscht von beiden Seiten; sie ist gleich folgsam gegen beide. Wenn die Damen gefragt werden, welcher sie gehöre, so antwortet jede: Mir. Wenn man Henriette fragt, so findet es sich, daß sie zwei Mütter hat. Mehr als genug, um die Sache räthselhaft zu machen. Die Scharfsichtigsten entscheiden sich jedoch am Ende für Julie; Henriette, deren Vater blond war, ist blond wie sie, und gleicht ihr sehr. Eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit drückt sich in Juliens sanften Augen noch mehr aus, als in Clarens munteren Blicken. Die Kleine nimmt bei Julien eine respectvollere Miene an, und giebt mehr auf sich Achtung. Unwillkürlich setzt sie sich öfter neben Julie, weil Julie ihr öfters etwas zu sagen hat. Man muß gestehen, daß der Schein mehr zu Gunsten Mammachens spricht, und ich habe bemerkt, daß es den beiden Cousinen so viel Vergnügen macht, die Leute sich irren zu sehen, daß der Irrthum wohl manchmal erheuchelt und zu einem Mittel benutzt werden möchte, ihnen den Hof zu machen.

Milord, in vierzehn Tagen wird Niemand mehr hier fehlen, als Sie. Und wenn Sie da sein werden, so wird man von jedem Menschen schlecht denken müssen, der es über sein Herz brächte, Tugend und Freude anderwärts auf Erden zu suchen, weil er sie in diesem Hause nicht zu finden wüßte.

Siebenter Brief.

Saint-Preux an Milord Eduard.

Seit drei Tagen setze ich jeden Abend an, um an Sie zu schreiben, aber nach arbeitsvollem Tage übermannt mich die Müdigkeit, sobald ich auf meinem Zimmer bin. Morgens mit Tagesanbruch geht es schon wieder an die Arbeit. Ein süßerer Rausch als vom Weine versetzt mein Innerstes in einen köstlichen Taumel, und ich mag Freuden, die mir ganz neu geworden, keinen Augenblick entziehen.

Ich kann mir nicht denken, daß irgend ein Ort der Welt mir miß-

sollten könnte, wo ich einen Umgang hätte, wie ich ihn hier finde. Aber wissen Sie, warum Clarens mir an sich selbst gefällt? Weil ich mich hier wirklich auf dem Lande fühle, und zwar so eigentlich fast zum ersten Male in meinem Leben. Der Städter versteht es nicht, das Land zu lieben, er versteht es nicht, auf dem Lande zu leben, kaum weiß er, wenn er auf dem Lande ist, was er da anfangen soll. Er verachtet die Arbeiten, die Vergnügungen des Landlebens; er kennt sie nicht; er befindet sich auf seinem eigenen Gute wie in einem fremden Lande: es wundert mich nicht, daß er sich da nicht gefällt. Auf dem Dorfe muß man Bauer sein, oder gar nicht hingehen, denn was will man sonst dort? Die Pariser, welche auf's Land zu gehen meinen, gehen nicht auf's Land, sie nehmen Paris mit hin. Sie schleppen ihre Sänger, ihre Schöngeister, ihre Schriftsteller, ihre Schmarotzer mit. Spiel, Musik, Komödie sind dort ihre einzige Beschäftigung*). Ihr Tisch ist wie in Paris besetzt; sie essen zu den nämlichen Stunden; man servirt dieselben Gerichte, in demselben Tafelgeschirr; sie thun durchaus nur, was sie in Paris zu thun pflegen. Hätten doch lieber dort bleiben sollen. Denn wie reich man sei, wie viel Vorkehrungen man treffen möge, dies und das entbehrt man immer; man kann eben nicht ganz Paris mit hinausnehmen. Also die Abwechselung gerade, um die es ihnen so sehr zu thun ist, rauben sie sich; sie kennen immer nur eine einzige Art zu leben, bei der sie sich beständig langweilen.

Die Landarbeit sieht sich hübsch mit an und hat an sich nichts so Mühseliges, daß man Mitleid haben müßte. Ihre Nützlichkeit für die Gesammtheit und für das Einzelleben nimmt das Interesse in Anspruch; sodann ist sie der ursprünglichste Beruf des Menschen, sie zaubert dem Geiste angenehme Bilder und dem Herzen alle Reize des goldenen Zeitalters vor. Die Einbildungskraft bleibt nicht kalt beim Anblick des Pflügens und Erntens. Die Einfalt des Land- und Hirtenlebens hat immer etwas Rührendes. Wenn man die Wiesen mit Leuten bedeckt sieht, welche heuen und singen, und in der Ferne zerstreute Heerden, so fühlt man sich unwillkürlich das Herz bewegt, ohne zu wissen warum. So spricht die Stimme der Natur auch noch zu

*) Man muß noch die Jagd hinzurechnen; aber auch dabei machen sie es sich so bequem, daß sie nicht die halbe Anstrengung und nicht das halbe Vergnügen davon haben. Aber ich will mich hier auf das Kapitel von der Jagd nicht einlassen; es bietet zu viel Stoff dar, um in einer Note abgehandelt zu werden. Ich werde vielleicht Gelegenheit finden, mich anderswo darüber auszulassen.

unserem entarteten Herzen und, wiewohl vergebliches Leid erweckend, doch immer so süß, daß man sie nicht ohne Vergnügen vernimmt.

Ich gestehe, daß das Elend, welches in manchen Ländern auf den Dörfern herrscht, wo der Zolleinnehmer die Frucht des Bodens verzehrt, daß die schnöde Habsucht geiziger Pächter, die unbeugsame Härte unmenschlicher Herren diesem Gemälde viel von seinem Reize nimmt. Abgezehrte Pferde, die unter Schlägen fast erliegen, unglückliche Bauern, halbverhungert, von Strapazen aufgerieben und mit Lumpen bedeckt, Dörfer, die aus elenden Hütten bestehen, bieten dem Auge ein trauriges Schauspiel dar; fast möchte man bedauern Mensch zu sein, wenn man an die Unglücklichen denkt, von deren Blut man sich sättigen muß. Aber welch ein Vergnügen, gute, verständige Verwalter zu sehen, die sich durch die Bewirthschaftung ihrer Ländereien in Stand setzen, Wohlthaten zu üben, die an ihr alle ihre Freude haben, und die mit vollen Händen die Gaben der Vorsehung ausstreuen, Alles, was sie umgiebt, Menschen und Thiere mit dem Gute nähren, wovon ihre Scheuern, ihre Keller, ihre Böden strotzen, Ueberfluß und Freude um sich her verbreiten und sich aus der Arbeit, welche sie bereichert, ein immerwährendes Fest machen! Wie könnte man sich der süßen Täuschung entziehen wollen, welche diese Gegenstände hervorrufen? Man vergißt sein Jahrhundert und seine Zeitgenossen, man versetzt sich in die patriarchalischen Zeiten; man wünscht selber Hand an's Werk zu legen und die ländlichen Arbeiten und das Glück, das man an sie geknüpft sieht, zu theilen. O Zeiten der Liebe und der Unschuld, wo die Frauen zärtlich und sittig waren, und die Männer einfach und zufrieden lebten! O Rahel, reizendes und standhaft geliebtes Mädchen, glücklich der Mann, der, um dich zu gewinnen, sich vierzehn Jahre Dienstbarkeit nicht leid sein ließ! O holder Pflegling der Noemi! Glücklich der gute Alte, dessen Füße und Herz du wärmtest! Nein, nirgend herrscht die Schönheit mit größerer Macht, als unter ländlichen Beschäftigungen. Da schlagen die Grazien ihren Thron auf, einfach ist ihr Schmuck, fröhlich ihr Wesen, und wider Willen muß man sie anbeten. Verzeihung, Milord, ich bin schon wieder bei der Sache.

Seit einem Monat hat die Herbstwärme uns eine glückliche Weinlese vorbereitet; mit dem ersten Reif ist sie eingetreten*); die entblät-

*) Man liest im Waadtlande sehr spät, weil die Hauptermte in weißen Sorten besteht, denen der Reif heilsam ist.

terte Rebe stellt die Pracht ihrer Trauben bloß, trägt die Gaben des Vater Lyäus zur Schau und scheint die Sterblichen einzuladen, sich ihrer zu bemächtigen. Alle Weinberge, beladen mit dieser wohlthätigen Frucht, welche der Himmel den Unglücklichen darbietet, damit sie ihres Elendes vergessen, das Getöse der Faßbinder, die allerwärts an Tonnen, Kufen, Lagerfässern*) arbeiten, der Gesang der Winzerinnen, von welchem alle Hügel widerhallen, der beständige Hin- und Hergang Derer, welche die Lese zur Kelter schaffen, der rauhe Ton der bäuerischen Instrumente, welche sie bei der Arbeit aufmuntern, das liebenswürdige und rührende Gemälde einer allgemeinen Fröhlichkeit, welche in diesem Augenblick die Oberfläche der Erde zu bedecken scheint, endlich der Nebelschleier, den die Sonne am Morgen wie einen Theatervorhang aufzieht, um dem Auge das ganze reizende Schauspiel zu enthüllen, Alles vereinigt sich, um ihr ein festliches Ansehn zu geben, und dieses Fest wird bei genauerer Betrachtung nur desto schöner, wenn man bedenkt, daß es das einzige ist, bei welchem die Menschen das Angenehme mit dem Nützlichen zu paaren gewußt haben.

Herr von Wolmar, dessen Besitz hier vorzugsweise in Weingärten besteht, hat im Voraus alle nöthigen Anstalten getroffen. Die Kufen, die Kelter, die Keller, die Fässer warten nur auf den süßen Saft, zu dessen Aufnahme sie bestimmt sind. Frau von Wolmar hat das Geschäft des Einerntens über sich genommen; die Wahl der Arbeiter, die Anordnung und Vertheilung der Arbeiten ist ihre Sache; Frau von Orbe steht den Festlichkeiten der Weinlese vor und den Auszahlungen des Tagelohns nach der festgestellten Hausordnung, deren Gesetze niemals übertreten werden. Mein Amt ist, bei der Kelter darauf zu halten, daß Juliens Anordnungen pünktlich ausgeführt werden, da ihr der Dunst der Kufen Kopfschmerzen verursacht, und Clara hat nicht verfehlt, dieser Anstellung Beifall zu geben, indem sie versicherte, dieselbe sei ganz geschaffen für einen Trinker.

So sind die Arbeiten vertheilt und in müßigen Augenblicken hilft Jeder beim Lesen. Alle Welt ist vom frühen Morgen auf den Beinen. Man versammelt sich, um auf den Weinberg zu ziehen, Frau von Orbe, die für ihre außerordentliche Sorgsamkeit nie genug beschäf-

---

*) Im Original légrefass, wozu Rousseau die Anmerkung macht, daß es der Name eines Stückfasses dort zu Lande sei. D. U.

tigt ist, hat zum Ueberfluß noch das Geschäft auf sich genommen, die Trägen anzutreiben und auszuschelten, und ich kann mich rühmen, daß sie sich desselben gegen mich mit der maliciösesten Wachsamkeit entledigt. Der alte Baron geht, während wir Anderen arbeiten, mit einer Flinte spazieren und holt mich von Zeit zu Zeit von den Winzerinnen weg, um mit ihm Drosseln schießen zu gehen, wobei dann die Bemerkung nicht ausbleibt, ich hätte ihn heimlich dazu aufgeredet; kurz es geht so weit, daß ich allgemach den Namen des Philosophen einbüße, um dafür mit dem des Nichtsthuers beehrt zu werden, der im Grunde nicht sehr von jenem andern verschieden ist.

Sie sehen aus dem, was ich hinsichts des Barons bemerkt habe, daß eine aufrichtige Aussöhnung stattgefunden, und daß Wolmar Ursache hat, mit seiner zweiten Probe*) zufrieden zu sein. Ich den Vater meiner Freundin hassen? Nein, wenn ich sein eigener Sohn wäre, könnte ich ihn nicht vollkommener ehren. In der That, ich kenne keinen geraderen, offeneren, hochherzigeren, in jeder Hinsicht achtbareren Menschen als diesen braven Edelmann. Aber die Bizarrerie seiner Vorurtheile ist merkwürdig; seit er sicher ist, daß ich nicht mehr sein Eidam werden kann, thut er mir alle mögliche Ehre an, und wofern ich nur nicht mit ihm verschwägert sein soll, möchte er sich mit Freuden noch unter mich stellen. Das Einzige, was ich ihm noch nicht vergeben kann, ist, daß er, wenn wir allein sind, manchmal den „Philosophen" mit seinen ehemaligen Stunden neckt. Diese Spöttereien sind mir bitter, und ich nehme sie immer sehr böse auf; aber er lacht über meinen Zorn und sagt: „Kommen Sie, wir wollen Drosseln schießen. Genug philosophirt!" Dann ruft er im Vorbeigehen: „Cläre, Cläre, ein gutes Abendbrot für deinen Lehrer, denn ich werde ihm zu Appe-

---

*) Das wird folgender Auszug aus einem Briefe Juliens, der nicht in die Sammlung aufgenommen ist, deutlicher machen.

„Dies, sagte Herr von Wolmar, mich bei Seite nehmend, ist die zweite Probe, „die ich ihm bestimmt hatte. Hätte er sich gegen Ihren Vater nicht freundlich be- „wiesen, so würde ich ihm nicht getraut haben. Aber, sagte ich, wie soll ich dies „Freundlichthun und Ihre Probe mit der Antipathie zusammenreimen, von der „Sie selbst bemerkten, daß sie zwischen ihnen obwalte? Sie existirt nicht mehr, „versetzte er. Saint-Preux hat von den Vorurtheilen Ihres Vaters das Schlimmste „gelitten, was nur möglich war; er hat nichts mehr von ihnen zu fürchten, er haßt „sie nicht mehr, er beklagt sie nur. Der Baron seinerseits fürchtet ihn nicht mehr, „er hat ein gutes Herz, er fühlt, daß er ihm sehr wehe gethan, er hat Mitleid mit „ihm. Ich sehe jetzt, daß sie sehr gut mit einander stehen und einander gern „haben werden. Und von nun an baue ich unbedingt auf ihn."

zu verhelfen.“ In der That läuft er für sein Alter so rüstig mit seiner Flinte die Weinberge auf und ab, als ich nur kann, und im Schießen übertrifft er mich weit. Was mir eine kleine Rache für seine Neckereien verschafft, ist dies, daß er vor seiner Tochter nicht mehr zu plaudern wagt, und die kleine Schülerin imponirt ihrem Vater selbst nicht weniger als ihrem Lehrer. Ich komme wieder auf unsre Weinlese zurück.

Die acht Tage, seit uns diese angenehme Arbeit beschäftigt, sind wir kaum zur Hälfte fertig geworden. Außer den Weinen, die zum Verkauf und zum gewöhnlichen Hausbedarf bestimmt sind, und bei denen weiter keine Umstände gemacht werden, als daß man sie mit Sorgfalt auslies't, bereitet die wohlthätige Fee andere feinere für uns Trinker, und ich helfe bei den magischen Operationen, von denen ich Ihnen gesagt habe, vermittelst deren von demselben Weinberge Weine aller Länder gewonnen werden. Zu dem einen läßt sie die reife Traube, nachdem man sie abgedreht, auf dem Stocke an der Sonne trocknen; zu dem andern läßt sie die Beeren abrappen und von den Körnern befreien, ehe sie in die Kufe kommen; zu einem dritten läßt sie rothe Trauben vor Sonnenaufgang pflücken und sie noch mit ihrem Thau und Duft bedeckt vorsichtig zur Kelter tragen, um weißen Wein daraus zu pressen. Sie bereitet einen süßen Wein, indem sie in den Fässern zu Syrup gekochten Most beimischt; einen herben Wein, indem sie die Gährung verhindert, einen Absynthwein*) für den Magen, einen Muskatwein mit Kräutern. Alle diese verschiedenen Weine haben ihre besondere Bereitung; jede dieser Bereitungsarten ist gesund und natürlich. So weiß sich ein wirthschaftlicher Kunstfleiß die Verschiedenheiten des Bodens zu ersetzen, und vereinigt zwanzigerlei Himmelsstriche an Einem Orte.

Sie können sich nicht denken, mit welchem Eifer, mit welcher Fröhlichkeit Alles gethan wird. Man singt, man lacht den ganzen Tag, und die Arbeit geht nur desto besser, Alles lebt in der größten Vertraulichkeit; alle Welt ist einander gleich, und doch vergißt sich Niemand. Die Damen sind ohne Manieren, die Bäuerinnen gesittet, die Männer lustig, ohne täppisch zu sein

Es ist ein Wetteifer, wer die besten Lieder singe, wer die besten Geschichtchen erzähle, wer die besten Witze mache. Die Eintracht selbst erzeugt lustige Zänkereien, und man hänselt sich gegenseitig nur, um

*) In der Schweiz trinkt man viel Absynthwein und macht im Allgemeinen, da die Alpenkräuter besser sind als in der Ebene, oft Gebrauch von Aufgüssen.

zu zeigen, wie sehr man einer des andern gewiß ist. Es wird nicht etwa hinterher nach Hause gegangen, um sich's bequem zu machen, nein, der ganze Tag wird auf dem Weinberge zugebracht. Julie hat eine Bude aufschlagen lassen, wo man sich wärmt, wenn Einen friert, und Zuflucht sucht, wenn Regen fällt. Wir essen mit den Bauern zu ihrer Stunde, wie wir mit ihnen arbeiten. Der Hunger würzt uns ihre etwas grobe aber gute, gesunde und mit guter Zukost verdickte Suppe. Man rümpft nicht die Nase über ihre linkischen Manieren und ihre bäuerischen Complimente; damit sie sich wie zu Hause fühlen, läßt man sich ungezwungen mit ihnen gehen. Ihnen entgeht es nicht, daß man hierin eine Gefälligkeit für sie hat, sie sind dankbar dafür, und indem sie sehen, daß man ihretwegen von seinem Platze herabsteigt, sind sie desto williger, sich an dem ihrigen zu halten. Zum Mittagessen werden auch die Kinder mitgebracht und bringen dann den übrigen Tag auf dem Weinberge zu. Wie freuen sich diese wackern Bauersleute, wenn sie ankommen! Ihr glücklichen Kinder, sagen sie, indem sie sie in ihre derben Arme pressen, möge der gütige Gott euch viele Tage schenken, die er uns abzieht! Werdet euern Eltern ähnlich, und seid wie sie der Segen des Landes! Oft, wenn ich daran denke, daß die meisten dieser Leute die Waffen getragen haben, und den Säbel und die Muskete eben so gut zu führen wissen als das Rebmesser und die Hacke, wenn ich Julie mitten unter ihnen so reizend und so geachtet, sie und ihre Kinder von ihnen mit so rührendem Jubel empfangen sehe, so gedenke ich der erhabenen und tugendhaften Agrippina, die ihre Söhne den Truppen des Germanicus zeigt. Julie, unvergleichliches Weib, du übst in der Einfachheit des Privatlebens die gewaltige Herrschaft der Weisheit und der Wohlthaten, du bist dem ganzen Lande ein theures heiliges Unterpfand, das Jeder mit seinem Blute vertheidigen und erhalten würde. Und du lebst sicherer und ehrenvoller inmitten einer ganzen Bevölkerung, die dich liebt, als die Könige von allen ihren Soldaten umringt.

Am Abend kommt Alles wieder fröhlich zusammen, die Arbeitsleute werden die ganze Zeit der Weinlese hindurch beköstigt und behaust, und selbst Sonntags nach der Nachmittagspredigt versammelt man sich mit ihnen, und es wird bis zum Abendessen getanzt. Auch an den andern Tagen trennt man sich nicht von ihnen, und in's Haus verfügt sich nur der Baron, der nie zu Abend ißt, und früh zu Bette geht, und Julie, welche mit ihren Kindern bei ihm bleibt, bis er sich schlafen

legen will. Dies abgerechnet, wird von dem Augenblicke an, wo die Weinbergsarbeit angegriffen wird, bis zu dem Augenblicke ihres Aufhörens nichts Städtisches mehr in das ländliche Leben eingemischt. Diese Saturnalien sind weit angenehmer und vernünftiger als die der Römer. Die künstliche Umkehrung der Stände, welche bei diesen gebräuchlich war, enthielt Nichts, was für Herren oder Sklaven hätte lehrreich sein können. Die schöne Gleichheit aber, welche hier herrscht, stellt die natürliche Ordnung wieder her, ist lehrreich für die einen, tröstlich für die anderen und ein Freundschaftsband für Alle*).

Der Versammlungsort ist ein alterthümlicher Saal mit großem Kamin, worin ein gutes Feuer unterhalten wird. Den Saal erleuchten drei Lampen, an denen Herr von Wolmar nichts als noch blecherne Blaken hat machen lassen, um den Rauch aufzufangen und das Licht zu verstärken. Um den guten Leuten keine Ursache zum Neide zu geben, hütet man sich, ihnen etwas vor Augen zu stellen, was sie nicht auch bei sich zu Hause haben könnten, und ihnen einen andern Wohlstand zu zeigen, als den, daß man gemeine Dinge gut und etwas reichlicher hat. Zum Abendessen sind zwei lange Tafeln gedeckt: da herrscht kein Luxus und festlicher Aufputz, aber Fülle und Frohsinn. Alle Welt setzt sich zu Tische, Herrschaft, Tagelöhner, Hausleute; Jeder ohne Unterschied steht auf, um zu bedienen, Niemand ist davon ausgeschlossen, Niemand hat einen Vorzug, und Jeder verrichtet das Seinige mit Lust und mit guter Manier. Man trinkt so viel man mag, die Freiheit hat keine anderen Schranken, als den Anstand. Die Gegenwart der so hoch verehrten Herrschaft hält alle Welt im Zügel, ohne zu verhindern, daß man sich ungezwungen fühle und fröhlich sei. Kömmt es einmal vor, daß einer sich vergißt, so stört man das Fest nicht durch Verweise, sondern er wird am andern Morgen unwiderruflich fortgeschickt.

---

*) Wenn hieraus eine allgemeine festliche Stimmung entspringt, die nicht minder süß für Die ist, welche herabsteigen, als für Die, welche heraufsteigen, folgt nicht daraus, daß es fast gleichgültig ist, welchem Stande man angehöre, vorausgesetzt, daß man manchmal heraustreten könne und wolle? Die Bettler sind unglücklich, weil sie beständig Bettler, die Könige, weil sie beständig Könige sind. Die mittleren Stände, aus denen man leichter heraustritt, bieten Freuden dar, die sowohl über als unter ihnen sind; die Einsichten Derer, welche in ihnen leben, erweitern sich daher auch, indem sie Gelegenheit geben, mehr Vorurtheile kennen zu lernen und mehr verschiedene Stufen unter einander zu vergleichen. Dies ist, wie mir scheint, der Hauptgrund, warum man gemeinlich in den mittleren Lebensverhältnissen die glücklichsten und verständigsten Menschen antrifft.

Ich mache mich auch lustig nach Landesart, und wie es die Zeit mit sich bringt. Ich nehme mir wieder die Freiheit auf Wallliserisch zu leben und ziemlich oft reinen Wein zu trinken, aber ich trinke keinen, den mir nicht eine der beiden Cousinen einschenkt. Sie machen es sich zum Geschäft, meinen Durst nach meinen Kräften zu regeln und mit meiner Vernunft hauszuhalten. Wer verstünde sich auf deren Verwaltung besser als sie, und besäße mehr die Kunst, sie mir zu rauben und sie mir wiederzugeben? Wenn nach den Mühen des Tages, und bei der langen Dauer und großen Fröhlichkeit des Mahles der Wein, von diesen geliebten Händen eingeschenkt, auch kräftiger wirkte, so trage ich doch kein Bedenken, Alles, was ich auf dem Herzen habe, frei von den Lippen strömen zu lassen: ich brauche ja nichts mehr zu verschweigen, habe ja nichts, das in Gegenwart des verständigen Wolmar nicht laut werden dürfte. Ich kann furchtlos sein scharfes Auge im Innersten meines Herzens lesen lassen, und wenn etwa ein zärtliches Andenken wieder erwachen will, so kommt ihm flugs ein Blick von Clara in die Quere, oder ein Blick von Julie macht mich schamroth.

Nach dem Abendessen wird noch eine Stunde oder zwei aufgeblieben, um Flachs zu brechen, wobei jeder der Reihe nach sein Lied singt. Manchmal singen die Winzerinnen alle zusammen im Chor oder auch abwechselnd Solo und Refrain. Die meisten dieser Lieder sind alte Romanzen, deren Melodien nichts Pikantes haben, aber etwas Alterthümliches und Süßes, das auf die Länge das Herz bewegt. Die Worte sind einfach, naiv, oft traurig, gefallen Einem aber. Wir können nicht umhin, Clara zu lächeln, Julie zu erröthen, ich zu seufzen, wenn wir in den Gesängen Wendungen und Ausdrücke wiederfinden, deren wir uns ehemals bedient haben. Dann, indem mein Blick auf die Cousinen fällt, indem ich mich der vergangenen Zeiten erinnere, ergreift mich ein Beben; eine unerträgliche Last fällt mir plötzlich auf's Herz und hinterläßt mir ein banges, wehmüthiges Gefühl, das sich nur mit Mühe wieder verwischt. Ich finde indessen an diesen Abendunterhaltungen eine Art Reiz, den ich Ihnen nicht erklären kann, obgleich ich ihn sehr lebhaft fühle. Die Vermischung der verschiedenen Stände, die Einfachheit der Beschäftigung, der Gedanke, von der Arbeit behaglich auszuruhen, die Eintracht und Stille, das Gefühl von Frieden, welches sie in der Seele erweckt, das Alles bringt schon eine weiche Stimmung hervor, in welcher man desto mehr geneigt ist, jene Gesänge anziehend zu finden. Der Einklang der Frauenstimmen ist auch nicht

ohne Süßigkeit; ich wenigstens bin überzeugt, daß von allen Harmonien keine so angenehm ist, als der Gesang im Unisono, und daß wir nur deshalb Accorde verlangen, weil unser Geschmack verwöhnt ist. In der That, liegt nicht die ganze Harmonie in jedwedem Ton? Und was könnten wir noch hinzuthun, wodurch nicht die Verhältnisse geändert würden, welche von Natur in der relativen Kraft der harmonischen Töne liegen? Werden nicht diese Verhältnisse augenblicklich aufgehoben, wenn wir einige Töne verdoppeln, andere nicht, und sie nicht überall gleichmäßig verstärken? Die Natur hat Alles in der besten Weise, die möglich ist, gemacht; aber wir wollen es noch besser machen, und verderben Alles.

Bei der Abendarbeit wie bei der Tagesarbeit findet ein großer Wetteifer statt. Gestern wollte ich einen Schelmstreich ausführen, und das zog mir eine kleine Beschämung zu. Da ich im Flachsbrechen nicht sonderlich geschickt, und auch oft zerstreut bin, so wurde ich immer als derjenige angemerkt, der am wenigsten gearbeitet hatte. Dies verdroß mich, und ich zog meinen Nachbarinnen leise einige Stengel mit dem Fuße weg, um mein Pack zu vergrößern. Die unerbittliche Frau von Orbe bemerkte es aber, und gab Julien einen Wink, die, da sie mich auf der That ertappte, tüchtig schalt. Herr Spitzbube, sagte sie zu mir ganz laut, keine Ungerechtigkeit, auch nicht im Spaße! Denn so gewöhnt man sich, daß man im Ernste schlecht wird, und was das Schlimmste ist, sieht das dann auch wieder blos als einen Spaß an*).

So geht der Abend hin. Wenn es Zeit ist, sich zurückzuziehen, so sagt Frau von Wolmar: Nun wollen wir Feuerwerk machen. Sogleich nimmt Jeder sein Packet Flachsstengel, den ehrenvollen Beweis seines Fleißes; Alles wird im Triumphe auf den Hof getragen und zu einer Trophäe aufgeschichtet. Einer zündet den Haufen an; aber nicht Jeder, wer gerade will, hat diese Ehre, sondern Julie spricht

---

*) Diese Bemerkung sollten auch Sie sich, wie mir scheint, zu Nutze machen, Herr Butterfreund! R.

Dies geht auf den Grafen von Lastic. Man sehe Bekenntn. Th. 5. S. 100 ff. Die Anspielung konnte Niemand verstehen, als die betheiligte Person selbst, da Rousseau's Briefe noch nicht gedruckt waren, als die Neue Heloise erschien. Aber R. machte öfters dergleichen Anspielungen, die nur für bestimmte Personen Bedeutung hatten, wie zum Beispiel die Anspielung auf Diderot in einer Anmerkung zur Vorrede des Briefes an d'Alembert: über das Schauspiel, s. Bekenntn. Th. 7. S. 16.

sie durch Ueberreichung der Fackel demjenigen oder derjenigen zu, die diesen Abend das Meiste gearbeitet haben, ohne Umstände auch sich selbst, wenn sie am fleißigsten gewesen. Die erhabene Ceremonie wird mit Geschrei und Händeklatschen begleitet. Die Flachsstengel geben ein helles leuchtendes Feuer, das zum Himmel aufsteigt, ein wahres Freudenfeuer, um welches man springt und lacht. Hierauf wird der ganzen Versammlung zu trinken gereicht. Jeder trinkt auf die Gesundheit des Siegers, und geht schlafen, zufrieden mit einem in Arbeit, Fröhlichkeit und Unschuld verbrachten Tage, den man nicht böse sein würde, morgen, übermorgen und sein ganzes Leben lang zu wiederholen.

Achter Brief.

Saint-Preux an Herrn von Wolmar.

Freuen Sie sich, lieber Wolmar, der Frucht Ihrer Bemühungen. Nehmen Sie die Huldigungen eines gereinigten Herzens an, das Sie mit so vieler Mühe würdig gemacht haben, Ihnen dargebracht zu werden. Nie hat ein Mensch unternommen, was Sie unternahmen, nie ein Mensch versucht, was Sie ausgeführt, nie eine erkenntliche und gefühlvolle Seele gefühlt, was Sie mir zu fühlen gegeben haben. Die meinige hatte ihre Federkraft, ihre Tüchtigkeit, ihr ganzes Sein eingebüßt; durch Sie habe ich Alles wieder erlangt. Ich war der Tugend, wie dem Glücke gestorben; ich verdanke Ihnen das moralische Leben, zu welchem ich mich wiedergeboren fühle. O mein Wohlthäter und mein Vater! Indem ich mich Ihnen ganz übergebe, kann ich Ihnen, wie Gott selbst, nichts Anderes darbringen, als die Gaben, die ich von Ihnen habe.

Soll ich Ihnen meine Schwäche, meine Furcht bekennen? Bis jetzt habe ich mir selbst stets gemißtraut. Noch vor acht Tagen erröthete ich über mein Herz, und glaubte alle Ihre Güte an mir verloren. Dieser Augenblick war hart und entmuthigend für die Tugend; dem Himmel sei Dank, Ihnen sei Dank, er ist vorübergegangen, um nicht wiederzukehren. Ich halte mich nicht mehr nur deshalb für geheilt, weil Sie es mir versichern, sondern weil ich es fühle. Ich habe nicht mehr nöthig, daß Sie für mich einstehen, Sie haben mich in Stand gesetzt, für mich selbst einzustehen. Ich mußte von Ihnen

und von ihr getrennt werden, um zu wissen, was ich ohne Ihre Stütze vermöchte. Entfernt von dem Orte, den sie bewohnt, erfahre ich, daß ich mich nicht mehr davor zu fürchten brauche, ihm zu nahen.

Das Nähere über unsere Reise schreibe ich an Frau von Orbe, ich will es Ihnen hier nicht wiederholen. Ich wünsche, daß Sie alle meine Schwächen kennen, aber ich habe nicht die Kraft, sie Ihnen selbst zu sagen. Theurer Wolmar, dies ist mein letzter Fehler; ich fühle mich schon so fern von ihm, daß ich nicht ohne Stolz daran denke, aber er liegt noch so nahe hinter mir, daß es mir doch nicht leicht wird, ihn zu bekennen. Wie sollten Sie, der mir meine Verirrungen verzeihen konnte, mir nicht die Scham verzeihen, die aus der Reue über jene entspringt?

Nichts fehlt mehr zu meinem Glücke, Milord hat mir Alles gesagt. Theurer Freund, ich werde also Ihnen angehören, werde also Ihre Kinder erziehen. Der älteste von Ihren drei Söhnen wird die beiden anderen erziehen. Wie heiß habe ich es gewünscht! Wie hat die Hoffnung, eines so theuern Amtes würdig gefunden zu werden, meine Bemühungen verdoppelt, mich der Ihrigen werth zu zeigen! Wie oft erdreistete ich mich, meinen Eifer in dieser Hinsicht Julien zu erkennen zu geben, und wie legte ich mir mit Freuden oft Ihre Aeußerungen und die ihrigen zu meinen Gunsten aus! Aber obgleich sie meinen Eifer anerkannte und das Ziel desselben zu billigen schien, sah ich sie doch nicht so bestimmt auf meine Absicht eingehen, daß ich gewagt hätte, offener darüber zu sprechen. Ich fühlte, daß diese Ehre verdient, und nicht erbeten sein wollte. Ich erwartete von Ihnen und ihr das Unterpfand eures Vertrauens und eurer Achtung. Ich bin in meiner Hoffnung nicht getäuscht worden, und ihr, meine Freunde, glaubt mir, ihr werdet in der eurigen nicht getäuscht werden.

Sie wissen, daß ich nach unseren Unterredungen über die Erziehung Ihrer Kinder einige Gedanken, zu denen sie mich angeregt hatten, auf's Papier warf, die Ihre Billigung fanden. Seit meiner Abreise haben sich mir weitere Betrachtungen über denselben Gegenstand aufgedrängt, und ich habe das Ganze in eine Art System gebracht, das ich Ihnen, sobald es besser durchgearbeitet sein wird, zur Prüfung mittheilen will. Erst in Rom hoffe ich es soweit bringen zu können, daß es Ihnen vorgelegt werden kann. Dieses System fängt da an, wo das Juliens endet, oder vielmehr es ist nur dessen Fortsetzung und weitere

Entwickelung, denn Alles beruht darauf, daß man den natürlichen Menschen nicht verderbe, indem man ihn für die Gesellschaft ausbildet.

Ich bin durch Ihre Bemühungen wieder zur Vernunft gekommen; wieder frei und gesunden Herzens, fühle ich mich geliebt von Allem, was mir theuer ist; die reizendste Zukunft liegt vor mir; meine Lage sollte köstlich sein, aber es ist geschrieben, daß meine Seele nie zum Frieden kommen soll. Indem wir uns dem Ziele unserer Reise nähern, sehe ich den Augenblick vor mir, der über das Schicksal meines ausgezeichneten Freundes entscheiden soll, und die Entscheidung ist gewissermaßen mir in die Hände gelegt. Werde ich wenigstens einmal für ihn thun können, was er so oft für mich gethan hat? Werde ich die größte, wichtigste Pflicht meines Lebens würdig erfüllen? Theurer Wolmar, ich trage alle Ihre Belehrungen im innersten Herzen wohlverwahrt; doch ob ich sie recht anzuwenden wissen werde? O, warum konnte ich nicht auch Ihre Klugheit mit mir nehmen! Ach! Wenn es geschieht, daß ich einst Eduard glücklich sehe, wenn sein und Ihr Plan in Erfüllung geht, und wir alle uns vereinigen, um uns nie wieder zu trennen, welcher Wunsch wird mir dann noch übrig bleiben? Ein einziger, dessen Erfüllung weder von Ihnen, noch von mir, noch von irgend Jemand auf der Welt abhängt, sondern von Dem, der den Tugenden Ihrer Gattin einen Lohn schuldet, und der im Verborgenen Ihre Gutthaten zählt.

Neunter Brief.

Saint-Preux an Frau von Orbe.

Wo sind Sie, reizende Cousine? Wo sind Sie, liebenswürdige Vertraute dieses schwachen Herzens, an dem Sie in so vielen Beziehungen Theil haben, und das so oft von Ihnen getröstet ward? Kommen Sie, lassen Sie es heute in das Ihrige das Bekenntniß seiner letzten Verirrungen ausschütten. Ist es nicht immer Ihr Geschäft, es zu reinigen, und kann es sich noch seine Sünden vorwerfen, nachdem es sie Ihnen gebeichtet hat? Nein, ich bin nicht mehr derselbe Mensch, und diese Verwandlung verdanke ich Ihnen; es ist ein neues Herz, das Sie in mir geschaffen haben und das Ihnen seine Erstlinge darbringt; aber ich werde mich nicht eher von dem alten gänzlich befreit glauben, als bis ich es in Ihre Hände gelegt habe. O Sie, die Sie es werden sahen, nehmen Sie seine letzten Seufzer auf!

Hätten Sie es je gedacht? In keinem Augenblicke meines Lebens war ich zufriedener mit mir selbst, als da ich mich von euch trennte. Zurückgekommen von meinen langen Verirrungen, setzte ich mir diesen Augenblick als die späte Epoche der Rückkehr zu meinen Pflichten an. Ich machte endlich einen Anfang damit, die unermeßlichen Schulden der Freundschaft zu bezahlen, indem ich mich einem so geliebten Aufenthalte entriß, um einem Wohlthäter zu folgen, einem Weisen, der sich stellte, als bedürfe er meiner Hülfsleistungen, während er nur den Erfolg der seinigen auf die Probe stellen wollte. Je schmerzlicher mir der Abschied war, desto mehr machte ich mir eine Ehre aus solchem Opfer. Nachdem ich die Hälfte meines Lebens an die Unterhaltung einer unglücklichen Leidenschaft verschwendet hatte, widmete ich die andere Hälfte der Bemühung, sie zu rechtfertigen, Derjenigen, die so lange die Huldigungen meines Herzens empfangen hatte, eine würdigere durch meine Tugenden darzubringen. Ich bezeichnete kühnlich diesen Tag als den ersten, an welchem ich weder Ihnen, noch ihr, noch Allem, was mir theuer war, Ursache gab zu erröthen.

Milord Eduard hatte sich vor der Rührung des Abschiedes gefürchtet, und wir wollten unbemerkt aufbrechen; aber während Alles noch schlief, konnten wir Ihre wachsame Freundschaft nicht hintergehen. Als ich Ihre Thüre halb offen und Ihre Kammerfrau auf der Lauer, als ich Sie uns entgegenkommen sah, und wir eintraten und einen Theetisch in Bereitschaft fanden, erinnerte mich die Aehnlichkeit der Umstände an andere Zeiten, und indem ich diese Abreise mit jener verglich, deren Erinnerung in mir geweckt wurde, fühlte ich mich so verschieden von meinem damaligen Zustande, daß ich mir Glück wünschte, Eduard zum Zeugen zu haben, und mir Hoffnung machte, in Mailand den unwürdigen Auftritt von Besançon in Vergessenheit zu bringen. Nie hatte ich mich so muthig gefühlt; ich wollte damit vor Ihnen prahlen, eine Festigkeit recht zur Schau tragen, die Sie an mir nicht gewohnt waren; ich that mir viel darauf zu Gute, beim Abschiede Ihnen einen Augenblick so zu erscheinen, wie ich für die Zukunft mir vorgenommen hatte zu sein. Dieser Gedanke erhöhte meinen Muth; die Achtung, in die ich mich bei Ihnen setzen wollte, meine Kräfte: ich würde Ihnen vielleicht mit trockenem Auge Lebewohl gesagt haben, wenn Ihre Thränen, die über meine Backen flossen, die meinigen nicht gezwungen hätten, sich mit ihnen zu vermischen.

Ich schied, das Herz voll von allen meinen Pflichten, durchdrun-

gen besonders von denen, die Ihre Freundschaft mir auferlegt, und fest entschlossen, den Rest meines Lebens dazu anzuwenden, diese zu verdienen. Eduard ging mit mir alle meine Fehler durch, und hielt mir ein Gemälde vor Augen, das nicht geschmeichelt war; an der gerechten Strenge, mit welcher er meine große Schwachheit rügte, sah ich, daß er nicht sehr fürchtete, sich selbst dergleichen zu Schulden kommen zu lassen. Indessen that er doch so, als hege er diese Furcht: er sprach mit Unruhe über seine Reise nach Rom und über die unwürdige Liebschaft, die ihn wider Willen dorthin zöge; aber ich konnte mir leicht denken, daß er seine eigenen Gefahren übertrieb, um mir mehr damit zu thun zu geben, und mich desto mehr von denen abzuziehen, denen ich ausgesetzt war.

Als wir nahe bei Villeneuve waren, stürzte ein Lakai, der ein schlechtes Pferd ritt, und trug eine leichte Quetschung am Kopfe davon. Sein Herr ließ ihm die Ader schlagen und beschloß die Nacht dort zu bleiben. Nachdem wir zeitig zu Mittag gegessen hatten, nahmen wir Pferde, um nach Bex zu fahren und die Saline zu besehen. Milord war daran gelegen, die Einrichtungen dort genau kennen zu lernen, und ich nahm die Maße und eine Zeichnung von dem Gradirhause auf: es war Nacht, als wir wieder in Villeneuve ankamen. Nach dem Abendessen plauderten wir bei einem Glase Punsch, und blieben ziemlich spät auf. Er belehrte mich hier über das, was ich für ihn thun sollte, und setzte mich von Allem in Kenntniß, was geschehen war. Sie können denken, wie lebhaft mich diese Mittheilungen beschäftigten; ein Gespräch dieser Art war nicht dazu angethan, mir Lust zum Schlafen zu machen.

Als ich das mir bestimmte Zimmer betrat, erkannte ich darin das nämliche, welches ich damals, als ich nach Sion ging, inne gehabt hatte. Bei diesem Anblick fühlte ich eine innere Bewegung, die ich Ihnen schwer wiedergeben könnte. Ich war so lebhaft davon ergriffen, daß ich im Augenblicke ganz wieder der Mensch von damals zu sein glaubte; zehn Jahre waren wie aus meinem Leben gestrichen, und all mein Unglück vergessen. Ach! dieser Wahn war kurz; der nächste Augenblick gab mir nur desto überwältigender die Last aller meiner alten Leiden zurück. Was für traurige Betrachtungen folgten der ersten Bezauberung! was für schmerzliche Vergleichungen boten sich meinem Geiste dar! Reize der ersten Jugend, Wonne der ersten Liebe, was soll ich euch wieder auffrischen in diesem Herzen, das von Kum-

mer überwältigt und sich selbst zur Last ist? O Zeit, glückliche Zeit, du bist nicht mehr! Ich liebte, ich wurde geliebt. Ich überließ mich in dem Frieden der Unschuld den Entzückungen einer Liebe, die getheilt wurde; ich schlürfte in langen Zügen das köstliche Gefühl, das mir Leben gab. Der süße Nebel der Hoffnung berauschte mein Herz, eine Trunkenheit, eine Begeisterung, eine Raserei riß alle meine Kräfte hin. Ha, auf den Felsen von Meillerie, mitten in Winter und Eis, furchtbare Abgründe vor den Augen, welches Wesen auf der Welt genoß eines Looses, das dem meinigen zu vergleichen war? .... Und ich weinte! Und ich fand mich zu beklagen! Und die Schwermuth wagte mir zu nahen! .... Was soll ich denn heute thun, da ich Alles besessen, Alles verloren habe? .... Ich habe mein Elend wohl verdient, da ich mein Glück so wenig zu schätzen wußte .... ich weinte damals .... du weintest .... Unglücklicher, du weinst nicht mehr .... du hast nicht einmal das Recht zu weinen .... Warum ist sie nicht todt! erkühnte ich mich in einem Ausbruch von Wuth zu rufen; ja, ich würde weniger unglücklich sein; ich würde mich meinen Schmerzen überlassen dürfen; ich würde ohne Gewissensbisse ihr kaltes Grab umfassen; meine Klagen würden ihrer würdig sein; ich würde sagen: sie hört mein Schreien, sie sieht meine Thränen, mein Aechzen rührt sie, sie nimmt mit Beifall meine reine Huldigung an .... ich würde wenigstens die Hoffnung haben, mit ihr wieder vereinigt zu werden .... Aber sie lebt, sie ist glücklich .... sie lebt, und ihr Leben ist mein Tod, und ihr Glück ist meine Marter; und der Himmel, der sie mir entrissen, raubt mir noch den süßen Trost, um sie zu klagen. .... Sie lebt, aber nicht für mich; sie lebt zu meiner Verzweiflung. Ich bin hundert Mal entfernter von ihr, als wenn sie nicht mehr wäre.

Mit diesen traurigen Gedanken legte ich mich nieder; sie verfolgten mich in meinem Schlummer, und führten mir Leichenbilder vor die Seele. Die bitteren Schmerzen, Klagen und Tod malten sich in meinen Träumen ab, und alles Weh, das ich gelitten hatte, nahm vor meinen Augen tausend neue Formen an, um mich zum zweiten Male zu quälen. Ein Traum vor allen, der grausamste von allen, verfolgte mich hartnäckig, und alle die verworrenen Erscheinungen, von Phantom zu Phantom, gingen zuletzt wieder in ihn über.

Ich glaubte die würdige Mutter Ihrer Freundin sterbend in ihrem Bette zu sehen, und ihre Tochter vor ihr auf den Knieen, in Thränen

zerfließend, ihre Hände küssend und ihre letzten Seufzer auffangend. Diese Scene sah ich, die Sie mir früher geschildert haben, und die nie aus meinem Gedächtnisse kommen wird. O, meine Mutter! sagte Julie, mit herzzerreißendem Tone, Die, welche Ihnen das Leben verdankt, raubt es Ihnen. Ach, nehmen Sie Ihre Wohlthat zurück! Ohne Sie ist es für mich nur ein jammervolles Geschenk. Mein Kind, antwortete ihre zärtliche Mutter .... man muß sein Schicksal erfüllen .... Gott ist gerecht .... Du wirst auch Mutter werden ... Sie konnte nicht vollenden. Ich wollte die Augen auf sie heften, ich sah sie nicht mehr. Ich sah Julie an ihrer Stelle, ich sah sie, ich erkannte sie, obgleich ihr Gesicht mit einem Schleier bedeckt war. Ich stoße einen Schrei aus; ich stürze hinzu, um den Schleier wegzureißen; ich kann ihn nicht ergreifen. Ich streckte die Arme aus, arbeitete mich ab, und berührte nichts. Freund, beruhige dich, sagte sie zu mir mit schwacher Stimme; der furchtbare Schleier bedeckt mich, keine Hand kann ihn hinwegnehmen. Bei diesen Worten rege ich mich, und mache eine neue Anstrengung; von dieser Anstrengung erwache ich; ich finde mich in meinem Bette, matt und erschöpft, in Schweiß und Thränen gebadet.

Bald zerstreut sich meine Furcht; vor Müdigkeit schlafe ich wieder ein; derselbe Traum versetzt mich in dieselbe Aufregung, ich erwache von neuem und schlafe zum dritten Male ein. Immer dasselbe Trauerspiel, immer derselbe Todesanblick, immer entweicht dieser undurchdringliche Schleier meinen Händen, und entzieht meinen Augen den sterbenden Gegenstand, den er bedeckt.

Bei diesem letzten Erwachen war meine Angst so groß, daß ich sie auch wach nicht besiegen konnte. Ich werfe mich aus meinem Bette, ohne zu wissen, was ich thue. Ich laufe im Zimmer umher, wie ein vom Dunkel der Nacht erschrecktes Kind, glaube mich von Gespenstern umgeben, und vor den Ohren noch die klagende Stimme zu hören, deren Ton ich ja niemals ohne innere Bewegung hören konnte. Die Dämmerung, welche die Gegenstände zu erhellen anfing, verwandelte sie nur in Gestalten, wie sie meine aufgeschreckte Einbildungskraft verlangte; meine Angst steigert sich und raubt mir die Besinnung; nachdem ich mit Mühe die Thür gefunden, entfliehe ich aus meinem Zimmer, renne in Eduard's Zimmer, reiße seinen Vorhang auf, und werfe mich über sein Bett, indem ich athemlos schreie: Es ist aus, ich werde sie nicht wieder sehen! Er fährt aus dem Schlafe auf, springt

nach seinen Pistolen, indem er sich von einem Diebe überfallen glaubt. Im Augenblick erkennt er mich, ich selbst erkenne mich wieder, und zum zweiten Male in meinem Leben sehe ich mich vor ihm in einer Beschämung, die Sie sich denken können.

Er ließ mich niedersetzen, zu mir kommen, sagen, was geschehen. Sobald er wußte, was es war, wollte er die Sache in's Lächerliche ziehen; aber da er sah, daß ich mächtig ergriffen war, und daß dieser Eindruck nicht so leicht zu zerstören sein würde, änderte er den Ton. Sie verdienen weder meine Freundschaft, noch meine Achtung, sagte er ziemlich hart; wenn ich mir mit meinem Lakaien den vierten Theil der Mühe gegeben hätte, die ich mir mit Ihnen gegeben habe, so würde ich einen Mann aus ihm gemacht haben; aber Sie sind ein Nichts. Ach! sagte ich zu ihm, es ist nur zu wahr. Was Gutes an mir war, hatte ich von ihr; ich werde sie nicht wiedersehen; ich bin nun Nichts mehr. Er lächelte und umarmte mich. Beruhigen Sie sich für heute, sagte er, morgen werden Sie vernünftig sein, ich nehme die Sache auf mich. Hierauf fing er von etwas Anderem an, und machte mir den Vorschlag, sogleich abzureisen. Ich willigte ein, die Pferde wurden angespannt, wir kleideten uns an. Als wir in die Chaise stiegen, sagte Milord dem Postillon ein Wort in's Ohr, und wir fuhren ab.

Wir saßen neben einander, ohne zu sprechen. Ich war so beschäftigt mit meinem bösen Traume, daß ich weder sah, noch hörte. Ich gab nicht einmal darauf Acht, daß der See, den ich am vorigen Tage zur Rechten gehabt hatte, jetzt zu meiner Linken war. Erst ein Rasseln auf Steinpflaster riß mich aus meiner Betäubung, und mit einem Erstaunen, das leicht zu begreifen ist, sah ich, daß wir wieder in Clarens einfuhren. Dreihundert Schritte von dem Gitter ließ Milord halten, und sagte, indem er mich bei Seite nahm: Sie sehen mein Project, es bedarf keiner Erklärung. Gehen Sie, Visionair, setzte er hinzu, mir die Hand drückend, gehen Sie und sehen Sie sie wieder. Ihr Glück, daß Sie Ihre Narrheiten nur vor Leuten sehen lassen, die Sie lieb haben! Sputen Sie sich, ich erwarte Sie. Vor Allem aber kommen Sie nicht wieder, ehe Sie nicht den heillosen Schleier zerrissen haben, der in Ihrem Kopfe gewoben ist.

Was hätte ich sagen sollen? Ich ging, ohne zu antworten. Ich ging mit hastigem Schritt, den aber die Ueberlegung mäßigte, je näher ich dem Hause kam. Was für eine Figur sollte ich spielen? Wie konnte ich mich zu zeigen wagen? Mit welchem Vorwande diese unerwartete

Umkehr beschönigen? Mit welcher Stirne sollte ich meine lächerlichen Schreckbilder auftischen, und den spöttischen Blick des muthigen Wolmar aushalten? Je näher ich kam, desto kindischer kam mir meine Furcht vor, und desto kläglicher mein unsinniges Beginnen. Indessen war ein schwarzes Vorgefühl noch nicht aus mir gewichen, und ich fühlte mich nicht ruhig. Ich ging immer vorwärts, obwohl langsam, und war schon dicht beim Hofe, als ich die Thüre des Elysiums öffnen und wieder schließen hörte. Da ich Niemanden herauskommen sah, so ging ich außen herum, und machte mich am Ufer des Baches so nahe als möglich an die Volière. Nicht lange, so merkte ich, daß man sich ihr näherte. Ich legte das Ohr an und hörte euch beide sprechen; ohne daß es mir möglich war, ein einziges Wort zu unterscheiden, fand ich in dem Tone Ihrer Stimme etwas eigenthümlich Wehmüthiges und Zärtliches, das mir das Herz bewegte, und in der ihrigen einen sanften, liebreichen Klang, wie gewöhnlich, aber besonders ruhig und heiter, so daß ich auf der Stelle beruhigt, und aus meinem Traume wahrhaft erwacht war.

In diesem Augenblick fühlte ich mich so verändert, daß ich mich über mich selbst und über meine eitle Furcht lustig machte. Indem ich bedachte, daß ich nur eine Hecke und einige Gebüsche zu durchbrechen brauchte, um voll Leben und Gesundheit Die zu sehen, welche ich nie wieder zu sehen gemeint hatte, schwor ich, für immer allen nächtigen Schrecken und Wahnbildern abzusagen, und entschloß mich mit Leichtigkeit, umzukehren, ohne sie von Angesicht gesehen zu haben. Clara, ich schwöre es Ihnen, nicht nur sah ich sie nicht, sondern ich war stolz darauf, daß ich sie nicht gesehen hatte, daß ich nicht bis zum äußersten Punkte schwach und leichtgläubig gewesen, und daß ich wenigstens insoweit dem Freunde Eduard's Ehre gemacht, daß ich ihn eines Traumes hatte Herr werden lassen.

Dies ist meine Geschichte, liebe Cousine, und das letzte Bekenntniß, das ich Ihnen abzulegen hatte. Uebrigens ist uns auf unserer Fahrt nichts von Interesse begegnet; es genügt mir, Ihnen zu versichern, daß seitdem nicht nur Milord mit mir zufrieden ist, sondern, daß ich es noch mehr mit mir selbst bin, da ich meine völlige Genesung weit besser fühle, als er sie sehen kann. Um ihm nicht ein unnöthiges Mißtrauen in der Seele zurückzulassen, habe ich es ihm verhohlen, daß ich euch nicht gesehen hatte. Als er mich fragte, ob der Schleier gehoben wäre, sagte ich ohne Besinnen: Ja, und wir haben

nicht weiter von der Sache gesprochen. Ja, Cousine, er ist gehoben für immer, dieser Schleier, der meine Vernunft so lange eingehüllt hat. Mit all meinem unruhigen Aufflackern ist es vorbei: ich sehe alle meine Pflichten klar vor Augen, und liebe sie. Ihr seid mir beide theurer als je, aber mein Herz unterscheidet nicht mehr die eine von der anderen, und trennt die Unzertrennlichen nicht mehr.

Wir kamen vorgestern in Mailand an; übermorgen werden wir weiter reisen. In acht Tagen gedenken wir in Rom zu sein, und dort hoffe ich Nachricht von euch vorzufinden. Wie verlangt es mich, diese beiden erstaunlichen Personen zu sehen, welche seit so langer Zeit die Ruhe des größten Menschen trüben! O Julie, o Clara, Die müßte eures Gleichen sein, die werth sein sollte, ihn glücklich zu machen.

Zehnter Brief.

Frau von Orbe an Saint-Preux.

Wir alle warteten mit Ungeduld auf Nachricht von Ihnen, und ich habe nicht nöthig zu sagen, wie viel Vergnügen Ihre Briefe der kleinen Gemeinde gemacht haben; aber was Sie nicht ebenso errathen werden, ist dies, daß von dem ganzen Hause ich vielleicht diejenige bin, die sie am wenigsten erfreut haben. Alle haben erfahren, daß Sie glücklich über die Alpen sind; ich, ich habe dabei gedacht, daß Sie nun jenseits sind.

Was die Umstände betrifft, die Sie mir erzählt haben, so haben wir dem Baron nichts davon gesagt; und einige sehr überflüssige Monologe habe ich aller Welt erlassen. Herr von Wolmar ist so fein gewesen, nur über Sie zu spotten, aber Julie hat an die letzten Augenblicke ihrer Mutter nicht denken können, ohne neue Klagen und neue Thränen; sie hat sich aus Ihrem Traume nichts herausgenommen als das, was ihren Schmerz wieder auffrischte.

Was mich betrifft, so will ich Ihnen sagen, mein lieber Lehrer, daß es mich nicht mehr überrascht, Sie stets ganz entzückt von sich selbst zu sehen, stets mit irgend einer Thorheit eben fertig geworden und auf dem Sprunge, klug zu werden; denn schon lange bringen Sie Ihr Leben damit hin, sich den gestrigen Tag zum Vorwurfe zu machen und sich für morgen das Beste zu versprechen.

Ich gestehe Ihnen auch, daß diese ungeheuere Anstrengung des Muthes, welche es Ihnen so nahe bei uns möglich machte, umzukehren,

wie Sie gekommen waren, mir nicht so außerordentlich scheint, als Ihnen. Ich finde sie mehr eitel als vernünftig, und ich glaube, daß mir, Alles gerechnet, etwas weniger Stärke und ein Bißchen mehr Vernunft besser gefallen hätte. Dürfte man Sie, bei dieser Art, sich aus dem Staube zu machen, fragen, was Sie denn eigentlich gewollt hatten? Sie haben sich geschämt, sich zu zeigen, und gerade darüber, daß Sie sich nicht zu zeigen wagten, hätten Sie sich schämen sollen. Als ob das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, nicht hundert Mal den kleinen Verdruß aufwöge, von ihnen ausgelacht zu werden! Mußten Sie sich nicht mehr als glücklich schätzen, uns Ihr verstörtes Gesicht zu zeigen, um uns etwas zu lachen zu geben? Wohlan denn, ich habe mich damals nicht über Sie lustig gemacht, jetzt aber mache ich mich desto mehr über Sie lustig, wenn ich auch, da mir das Vergnügen entgeht, Sie wüthend zu machen, nicht ganz so herzlich lachen kann, als ich gerne wollte.

Leider ist nun noch ein schlimmerer Punkt dabei, nämlich daß sich Ihre Angst meiner bemächtigt hat, ohne daß ich mich so wie Sie beruhigt hätte. Ihr Traum hat etwas Schauerliches, das mir weh und bange macht, wie ich mich auch dagegen wehre. Während ich Ihren Brief las, war ich über Ihre Unruhe böse, als ich damit zu Ende war, über Ihre Zuversicht. Man sieht nicht ein, einmal, warum Sie so aufgeregt waren, das andere Mal, warum Sie so ruhig geworden sind. Was ist das für eine Wunderlichkeit, die traurigsten Ahnungen bis zu dem Augenblicke festzuhalten, da Sie sie zerstören können, und es dann nicht zu wollen! Ein Schritt, eine Geberde, ein Wort war hinreichend. Sie haben sich ohne Grund erschrecken, und sich ebenso ohne Grund beschwichtigen lassen. Aber die Angst, von der Sie sich befreit haben, ist in mich übergegangen, und so trifft es sich, daß Sie die Kraft, die Sie ein einziges Mal in Ihrem Leben hatten, auf meine Kosten haben müssen. Seit Ihrem leidigen Briefe hat mich die Herzensangst nicht verlassen. Ich kann Julie nicht nahen, ohne vor ihrem Verlust zu zittern; jeden Augenblick glaube ich auf ihrem Gesicht die Bläsſe des Todes zu sehen, und diesen Morgen, als ich sie in meine Arme drückte, fühlte ich mich in Thränen, ohne zu wissen warum. Dieser Schleier, dieser Schleier! Er hat etwas Grausiges, etwas das mich ängstigt, so oft ich daran denke. Nein, ich kann es Ihnen nicht verzeihen, daß Sie ihn hinwegziehen konnten, und es nicht gethan haben, und ich habe große Furcht, daß ich keinen ruhigen Augenblick

genießen werde, ehe ich Sie nicht neben ihr wieder sehe. Gestehen Sie nur, daß Sie nach so vielem Philosophiegerede sich zuletzt sehr zur Unzeit als Philosoph gezeigt haben. Ach, träumen Sie, und sehen Sie dann Ihre Freunde: das ist besser, als vor ihnen davon zu laufen, und ein Weiser zu sein.

Aus dem Briefe Milords an Herrn von Wolmar scheint hervorzugehen, daß er ernstlich daran denkt, sich bei uns niederzulassen. Sobald er dort seinen Entschluß gefaßt haben, und sein Herz entschieden sein wird, kommt Beide glücklich und entschiedenen Sinnes zurück: dies ist der Wunsch der kleinen Gemeinde und vorzüglich Ihrer Freundin

Clara von Orbe.

N. S. Uebrigens, wenn es wahr ist, daß Sie von unserem Gespräche im Elysium nichts gehört haben, so ist das vielleicht desto besser für Sie; denn Sie wissen, daß ich Augen genug habe, die Leute zu sehen, ohne daß sie mich bemerken, und Malice genug, um den Horchern an der Wand Schande zu machen.

Eilfter Brief.

Herr von Wolmar an Saint-Preux.

Ich schreibe an Milord Eduard, und lasse mich dabei so weitläufig über Sie aus, daß mir in dem Briefe an Sie nichts übrig bleibt, als Sie auf den seinigen zu verweisen. Der Ihrige würde vielleicht eine Gegengabe von Höflichkeiten meinerseits erfordern; aber Sie in meine Familie zu rufen, Sie als Bruder, als Freund zu behandeln, Die zu Ihrer Schwester zu machen, die Ihre Geliebte war, Ihnen ein väterliches Ansehen über meine Kinder einzuräumen, Ihnen meine Rechte anzuvertrauen, nachdem ich die Ihrigen usurpirte, dies sind die Complimente, deren ich Sie würdig geglaubt habe; Sie Ihrerseits werden mich genug gelobt haben, wenn Sie mein Verfahren und meine Bemühungen rechtfertigen. Ich habe Sie durch meine Achtung zu ehren gesucht; ehren Sie mich durch Ihre Tugenden. Jedes andere Lob muß zwischen uns verbannt sein.

Weit entfernt, mich zu wundern, daß Sie ein Traum geängstigt hat, sehe ich nicht recht ein, warum Sie es sich zum Vorwurf machen. Es scheint mir, daß für einen Mann, der Systemen anhängt, eine Träumerei mehr keine große Sache ist.

Aber was ich Ihnen gern vorwerfen möchte, ist weniger die Wir-

kung Ihres Traumes, als sein Inhalt, und zwar aus einem Grunde, der vielleicht sehr verschieden von dem ist, welchen Sie vermuthen. Ein Tyrann ließ einmal einen Menschen tödten, weil derselbe geträumt hatte, daß er den Tyrannen erstäche*). Erinnern Sie sich des Grundes, den er für diesen Mord anführte, und machen Sie die Anwendung davon. Wie? Sie entscheiden über das Loos Ihres Freundes, und Sie denken an Ihre alte Liebe? Ohne die Gespräche des vorangegangenen Abends würde ich Ihnen diesen Traum nie verzeihen. Denken Sie den Tag über an das, was Sie in Rom sollen, und Sie werden Nachts weniger von dem träumen, was in Vevay geschehen ist.

Die Fanchon ist krank; meine Frau ist dadurch in Anspruch genommen und hat nicht Zeit, Ihnen zu schreiben. Es ist hier Jemand an ihrer Stelle, der sich mit Freuden diesem Geschäft unterzieht. Glücklicher junger Mann, Alles verschwört sich zu Ihrem Glücke! Alle Belohnungen der Tugend kommen Ihnen entgegen, um Sie zu zwingen, daß Sie sie verdienen. Was den Lohn für meine Gutthaten betrifft, so überlassen Sie die Sorge dafür keinem Anderen; von Ihnen allein erwarte ich ihn.

Zwölfter Brief.

Saint-Preux an Herrn von Wolmar.

Dieser Brief bleibe unter uns Beiden; ein tiefes Stillschweigen bedecke auf immer die Verirrungen des Tugendhaftesten der Menschen. Welcher gefährliche Schritt steht mir bevor! O, mein weiser und wohlthätiger Freund, warum habe ich nicht alle Ihre Rathschläge im Gedächtniß, wie Ihre Güte im Herzen! Nie war mir Klugheit so nöthig, und nie hat die Furcht, ihrer zu ermangeln, dem wenigen, was ich davon habe, so sehr geschadet. Ach! Wo ist Ihr väterlicher Rath? Wo sind Ihre Belehrungen, Ihre Einsichten? Was werde ich ohne Sie anfangen? In diesem kritischen Augenblick würde ich die ganze Hoffnung meines Lebens darum geben, wenn ich Sie acht Tage hier haben könnte.

---

*) Nach Plutarch im Leben des Dionys. Montesquieu (Geist der Gesetze B. XII. Kap. 9) berichtet diese Geschichte so: „Ein gewisser Marsyas träumte, er schnitte dem Dionys die Kehle ab. Dieser ließ ihn tödten, indem er sagte, daß er es nicht Nachts geträumt haben würde, wenn er nicht bei Tage daran gedacht hätte.“

Ich habe mich in allen meinen Vermuthungen getäuscht; ich habe bis diesen Augenblick nichts als Fehler gemacht. Ich fürchtete nur die Marquise; nachdem ich sie gesehen hatte, suchte ich, erschreckt durch ihre Schönheit und Schlauheit, die edle Seele ihres alten Liebhabers ganz von ihr loszumachen. Begierig, ihn nach einer Seite zu lenken, wo ich keine Gefahr sah, sprach ich ihm von Laura mit der Achtung und Bewunderung, die sie mir eingeflößt hatte; ich hoffte, indem ich sein stärkstes Attachement mit Hülfe des andern lockerte, endlich alle beide zerreißen zu können.

Er ging anfänglich auf meine Projecte ein, übertrieb sogar die Gefälligkeit; und vielleicht in der Absicht, mich für meine Zudringlichkeit durch ein wenig Unruhe zu bestrafen, heuchelte er noch mehr Zuvorkommenheit für Laura, als er ihr zu erweisen sich innerlich getrieben glaubte. Was soll ich Ihnen jetzt sagen? Seine Zuvorkommenheit ist noch immer dieselbe, aber er heuchelt nicht mehr. Sein Herz, erschöpft von so vielen Kämpfen, befand sich in einem Zustande von Schwäche, der ihr zu Gute kam. Es würde jedem Anderen bei ihr schwer werden, Liebe lange zu heucheln; Sie können sich also denken, wie es dem Gegenstand der Leidenschaft, von der sie verzehrt wird, selber ergehen muß. In der That, man kann diese Unglückliche nicht sehen, ohne von ihrer Miene und von ihrer Gestalt gerührt zu werden; ein schmachtender Ausdruck, der von ihrem reizenden Gesichte nicht weicht, bricht die Lebhaftigkeit ihrer Mienen, und macht sie noch interessanter; gleich den Sonnenstrahlen, welche sich durch Wolken stehlen, senden ihre vom Schmerz gebrochenen Augen ein noch verführerischeres Feuer aus. In ihrer gedemüthigten Haltung vereinigen sich erst recht alle Grazien der Züchtigkeit; man kann sie nicht sehen, ohne sie zu beklagen, sie nicht reden hören, ohne ihr Achtung zu zollen; kurz, ich muß zur Rechtfertigung meines Freundes sagen, daß ich nur zwei Menschen auf der Welt kenne, die bei ihr außer Gefahr sein würden.

Er ist verstrickt, Wolmar! Ich sehe es, ich fühle es, ich gestehe es Ihnen mit verbittertem Herzen. Ich zittere, wenn ich daran denke, wie weit er in seiner Verirrung sich und Alles, was er sich schuldig ist, vergessen könnte. Mir ist bange, daß jene unerschrockene Tugendliebe, welche ihm die Kraft giebt, die öffentliche Meinung zu verachten, ihn zum anderen Extreme treiben, ihn verleiten könnte, auch den heiligen Gesetzen des Anstandes und der Schicklichkeit Hohn zu sprechen.

Eduard Bomston eine solche Ehe eingehen! .... Denken Sie sich! .... Unter den Augen seines Freundes! .... der es erlaubt! .... der es duldet! .... Dessen, der ihm Alles verdankt! Er muß mir das Herz ausreißen mit seiner Hand, ehe ich sie ihn so profaniren lasse.

Indeß, was ist zu thun? Wie soll ich mich anstellen? Sie kennen seine Heftigkeit, man richtet mit Reden bei ihm nichts aus, und die seinigen sind seit einiger Zeit nicht geeignet, meine Besorgnisse zu dämpfen. Ich that anfangs, als verstünde ich ihn nicht; ich ließ ihn die Stimme der Vernunft indirect in allgemeinen Maximen hören; da versteht er denn mich nicht. Wenn ich versuche, ihm ein wenig lebhafter zu Herzen zu sprechen, so giebt er mir Sentenzen zurück, und glaubt mich widerlegt zu haben; wenn ich dringender werde, fährt er auf, nimmt einen Ton an, von dem ein Freund nichts wissen sollte, und auf den die Freundschaft nichts zu erwidern hat. Glauben Sie mir, ich bin bei dieser Gelegenheit nicht scheu noch zaghaft; wenn man seiner Pflicht dient, ist man nur zu sehr in Versuchung, trotzig zu sein, aber es handelt sich hier nicht um Stolz, es ist darum zu thun etwas auszurichten, und verfehlte Versuche können die besten Mittel unbrauchbar machen. Ich getraue mir kaum, mich in irgend eine Erörterung mit ihm einzulassen, denn ich fühle täglich mehr die Wahrheit der Bemerkung, die Sie mir gemacht haben, daß er mir im Raisonnement überlegen ist, und daß man ihn nicht durch Disputiren erhitzen müsse.

Er scheint übrigens ein wenig erkältet gegen mich; man möchte sagen, daß er sich vor mir scheut. Wie doch ein Mann bei so vieler Ueberlegenheit in jeder Hinsicht durch einen schwachen Augenblick herabsinkt! Der große, hochsinnige Eduard hat Furcht vor seinem Freunde, seinem Geschöpfe, seinem Zögling. Mir scheint, einigen Worten nach, die er über die Wahl seines Aufenthaltsortes, falls er sich nicht verheiratete, fallen ließ, als wolle er meine Treue mit Hülfe meines Interesses in Versuchung führen. Er weiß wohl, daß ich ihn nicht verlassen darf noch will. Wolmar! Ich werde meine Pflicht thun und meinem Wohlthäter überallhin folgen. Wenn ich schlecht und nichtswürdig wäre, was für Gewinn würde mir meine Treulosigkeit bringen? Würden Julie und ihr würdiger Gatte ihre Kinder einem Verräther anvertrauen?

Sie haben mir oft gesagt, daß die kleinen Leidenschaften sich nicht vom Wege ablocken lassen, sondern immer gerade auf ihr Ziel los-

gehen, daß man aber die großen gegen sie aufbieten könne. Ich habe geglaubt, von dieser Regel hier Gebrauch machen zu können. In der That, Mitleid, Verachtung der Vorurtheile, Gewohnheit, Alles, was Eduard in diesem Falle bestimmt, entwischt vermöge seiner Kleinheit, und wird fast unangreifbar; wogegen die wahre Liebe von hochherzigem Sinne unzertrennlich ist, und man an diesem immer einen Punkt hat, bei welchem man jene fassen kann. Ich habe diesen indirecten Weg versucht, und verzweifle nicht am Erfolge. Dieses Mittel scheint grausam; ich habe nur mit Widerstreben dazu gegriffen, indessen, Alles wohlerwogen, glaube ich Laura selber einen Dienst zu erzeigen. Würde sie in dem Stande, zu welchem sie emporsteigen kann, etwas Anderes thun, als ihre alte Schande zur Schau stellen? Aber wie groß kann sie sein, wenn sie bleibt, was sie ist? Wenn ich dieses seltene Mädchen recht erkannt habe, so ist sie ganz dazu geschaffen, um an dem Opfer, das sie bringt, mehr Freude zu finden, als an dem Range, den sie deswegen ausschlagen muß.

Wenn mir dieses Mittel fehlschlägt, so bleibt mir noch eines von Seiten des Gouvernements, in Betreff der Religion übrig; aber dieses darf nur im äußersten Nothfalle und in Ermangelung jedes andern angewendet werden; jedenfalls will ich keines unversucht lassen, um eine unwürdige und unziemliche Verbindung zu verhüten.

Wolmar, hochgeschätzter Freund, ich bin eifersüchtig auf Ihre Achtung in allen Momenten meines Lebens. Was Ihnen Eduard auch schreibe, was Sie auch sonst hören mögen, solange mein Herz in meiner Brust schlägt, soll Laurette Pisana nie Lady Bomston werden.

Wenn Sie meine Maßregeln billigen, so bedarf dieser Brief keiner Antwort. Wenn ich irre, so belehren Sie mich; aber schnell; denn es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich werde die Aufschrift von fremder Hand machen lassen. Machen Sie es ebenso wenn Sie mir antworten. Wenn Sie geprüft haben, was zu thun ist, so verbrennen Sie meinen Brief, und vergessen Sie seinen Inhalt. Dies ist das erste und letzte Geheimniß, das ich in meinem Leben den beiden Cousinen zu verbergen haben werde; wenn ich mich auf meine eigene Einsicht mehr zu verlassen wagte, so würden auch Sie nichts davon erfahren haben*).

---

*) Um diesen Brief und den dritten der sechsten Abtheilung vollkommen zu verstehen, müßte man Milord Eduard's Abenteuer kennen, und ich war anfangs

Dreizehnter Brief.

Frau von Wolmar an Frau von Orbe.

Die italienische Post schien mit ihrer Ankunft nur zu warten, bis du abgereist wärest, recht wie zu deiner Strafe dafür, daß du nur ihretwegen die Abreise aufgeschoben hattest. Nicht ich habe diese schöne Entdeckung gemacht, sondern mein Mann, indem er bemerkte, daß du, nachdem du um acht Uhr anspannen lassen, bis eilf Uhr gezögert hast, nicht aus Liebe zu uns, sondern wohl zwanzig Mal fragend, ob es schon zehn wäre, weil dies die gewöhnliche Stunde ist, um welche die Post ankommt.

Du bist gefangen, arme Cousine; du kannst es nicht mehr leugnen. Trotz der Prophezeihung der Chaillot ist diese tolle, nein, vielmehr diese gescheite Clara nicht bis zuletzt gescheit geblieben; da steckst du nun also in demselben Sumpf, aus dem du dir so viel Mühe gabst mich herauszuziehen, und du hast dir selbst die Freiheit nicht retten können, die du mir wiederverschafft hast. Also ist die Reihe zu lachen jetzt an mir? Theure Freundin, man müßte deine Reize und deine Anmuth haben, um so wie du scherzen zu können und dem Spotte selbst einen so zärtlichen, rührenden Ton zu geben, als ob es geliebkost wäre. Und dann, welcher Unterschied zwischen uns! Mit welcher Stirn könnte ich mich über eine Noth lustig machen, an der ich schuld bin, und die du dir zugezogen hast, um mich daraus zu befreien? In deinem Herzen ist kein Gefühl, an dem mein Herz nicht irgend eine Ursache zur Erkenntlichkeit fände, Alles, deine Schwäche nicht ausgenommen, ist bei dir das Werk der Tugend. Das ist nun aber, was mich tröstet und froh macht. Mich mußte man bedauern und über meine Fehltritte weinen; aber über die falsche Scham kann man spotten, die dich verleitet, über eine Liebe zu erröthen, die so rein ist wie du selbst.

Willens, sie dieser Sammlung beizufügen. Als ich es mehr bedachte, konnte ich mich nicht entschließen, die einfache Geschichte der beiden Liebenden durch seine romanhafte zu entstellen. Besser, ich lasse dem Leser etwas zu errathen. R.

Man vergleiche „Bekenntn." Th. 7, S. 59—61. Die Genfer Herausgeber der Rousseau'schen Werke nahmen die „Abenteuer Milord Eduard's" in ihre Ausgabe auf; man wird sie auch in dieser Uebersetzung dem letzten Theile der „Julie" angehängt finden.

Wieder auf die italienische Post zu kommen, und fort einen Augenblick mit dem Moralisiren! Es hieße mein altes Recht zu sehr mißbrauchen; denn sein Auditorium einzuschläfern ist wohl erlaubt, nicht aber, es ungeduldig zu machen. Nun denn also! Diese Post, die ich so spät ankommen lasse, was hat sie gebracht? Nichts als Gutes über die Gesundheit unserer Freunde, und überdies einen großen Brief für dich. Aha! Gut, ich sehe dich schon lächeln und Athem schöpfen; wenn der Brief nur da ist, so wartest du geduldiger auf seinen Inhalt.

Er hat indessen auch so noch seinen Werth, selbst nachdem er sich so sehnlich hatte erwarten lassen; denn er athmet eine so .... aber ich will dir ja nur Neuigkeiten mittheilen, und wahrhaftig, was ich eben sagen wollte, ist nichts weniger als das.

Mit diesem Briefe ist ein anderer von Milord Eduard für meinen Mann und viel Freundliches für uns angekommen. Dieser enthält wirkliche Neuigkeiten, und die um so unerwarteter sind, als der erstere nichts davon sagt. Sie sollten am andern Tage nach Neapel abreisen, wo Milord einige Geschäfte hat, und von wo aus sie den Vesuv besuchen werden .... Begreifst du, Liebe, was das so Anziehendes sein kann? Wenn sie dann nach Rom zurück sein werden, Clara, denke dir, stelle dir vor .... Eduard ist auf dem Punkte zu heiraten, nicht, dem Himmel sei Dank, diese abscheuliche Marquise; er deutet im Gegentheil an, daß es sehr schlecht mit ihr geht. Wen denn? .... Laura, die liebenswürdige Laura, die .... aber doch .... was für eine Partie! .... Unser Freund sagt kein Wort darüber. Gleich darauf werden sie alle drei abreisen, und hierher kommen, um sich über das Weitere zu bestimmen. Mein Mann hat mir nicht gesagt, wie; aber er rechnet noch immer darauf, daß Saint-Preux uns bleiben wird.

Ich gestehe dir, daß sein Stillschweigen mich beunruhigt. Ich sehe in der ganzen Sache nicht klar; es ist da etwas von wunderlicher Situation und seltsamem Spiele des menschlichen Herzens, das man nicht begreift. Wie konnte sich ein so tugendhafter Mann in eine so dauernde Leidenschaft für ein so schlechtes Weib, wie diese Marquise, verstricken? Wie konnte sie selbst bei ihrem heftigen und grausamen Charakter eine so lebhafte Liebe für einen Mann fassen und nähren, der ihr so wenig gleicht, falls man anders eine Raserei, die fähig ist, zu Verbrechen zu führen, mit dem Namen Liebe beehren kann? Wie konnte ein so edles, so zärtliches, so uneigennütziges Herz, wie das Laura's,

die früheren Unordnungen ihres Lebens ertragen? Wie hat sie sich gerade durch diesen trügerischen Hang herausreißen lassen, der nur dazu gemacht ist, ihr Geschlecht irre zu leiten? Wie hat die Liebe, die so viele ehrbare Frauen zu Schanden macht, damit zu Stande kommen können, eine herzustellen? Sage, Clara, zwei Herzen auseinander bringen, die sich liebten, ohne für einander zu passen, zwei vereinigen, die für einander passen, ohne sich zu verstehen, der Liebe zum Siege über die Liebe selbst verhelfen, aus dem Abgrund des Lasters und der Schmach das Glück und die Tugend heraufholen, seinen Freund von einem Ungeheuer befreien, indem man ihm eine Gefährtin so zu sagen erschafft .... eine, die unglücklich, ja wohl, aber doch liebenswürdig, selbst sittsam, wenigstens wenn man das, wie ich wohl zu glauben wage, wieder werden kann: sage, kann Der, welcher das Alles gethan hat, strafbar sein? Und Der, welcher es gelitten, tadelnswerth?

Lady Bomston wird also herkommen! her zu mir, mein Engel! Was dünkt dich davon? Allem nach, was für ein Wunder muß nicht dieses erstaunliche Mädchen sein, das die Erziehung in's Verderben gestürzt, und das sein Herz gerettet hat, für das die Liebe der Weg zur Tugend wurde! Wer müßte sie mehr bewundern als ich, der es gerade umgekehrt erging, da mein Herz allein mich irre führte, während Alles sich vereinigte, mich recht zu leiten? Ich erniedrigte mich freilich weniger, aber habe ich mich auch so erhoben, wie sie? Habe ich so viel Fallstricke vermieden und so viel Opfer gebracht? Von der tiefsten Staffel der Schande hat sie es vermocht, sich zur höchsten Staffel der Ehre zu erheben; sie ist tausendmal achtungswerther, als wenn sie nie strafbar gewesen wäre. Sie ist gefühlvoll und tugendhaft, was braucht sie mehr, um uns ähnlich zu sein? Wenn sich die Fehltritte der Jugend nicht ungeschehen machen lassen, welches Recht habe ich dann auf mehr Nachsicht? Vor wem dürfte ich hoffen Gnade zu finden? Und auf welche Ehre könnte ich Anspruch machen, wenn ich ihr die Ehre versagte?

Nun sieh, Cousine, während mein Verstand dies Alles sagt, lehnt mein Herz sich dagegen auf, und ohne daß ich erklären könnte warum, kann ich nicht recht dahin kommen, es gut zu heißen, daß Eduard diese Verbindung eingegangen, und daß sein Freund sich damit befaßt hat. O, die Meinung! die Meinung! .... Wie schwer ist es, ihr Joch abzuschütteln! Immer treibt sie uns zu Ungerechtigkeiten. Wird doch das vergangene Gute durch das gegenwärtige Böse ausgelöscht.

Soll denn vergangenes Böse durch kein Gutes je können ausgelöscht werden?

Ich habe meinem Manne meine Unruhe über Saint-Preux' Benehmen in dieser Angelegenheit sehen lassen. Er scheint sich zu schämen, sagte ich, gegen meine Cousine der Sache zu erwähnen. Schlechter Handlungen ist er nicht fähig, aber er ist schwach .... zu viel Nachsicht für die Verirrungen eines Freundes .... Nein, antwortete er mir, er hat seine Pflicht gethan, und ich weiß, daß er sie ferner thun wird; ich kann Ihnen nicht mehr sagen; aber Saint-Preux ist ein braver Mensch; ich stehe für ihn, und Sie werden mit ihm zufrieden sein .... Clara, es ist unmöglich, daß mich Wolmar täusche, und daß er sich täusche. Eine so bestimmte Antwort machte, daß ich in mich ging; ich überzeugte mich, daß alle meine Bedenken nur aus falscher Delikatesse entspringen, und daß ich, wenn ich weniger eitel und billiger wäre, Lady Bomston ihres Ranges würdiger finden würde.

Aber lassen wir ein wenig Lady Bomston und kommen wir auf uns selbst zurück! Siehst du nicht ganz klar, indem du diesen Brief liesest, daß unsere Freunde eher zurückkommen werden, als wir sie erwartet hatten, und dein Herz — sagt es dir nichts? Klopft es nicht stärker als gewöhnlich, dieses zu zärtliche und dem meinigen nur zu ähnliche Herz? Denkt es nicht an die Gefahr, in vertraulichem Umgange mit einem geliebten Gegenstande zu leben, ihn alle Tage zu sehen, unter Einem Dache mit ihm zu wohnen? Und wenn meine Verirrungen mir nicht deine Achtung raubten, macht dir mein Beispiel nicht Angst um dich? Wie viel Besorgnisse um mich, die ich in meiner blinden Liebe verachtete, gaben dir nicht in unseren jungen Jahren Vernunft, Freundschaft und Ehrgefühl ein! Jetzt ist die Reihe an mir, meine süße Freundin, und ich habe noch mehr Recht, Gehör zu verlangen, denn ich habe die traurige Autorität der Erfahrung für mich. Höre mich also, solange es noch Zeit ist, damit du nicht, nachdem du die Hälfte deines Lebens damit hingebracht hast, meine Fehler zu beklagen, die andere Hälfte damit hinbringest, die deinigen zu beklagen. Vor Allem überlaß dich nicht dieser ausgelassenen Lustigkeit, welche diejenigen wohl bewahrt, die nichts zu fürchten haben, diejenigen aber in's Verderben stürzt, die in Gefahr sind. Clara, Clara! du spottetest einst über die Liebe, aber nur, weil du sie nicht kanntest; weil du ihre Pfeile noch nicht gefühlt hattest, glaubtest du dich über ihre Angriffe erhaben. Sie rächt sich nun, und das Lachen ist an ihr. Lerne

ihrer verrätherischen Fröhlichkeit mißtrauen, oder vielmehr nimm dich in Acht, daß sie dir nicht eines Tages viele Thränen koste.

Theure Freundin, es ist Zeit, dich dir selbst zu zeigen; denn bis jetzt hast du dich nicht recht gekannt; du hast dich über deinen Charakter getäuscht, und dich nicht nach deinem Werth zu schätzen verstanden. Du hast dich auf das Gerede der Chaillot verlassen; nach deiner muntern Laune hat diese geschlossen, daß du wenig Gefühl besäßest; aber ein Herz, wie das deinige, ging über ihre Sphäre hinaus. Die Chaillot war nicht dazu gemacht, dich zu verstehen; Niemand auf der Welt hat dich recht erkannt, außer ich; unser Freund selbst hat deinen Werth mehr nur geahnt, als wahrhaft aufgefaßt. Ich habe dich in deinem Irrthum gelassen, solange er dir von Nutzen sein konnte, jetzt da er dir verderblich werden würde, muß ich ihn dir benehmen.

Du bist lebhaft, und hältst dich deshalb für wenig empfindsam. Armes Kind, wie täuschest du dich! Die Art deiner Lebhaftigkeit selbst beweist das Gegentheil: nimmt sie nicht immer ihre Richtung auf Gegenstände der Empfindung? Stammen nicht aus deinem Herzen alle Grazien deiner heiteren Laune? Mit deinen Spöttereien giebst du rührendere Beweise von inniger Theilnahme, als eine Andere mit ihren Artigkeiten. Du liebkosest in deinem Tollen; du lachst, aber dein Lachen dringt in die Seele; du lachst, aber so, daß man vor Zärtlichkeit Thränen vergießt, und gegen gleichgültige Personen sehe ich dich fast immer ernsthaft.

Wenn du nichts weiter wärst, als was du für dein Wesen ausgiebst, sage, was bände uns dann so fest an einander, was hielte diese beispiellose Freundschaft zusammen? Durch welches Wunder sollte ein solches Liebesverhältniß sich vorzugsweise ein Herz ausgesucht haben, das der Anhänglichkeit so wenig fähig wäre? Wie? Die, welche nur für ihre Freundin gelebt hat, wäre unfähig zu lieben? Die, welche Vater, Gatten, Verwandte und Heimat verlassen wollte, um der Freundin zu folgen, wüßte nicht die Freundschaft allem Anderen vorzuziehen? Und was habe ich denn gethan, ich, die ich ein empfindsames Herz habe? Cousine, ich habe mich lieben lassen, und mit aller meiner Empfindsamkeit habe ich viel gethan, wenn ich dir mit einer Freundschaft vergalt, die der deinigen gleichkam.

Diese Widersprüche haben dir von deinem Charakter die wunderlichste Vorstellung beigebracht, auf die eine tolle Person, wie du, je gerathen konnte, nämlich daß du zugleich in der Freundschaft glühend

heiß, und in der Liebe kalt wärest. Da du die zärtliche Neigung dir nicht leugnen konntest, von welcher du dich durchdrungen fühltest, glaubtest du nur dieser allein fähig zu sein. Außer deiner Julie, meintest du, könne dir nichts auf der Welt das Herz bewegen; als ob es Herzen, die von Natur empfindsam sind, möglich wäre, nur für Einen Gegenstand zu empfinden, und als ob du auch mich recht hättest lieben können, wenn du fähig wärest, nichts außer mir zu lieben! Du fragtest scherzend, ob die Seele ein Geschlecht hätte. Nein, mein Kind, die Seele selbst hat kein Geschlecht; aber in ihren Affekten entspringt der Unterschied, und du fängst an, es nur zu gut zu fühlen. Weil dir der erste Liebhaber, der sich darbot, nicht das Innerste bewegt hatte, glaubtest du sogleich, daß es überhaupt nicht zu bewegen wäre; weil du für Den, der nach dir seufzte, keine Liebe fühltest, glaubtest du, sie für Niemand fühlen zu können. Als er dein Mann war, liebtest du ihn dennoch, und so sehr, daß sogar die Innigkeit zwischen uns beiden darunter litt; diese so wenig empfindende Seele wußte doch an die Stelle der Liebe ein Gefühl zu setzen, worin Zärtlichkeit genug lag, um einen braven Mann zufrieden zu stellen.

Arme Cousine, es ist nun deine Sache, deine eignen Zweifel zu lösen, und wenn es wahr ist,

ch' un freddo amante è mal sicuro amico *),

so fürchte ich sehr, daß ich jetzt einen Grund zu viel habe, auf dich zu zählen. Aber ich muß dir nur Alles sagen, wie ich es denke.

Ich habe Verdacht, daß du, ohne es zu ahnen, weit eher geliebt hast, als du meinst, oder wenigstens, daß derselbe Hang, der mich in's Verderben riß, dich verführt hätte, wenn ich dir nicht zuvorgekommen wäre. Findest du es begreiflich, daß ein so natürliches und süßes Gefühl so lange zögern könne zu entstehen; findest du es begreiflich, daß man in unserem damaligen Alter mit einem jungen liebenswürdigen Manne ungestraft vertraulich leben könne, oder daß uns bei so vieler Uebereinstimmung in allen unsern Neigungen nur diese einzige nicht gemein gewesen wäre? Nein, mein Engel, du würdest ihn geliebt haben, ich bin fest davon überzeugt, wenn ich ihn nicht zuerst geliebt hätte. Weniger schwach und nicht weniger empfindsam, würdest du

*) „Daß ein kalter Liebhaber ein wenig sichrer Freund ist." Metastasio. Dieser Vers ist im Original umgekehrt, aber, mit Erlaubniß der schönen Damen, der ursprüngliche Sinn ist wahrer und schöner.

vernünftiger als ich gewesen sein, ohne glücklicher zu sein; aber welcher Hang hätte in deiner redlichen Seele den Abscheu vor Verrath und Untreue besiegen können? Die Freundschaft rettete dich vor den Fallstricken der Liebe; du sahst nichts weiter als einen Freund in dem Geliebten deiner Freundin, und kauftest so dein Herz auf Kosten des meinigen los.

Diese Vermuthungen sind nicht einmal so blos Vermuthungen, wie du denkst, und wenn ich Zeiten zurückrufen wollte, die vergessen sein sollen, so würde es mir leicht sein, in der Theilnahme, die du nur an mir allein zu nehmen glaubtest, eine nicht minder lebhafte Theilnahme an Dem, der mir theuer war, nachzuweisen. Da du ihn nicht zu lieben wagtest, wolltest du, daß ich ihn liebte; jeder von uns schien dir nothwendig zum Glücke des anderen, und dieses Herz, das auf der Welt nicht seines Gleichen hat, liebte uns beide nur noch zärtlicher. Glaube mir, ohne deine eigene Schwäche würdest du gegen die meinige weniger nachsichtig gewesen sein; eine gerechte Strenge aber würdest du dir unter dem Namen Eifersucht zum Vorwurfe gemacht haben. Du fühltest dich nicht berechtigt, in mir den Hang zu bekämpfen, um dessen Besiegung es zu thun war, und aus Furcht, mehr treulos als vorsichtig zu handeln, glaubtest du genug für die Tugend gethan zu haben, wenn du dein Glück dem unsrigen opfertest.

Meine Clara, dies ist deine Geschichte; so zwingt mich deine tyrannische Freundschaft, dir für meine Schande erkenntlich zu sein, und für meinen Schaden Dank zu sagen. Glaube jedoch nicht, daß ich dir hierin nachahmen will, ich habe nicht größere Lust, deinem Beispiel zu folgen, als du dem meinigen, und da du nicht meine Fehltritte zu fürchten hast, so habe ich, Gott sei Dank, nicht deine Gründe, nachsichtig zu sein. Welchen würdigeren Gebrauch kann ich von der Tugend, die du mir wiedergeschenkt hast, machen, als daß ich dir beistehe, sie dir zu bewahren?

Ich muß dir also noch meine Meinung über deinen jetzigen Zustand sagen. Die lange Abwesenheit unseres Lehrers hat deine Stimmung zu seinen Gunsten nicht verändert; deine wiedererlangte Freiheit und seine Rückkunft haben eine neue Epoche herbeigeführt, die sich die Liebe zu Nutze gemacht hat. Es ist nicht ein neues Gefühl in deinem Herzen entstanden; das, welches so lange darin verborgen lag, hat es sich nur bequemer gemacht. Stolz darauf, daß du es dir selbst zu gestehen wagtest, hast du dich beeilt, es mir zu sagen. Dieses Bekennt-

niß schien dir fast nothwendig, um dein Gefühl zu einem völlig unschuldigen zu machen: indem es zu einem Verbrechen für deine Freundin wurde, hörte es auf eines für dich zu sein, und vielleicht hat dem Uebel, gegen welches du seit so vielen Jahren kämpftest, dich selbst nur dein Eifer, meine Heilung zu vollenden, ausgeliefert.

Ich habe das Alles gefühlt, meine Liebe; ich machte mir nicht große Unruhe um eine Neigung, die mir zum Schutze diente, während du sie dir nicht zum Vorwurf zu machen brauchtest. Dieser Winter, den wir sämmtlich vereinigt im Schoße des Friedens und der Freundschaft hingebracht haben, erhöhte mein Vertrauen, da ich sah, daß du, weit entfernt von deiner Munterkeit etwas einzubüßen, nur immer heiterer und launiger zu werden schienst. Ich sah dich zärtlich, zuvorkommend, aufmerksam, aber offen in deinen Liebkosungen, wie in deinen Scherzen, unverstellt und ungekünstelt in allen Dingen, und bei allem Tändeln und Kosen gab sich eine so fröhliche Unschuld kund, daß Alles gut war.

Seit unserem Gespräche im Elysium bin ich nicht mehr so zufrieden mit dir, ich finde dich traurig und träumerisch; du bist ebenso gern allein, als bei deiner Freundin; du hast nicht die Sprache geändert, aber den Ton; deine Späße sind schüchterner; du wagst nicht mehr so oft von ihm zu sprechen; es ist als ob du immer fürchtetest, er könnte es hören, und man sieht an deiner Unruhe, daß du auf Nachrichten von ihm weit sehnlicher wartest, als du es durch Fragen verräthst.

Mir ist bange, gute Cousine, daß du nicht fühlst, wie schlimm es mit dir steht, und daß der Pfeil tiefer eingedrückt ist, als du zu fürchten schienst. Auf mein Wort, sondire dein krankes Herz recht; sage dir recht, ich wiederhole es dir, ob man, wenn auch noch so verständig, ohne Wagniß mit dem Geliebten lange zusammenwohnen kann, und ob das Selbstvertrauen, das mich in's Verderben geführt hat, für dich ganz ohne alle Gefahr ist. Ihr seid beide frei: das gerade macht die Gelegenheiten noch verfänglicher; es giebt keine Schwäche, auch in tugendhaften Herzen, welche den bloßen Anstrengungen des Gewissens wiche; ich gebe dir zu, daß man gegen Verbrechen immer stark genug ist, aber ach, wer kann sich hüten, schwach zu sein? Indessen betrachte die Folgen, denke an die Wirkungen der Schande. Man muß sich selbst ehren, um geehrt zu sein. Wie kann man Anderer Achtung verdienen, wenn man keine für sich selbst hat? Und wo wird man auf dem Wege des Lasters inne halten, wenn man den ersten Schritt ge-

than hat, ohne davor zu erschrecken? So würde ich zu jenen Weltdamen sprechen, die sich aus Moral und Religion nichts machen, und kein anderes Gesetz haben, als die Meinung der Leute. Aber du, tugendhafte und christlich gesinnte Frau, die du deine Pflicht erkennst und sie liebst, die du einer andern Richtschnur folgst, als dem öffentlichen Urtheil, deine vornehmste Ehre ist die, welche dir dein Gewissen zuspricht, und daß du diese dir erhaltest, darum ist es zu thun.

Willst du wissen, worin bei dieser ganzen Sache dein Unrecht besteht? Darin, ich muß es dir wiederholen, daß du über ein ehrenwerthes Gefühl erröthest, welches du nur offen zu erklären brauchst, um es zu einem unschuldigen zu machen*). Aber trotz aller deiner Ausgelassenheit giebt es kein so furchtsames Geschöpf als du bist. Du machst Späße, um die Heldin zu spielen, und ich sehe dein armes Herz zittern und beben; du machst es mit der Liebe, über die du dich zum Schein lustig machst, wie die Kinder, die in der Nacht singen, wenn sie Furcht haben.

O theure Freundin, erinnere dich doch, daß du es selbst tausendmal gesagt hast, es ist die falsche Scham, die zu wirklicher Schande führt, und die Tugend kann nur über das erröthen, was böse ist. Ist denn die Liebe an sich selbst ein Verbrechen? Ist sie nicht wie der süßeste, so auch der reinste Hang der Natur? Hat sie nicht ein gutes, löbliches Ziel? Verschmäht sie nicht gemeine und niedrige Seelen? Beseelt sie nicht die, welche groß und stark sind? Adelt sie ihnen nicht alle Gefühle? Verzwiefacht sie nicht ihr Dasein? Erhebt sie sie nicht über sich selbst? Ach, könnte man nicht anders sittsam und verständig sein, als wenn man ihren Pfeilen unerreichbar wäre, sage, was bliebe dann der Tugend auf Erden übrig? Der Auswurf der Natur und das schlechteste Gesindel.

Was hast du denn gethan, das du dir zum Vorwurf machen müßtest? Ist deine Wahl nicht auf einen wackern Mann gefallen? Ist er nicht frei? Bist du es nicht auch? Verdient er nicht deine ganze Achtung? Besitzest du nicht die seinige ganz? Wirst du nicht überglücklich sein, einen Freund zu beglücken, der dieses Namens so würdig ist, mit deinem Herzen und deiner Person die alten Schulden deiner Freun-

*) Warum läßt der Herausgeber die beständigen Wiederholungen stehen, die in diesem Briefe, wie auch in vielen anderen vorkommen? Aus einem sehr einfachen Grunde, nämlich weil er sich nicht das Geringste daraus macht, daß diese Briefe Denen gefallen, die so fragen.

den zu bezahlen, und das vom Glücke mißhandelte Verdienst, indem du es zu dir erhebst, zu ehren?

Ich sehe die kleinen Bedenklichkeiten, die dich aufhalten. Einen gefaßten und ausgesprochenen Entschluß zurückzunehmen, dem Abgeschiedenen einen Nachfolger zu geben, die eigene Schwäche offenkundig zu machen, einen Abenteurer zu heiraten (denn die gemeinen Seelen, die immer so freigebig mit ehrkränkenden Titeln sind, werden bald diesen ausfindig machen): dies sind die Gründe, auf welche hin du dir lieber deinen Hang zum Vorwurf machen, als ihn rechtfertigen, und lieber über deine Liebe im Innersten deines Herzens brüten, als sie zu Ehren bringen willst. Aber ich bitte dich, ist das eine Schande, Den zu heiraten, den man liebt, oder das, ihn zu lieben ohne ihn zu heiraten? Dies ist die Wahl, die du hast. Die Ehre, die du dem Abgeschiedenen schuldig bist, besteht darin, daß du seine Wittwe hoch genug achtest, um ihr lieber einen Gatten, als einen Geliebten zu geben, und wenn deine Jugend dich zwingt seine Stelle auszufüllen, wird nicht auch das eine Huldigung sein, die du seinem Andenken darbringst, wenn du einen Mann wählst, der ihm theuer war?

Was die Ungleichheit des Standes betrifft, so würde ich dich zu beleidigen glauben, wenn ich einen Einwurf bekämpfte, der so erbärmlich ist, wo es sich um Verständigkeit und Sittlichkeit handelt. Ich kenne keine Ungleichheit, die entehrend wäre, außer die, welche aus dem Charakter oder der Erziehung entspringt. Zu welchem Stande ein Mensch von niedrigen Grundsätzen auch gelange, wird es immer schimpflich sein, sich mit ihm zu verbinden; aber ein Mann, der in ehrenwerther Gesinnung aufgezogen ist, steht aller Welt gleich; es giebt keinen Rang, in welchem er nicht an seinem Platze wäre. Du weißt, welcher Meinung dein Vater selbst war, als es sich um mich in Bezug auf unseren Freund handelte. Er ist von anständiger, obgleich dunkler Herkunft; er genießt der öffentlichen Achtung, und verdient sie. Mit dem Allen könnte er der Letzte aller Menschen sein, und man müßte sich keinen Augenblick besinnen; denn es ist besser von Adel abzusehen als von Tugend, und die Frau eines Köhlers ist achtungswerther als die Maitresse eines Fürsten*).

*) Dies ist die Stelle, welche M. de Malesherbes in dem für Madame de Pompadour bestimmten Exemplare wegließ, indem er einen besonderen Carton drucken und in das Exemplar einkleben ließ. S. Bekenntn. Th. 7. S. 41.

D. U.

Ich sehe wohl auch noch eine andere Art von Verlegenheit darin, daß du dich zuerst erklären müßtest, denn wenn er es wagen soll nach dir zu streben, mußt du, wie du fühlen wirst, es ihm erlauben, und dies ist eine der gerechten Strafen der Ungleichheit, daß sie dem Höhergestellten oft demüthigende Avancen auferlegt. Was dieses Bedenken betrifft, so verzeihe ich es dir, und ich gestehe dir, daß es mir sehr ernster Natur scheinen würde, wenn ich nicht Bedacht nähme, die Schwierigkeiten zu heben. Ich hoffe, daß du Vertrauen genug zu deiner Freundin hast, um anzunehmen, daß dies geschehen werde, ohne dich irgendwie bloßzustellen. Meinerseits rechne ich genug auf den Erfolg, um mich der Sache mit Vertrauen zu unterziehen; denn was ihr mir auch beide sonst schon über die Schwierigkeit gesagt habt, eine Freundin in eine Geliebte umzuwandeln, wenn ich ein Herz recht kenne, in welchem ich nur zu gut lesen gelernt habe, so glaube ich nicht, daß in diesem Falle das Unternehmen einen großen Aufwand von Geschicklichkeit meinerseits erfordern werde. Ich schlage dir also vor, diese Unterhandlung mir zu überlassen, damit du dich dem Vergnügen, welches dir seine Rückkunft verursachen wird, ohne Verheimlichung, ohne inneres Nagen, ohne Gefahr und ohne alle Ursache zur Scham hingeben könnest. Ach, Cousine, welch ein Entzücken wäre es für mich, zwei Herzen auf immer vereinigen zu können, die so für einander geschaffen und in dem meinigen seit so langer Zeit unzertrennlich verbunden sind! Würde diese Verbindung doch eine noch innigere, wenn es möglich ist! Seid hinfort für euch und für mich nur Eins. Ja, meine Clara, du wirst auch deiner Freundin wieder dienen, indem du die eigene Liebe krönst. Ich werde meiner Gefühle nur um so gewisser sein, wenn ich sie in Bezug auf euch beide nicht mehr werde unterscheiden können.

Wenn dir, meiner Gründe ungeachtet, dieses Project nicht zusagt, so ist mein Rath, daß wir um jeden Preis diesen gefährlichen Menschen von uns entfernen, der sich immer einer von uns beiden furchtbar macht; denn unter allen Umständen ist an der Erziehung unserer Kinder immer noch weniger gelegen, als an der Tugend ihrer Mütter. Ich lasse dir Zeit, über das Alles während deiner Abwesenheit nachzudenken; nach deiner Rückkehr wollen wir weiter davon sprechen.

Ich halte es für zweckmäßig, dir diesen Brief direct nach Genf zu schicken, weil du nur eine Nacht in Lausanne geblieben bist, und er

dich dort nicht mehr finden würde. Bringe mir recht genaue Auskunft über den kleinen Freistaat mit. Nach all dem Guten, was man über diese reizende Stadt sagt, würde ich dich glücklich schätzen, daß du sie siehst, wenn ich Freuden hoch anschlagen könnte, die man nur auf Kosten seiner Freunde erwirbt. Ich habe den Luxus nie geliebt, und jetzt hasse ich ihn, weil er dich mir, mich dünkt, auf so viele Jahre raubt. Mein Kind, unseren Hochzeitstaat einzukaufen, gingen wir beide nicht nach Genf; aber was für ein ausgezeichneter Mensch dein Bruder auch sein möge, zweifele ich doch, daß deine Schwägerin in ihren flandrischen Spitzen und in ihren Stoffen aus Indien glücklicher sein werde, als wir in unserem einfachen Putze. Indessen trage ich dir doch, ungeachtet meines Grolls auf, ihn zu veranlassen, daß er seine Hochzeit in Clarens feiere. Mein Vater schreibt in derselben Absicht an den deinigen und mein Mann an die Mutter der Braut. Hierbei die Briefe; gieb sie ab und unterstütze die Einladung mit deinem wieder wachsenden Credit; das ist Alles, was ich thun kann, daß das Fest nicht ohne mich stattfinde, denn ich erkläre dir, daß ich um keinen Preis meine Familie verlassen will. Adieu, Cousine, ein Wort Nachricht von dir, und laß mich wenigstens wissen, wann ich dich erwarten darf. Es ist der zweite Tag, daß du fort bist, und ich kann schon nicht mehr so lange Zeit ohne dich sein.

N. S. Während ich diesen unterbrochenen Brief beendigte, machte sich Mademoiselle Henriette bereit, auch ihrerseits einen zu schreiben. Da ich will, daß die Kinder immer sagen, was sie denken, und nicht, was man ihnen in den Mund legt, so habe ich die Jungfer Neugier schreiben lassen, was sie wollte, und kein Wort geändert. Also dritte Einlage. Ich kann mir wohl denken, daß es nicht die ist, nach welcher du beim Durchstöbern des Päckchens sogleich schieltest. Dies anlangend gieb dir keine Mühe, weiter danach zu suchen, denn du wirst sie nicht finden. Sie ist nach Clarens adressirt, muß also in Clarens gelesen werden. Danach richte dich denn.

Vierzehnter Brief.

Henriette an ihre Mutter.

Wo sind Sie denn, Mama? Die Leute sagen, Sie sind in Genf, und das ist so weit, so weit, daß man zwei Tage den ganzen Tag reisen muß, um hinzukommen. Sie wollen wohl auch die Reise um die Welt

machen? Papachen ist heute früh nach Etange; Großpapachen ist auf der Jagd; Mamachen hat sich eingeschlossen, um zu schreiben; ist keiner da, als meine Mie Pernette und meine Mie Fanchon. Liebster Gott, ich weiß gar nicht, wie das jetzt geht; aber seit unser guter Freund fort ist, läuft Alles auseinander. Mama, Sie haben zuerst angefangen. Es war schon recht langweilig, als Sie keinen mehr wüthend zu machen hatten. O, und nun ist es noch ärger, seit Sie fort sind, denn Mamachen ist auch nicht mehr so guter Laune, als wie Sie da waren. Mama, mein kleines Männel ist gesund, er hat Sie aber nicht mehr lieb, weil Sie ihn gestern nicht haben tanzen lassen, wie immer. Ich würde Sie, glaube ich, noch ein Bißchen lieb haben, wenn Sie recht bald wiederkämen, daß es nicht mehr so langweilig hier wäre. Wenn Sie mich recht gut machen wollen, so bringen Sie meinem kleinen Männel etwas Hübsches mit. Um ihn gut zu machen, den Kleinen, werden Sie wohl so gescheit sein, auch zu merken, was Sie thun müssen. Ach, liebster Gott, wenn unser guter Freund da wäre, wie der's schon gerathen hätte! Mein schöner Fächer ist ganz entzwei; mein blaues Kleid ist nur noch eine Lappe; mein Blondenkragen ist auch in Fetzen; meine durchbrochenen Handschuhe taugen gar nichts mehr. Bon jour, Mama, ich muß meinen Brief schließen, denn Mamachen ist mit ihrem fertig und kommt aus ihrem Cabinet. Ich glaube, sie hat rothe Augen, aber ich traue mir nicht, es ihr zu sagen; aber wenn sie dies liest, wird sie wohl sehen, daß ich es gesehen habe. Meine gute Mama, Sie sind recht schlecht, wenn Sie mein Mamachen zu weinen machen.

N. S. Ich umarme Großpapa, ich umarme meine Onkels, ich umarme meine neue Tante und ihre Mama, ich umarme alle Leute, blos Sie nicht. Mama, Sie verstehen doch, ich habe für Sie keine solche lange Arme.

Sechste Abtheilung.

Erster Brief.

Frau v. Orbe an Frau v. Wolmar.

Ehe ich von Lausanne abgehe, muß ich dir doch ein Wörtchen schreiben, um dir anzuzeigen, daß ich angekommen, nicht jedoch so vergnügt, als ich gehofft hatte. Ich hatte mir aus dieser kleinen Reise, die ja auch dir so lockend gewesen, ein rechtes Fest gemacht; aber da du es mir abschlugst, sie mitzumachen, ist sie mir fast unleidlich geworden; denn was kann ich mir nun davon versprechen? Wenn sie langweilig ist, so werde ich die Langeweile allein haben, und wenn sie hübsch ist, so werde ich den Verdruß haben, mich ohne dich zu amüsiren. Wenn ich auch gegen deine Gründe nichts einwenden kann, glaubst du deswegen, daß ich mich dabei beruhige? Meiner Treu, Cousine, du irrst dich bedeutend, und das ärgert mich wieder, daß ich nicht einmal ein Recht habe, mich zu ärgern. Sage, schlechte Person, schämst du dich nicht, immer Recht zu haben gegen deine Freundin, und dich Allem zu widersetzen, was ihr Vergnügen macht, ohne ihr auch nur das Kleine zu lassen, darüber zu zanken? Thatest du nicht, als ob Alles drunter und drüber gehen müsse, wenn du einmal auf acht Tage deinen Mann, deine Wirthschaft und deine Aeffchen laufen ließest? Es wäre ein leichtsinniger Streich gewesen, aber du wärest dafür zehn Mal besser und lieber, statt daß du dich damit abgiebst vollkommen zu sein, und noch dahin kommst, daß du zu nichts mehr zu gebrauchen bist, und dir deine Freunde nur unter den Engeln suchen magst.

Ungeachtet der ehemaligen Mißhelligkeiten habe ich meine Familie nicht ohne Rührung wiedersehen können; ich bin mit Freude, oder wenigstens mit vielen Liebkosungen aufgenommen worden. Um dir

über meinen Bruder etwas zu sagen, will ich warten, bis ich ihn kennen gelernt habe. Er ist recht hübsch, hat aber das steife Wesen des Volkes angenommen, unter welchem er gelebt hat. Er ist ernst und kalt, ich finde ihn sogar ein wenig hochnäsig; ich fürchte sehr für die kleine Person, daß er, anstatt ein so guter Mann zu sein, wie die unsrigen, ein Bißchen den Herrn und Meister spielen wird Mein Vater hat sich so gefreut, mich zu sehen, daß er, um mich zu umarmen, von dem Bericht über eine große Schlacht aufstand, welche die Franzosen in Flandern gewonnen haben, recht wie um die Prophezeihung des Freundes unseres Freundes wahr zu machen. Welch Glück, daß er nicht dabei war! Kannst du dir den braven Eduard vorstellen, die Engländer fliehen sehend und selbst fliehend? .... Nie; nie! .... Er hätte sich eher hundert Mal todt machen lassen.

Aber apropos von unseren Freunden, wir haben lange keine Briefe von ihnen erhalten. Gestern, dünkt mich, war ja wohl Posttag. Wenn du Briefe von ihnen erhältst, wirst du hoffentlich nicht vergessen, welchen Antheil ich nehme.

Adieu, Cousine, ich muß fort. Ich erwarte Nachricht von dir in Genf, wo wir morgen Mittag anzukommen gedenken. Uebrigens thue ich dir kund und zu wissen, daß auf die eine oder die andere Art, die Hochzeit nicht ohne dich stattfinden wird, und wenn du nicht nach Lausanne kommen willst, so komme ich mit meinem ganzen Trupp, und wir plündern Clarens und trinken allen Wein der Welt aus.

Zweiter Brief.

Frau v. Orbe an Frau v. Wolmar.

Herrlich, Schwester Predigerin! Aber du machst dir, dünkt mich, ein Bißchen zu viel Rechnung auf eine heilsame Wirkung deiner Predigten. Ohne entscheiden zu wollen, ob sie deinen Freund vor Zeiten besonders eingelullt haben mögen, will ich dir nur sagen, daß sie deine Freundin heute nicht im geringsten einlullen; die, welche ich gestern Abend erhalten habe, hat, weit entfernt, mir Lust zum Schlaf zu machen, ihn mir vielmehr die ganze Nacht geraubt. Ich kann mich nur vor der Paraphrase meines Argus in Acht nehmen, wenn er diesen Brief zu Gesicht bekommt. Aber ich will schon vorbeugen, und ich schwöre dir, daß du dir lieber die Finger verbrennen sollst als ihn ihm zeigen.

Wenn ich mich darauf einlassen wollte, dir Punkt für Punkt nachzugehen, so würde ich in deine Rechte greifen; besser, ich folge meinem eigenen Kopfe; und dann, um mir ein sittsameres Ansehen und dir nicht zu leichtes Spiel zu geben, will ich auch nicht gleich vorne von unseren Reisenden und von der italienischen Post erzählen. Schlimmsten Falls, wenn es mir ja passiren sollte, schreibe ich meinen Brief um, und stelle den Anfang an's Ende. Sprechen wir von der sogenannten Lady Bomston.

Schon dieser Titel empört mein Innerstes. Ich würde es Saint-Preux nie verzeihen, wenn er litte, daß ihn diese Dirne erwürbe, und Eduarden nie, wenn er ihn ihr gäbe, und dir nie, wenn du ihn anerkenntest. Julie v. Wolmar eine Laurette Pisana in ihr Haus aufnehmen! Sie neben sich dulden! Hei, Kind, was fällt dir ein? Was für eine harte Sorte Sanftmuth ist das! Weißt du nicht, daß die Luft, die dich umgiebt, der Schande tödtlich ist? Könnte die arme Unglückliche es wagen, ihren Athem mit dem deinigen zu vermischen? Könnte sie sich neben dir wohlfühlen? Es würde ihr schlimmer zu Muthe sein, als einem Besessenen, der Reliquien angerührt hat; dein bloßer Blick würde sie in die Erde schmettern, dein bloßer Schatten sie tödten.

Ich verachte Laura nicht, Gott bewahre mich! Im Gegentheil, ich bewundere sie, und achte sie um so mehr, als eine solche Umkehr heroisch und selten ist. Ist das aber genug, um dir zu den erniedrigenden Vergleichungen ein Recht zu geben, mit welchen du dich selbst zu entweihen wagst? Als ob auch bei ihren größten Schwachheiten eine wahre Liebe nicht die Person behütete, und die Ehre nur noch eifersüchtiger machte! Aber ich verstehe dich, und entschuldige dich. Die niedrigen Gegenstände, aus der Ferne gesehen, wirren sich jetzt vor deinem Blicke ineinander; in deinem erhabenen Aufschwung siehst du die Erde an, und erkennst die Unebenheiten nicht mehr; deine fromme Demuth macht sich Alles, auch selbst deine Tugend, zu Nutze.

Ei, was hilft das Alles? Kommen die natürlichen Gefühle deshalb weniger zum Vorschein? Treibt die Eigenliebe weniger ihr Spiel? Wider Willen fühlst du dein Inneres widerstreben. Das rechnest du dir als Stolz an, möchtest es bekämpfen, schiebst es auf die Meinungen. Gutes Mädchen! Und seit wann beruht der Schimpf, der dem Laster anhaftet, auf der bloßen Meinung? Welche Gemeinschaft kannst du dir möglich denken mit einer Frau, vor welcher man die Keusch-

heit, die Ehrbarkeit, die Tugend nicht nennen kann, ohne ihr Thränen der Scham auszupressen, ohne ihre Schmerzen wieder aufzustacheln, ohne, möchte ich fast sagen, ihrer Reue Hohn zu sprechen? Glaube mir, mein Engel, man muß Laura hoch achten, aber nicht sie bei sich sehen. Sie vermeiden ist eine Rücksicht, die ihr sittsame Frauen schuldig sind; sie würde im Umgange mit uns zuviel zu leiden haben.

Höre, dein Herz sagt dir, daß diese Heirat nicht zu Stande kommen sollte; heißt das nicht dir sagen, daß sie nicht zu Stande kommen wird? .... Unser Freund, sagst du, spricht nicht davon in seinen Briefen, in dem Briefe, den er, sagst du, mir schreibt? .... Und dieser Brief, sagst du, ist sehr lang? ... Und dann was dein Mann gesagt hat .... Er ist ein Heimlichkeitskrämer, dein Mann .... Ihr seid ein paar Spitzbuben und gegen mich einverstanden; aber .... Was er über die Sache meint, war übrigens hier von keiner Erheblichkeit .... sonderlich für dich, die du den Brief gesehen hattest .... auch für mich nicht, die ich ihn nicht gesehen habe .... denn ich bin deines Freundes, meines Freundes gewisser, als aller Philosophie der Welt.

Heida, hat er sich nicht schon wieder eingeschlichen, der Zudringliche, der kommt, man weiß nicht wie? Meiner Treu, damit er sich nicht wieder so einschleiche, da ich nun einmal auf das Kapitel gekommen bin, muß ich es nur gleich erschöpfen, um nicht zwei Mal darauf zu kommen.

Verlieren wir uns nicht in das Reich der Träume! Wenn du nicht Julie gewesen wärest, wenn dein Freund nicht dein Liebhaber gewesen wäre, wer weiß, was er dann für mich gewesen wäre; ich weiß nicht, was ich selbst gewesen wäre: soviel weiß ich ganz gewiß, daß, wenn ihn sein böser Stern mir zuerst zugeführt hätte, es um seinen armen Kopf geschehen war, und daß ich, selber toll oder nicht, ihn unfehlbar toll gemacht haben würde. Aber was nutzt das, was gewesen sein könnte? Sprechen wir von dem, was ist. Meine beste That war, dich zu lieben. Von unseren ersten Jahren an ist mein Herz in dem deinigen aufgegangen; wie zärtlich und gefühlvoll ich gewesen sein mag, ich konnte nicht mehr aus mir selbst lieben und fühlen; alle meine Gefühle kamen mir von dir; du allein warst mir Alles, und ich lebte nur, um deine Freundin zu sein. Das ist es, was dir Chaillot bemerkt hat; darnach beurtheilte sie mich. Antworte, Cousine, hat sie sich getäuscht?

Ich machte deinen Freund zu meinem Bruder, du weißt es. Der Geliebte meiner Freundin war mir wie der Sohn meiner Mutter. Nicht mein Verstand, mein Herz that diese Wahl. Ich hätte noch empfindsamer sein können, und würde ihn nicht anders geliebt haben. Dich umarmte ich, wenn ich die theuerste Hälfte deines Ich umarmte; für die Reinheit meiner Liebkosungen gab mir gerade ihre Lebhaftigkeit die beste Bürgschaft. Behandelt ein Mädchen ihren Geliebten so? Behandeltest du selbst ihn so? Nein, Julie, die Liebe ist bei uns furchtsam und schüchtern, Zurückhaltung und Scham sind ihre Avancen; sie verräth sich durch das, was sie versagt, und sobald sie ihre Freundlichkeiten in Gunstbezeugungen verwandelt, kennt sie sehr gut den vollen Werth derselben. Die Freundschaft ist freigebig, die Liebe ist geizig.

Ich gestehe, daß zu enge Verbindungen in dem Alter, in welchem wir waren, immer gefährlich sind, aber Beide die Herzen voll von demselben Gegenstande, gewöhnten wir uns so daran, ihn zwischen uns zu stellen, daß wir, ohne dich zu vernichten, nicht zu einander gelangen konnten: die Vertraulichkeit selbst, deren süße Gewohnheit wir angenommen hatten, diese in jedem anderen Falle so gefährliche Vertraulichkeit, war damals mein Schutz. Unsere Empfindungen hängen von unsern Vorstellungen ab, und wenn sie einmal einen gewissen Lauf genommen haben, so ändern sie ihn nur schwer. Wir hatten zu viel in Einem Tone gesungen, um einen anderen anzustimmen. Wir waren schon zu weit gegangen, um umzukehren. Die Liebe will ihren ganzen Gang allein machen, sie liebt es nicht, daß ihr die Freundschaft den halben Weg erspart. Genug, ich habe es schon sonst gesagt, und habe Ursache es noch zu glauben, man nimmt nicht strafbare Küsse von demselben Munde, von dem man unschuldige genommen hat.

Dieses Alles findet noch eine Stütze an dem Manne, den der Himmel dazu bestimmt hatte, mir das kurze Glück meines Lebens zu schenken. Du weißt, Cousine, er war jung, hübsch, rechtschaffen, aufmerksam, gefällig; er konnte nicht lieben wie dein Freund; aber ich war es, die er liebte, und wenn man das Herz frei hat, so hat die Leidenschaft, welche sich auf uns richtet, immer etwas Ansteckendes. Ich gab ihm also von dem meinigen Alles, was davon zu geben übrig war, und sein Theil war noch immer gut genug, um ihm seine Wahl nicht leid sein zu lassen. Zudem, was hatte ich zu fürchten? Ich gestehe sogar, daß die Rechte des Geschlechtes im Vereine mit denen der Pflicht den

deinigen einigen Schaden thaten, und daß ich, meinem neuen Stande ergeben, in der ersten Zeit mehr Gattin als Freundin war. Aber zu dir zurückkehrend, brachte ich dir zwei Herzen statt eines zu, und ich habe seitdem nicht vergessen, daß mir allein diese doppelte Schuld zur Last geblieben ist.

Was soll ich dir noch weiter sagen, meine süße Freundin? Bei der Rückkehr unseres alten Lehrers war die Bekanntschaft gewissermaßen wieder von vorn zu machen. Ich glaubte ihn mit anderen Augen zu sehen, ich glaubte, indem ich ihn umarmte, ein Beben zu fühlen, das mir bis dahin unbekannt war. Je köstlicher diese Regung war, desto mehr machte sie mir bange. Wie ein Verbrechen quälte mich ein Gefühl, das vielleicht nur daher entstand, daß es nicht mehr strafbar gewesen wäre. Ich dachte zu sehr, daß er dein Liebster nicht mehr sei, und es nicht mehr sein konnte; ich fühlte zu sehr, daß er frei sei, und ich auch. Das Uebrige weißt du, liebenswürdige Cousine; meine Angst, meine Skrupel wurden dir ebenso schnell bekannt, als mir selbst. Mein unerfahrenes Herz ward so ängstlich über einen Gegenstand, der ihm so neu war, daß ich mir meinen lebhaften Wunsch, wieder bei dir zu sein, zum Vorwurf machte, als ob dieser Wunsch nicht schon vor der Rückkunft unseres Freundes vorhanden gewesen wäre. Es war mir unlieb, daß er gerade da sein mußte, wo ich so sehr zu sein wünschte, und ich glaube, daß es mir weniger weh gethan hätte, meinen Wunsch schwächer zu fühlen, als mir zu denken, daß er nicht ganz dich allein zum Gegenstande haben möchte.

Endlich war ich wieder bei dir und war fast beruhigt. Ich hatte mir meine Schwäche schon weniger zum Vorwurf gemacht, nachdem ich sie dir bekannt hatte; als ich bei dir war, that ich es noch weniger: ich glaubte mich nun meinerseits unter deine Hut gestellt zu haben, und hörte auf für mich zu fürchten. Ich nahm mir vor, wie auch du mir riethest, in meinem Betragen gegen ihn nichts zu ändern. Es steht fest, daß eine größere Zurückhaltung eine Art Declaration gewesen wäre, und es war nur schon zuviel an denen, die mir unwillkürlich entwischen konnten, um noch eine geflissentlich zu veranstalten. Ich fuhr also fort, lustig zu sein aus Scham, und vertraulich aus Züchtigkeit. Dies Alles aber hat sich vielleicht, da es sich weniger natürlich machte, weniger mit der Maßhaltung gemacht wie früher. Aus einer Tollenden, was ich früher war, wurde ich wirklich eine Tolle; und was mich noch dreister machte, war, daß ich fühlte, ich könnte es

ungestraft sein. Sei es, daß das Beispiel deiner Umkehr zu dir selbst mir mehr Kraft gab, dir nachzuahmen, sei es, daß meine Julie Alles läutert, was ihr naht, ich fand mich vollkommen ruhig, und es blieb mir von meiner ersten Aufregung nichts zurück, als ein allerdings sehr süßes, aber stilles und friedliches Gefühl, das meinem Herzen nichts weiter zu wünschen ließ, als die Fortdauer des Zustandes, in welchem ich mich befand.

Ja, theure Freundin, ich bin ebenso zärtlich und gefühlvoll, wie du, aber ich bin es auf andere Art; meine Affecte sind lebhafter, die deinigen tiefer. Bei feurigeren Sinnen habe ich vielleicht mehr Hülfsmittel, um ihnen ein Schnippchen zu schlagen, und gerade diese Lustigkeit, die so vielen Anderen die Unschuld kostet, hat sie mir stets bewahrt; ich muß gestehen, nicht immer ohne Mühe. Wie soll man Witwe sein in meinem Alter, und nicht manchmal fühlen, daß die Tage nur die Hälfte des Lebens ausmachen? Aber, wie du gesagt hast, und es an dir erfährst, die Sittsamkeit ist ein großes Mittel, um sittsam zu sein; denn bei all deiner Gesetztheit glaube ich doch nicht, daß es dir viel anders geht, als mir. Da kommt mir nun die Munterkeit zu Hülfe, und thut vielleicht mehr für die Tugend, als die ernste Lehrmeisterin Vernunft vermocht hätte. Wie oft habe ich in der Stille der Nacht, wo man sich selbst nicht entwischen kann, zudringliche Gedanken dadurch verjagt, daß ich mir Streiche für den anderen Tag erdachte! Wie oft bin ich aus den Gefahren eines Alleinbeisammenseins durch einen tollen Einfall glücklich entronnen! Sieh, Liebe, wenn man schwach ist, kommt immer ein Augenblick, wo die Lustigkeit ernsthaft wird; dieser Augenblick wird für mich nicht kommen, das glaube ich zu fühlen, und dafür einstehen zu können.

Nach dem Allen bestätige ich dir ganz offen, was ich dir im Elysium über die Neigung, die ich entstehen fühlte, und über das Glück sagte, das ich diesen Winter genossen habe. Ich gab mich dem Reize, mit Dem zu leben, den ich liebe, nur um so williger hin, da ich fühlte, daß ich nichts weiter wünschte. Wenn diese Zeit ewig gedauert hätte, würde mich nie nach einer anderen verlangt haben. Meine Fröhlichkeit entsprang aus innerer Zufriedenheit, und war nicht erkünstelt. Ich gab dem Vergnügen, mich unaufhörlich mit ihm zu beschäftigen, eine schelmische Wendung; ich fühlte, daß ich mich nur auf's Lachen zu beschränken brauchte, um mir Thränen zu ersparen.

Meiner Treu', Cousine, ich habe manchmal zu bemerken geglaubt,

daß auch ihm das Spiel nicht allzu sehr mißbehagte. Der Schalk war gar nicht böse, böse zu werden, und er wurde so schwer wieder gut, blos um sich länger gut machen zu lassen. Ich nahm davon Gelegenheit, ihm ganz zärtliche Sachen zu sagen, indem ich so that, als ob ich ihn zum Besten hätte; es war ein Wetteifer, wer es von uns beiden am kindischsten triebe. Eines Tages, als er in deiner Abwesenheit mit deinem Manne Schach, und ich mit Fanchon in demselben Saale Federball spielte, hatte ich mit ihr Abrede genommen, und gab genau auf unseren Philosophen Acht. An seiner demüthig stolzen Miene und an seinem schnellen Ziehen sah ich, daß sein Spiel gut stand. Der Tisch war klein, und das Schachbret reichte über seinen Rand hinaus. Ich paßte den Augenblick ab, und wie zufällig schlug ich mit dem Racket dagegen und schmiß das ganze Schachmatt über den Haufen. Einen solchen Zorn hast du dein Lebtage nicht gesehen; er war so wüthend, daß, da ich ihm die Wahl lassen wollte zwischen einer Ohrfeige und einem Kusse zu meiner Strafe, er sich abwendete, als ich ihm die Backe hinhielt. Ich bat um Verzeihung, er war nicht zu erweichen. Er würde mich auf den Knieen haben liegen lassen, wenn ich vor ihm niedergekniet wäre. Zuletzt spielte ich ihm ein anderes Stückchen, worüber er das erste vergaß, und wir waren bessere Freunde als je.

Mit jeder anderen Methode würde ich mich unfehlbar nicht so gut herausgezogen haben, und einmal hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß das Spiel, wäre es ernsthaft geworden, nur zu ernsthaft geworden wäre. Es war an einem Abend, da er uns jenes einfach rührende Duett von Leo, Vado a morir, ben mio, begleitete. Du sangst ziemlich nachläßig, ich nicht; und da ich eine Hand auf das Klavier gestützt hatte, gab er mir gerade bei der pathetischsten Stelle, und wo ich selbst bewegt war, einen Kuß auf diese Hand, den ich auf meinem Herzen fühlte. Ich kenne die Küsse der Liebe nicht recht; aber was ich dir sagen kann, ist, daß die Freundschaft, auch selbst unsere, nie einen ähnlichen gegeben oder empfangen hat. Nun, mein Kind, was wird aus Einem, wenn man nach solchen Augenblicken sich in sein einsames Stübchen zurückzieht und die Erinnerung daran mitnimmt? Ich, ich unterbrach die Musik; es mußte getanzt werden; ich ließ den Philosophen tanzen. Zu Abend gegessen wurde fast im Freien; wir blieben bis spät in die Nacht auf; ich legte mich sehr ermüdet nieder und schlief in einem Strich fort.

Ich habe demnach sehr gute Gründe, meinem Humor keinen Zwang anzuthun und mein Benehmen nicht zu ändern. Der Augenblick, der diese Veränderung nothwendig machen wird, ist so nahe, daß es nicht der Mühe werth ist, ihn vorauszunehmen. Die Zeit, steif und ehrsam einherzugehen, wird nur zu geschwind kommen, ich spute mich, von meinen Rechten Gebrauch zu machen, solange ich noch in den Zwanzigen zähle; denn nach der Dreißig ist man nicht mehr toll, sondern lächerlich. Und dein Lästermaul von Mann erdreistet sich, mir zu sagen, daß ich nur noch sechs Monate hin habe, um den Salat mit den Fingern umzukehren. Geduld! Um ihm diese Bosheit zu bezahlen, nehme ich mir vor, sie ihm in sechs Jahren zurückzugeben, und ich schwöre dir, er wird sie hinunterschlucken müssen. Aber zurück zur Sache.

Wenn man über seine Gefühle nicht Herr sein kann, so kann man es wenigstens über sein Betragen. Ohne Zweifel könnte ich den Himmel um ein ruhigeres Herz bitten; aber gebe er mir, daß ich bis zu meinem letzten Tage meinem höchsten Richter ein so schuldfreies Leben darbringen kann, wie das, welches ich diesen Winter geführt habe! Wahrlich, ich hatte mir nichts vorzuwerfen bei dem einzigen Manne, der im Stande war, mich strafbar zu machen. Meine Liebe, so ist es nicht mehr, seit er fort ist: indem ich mich gewöhne, in seiner Abwesenheit an ihn zu denken, denke ich alle Augenblicke an ihn, und ich finde sein Bild gefährlicher als seine Person. Wenn er fern ist, so bin ich verliebt; wenn er da ist, bin ich nur toll. Laß ihn nur wiederkommen, und ich bin außer aller Furcht.

Zu dem Kummer über seine Entfernung gesellte sich die Unruhe über seinen Traum. Wenn du Alles auf Rechnung der Liebe gesetzt hast, so irrst du dich; die Freundschaft hatte Theil an meiner Traurigkeit. Seit seiner Abreise sah ich dich blaß und verändert. Jeden Augenblick glaubte ich dich erkranken zu sehen. Ich bin nicht abergläubisch, aber ängstlich; ich weiß wohl, daß ein Traum nicht ein Ereigniß herbeiführt, aber ich habe immer Furcht, daß ihm das Ereigniß folgen könnte. Kaum hat mir dieser verwünschte Traum eine ruhige Nacht gelassen, bis ich dich ganz wieder hergestellt und deine Farbe wiederkehren sah. Müßte auch ohne mein Wissen ein verdächtiges Interesse bei meinem Eifer mit im Spiele gewesen sein, so viel ist gewiß, ich würde Alles in der Welt darum gegeben haben, daß er sich gezeigt hätte, anstatt wie ein dummer Hans wieder umzukehren. Endlich ist

meine unnütze Angst zugleich mit deinem schlimmen Aussehen verschwunden. Deine Gesundheit, dein Appetit haben mehr gethan, als deine Spöttereien, und ich habe dich bei Tische so gut gegen meine Bangigkeit argumentiren sehen, daß nun keine Spur mehr von ihr übrig geblieben ist. Zu allem Ueberfluß von Glück kommt er jetzt zurück, und ich bin in jeder Hinsicht entzückt darüber. Seine Rückkehr macht mir keine Beklommenheit, sondern stillt sie, und sobald er nur erst wieder da sein wird, werde ich sowohl für dein Leben als meine Ruhe nichts mehr fürchten. Cousine, erhalte mir nur meine Freundin, und dann sei ohne Sorgen um die deinige; ich stehe für sie, so lange sie dich hat .... Aber mein Gott, was habe ich denn, das mich noch immer ängstigt und mir das Herz zusammenschnürt, ohne daß ich weiß warum? Ach, mein Kind, wird eines Tages eine von uns die andere überleben müssen? Wehe Der, die ein so grausames Geschick trifft! Sie wird wenig werth sein zu leben, oder vielmehr, sie wird todt sein vor ihrem Tode.

Kannst du mir sagen, warum ich mich so thöricht abängstige? Pfui über solche panische Schrecken, in denen kein Menschenverstand ist! Anstatt vom Tode zu sprechen, laß uns von der Heirat sprechen; das wird vergnüglicher sein. Dein Mann hat schon vor langer Zeit diesen Einfall gehabt, und wenn er ihn mir nicht gesagt hätte, mir selbst wäre er vielleicht nicht eingekommen. Seitdem habe ich manchmal daran gedacht, und immer mit Abscheu. Auch macht es eine junge Witwe alt! Wenn ich Kinder aus zweiter Ehe hätte, würde ich mir wie die Großmutter derer aus der ersten vorkommen. Ich finde es auch ganz einzig von dir, daß du mir nichts dir nichts deiner Freundin aufwartest, und die Sache als ein gefundenes Essen für deine Barmherzigkeit ansiehst. Schau doch! Kund und zu wissen, daß alle deine Gründe, die sich auf deine freundschaftliche Sorge um mich stützen, nicht den kleinsten von denen aufwiegen, die ich gegen eine zweite Verheiratung habe.

Ernstlich! Ich denke nicht so klein, daß ich mit zu diesen Gründen die Scham stellte, ein übereiltes Wort zu brechen, das ich nur mir selbst gegeben habe, noch die Furcht vor Tadel, wenn ich meine Pflicht thue, noch die Ungleichheit des Vermögens in einem Falle, wo die ganze Ehre auf Seiten Dessen ist, der dem anderen Theile das seinige verdanken will; aber, ohne zu wiederholen, was ich dir so oft über

meinen unabhängigen Sinn und über meine natürliche Abneigung gegen das Joch der Ehe gesagt habe, will ich nur einen einzigen Einwand erheben, und dieser bezieht sich auf jene geheiligte Stimme, vor der Niemand auf der Welt so viel Achtung hat als du. Beseitige diesen, Cousine, und ich ergebe mich. Bei allen den Spielereien, die dir so bange machen, ist mein Gewissen sehr ruhig; ich kann, ohne zu erröthen, an meinen Mann denken; ich rufe ihn gern zum Zeugen meiner Unschuld; und warum sollte ich mich auch scheuen, vor seinem Bilde das zu thun, was ich sonst vor ihm that? Würde es ebenso sein, Julie, wenn ich das heilige Band zerrisse, welches uns vereinigt hielt, wenn ich mich erkühnte, einem Anderen die ewige Liebe zu schwören, die ich ihm so oft schwor, wenn mein Herz, unwürdig getheilt, seinem Andenken das entzöge, was es seinem Nachfolger gewähren würde, und nicht ohne einen von beiden zu kränken, das erfüllen könnte, was es dem anderen schuldig ist? Dasselbe Bild, das mir jetzt so theuer ist, würde mir dann nur Angst und Grauen machen. Ohne Unterlaß würde es sich einstellen, mir mein Glück vergiften, und sein Andenken, das mir mein Leben versüßt, würde mir zu einer Marter werden. Wie kannst du nur davon reden, daß ich meinem Manne einen Nachfolger geben soll, nachdem du geschworen hast, dem deinigen nie einen zu geben? Als ob die Gründe, die du mir anführst, auf dich in gleichem Falle weniger anwendbar wären! Sie waren Freunde .... Desto schlimmer! Mit welchem Unwillen würde er einen Mann, der ihm theuer war, seine Rechte usurpiren und seine Frau untreu machen sehen! Endlich, wenn es wahr wäre, daß ich ihm selbst nichts mehr schuldig bin, bin ich dem theuren Pfande seiner Liebe nichts mehr schuldig? Und darf ich annehmen, daß er mich je gemocht hätte, wenn er hätte voraussehen können, daß ich eines Tages seine einzige Tochter dem Uebel aussetzen würde, sich mit den Kindern eines Andern vermengt zu sehen?

Noch ein Wort, und ich bin fertig. Wer hat dir gesagt, daß alle Hindernisse nur von meiner Seite kommen würden? Hast du nicht, indem du dich für Den verbürgst, der diesen Bund eingehen soll, deinen Wunsch mehr befragt, als deine Macht? Wenn du auch seiner Einwilligung gewiß wärest, würdest du kein Bedenken tragen, mir ein von einer anderen Leidenschaft abgenutztes Herz anzubieten? Glaubst du, daß das meinige sich daran genügen lassen müßte, und daß ich mit einem Manne glücklich sein könnte, den ich nicht glücklich machen

würde? Cousine, überlege es recht: ich fordere nicht mehr Liebe, als ich selbst zu fühlen fähig bin, aber das Gefühl, welches ich schenke, will ich wenigstens erwidert sehen, und ich bin eine zu gute Frau, um mich darüber hinwegsetzen zu können, daß ich meinem Manne nicht gefiele. Welche Bürgschaft hast du denn für deine Hoffnungen? Ein gewisses Sichgernesehen, das leicht eine Wirkung der bloßen Freundschaft sein kann; eine vorübergehende Wallung, die in unseren Jahren von der bloßen Verschiedenheit der Geschlechter herkommen kann: genügt das, um ihnen Grund zu geben? Wenn diese Wallung irgend ein dauerhaftes Gefühl hervorgebracht hätte, ist es glaublich, daß er darüber geschwiegen haben würde, nicht nur gegen mich, sondern gegen dich, oder deinen Mann, bei dem eine solche Aeußerung nur eine günstige Aufnahme gefunden hätte? Hat er je Jemanden ein Wort davon gesagt? Wenn wir uns allein sprachen, ist je von etwas Anderem die Rede gewesen, als von dir? Ist je von mir die Rede gewesen, wenn ihr euch allein sprachet? Kann ich mir denken, daß ich, wenn er in dieser Hinsicht ein drückendes Schweigen zu beobachten gehabt hätte, nie den Zwang bemerkt haben würde, den er sich auflegte, oder daß ihm nie ein unbedachtes Wort entfahren wäre? Endlich auch seit seiner Abreise, von welcher von uns beiden spricht er am meisten in seinen Briefen, mit welcher beschäftigt er sich in seinen Träumen? Ich wundere mich über dich, daß du mich für empfindsam und zärtlich hältst, und dir nicht denkst, daß ich mir dies Alles sagen würde. Aber ich merke wohl Ihre List, meine Kleine; um Repressalien an mir üben zu können, geben Sie mir Schuld, ehedem mein Herz auf Kosten des Ihrigen salvirt zu haben; ich lasse mich aber durch diese Wendung nicht übertölpeln.

Das ist meine ganze Beichte, Cousine; ich habe sie abgelegt, um dich aufzuklären, nicht, um mich mit dir zu streiten. Es ist noch übrig, daß ich dir meinen Entschluß hinsichts dieser Angelegenheit erkläre. Du kennst jetzt mein Inneres ebenso gut und vielleicht noch besser als ich selbst; meine Ehre, mein Glück sind dir so theuer als mir, und da du in diesem Falle frei von Leidenschaft bist, so wird dir die Vernunft besser zeigen, wo ich beides zu suchen habe. Nimm also meine Leitung über dich; ich gebe mich ganz in deine Hände. Kehren wir in unser natürliches Verhältniß zurück, und vertauschen wieder die Rollen! Wir werden uns beide besser dabei stehen. Regiere du, ich werde folgsam sein; du hast zu wollen, was ich thun soll, ich zu thun, was

du wollen wirst. Halte meine Seele eingeschlossen in der deinigen. Was nutzt es den Unzertrennlichen, zweie zu haben?

Basta! Jetzt noch einmal zu unsren Reisenden! Aber ich habe schon so viel von dem einen gesprochen, daß ich nicht mehr wage, von dem anderen zu sprechen, aus Furcht, daß der Unterschied des Styls ein wenig zu fühlbar werden, und daß selbst die Freundschaft, die ich für den Engländer habe, zu sehr zum Vortheil des Schweizers sprechen möchte. Und dann, was soll man über Briefe sagen, die man nicht zu Gesichte bekommen hat? Du hättest mir wenigstens den von Milord Eduard schicken sollen; aber du getrautest dir nicht, ihn ohne den andern zu schicken, und daran hast du wohl gethan .... Du hättest indeß noch besser gethan .... Ach! es leben die Bonnen von zwanzig Jahren! Sie sind traitabler als die von dreißigen.

Ich muß wenigstens die Rache nehmen, daß ich dir sage, was du mit deiner Klugheit, die Briefe zurückzubehalten, angerichtet hast; nämlich dies, daß ich ihn mir nun selber ausmale .... so, so, ... und noch tausend Mal mehr, als er wirklich ist. Aus purem Aerger denke ich mir Alles hinein, was sicherlich nicht darin steht. Geh, wenn ich nicht darin göttlich verehrt bin, so sollst du mir Alles büßen, was ich davon abziehen muß.

Wahrhaftig, ich weiß nach dem Allen nicht, wie du dich unterstehen kannst, von der italienischen Post mit mir zu reden. Du zeigst, mir, daß mein Unrecht nicht war, daß ich wartete, sondern daß ich nicht lange genug wartete. Ein armseliges Viertelstündchen länger, und ich wäre dem Packet begegnet, hätte mich desselben zuerst bemächtigt, hätte es recht mit Muße gelesen, und es wäre an mir gewesen, mich groß zu machen. Die Trauben sind sauer. Man vorenthält mir zwei Briefe: habe ich doch zwei andere, die ich, was du auch denken magst, sicher nicht gegen jene austauschen würde, und wenn alle So's der Welt darin wären. Ich schwöre dir, wenn der Henriettens sich nicht neben deinen stellen kann, so ist die Ursache nur, weil er ihn übertrifft, und weil wir alle beide in unserem ganzen Leben nichts so Artiges schreiben werden. Und hinterher wird man sich auf's hohe Pferd setzen, und dieses Weltwunder als eine Jungfer Naseweis behandeln. O, es ist offenbar die pure Eifersucht. In der That, sieht man dich je vor ihr knieen und ihr die beiden Hände, eine nach der anderen, küssen? Dank dir, sie ist jetzt bescheiden wie eine Nonne, und ernst wie Cato; hat Respect vor aller Welt, außer vor ihrer Mutter; kein Gedanke

mehr, daß regelmäßig gelacht wird über Alles, was sie sagt; über das, was sie schreibt, nun, das mag noch sein, aber da ich nun dieses neue Talent entdeckt habe, so will ich, ehe du ihr auch das Briefschreiben verpfuschest, wie ihr liebes Geplapper, aus ihrer Stube in die meinige eine italienische Post einrichten, deren Packete man mir nicht escamotiren soll.

Adieu, Cousinchen. Da hast du eine Antwort, die dich lehren wird, meinen wieder wachsenden Credit zu respectiren. Ich habe dir von dem Land und den Leuten hier erzählen wollen, aber ich muß diesen Band schließen; und dann hast du mir auch Alles mit deinen Phantasien durcheinander gebracht, und über den Ehemann habe ich beinahe die Wirthe vergessen. Da wir noch fünf oder sechs Tage hier zu bleiben haben, und ich Zeit haben werde, das Wenige, was ich gesehen habe, noch besser zu sehen, so wirst du beim Warten nichts verlieren, und kannst, bevor ich abreise, auf einen zweiten Theil rechnen.

Dritter Brief.

Milord Eduard an Herrn v. Wolmar.

Nein, theurer Wolmar, Sie haben sich nicht getäuscht, der junge Mann ist sicher; ich aber bin es nicht, und ich hätte die Erfahrung, die mich davon belehrt hat, fast theuer bezahlen müssen; ohne ihn würde ich selbst der Probe erlegen sein, die ich ihm zugedacht hatte. Sie wissen, daß ich, um seine Erkenntlichkeit zufriedenzustellen und sein Herz mit neuen Gegenständen auszufüllen, dieser Reise zum Schein mehr Wichtigkeit beilegte, als sie in Wahrheit hatte. Einer alten Neigung zu schmeicheln, einer alten Gewohnheit noch einmal nachzuhängen, dies, nächst dem, was sich auf Saint-Preux bezog, war Alles, was mich bewog, sie zu unternehmen. Meiner Jugendliebe das letzte Lebewohl zu sagen, einen Freund vollkommen geheilt zurückzubringen, dies war die ganze Frucht, die ich davon ernten wollte.

Ich habe Ihnen geschrieben, daß mich der Traum von Villeneuve nicht ohne Unruhe gelassen hatte; dieser Traum machte mir die Freude zu einem verdächtigen Merkmal, die er äußerte, als ich ihm zu wissen that, daß es nur von ihm abhinge, Ihre Kinder zu erziehen und sein Leben bei Ihnen zuzubringen. Um ihn in der Aufwallung des Gefühls desto sicherer zu beobachten, war ich den Schwierigkeiten, die er etwa machen konnte, zuvorgekommen: indem ich ihm sogleich er-

klärte, daß ich mich selbst bei Ihnen niederlassen würde, benahm ich ihm jeden Einwand, den ihm seine Freundschaft einflüstern konnte. Mein späterer Gedanke nöthigte mich aber, eine andere Sprache anzunehmen.

Er hatte die Marquise nicht drei Mal gesehen, so waren wir hinsichts ihrer einverstanden. Zum Unglück für sie, wollte sie ihn für sich gewinnen, und gewann nichts, als daß sie ihm ihr verschlagenes Wesen aufdeckte. Die Unglückliche! Wie viele große Eigenschaften ohne Tugend! Wie viele Liebe ohne Ehre! Diese Liebe, heiß und wahr, rührte mich, fesselte mich, nährte die meinige; aber auch die Liebe hatte bei ihr die Farbe ihrer schwarzen Seele angenommen, und konnte mir zuletzt nur Grauen machen. Es war nicht mehr die Rede von ihr.

Als er Laura gesehen hatte, und ihr Herz, ihre Schönheit, ihren Geist, ihre beispiellose Anhänglichkeit erkannte, die nur zu sehr dazu geschaffen war, mich glücklich zu machen, nahm ich mir vor, mich ihrer zu bedienen, um Saint-Preux's Gemüthsverfassung vollständig zu ergründen. Wenn ich Laura heirate, sagte ich zu ihm, so ist es nicht meine Absicht, sie nach London zu führen, wo Jemand sie wieder erkennen könnte, sondern an einen Ort, wo man die Tugend, in welcher Hülle sie sich immer finde, zu schätzen weiß. Sie werden Ihr Amt übernehmen, und wir werden nicht aufhören mit einander zu leben. Wenn ich sie nicht heirate, so ist es Zeit, stille Sammlung zu suchen. Sie kennen mein Haus in Oxfordshire, und Sie werden die Wahl haben, entweder die Kinder des einen ihrer Freunde zu erziehen, oder den andern in seine Einsamkeit zu begleiten. Er gab mir die Antwort, die ich erwarten durfte; aber ich wollte sehen, wie er sich weiter benehmen würde. Denn mochte er, um in Clarens leben zu können, eine Heirat begünstigen, die er tadelnswerth finden mußte, oder mochte er in dieser delicaten Angelegenheit seinem Glücke den Ruhm seines Freundes vorziehen, in beiden Fällen war die Probe gemacht, und über sein Herz gerichtet.

Ich fand ihn anfangs so, wie ich ihn wünschte, entschieden gegen das Project, das ich ihm vorspiegelte, und mit allen Gründen gewaffnet, die sich gegen meine Verheiratung mit Laura aufbringen ließen. Ich fühlte das Gewicht dieser Gründe besser als er; aber ich sah Laura unaufhörlich, ich sah sie in ihrem Schmerz, ich sah sie in ihrer Zärtlichkeit. Mein Herz, von der Marquise gänzlich losgerissen, gewann durch diesen beständigen Umgang einen neuen Anhalt. In Laura's

Gefühlen fand ich Stoff zur Verdopplung der Liebe, die sie mir eingeflößt hatte. Ich schämte mich, der Meinung, die ich verachtete, die Achtung aufzuopfern, die ich dem Verdienste dieses Mädchens schuldig war, und hatte ich mir denn nicht auch eine Pflicht aufgeladen durch die Hoffnungen, die ich ihr erregt hatte, wenn nicht mit Worten, doch durch meine Bemühungen um sie? Wiewohl ich nichts versprochen hatte, hieß nichts halten sie betrügen, und dieser Betrug wäre eine Barbarei gewesen. Endlich, indem ich so meiner Neigung eine Art Schuldigkeit zur Bundesgenossin gab, und mehr an mein Glück als an meinen Ruhm dachte, kam ich dahin, daß ich sie mit allem Bedacht liebte. Ich war Willens, die Verstellung so weit zu treiben, als möglich, und bis zur Wirklichkeit selbst, wenn ich mich dann nicht mehr ohne Ungerechtigkeit herauszuziehen vermöchte.

Inzwischen fühlte ich meine Bedenklichkeit in Betreff des jungen Mannes vermehrt, da ich ihn die Rolle, die er übernommen hatte, nicht mit ganzer Kraft durchführen sah. Er widersetzte sich meinen Absichten, er mißbilligte den Bund, den ich schließen wollte, aber er bekämpfte meine wachsende Neigung schwach, und sprach nur von Laura mit so vielem Lobe, daß er, während er mich von der Heirat ablenken zu wollen schien, in der That meine Neigung zu ihr nur dadurch steigern konnte. Dieser Widerspruch beunruhigte mich. Ich fand ihn nicht so fest, als er hätte sein sollen; er schien es nicht zu wagen, meinem Gefühle die Stirn zu bieten, er wich vor meinem Widerstande zurück, er verrieth Furcht, mir wehe zu thun, er hatte, meiner Meinung nach, für seine Pflicht nicht den unerschrockenen Muth, welchen dieselbe Denen einflößt, die sie lieben.

Noch andere Bemerkungen vermehrten mein Mißtrauen: ich erfuhr, daß er Laura heimlich sah, ich bemerkte zwischen ihnen Zeichen des Einverständnisses. Die Hoffnung, sich mit Dem zu verbinden, den sie so sehr geliebt hatte, machte sie nicht heiter Ich las wohl dieselbe Zärtlichkeit in ihren Blicken, aber diese Zärtlichkeit war nicht mehr bei meinem Kommen mit Freude gepaart, die Traurigkeit war immer vorherrschend. Oft mitten in dem süßesten Ergusse ihres Herzens sah ich sie auf den jungen Mann verstohlen einen Blick werfen und dieser Blick war von einigen Thränen begleitet, die sie mir zu verbergen suchte. Endlich ging die Heimlichkeit so weit, daß ich unruhig wurde. Sie können sich vorstellen, wie erstaunt ich war. Was sollte ich denken? Hatte ich nur eine Schlange an meinem Busen gewärmt? Wie weit ge-

traute ich mir nicht in meinem Argwohn zu gehen, und ihm sein altes Unrecht zurückzugeben! Schwache, unglückliche Geschöpfe, die wir sind! Wir selbst schaffen uns immer unsere Leiden. Warum beklagen wir uns noch über das, was wir von bösen Menschen zu dulden haben, wenn sich selbst die Guten unter einander quälen?

Alles dies trug nur dazu bei, meinen Entschluß vollends zur Reife zu bringen. Obgleich ich dieser Intrigue nicht auf den Grund schaute, sah ich doch, daß Laura's Herz immer das nämliche war und diese Probe, die sie bestand, machte sie mir nur noch theurer. Ich nahm mir vor, mich mit ihr vor dem Ausgange zu erklären; aber bis zum letzten Augenblick wollte ich damit warten, um zuvor so viel Aufschluß zu erlangen, als ich mir durch mich selbst verschaffen konnte. Was ihn betrifft, so war ich Willens, nur zu handeln, wenn ich überzeugt war, wenn ich ihn überführen konnte, kurz es zum Aeußersten kommen zu lassen, ehe ich ihm etwas sagte, oder irgend etwas Entscheidendes in Hinsicht auf ihn that, da ich einen unfehlbaren Bruch voraussah, und nicht ein gutes Naturell und zwanzig in Ehre verlebte Jahre gegen einen bloßen Argwohn auf das Spiel setzen wollte.

Der Marquise blieb nichts von dem verborgen, was unter uns vorging, sie hatte Spione in Laura's Kloster, und brachte so endlich in Erfahrung, daß von Heirat die Rede wäre. Es brauchte nicht mehr, um ihre Wuth zu entfesseln. Sie schrieb mir drohende Briefe; sie ließ es nicht beim Schreiben; aber da es nicht das erste Mal war, und da wir uns auf unsrer Hut hielten, so blieben ihre Versuche fruchtlos. Ich hatte nur das Vergnügen, bei Gelegenheit zu sehen, daß Saint-Preux mit seiner Person zu bezahlen wußte, und mit seinem Leben nicht geizte, um das Leben eines Freundes zu retten.

Von ihrer Wuth überwältigt, wurde die Marquise krank, und stand nicht wieder auf. Es war das Ende ihrer Martern*) und ihrer Verbrechen. Ich konnte von ihrem Zustand nicht hören, ohne mich zu betrüben; ich schickte ihr den Doctor Eswin; Saint-Preux ging in meinem Namen hin: sie wollte weder den Einen noch den Anderen vorlassen; sie wollte nicht einmal von mir reden hören und stieß furchtbare Flüche aus, so oft mein Name vor ihr genannt wurde. Ich be-

---

*) Aus dem zuvor erwähnten Briefe des Lord Eduard, der nicht aufgenommen worden, ist ersichtlich, daß, seiner Ansicht nach, die Seelen der Bösen bei ihrem Tode der Vernichtung anheimfallen.

seufzte sie und fühlte meine Wunden im Begriff aufzubrechen. Die Vernunft trug abermals den Sieg davon; aber ich wäre der niedrigste der Menschen gewesen, wenn ich an eine Heirat hätte denken können, während eine Frau, die mir so theuer gewesen, im Sterben lag. Saint-Preux, welcher fürchtete, daß ich dem Wunsche, sie zu sehen, endlich doch nicht würde widerstehen können, schlug mir die Reise nach Neapel vor, und ich willigte ein.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft sah ich ihn mit fester, ernster Miene und einen Brief in der Hand in mein Zimmer treten. Ich rief: die Marquise ist todt! Wollte Gott! versetzte er kalt; besser todt sein als leben, um Böses zu thun! Aber nicht von ihr wollte ich mit Ihnen sprechen; hören Sie mich an! Ich verharrte in Schweigen.

Milord, sagte er zu mir, indem Sie mir den heiligen Namen Freund beilegten, lehrten Sie mich ihn führen. Ich habe die Pflicht erfüllt, die Sie mir aufgelegt haben, und da ich Sie im Begriff sah, sich zu vergessen, habe ich Sie zu sich selbst zurückrufen müssen. Sie haben eine Kette nur vermittelst einer anderen zerreißen können. Beide waren Ihrer unwürdig. Wenn es sich nur um eine ungleiche Ehe gehandelt hätte, so würde ich zu Ihnen gesagt haben: bedenken Sie, daß Sie Pair von England sind, und entweder entsagen Sie den Ehren der Welt, oder nehmen Sie Rücksicht auf die Meinung. Aber ein Band mit der Verworfenheit! .... Sie! .... Wählen Sie Ihre Gattin besser. Es ist nicht genug, daß sie tugendhaft sei, sie muß fleckenlos sein! .... Die Frau eines Eduard Bomston ist nicht leicht zu finden. Sehen Sie, was ich gethan habe!

Hierauf stellte er mir den Brief zu. Er war von Laura. Ich öffnete ihn nicht ohne Bewegung. Sie schrieb: „Die Liebe hat ge-„siegt; Sie haben mich heiraten wollen; nun bin ich zufrieden. Ihr „Freund hat mir meine Pflicht vorgezeichnet; ich erfülle sie ohne Klage. „Indem ich Sie entehrt hätte, würde ich mich unglücklich gemacht haben; „indem ich Sie Ihrem Ruhme lasse, glaube ich ihn zu theilen. Das „Opfer meines ganzen Glückes, das ich einer so harten Pflicht bringe, „macht mich die Schande meiner Jugend vergessen. Leben Sie wohl; „im nächsten Augenblick höre ich auf in Ihrer und in meiner eigenen „Gewalt zu sein. Leben Sie wohl auf ewig. O, Eduard, schleudern „Sie nicht die Verzweiflung in meine Einsamkeit; erhören Sie meine „letzte Bitte. Geben Sie keiner Anderen die Stelle, die ich nicht habe

„ausfüllen dürfen; es war ein Herz auf der Welt, für Sie geschaffen, „und dies Herz schlug in Laura."

Die Erschütterung raubte mir die Sprache. Er benutzte mein Schweigen, um mir zu sagen, daß sie nach meiner Abreise in dem Kloster, in welchem sie Kostgängerin war, den Schleier genommen hatte; daß der römische Hof, benachrichtigt, daß sie einen Lutheraner hätte heiraten sollen, Befehle gegeben hatte, um zu verhüten, daß ich sie wiedersähe, und er gestand mir offen, daß er alle diese Vorkehrungen in Gemeinschaft mit ihr getroffen hatte. Ich widersetzte mich Ihren Projecten, fuhr er fort, nicht so lebhaft, als ich gekonnt hätte, weil ich eine Rückkehr zur Marquise fürchtete und Ihnen diese alte Leidenschaft durch die für Laura hatte aus dem Sinne bringen wollen. Als ich Sie weiter gehen sah, als dazu nöthig war, ließ ich zuerst die Vernunft sprechen; aber da ich durch meine eigene Erfahrung nur zu großes Recht hatte, mich nicht auf sie zu verlassen, so sondirte ich Laura's Herz, und da ich in ihm all den Edelmuth fand, der von wahrer Liebe unzertrennlich ist, so nahm ich meinen Vortheil wahr und bestimmte sie zu dem Opfer, das sie gebracht hat. Die Gewißheit, kein Gegenstand Ihrer Verachtung mehr zu sein, hob ihr den Muth und machte sie erst Ihrer Achtung würdig. Sie hat ihre Pflicht gethan; thun Sie die Ihrige.

Hierauf näherte er sich mir in großer Bewegung, und sagte, indem er mich an seine Brust drückte: Freund, ich lese in dem gleichen Schicksal, das der Himmel über uns verhängt hat, das gleiche Gesetz, welches er uns vorschreibt. Das Reich der Liebe liegt dahinten, das der Freundschaft beginnt; nur noch ihre geheiligte Stimme vernimmt mein Herz, es kennt keine andere Fessel mehr, als die mich an dich bindet. Wähle den Ort, an welchem du leben willst: Clarens, Oxford, Paris, London oder Rom; jeder ist mir recht, wenn wir nur mit einander leben. Gehe, komme, wohin du willst; suche ein Asyl, wo es sein möge, ich werde dir überallhin folgen; feierlich gelobe ich es im Angesichte des lebendigen Gottes, ich verlasse dich nicht mehr bis zum Tode.

Ich war gerührt. Der Eifer und die Glut dieses feurigen jungen Mannes flammten in seinen Augen. Ich vergaß die Marquise und Laura. Was auf der Welt hat man verloren, wenn man noch einen Freund hat? Ich sah zugleich an dem Entschlusse, den er gefaßt hatte, daß er wirklich vollkommen genesen war, und daß Sie Ihre

Mühe nicht fruchtlos verschwendet hatten; ich durfte nach dem Gelübde, mir anzuhängen, das er so freudig ablegte, mit Zuversicht glauben, daß er der Tugend noch mehr anhing als seinen alten Neigungen. Ich kann ihn Ihnen also vertrauensvoll wieder zuführen. Ja, theurer Wolmar, er ist würdig, Menschen zu erziehen, und was mehr ist, Ihr Haus zu bewohnen.

Wenige Tage nachher erfuhr ich den Tod der Marquise. Sie war für mich schon lange todt. Dieser Verlust rührte mich nicht. Bis dahin hatte ich die Ehe wie eine Schuld angesehen, die jeder bei der Geburt gegen die Gattung, gegen sein Vaterland eingeht, und ich war entschlossen, mich zu verheiraten, weniger aus Neigung als aus Pflicht. Ich bin jetzt anderer Meinung. Die Verpflichtung, sich zu verheiraten, ist nicht Allen gemein; sie ist für den Einzelnen von der Lage abhängig, in welche ihn das Schicksal gestellt hat. Für das Volk, für den Handwerker, für den Bauer, für die wahrhaft nützlichen Menschenklassen ist das Cölibat etwas Unerlaubtes; für die Stände, welche die anderen beherrschen, auf welche sich Alles unablässig bezieht, und die immer nur zu sehr in Anspruch genommen sind, ist es erlaubt und sogar zweckmäßig. Sonst entvölkert sich nur der Staat durch die Vervielfältigung Solcher, die ihm zur Last sind. Die Menschen werden stets Herrn genug haben, und es wird England eher an Pflügern fehlen als an Pairs.

Ich glaube also, daß ich in dem Stande, in welchen mich der Himmel gestellt hat, frei und mein eigner Herr bin. In meinem Alter lassen sich solche Verluste nicht wieder ersetzen, wie mein Herz sie erlitten hat. Ich widme mein Leben dem, was mir bleibt, und kann nirgend Alles besser beisammen finden als in Clarens. Ich nehme daher alle Ihre Anerbietungen an, unter der Bedingung, daß mein Vermögen mit darein gehe, damit es mir nicht unnütz sei. Nach der Verpflichtung, die sich Saint-Preux aufgelegt hat, habe ich kein anderes Mittel mehr, ihn euch zu lassen, als indem ich selbst bei euch bleibe, und wenn er dennoch zu viel sein sollte, so wird mir dies genug sein, abzureisen. Die einzige Verlegenheit, welche noch übrig bleibt, liegt in meiner Reise nach England; denn obgleich ich im Parlamente schon um allen Credit bin, reicht es für mich doch hin, Mitglied zu sein, um meine Pflicht bis an's Ende zu erfüllen; aber ich habe einen Collegen und zuverlässigen Freund, den ich für die laufenden Angelegenheiten mit meiner Stimme beauftragen kann. In Fällen, wo es mir nöthig

scheinen wird, selbst anwesend zu sein, wird mich unser Zögling begleiten können, selbst mit seinen Kindern, wenn sie ein wenig größer sein werden und Sie sie uns anvertrauen wollen. Diese Reisen können für sie nur nützlich sein, und werden nicht lange genug dauern, um ihre Mutter lange in Betrübniß zu versetzen.

Ich habe Saint-Preux diesen Brief nicht gezeigt; zeigen Sie ihn Ihren Damen nicht ganz: es ist besser, daß der Plan mit dieser Probe für immer unter uns bleibt. Im Uebrigen verbergen Sie ihnen nichts, was meinem würdigen Freund Ehre macht, selbst auf meine Kosten. Adieu, theurer Wolmar. Ich sende Ihnen die Zeichnungen zu meinem Pavillon; ändern Sie, verbessern Sie nach Gefallen; aber lassen Sie gleich daran zu arbeiten anfangen, wenn es möglich ist. Ich wollte den Musiksaal wegstreichen, denn alle meine Neigungen sind erloschen, und ich habe für nichts mehr Sinn. Ich lasse ihn stehen, weil mich Saint-Preux darum bittet, der daran denkt, in diesem Saale mit Ihren Kindern zu üben. Sie erhalten hierbei auch einige Bücher zur Vermehrung Ihrer Bibliothek; aber was können Sie in Büchern Neues finden? O Wolmar! es fehlt Ihnen nichts, als in dem der Natur lesen zu lernen, um der Weiseste der Sterblichen zu sein.

Vierter Brief.

Herr von Wolmar an Milord Eduard.

Ich war auf die Entwickelung Ihrer langen Abenteuer gefaßt, lieber Bomston. Es wäre doch seltsam gewesen, wenn Sie erst Ihren Neigungen so lange selbst Widerstand geleistet, um dann warten zu müssen, daß Ihnen ein Freund zu Hülfe käme; wiewohl man, die Wahrheit zu sagen, oft schwächer ist, wenn man sich auf einen Anderen stützt, als wenn man sich nur auf sich selbst verläßt. Ich gestehe indessen, daß ich über Ihren vorigen Brief bestürzt war, in welchem Sie mir Ihre Heirat mit Laura als eine nun völlig abgemachte Sache anzeigten. Ich zweifelte an diesem Ausgange trotz Ihrer Zuversicht, und wenn meine Erwartung getäuscht worden wäre, so würde ich Saint-Preux nicht mehr angesehen haben. Ihr habt Beide gethan, was ich von Jedem von euch hoffte, und habt die Meinung, die ich mir von euch gemacht hatte, zu sehr gerechtfertigt, daß ich nicht besonders erfreut sein sollte, Sie unsere erste Verabredung wieder aufnehmen zu

sehen. Kommt, ihr seltenen Menschen, um das Glück dieses Hauses zu vermehren und zu theilen. Wie es mit der Hoffnung Derer, die an das andere Leben glauben, sich verhalten möge, ich mag gern dieses mit ihnen zubringen, und fühle, daß ihr mir alle, so wie ihr seid, mehr zusagt, als wenn ihr das Unglück hättet so zu denken wie ich.

Uebrigens wissen Sie, was ich Ihnen in Betreff seiner bei Ihrer Abreise sagte. Ich hatte Ihre Probe nicht nöthig, um ihn beurtheilen zu können, denn die meinige war gemacht, und ich glaube ihn zu kennen, wie nur ein Mensch den anderen kennen kann. Ich habe zudem mehr als Einen Grund, auf sein Herz zu bauen, und weit bessere Bürgschaften für ihn, als ihn selbst.

Obgleich er Ihnen hinsichts der Verzichtung auf die Ehe nachfolgen zu wollen scheint, werden Sie hier doch vielleicht Anlaß finden, ihn auf andere Meinung zu bringen. Ich werde mich nach Ihrer Rückkehr näher erklären.

Was Sie betrifft, so finde ich Ihre Distinction über das Cölibat ganz neu und sehr subtil. Ich halte sie sogar für klug von Seiten der Politik, welche die beziehentlichen Kräfte des Staats abwägt, um in ihm das Gleichgewicht zu erhalten; aber ich weiß nicht, ob in Ihren Prinzipien diese Gründe einen hinlänglichen Stützpunkt haben, um die Einzelnen von ihrer Pflicht gegen die Natur freizusprechen. Es möchte scheinen, daß das Leben ein Gut ist, welches man nicht empfängt, außer gegen die Verpflichtung, es weiter zu geben, eine Art Substitution, welche von Geschlecht auf Geschlecht übergehen muß, und daß Jeder, wie er einen Vater hat, so auch verpflichtet ist, es selbst zu werden. Dies war bisher Ihre Meinung. Es war einer der Gründe, die Sie zu Ihrer Reise bestimmten; aber ich weiß, woher Ihnen diese neue Philosophie kommt, und ich habe in Laura's Billet ein Argument gefunden, dem Ihr Herz nichts entgegenzusetzen hat.

Cousinchen ist seit acht oder zehn Tagen in Genf bei ihrer Familie, um Einkäufe und Anderes zu besorgen. Wir erwarten sie täglich zurück. Ich habe meiner Frau von Ihrem Briefe so viel mitgetheilt, als sie wissen mußte. Wir hatten durch Herrn Miol erfahren, daß die Heirat abgebrochen war; aber sie wußte noch nicht, welchen Antheil Saint-Preux an diesem Ausgange gehabt. Seien Sie überzeugt, daß sie immer nur mit der lebhaftesten Freude Alles erfahren wird, was er thut, um Ihre Wohlthaten zu verdienen und Ihre Achtung zu rechtfertigen. Ich habe ihr die Zeichnungen zu Ihrem Pavillon ge-

zeigt: sie findet sie sehr geschmackvoll. Wir werden jedoch einige Abänderungen darin vornehmen, welche das Local nöthig macht und wodurch Ihre Wohnung bequemer wird; Sie werden gewiß damit einverstanden sein. Wir erwarten noch Clara's Meinung, ehe wir Hand anlegen, denn Sie wissen, daß ohne sie nichts gethan werden darf. Einstweilen habe ich die Arbeiten schon beginnen lassen und ich hoffe, daß die Maurerarbeit bis zum Winter schon bedeutend vorgerückt sein wird.

Ich danke Ihnen für die Bücher; aber ich lese keine mehr, die ich verstehe, und es ist zu spät, um noch diejenigen lesen zu lernen, die ich nicht verstehe. Ich bin indessen weniger unwissend, als Sie mich beschuldigen. Das wahre Buch der Natur ist für mich das Herz der Menschen, und der Beweis, daß ich darin zu lesen verstehe, liegt in meiner Freundschaft für Sie.

Fünfter Brief.

Frau v. Orbe an Frau v. Wolmar.

Ich habe viel Herzeleid, Cousine, im Geleite meines hiesigen Aufenthaltes. Das schwerste ist, daß er mir Lust macht, länger hier zu bleiben. Die Stadt ist reizend, die Bewohner sind gastlich und gesittet, und die Freiheit, die ich über Alles liebe, scheint sich hierher geflüchtet zu haben. Je mehr ich diesen kleinen Staat betrachte, desto mehr finde ich, daß es schön ist, ein Vaterland zu haben, und Gott bewahre Alle vor Uebel, die eines zu haben meinen, und nur ein Geburtsland haben. Was mich betrifft, so fühle ich, wenn ich hier geboren wäre, würde ich eine wahre Römerseele haben. Ich dürfte jetzt indeß nicht mit zu vieler Dreistigkeit sagen:

Rome n'est plus à Rome, elle est toute où je suis *);
denn ich muß fürchten, daß du in deiner Malice das Gegentheil dächtest. Aber warum denn Rom, und immer Rom? Bleiben wir doch in Genf! Ich will dir von der Landschaft nichts sagen. Sie gleicht der bei uns, nur daß sie weniger bergig ist, mehr ländlich, und daß sie keine Chalets so in der Nähe hat. Auch über die Regierungsform will ich dir nichts sagen. Wenn dir Gott nicht gnädig ist, wird dich mein Vater schon des Weiteren berichten; er thut den ganzen Tag

*) Rom ist nicht mehr in Rom; wo ich bin, ist es ganz.

nichts als mit den Beamten politisiren, und ist seelensvergnügt dabei; ich sehe ihn schon im Geiste höchlichst unerbaut davon, daß in der Zeitung so wenig von Genf steht. Du kannst an meinen Briefen sehen, wie viel sie zu verhandeln haben. Wenn es mir zu bunt wird, schleiche ich mich fort, und langweile dich, um mir die Langeweile zu vertreiben.

Was ich mir aus ihren langen Debatten gewonnen habe, ist viel Achtung für den großen Sinn, der in dieser Stadt herrscht. Wenn man das Arbeiten aller Parteien im Staate gegen einander sieht, welche ihn im Gleichgewichte halten, so kann man nicht zweifeln, daß mehr Kunst und wahres Talent bei der Regierung dieses kleinen Freistaates aufgewendet wird, als wohl in den größten Reichen der Fall ist, wo Alles sich durch seine eigene Wucht erhält und die Staatszügel in die Hände eines Blödsinnigen gerathen könnten, ohne daß die Geschäfte aufhören würden, ihren Gang zu gehen. Ich stehe dir dafür, daß das hier nicht möglich wäre. Ich höre meinen Vater nie von allen den großen Ministern oder großen Höfen reden, ohne dabei an den armen Musikus zu denken, der auf unserer großen Orgel*) in Lausanne so stolz herumpolterte, und sich für einen sehr geschickten Mann hielt, weil er viel Spektakel machte. Die Leute hier haben nur ein kleines Spinett; aber sie wissen eine gute Harmonie herauszuziehen, obgleich es oft herzlich verstimmt ist.

Ferner will ich dir nichts sagen von . . . . Aber mit all dem Nichtssagen komme ich zu keinem Ende. Reden wir also von etwas, um eher ein Ziel zu finden. Der Genfer ist in der ganzen Welt derjenige, der seinen Charakter am wenigsten versteckt, und den man am schnellsten kennt. In seinen Sitten, selbst in seinen Untugenden hat er immer etwas Offenherziges. Er fühlt sich von Natur gut, und dies reicht hin, daß man sich nicht zu scheuen braucht, sich so zu zeigen, wie man ist. Er besitzt Edelmuth, richtiges Gefühl und scharfen Blick, aber er liebt zu sehr das Geld: ein Fehler, den ich auf Rechnung seiner beschränkten Lage schreibe, denn das Gebiet kann nicht zureichend sein, um die Einwohner zu ernähren.

Daher kommt es, daß die Genfer, in Europa zerstreut, um sich

*) Grand Orgue. Im Originalbriefe stand Grande Orgue. Ich will hier nur für diejenigen von unseren Schweizern und Genfern, welche sich viel auf ihre correcte Sprache zu gute thun, bemerken, daß das Wort orgue im Singulier männlich, im Pluriel weiblich ist, und daß man es in beiderlei Zahl gebraucht; aber der Singulier ist eleganter.

zu bereichern, sich die vornehmen Manieren der Fremden angewöhnen, und die Laster derjenigen Länder, in denen sie gelebt haben*), mit ihren Schätzen triumphirend heimführen. So bringt sie der Luxus der anderen Völker zur Verachtung ihrer alten Sitteneinfalt: die stolze Freiheit scheint ihnen unedel; sie schmieden sich silberne Ketten, nicht als Fessel, aber als Zierrath.

Hei! Bin ich nicht schon wieder in die verwünschte Politik hineingerathen! Sie verfolgt mich, sie packt mich, sie schlägt mir über dem Kopfe zusammen, ich weiß gar nicht mehr, wie ich mich vor ihr retten soll. Ich höre hier von nichts Anderem reden, außer etwa, wenn mein Vater nicht da ist, und das ist immer nur dann der Fall, wenn die Post ankommt. Wir, Kind, müssen schon überall unseren Einfluß geltend machen. Die sonstigen Gespräche sind nämlich hier zu Lande nützlich und mannigfaltig, und es ist nichts Gutes aus Büchern zu lernen, was man nicht hier in der Unterhaltung lernen könnte. Da von früher her die englischen Sitten eingedrungen waren, so haben die Männer, die hier noch etwas mehr von den Frauen abgesondert leben als bei uns, unter sich einen ernsten Ton, und im Allgemeinen mehr Solidität in ihren Reden. Aber dieser Vortheil hat auch seinen Nachtheil, der sich bald fühlbar macht. Ewig übermäßige Weitschweifigkeit, Argumente, Eingänge, auch wohl etwas Zugespitztes, ja zuweilen Bombast, selten Leichtigkeit, nie jene naive Einfachheit, welche die Empfindung mehr als den Gedanken ausdrückt, und das, was man sagt, so trefflich ins Licht stellt. Während der Franzose schreibt, wie er spricht, sprechen sie hier, wie man schreibt; sie liefern Abhandlungen, statt zu plaudern; es ist, als ob sie immer im Begriffe wären eine These zu beweisen. Sie distinguiren, disponiren, handeln die Conversation punktweise ab, sie wenden in ihrem Gespräche dieselbe Methode an, wie in ihren Büchern, sie sind Autoren und ewig Autoren. Sie sprechen, als ob sie läsen, so genau beobachten sie die Abstammung, so scharf lassen sie jeden Laut hören. Sie sprechen das Wort marc, das Mark, wie den Namen Marc, Markus; sie sagen genau tabak und nicht taba, ein paré-sol und nicht parasol, avant-hier und nicht avanhier, secrétaire und nicht segré-taire, ein lac-d'amour,

*) Jetzt erspart man ihnen die Mühe, sie auswärts zu holen, man bringt sie ihnen in's Haus. R.

Anspielung auf Voltaire und dessen Bemühungen, ein Theater in Genf zu gründen. S. „Bekenntnisse" Th. 7, S. 11 ff.

Liebesſee, ſtatt lacs-d'amour (Ladamur), Liebesſchlinge. Ueberall das End=s, überall das r des Infinitiv; kurz ihre Sprache iſt immer abgemeſſen, ihre Aeußerungen ſind Vorträge, ſie unterhalten ſich, als ob ſie predigten.

Das Sonderbarſte iſt, daß ſie bei dieſem dogmatiſchen und kalten Tone lebhaft, heftig ſind, und ſehr hitzige Leidenſchaften haben; ſie würden Sachen des Gefühls ſogar recht gut ausdrücken, wenn ſie nicht immer Alles ſagen wollten, oder wenn ſie bedächten, daß ſie zu Hörern ſprächen. Aber ihre Punkte, ihre Commata ſind ſo unerträglich, ſie malen dergleichen lebhafte Empfindungen ſo umſtändlich, daß man, wenn ſie mit ihrer Rede fertig ſind, immer gern neben oder hinter ihnen den Menſchen ſuchen möchte, der das fühlt, was ſie beſchrieben haben.

Uebrigens muß ich dir bekennen, daß ich für meine gute Meinung von ihrem Herzen und ihrem guten Geſchmack ein bißchen bezahlt worden bin. Ich will dir im Vertrauen ſagen, daß ein hübſcher Herr, der zu verheiraten iſt, und ſehr reich, wie man ſagt, mich mit ſeinen Aufmerkſamkeiten beehrt, und mir recht zärtliche Sachen geſagt hat, bei denen ich in der That nicht verſucht war, den Urheber deſſen, was er ſagte, hinter ihm zu ſuchen. Ach, wenn er vor achtzehn Monaten gekommen wäre, was für Spaß hätte es mir gemacht, mir einen Souverän zum Sklaven anzuſchaffen, und einer Magnificenz den Kopf zu verdrehen!*) Aber jetzt ſteht mir der meinige ſelbſt nicht mehr gerade genug, um an dem Spiel Vergnügen zu finden, und ich fühle, daß alle meine Narrenspoſſen mit meiner Vernunft zum Guckuk ſind.

Ich komme noch einmal auf die Leſeluſt zurück, welche die Genfer zum Nachdenken bringt. Sie erſtreckt ſich auf alle Stände und macht ſich bei allen zu ihrem Vortheile fühlbar. Der Franzoſe lieſt auch viel, aber er lieſt nur Novitäten oder vielmehr durchblättert ſie, weniger um ſie zu leſen, als um zu ſagen, daß er ſie geleſen habe. Der Genfer lieſt nur gute Bücher; er lieſt ſie, er verdaut ſie; er kritiſirt ſie nicht, aber er macht ſie ſich zu eigen. Kritik und Auswahl geht von Paris aus; gewählte Bücher ſind faſt die einzigen, welche nach Genf kommen. Die Folge davon iſt, daß hier weniger bunt durcheinander und mit mehr Nutzen geleſen wird. Die Frauen bei ihrem zurückge=

*) Die Mitglieder des kleinen Raths oder Senats von Genf führen den Titel: magnifiques et souverains seigneurs

zogenen Leben*) lesen ebenfalls, und man merkt es ihrem Ton an, obwohl auf andere Weise. Die schönen Madames hier sind petites-maîtresses und Schöngeister ganz wie bei uns. Die Bürgersfrauen sogar eignen sich aus den Büchern ein wohlgesetzteres Sprechen an, und haben gewisse gewählte Ausdrücke, welche man erstaunt ist, aus ihrem Munde zu vernehmen, wie manchmal bei Kindern. Es ist all das verständige Wesen, das hier die Männer, all die Munterkeit, die die Frauen, und all der Esprit, den sie beiderseits haben, nöthig, um nicht die ersteren etwas pedantisch, und die letzteren etwas pretiös zu finden.

Gestern sah ich zwei Bürgerstöchter, recht hübsche Mädchen, gerade meinem Fenster gegenüber vor ihrem Laden mit solchem Eifer plaudern, daß ich neugierig wurde. Ich spitzte das Ohr und hörte, daß die eine von beiden lachend den Vorschlag machte, ein Tagebuch zu führen. Ja, erwiderte die andere augenblicklich, das Tagebuch alle Morgen und alle Abende die Noten zum Texte. Was sagst du dazu, Cousine? Ich weiß nicht, ob das so der Ton bei den Handwerkerstöchtern ist; aber ich weiß, daß man einen wüthenden Gebrauch von seiner Zeit machen muß, um aus dem lieben langen Tage nichts weiter machen zu können, als die Noten zu seinem Tagebuche. Wahrscheinlich hatte die kleine Person tausend und eine Nacht gelesen.

Ungeachtet des etwas schwülstigen Styles sind die Genferinnen lebhaft und pikant, und man findet hier ebenso viele starke Leidenschaften, als in einer großen Hauptstadt. In ihrem einfachen Putze zeigen sie Grazie und Geschmack; ebenso in ihrer Unterhaltung und in ihren Manieren. Da die Männer weniger galant als zärtlich sind, so sind die Frauen weniger kokett als empfindsam, und diese Empfindsamkeit giebt auch den ehrbarsten etwas Angenehmes in der Art sich zu äußern, das zu Herzen spricht, und alle Feinheiten desselben geltend zu machen weiß. Solange die Genferinnen Genferinnen sein werden, werden sie die liebenswürdigsten Frauen Europas sein; aber bald werden sie Französinnen sein wollen, und dann werden die Französinnen mehr werth sein als sie.

So geht mit den Sitten Alles verloren. Der beste Geschmack wurzelt in der Tugend selbst, er verschwindet mit ihr und macht einem

*) Man wird sich erinnern, daß dieser Brief von altem Datum ist; doch ich fürchte, daß man dies nur zu sehr erkennen werde.

falschen aufgedunsenen Geschmacks Platz, der nichts weiter als das Werk der Mode ist. Mit dem wahren Geiste verhält es sich beinahe ebenso. Ist es nicht die Züchtigkeit unseres Geschlechtes, welche uns nöthigt, Kunst zu gebrauchen, um uns der Kosereien der Männer zu erwehren? Und wenn sie es geschickt anzustellen wissen, um sich Gehör zu verschaffen, dürfen wir es weniger geschickt anfangen, um es so zu machen, daß wir nicht hören? Sind sie es nicht, die uns den Geist und die Zunge lösen, die uns schnellfertiger in der Riposta*) machen, und uns zwingen, sie zum Besten zu haben? Denn im Grunde, sage was du willst, eine gewisse spitzige und boshafte Kokettерie bringt die Seufzerdreher immer noch mehr aus der Fassung als Stillschweigen oder Verachtung. Welche Lust, einen schönen Seladon ganz aus dem Häuschen, bei jeder Antwort in Verwirrung, schamroth, rathlos zu sehen, sich gegen ihn mit weniger heißen aber viel spitzeren Pfeilen, als Amor seine sind, zu waffnen, ihn mit eisigen Spitzen zu prickeln, die ihre Kälte nur desto stechender macht! Du selbst, die du so thust, als wäre nichts, denkst du, daß sich hinter deiner zärtlichen und naiven Art, hinter deinem sanften, schüchternen Mienchen weniger List und Geschick verbirgt, als hinter all meinem Uebermuth? Meiner Treu', Kleine, wenn es gälte, die Galans zu zählen, die jede von uns beiden genarrt hat, so zweifle ich sehr, daß du mit deiner ganzen Heuchelmiene sehr im Rückstand bleiben würdest. Ich muß noch lachen, wenn ich an den armen Conflans denke, der in voller Wuth zu mir kam, um mir Vorwürfe darüber zu machen, daß du ihn zu sehr liebtest. Sie ist so caressant, sagte er zu mir, daß ich nicht weiß, worüber ich mich zu beklagen hätte; sie ist so voll Vernunft, wenn sie mit mir spricht, daß ich mich schäme, vor ihr keine zu haben, und sie ist, finde ich, so sehr meine Freundin, daß ich nicht wage, ihr Liebhaber zu sein.

Ich glaube nicht, daß es irgendwo in der Welt einträchtigere Gatten und mehr Ruhe im Hausstande giebt, als in dieser Stadt. Das häusliche Leben hier ist angenehm und erquicklich; man findet gefällige Ehemänner und unter den Frauen beinahe Julien. Dein System bestätigt sich hier vortrefflich. Die beiden Geschlechter gewinnen auf alle Art dadurch, daß sie sich verschiedene Arbeiten und Vergnügungen

*) Es müßte Risposta heißen, von dem italienischen risposta; man sagt aber nun auch einmal Riposta, und ich lasse es stehen. Schlimmsten Falls ist es doch nur ein Fehler mehr.

machen, welche sie verhindern, eines des anderen überdrüssig zu werden, und bewirken, daß sie sich mit desto größerem Vergnügen zusammenfinden. So schärft sich der Weise seinen Genuß; enthaltsam sein, um zu genießen, das ist deine Philosophie; es ist der Epikuräismus der Vernunft.

Zum Unglücke fängt hier die alterthümliche Verschämtheit an in Abnahme zu gerathen. Man nähert sich einander mehr, und die Herzen entfernen sich dabei. Es ist hier, wie bei uns, Alles aus Gutem und Bösem gemischt, aber nach anderen Verhältnissen. Der Genfer schöpft seine Tugenden aus sich, seine Laster kommen ihm von Außen. Nicht nur reist er viel, sondern er nimmt auch die Sitten und Manieren anderer Völker unschwer an; er spricht alle Sprachen mit Leichtigkeit, er bemächtigt sich ohne Mühe ihres verschiedenartigen Tonfalles, obgleich er selbst einen schleppenden Ton hat, der sehr fühlbar ist, besonders bei den Frauen, die weniger reisen. Mehr demüthig über seine Unbedeutendheit, als stolz auf seine Freiheit, schämt er sich bei den fremden Nationen seines Vaterlandes; er sputet sich gleichsam, sich in dem Lande, wo er lebt, zu naturalisiren, als ob er vergessen machen wollte, woher er ist; vielleicht trägt der Ruf, der ihm anklebt, gewinnsüchtig zu sein, zu dieser verwerflichen Scham bei. Es würde ohne Zweifel besser sein, durch Uneigennützigkeit den Schimpf des genferischen Namens auszulöschen, als ihn dadurch noch mehr herabzusetzen, daß man sich schämt, ihn zu führen; aber der Genfer verachtet ihn, selbst wenn er ihn achtungswerth macht, und hat nur noch mehr Unrecht darin, daß er nicht seinem Vaterlande mit seinen Verdiensten Ehre macht.

Wie habgierig er auch sein möge, durch gemeine, servile Mittel sieht man ihn nicht dem Glücke nachjagen; er liebt es nicht, sich an die Großen zu hängen und an Höfen zu kriechen. Persönliche Knechtschaft ist ihm nicht minder verhaßt, als bürgerliche Knechtschaft. Geschmeidig und anschmiegend wie Alcibiades, hat er auch die Liebe zur Unabhängigkeit mit diesem gemein, und wenn er sich fremden Gebräuchen fügt, so ahmt er dieselben nach, ohne sich zu ihrem Sklaven zu machen. Da der Handel von allen Mitteln, sich zu bereichern, dasjenige ist, welches sich am besten mit der Freiheit verträgt, so ist es bei den Genfern auch das beliebteste. Sie sind fast alle Kaufleute oder Bankiers, und dieses Hauptziel ihrer Wünsche macht, daß sie oft seltene Talente vergraben, mit denen sie die Natur beschenkt hat.

Dies führt mich auf den Anfang meines Briefes zurück. Sie besitzen Genie und Muth, Lebendigkeit und Scharfblick, es giebt nichts Großes und Ehrenwerthes, das ihnen unerreichbar wäre, aber von mehr Leidenschaft für das Geld als für den Ruhm eingenommen, wollen sie, um in Fülle zu leben, lieber in Dunkelheit sterben, und hinterlassen ihren Kindern statt alles Beispiels nur die Liebe zu den Schätzen, die sie ihnen erworben haben.

Ich habe dies Alles von Genfern selbst, denn sie sprechen von sich sehr unparteiisch. Was mich betrifft, so weiß ich nicht, wie sie auswärts sind, aber ich finde sie bei sich zu Hause liebenswürdig, und weiß nur ein einziges Mittel, um Genf ohne Bedauern zu verlassen. Was für ein Mittel, Cousine? Nichts da, nichts da! Nimm du nur immer deine demüthige Miene an: wenn du sagst, daß du es nicht schon errathen hättest, so lügst du. Uebermorgen schifft sich die freudige Truppe in einer hübschen, festlich geputzten Brigantine ein; denn der Jahreszeit wegen, und um alle beisammen zu bleiben, haben wir dem Wasser den Vorzug gegeben. Wir gedenken denselben Abend in Morges zu übernachten, den andern Tag zur Trauung in Lausanne*), und den dritten . . . Du verstehst mich. Wenn du von fern wirst Flammen leuchten, Wimpel wehen sehen, wenn du die Kanonen brüllen hören wirst, dann lauf wie eine Tolle durch das ganze Haus und schreie: Zu den Waffen! zu den Waffen! Der Feind! Der Feind!

N. S. Obgleich die Vertheilung der Logis unbestreitbar in mein Departement gehört, so will ich mich doch für dies Mal meiner Rechte begeben. Ich bedinge mir nur aus, daß mein Vater bei Milord Eduard zu wohnen komme, wegen der Landkarten, und daß man die ganzen Wände des Zimmers noch besser von oben bis unten damit austapeziere.

Sechster Brief.

Frau v. Wolmar an Saint-Preux.

Mit welcher Wonne beginne ich diesen Brief! Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich an Sie schreiben kann, ohne mich zu

*) Wie? Lausanne liegt ja nicht am Ufer des Sees; es ist vom Hafen bis zur Stadt eine halbe Meile sehr schlechten Weges, und dann müßte man annehmen, daß alle diese schönen Arrangements nicht vom Winde vereitelt würden.

fürchten oder zu schämen. Ich rechne mir die Freundschaft, die uns verbindet, zur Ehre, wie einen beispiellosen Sieg über sich selbst. Heftige Leidenschaften erstickt man wohl, selten läutert man sie. Vergessen, was uns theuer war, wenn die Ehre gebeut, ist eine Anstrengung, die sich jede redliche Seele abgewinnt; aber nachdem man gewesen ist, was wir waren, das zu werden, was wir jetzt sind, ist der wahre Triumph der Tugend. Das, was dazu bewegt, der Liebe zu entsagen, kann ein Laster sein; was eine zärtliche Liebe in eine nicht minder zärtliche Freundschaft umwandelt, ist sicher unzweideutig.

Würden wir je mit unseren eigenen Kräften so weit gelangt sein? Nie, nie, mein Freund; auch nur der Versuch dazu wäre Tollkühnheit gewesen. Uns zu meiden, war das erste Gebot der Pflicht, von welchem uns nichts hätte freisprechen können. Wir würden uns stets einander werth gewesen sein, das ist kein Zweifel; aber wir würden aufgehört haben uns zu sehen, uns zu schreiben, würden uns angestrengt haben, nicht mehr an einander zu denken, und wir hätten uns gegenseitig nicht höher ehren können, als durch völliges Abbrechen jedes Verkehrs.

Und nun, statt dessen, diese unsere gegenwärtige Lage! Giebt es eine angenehmere auf der Welt, und schmecken wir nicht tausendmal des Tages den Lohn der Kämpfe, die sie uns gekostet hat? Sich sehen, sich lieben, es fühlen, sich deshalb glücklich preisen, die Tage mit einander in brüderlicher Vertraulichkeit und in Unschuld hinbringen, sich mit einander beschäftigen, ohne Gewissensbisse an einander denken, ohne Erröthen von einander sprechen und sich in seinen eigenen Augen ehren durch dieselbe Neigung, die man sich so lange zum Vorwurf gemacht — dies ist der Punkt, den wir erreicht haben. O Freund! welche Bahn der Ehre haben wir bereits durchlaufen! Freuen wir uns dreist des Gelungenen, um uns anzufeuern, uns auf ihr zu behaupten, und sie zu vollenden, wie wir sie begonnen haben.

Wem verdanken wir ein so seltenes Glück? Sie wissen es. Ich habe Ihr empfindsames Herz, voll von den Wohlthaten des Besten der Menschen, sich mit Lust den Gefühlen der Erkenntlichkeit hingeben sehen. Und wie sollten uns diese Wohlthaten zur Last sein, Ihnen und mir? Sie legen uns keine neuen Pflichten auf; sie machen uns nur die noch theurer, die uns schon so heilig waren. Das einzige Mittel, uns für das, was er an uns gethan hat, erkenntlich zu bezeigen, ist, daß wir uns dessen würdig erweisen, und er erwartet keinen ande-

ren Lohn, als den Erfolg seiner Bemühungen. Weiter haben wir in dem Eifer unserer überwallenden Herzen nicht zu gehen: vergelten wir unserem Wohlthäter seine Tugenden durch die unsrigen, das ist Alles, was wir ihm schuldig sind. Er hat genug für uns und für sich gethan, wenn er uns uns selbst zurückgegeben hat. Abwesend oder gegenwärtig, lebend oder todt, werden wir überall ein Zeugniß ablegen, das für keinen von uns Dreien verloren sein wird.

Ich stellte diese Betrachtungen schon damals bei mir an, als Ihnen mein Mann die Erziehung meiner Kinder zudachte. Als Milord Eduard mir seine und Ihre nahe Rückkehr ankündigte, fanden sich dieselben Betrachtungen wieder ein mit noch anderen, die es verlohnt, Ihnen mitzutheilen, solange es noch Zeit dazu ist.

Nicht um mich handelt es sich dabei, sondern um Sie; ich glaube mich mehr berechtigt, Ihnen Rathschläge zu geben, seit dieselben durchaus uneigennützig sind, und, da sie nicht mehr meine Sicherheit zum Gegenstande haben, sich ganz nur auf Sie beziehen.

Sie setzen in meine zärtliche Freundschaft keinen Zweifel, und ich habe nur zu viel Erfahrungen gemacht, um nicht für meine Meinung Gehör in Anspruch nehmen zu dürfen.

Erlauben Sie mir, Ihnen die Lage auszumalen, in welche Sie kommen werden, damit Sie sich selbst prüfen, ob in derselben nichts ist, was sie erschrecken könnte. O guter junger Mann, wenn Sie die Tugend lieben, hören Sie mit keuschem Ohre die Rathschläge Ihrer Freundin an. Sie beginnt mit Zittern eine Auseinandersetzung, die sie gern vermeiden möchte; aber wie könnte sie schweigen, ohne Sie zu verrathen? Würde es Zeit sein, die Gegenstände in's Auge zu fassen, die Sie zu fürchten haben, wenn Sie erst von ihnen umstrickt sind? Nein, mein Freund, ich bin die einzige Person auf der Welt, welche vertraut genug mit Ihnen ist, um sie Ihnen vorzuhalten. Habe ich nicht das Recht, mit Ihnen im Nothfalle wie eine Schwester, wie eine Mutter zu reden? Ach! könnten Lehren, die aus einem redlichen Herzen kommen, das Ihrige beflecken, dann hätte ich Ihnen schon lange keine mehr geben dürfen.

Ihre Laufbahn, sagen Sie, ist beschlossen; aber gestehen Sie, daß sie vor der Zeit beschlossen ist. Die Liebe ist erloschen. Die Sinne überleben sie, und deren Raserei ist um so mehr zu fürchten, da nach der Ertödtung des einzigen Gefühls, das sie in Schranken hielt, für Den, der nun an nichts mehr hängt, jede Gelegenheit eine Gelegenheit

zum Falle ist. Ein Mann von glühender Empfindung, jung und unverheiratet, will enthaltsam und keusch leben; er weiß, er fühlt, er hat es tausendmal gesagt, daß die Seelenstärke, welche alle Tugenden gebiert, nicht ohne die Reinheit bestehen kann, die ihre beständige Erhalterin ist. Wenn ihn in seiner Jugend die Liebe vor Unsittlichkeit bewahrte, so will er nun, daß ihn die Vernunft zu allen Zeiten davor bewahre; er weiß, daß den schwer zu erfüllenden Pflichten ein Lohn gewiß ist, der für die Strenge ihres Dienstes entschädigt, und wenn es Kämpfe kostet, wenn man sich besiegen will, wird er heute weniger für den Gott thun, den er anbetet, als einst für die Geliebte, der er diente? Dies, wie mich dünkt, sind die Grundsätze, welche Ihnen Ihre Moralität an die Hand giebt; sie werden also auch Ihrem Betragen zur Richtschnur dienen, denn Sie haben stets solche Menschen verachtet, die, mit dem Scheine zufrieden, anders sprechen, als sie handeln, Anderen schwere Lasten aufbürden, an die sie selbst nicht rühren mögen.

Welche Lebensweise hat nun dieser verständige Mann gewählt, um die Gesetze, die er sich vorschreibt, zu befolgen? Nicht so sehr Philosoph, als Freund der Tugend und Christ, hat er ohne Zweifel nicht seinen Stolz zum Führer erkoren. Er weiß, daß der Mensch mehr Freiheit hat, Versuchungen auszuweichen, als sie zu besiegen, und daß es nicht die Aufgabe ist, Leidenschaften, nachdem sie aufgeregt sind, zu bändigen, sondern vielmehr ihrem Entstehen zuvorzukommen. Stellt er sich demnach vor verführerischen Gelegenheiten sicher? Flieht er solche Gegenstände, welche fähig sind, ihn zu entflammen? Macht er ein demüthiges Mißtrauen in die eigene Kraft zur Schutzwehr seiner Tugend? Nein, im Gegentheil, er trägt kein Bedenken, sich in die verwegensten Kämpfe zu stürzen. Ein Dreißiger, will er sich mit Frauen seines Alters in Einsamkeit begraben, von denen die eine ihm zu theuer war, als daß ein so gefährliches Andenken je gänzlich erlöschen könnte, von denen die andere mit ihm in inniger Vertraulichkeit gelebt hat, und von denen eine dritte noch an ihm hängt durch das Anrecht, welches Wohlthaten auf erkenntliche Seelen geben. Er will sich Allem aussetzen, was schlecht erstickte Leidenschaften wieder aufwecken kann; er will sich in Schlingen verwickeln, die er am meisten fürchten sollte. Es ist eine Stellung, in der keine einzige Beziehung liegt, die ihm nicht Anlaß geben sollte, seiner Kraft zu mißtrauen, keine einzige, die, wenn er einen Augenblick schwach wäre, ihn nicht auf immer erniedrigen würde, und wo ist denn diese große Seelenstärke, auf die

er sich so sehr zu verlassen wagt? Was hat sie bisher geleistet, das ihm für die Zukunft Bürgschaft geben könnte? Rettete sie ihn in Paris aus dem Hause des Colonel? War nicht sie es, die vergangenen Sommer den Auftritt von Meillerie herbeiführte? Und hat sie ihn diesen Winter vor den Reizen eines anderen Gegenstandes behütet, und diesen Frühling vor den leeren Schrecken eines Traumes? Hat er sich ihretwegen auch nur einmal überwunden, daß er hoffen dürfte, sich unaufhörlich zu überwinden? Er versteht es, wenn die Pflicht gebietet, die Leidenschaften eines Freundes zu bekämpfen; aber die seinigen ... Ach! wenn er der schönsten Hälfte seines Lebens nach urtheilen will, wie bescheiden muß er von der anderen denken!

Man erträgt einen gewaltsamen Zustand, wenn er von kurzer Dauer ist. Sechs Monate, ein Jahr sind nichts; man sieht das Ende ab, und man faßt Muth. Aber wenn dieser Zustand immer fortdauern soll, wer kann ihn dann ertragen? Wer vermag es, bis zum Tode sich stets zu besiegen? O, mein Freund, wenn das Leben für die Freude kurz ist, wie lang ist es für die Tugend! Man muß unablässig auf seiner Hut sein. Der Augenblick des Genusses geht vorüber, und kommt nicht wieder; der der bösen That geht vorüber, und kommt unaufhörlich wieder: man vergißt sich einen Augenblick, und man ist verloren. Ist es in einem so fürchterlichen Zustande möglich, ruhige Tage hinzubringen? Und geben nicht selbst diejenigen, die man der Gefahr entrissen hat, nur einen Grund, ihr die übrigen nicht auszusetzen?

Wie viele Gelegenheiten können wiederkehren, eben so gefährlich, als diejenigen, denen Sie entronnen sind, und was das Schlimmste ist, nicht weniger unvorhergesehen! Glauben Sie, daß die Erinnerungsmale, die Sie zu fürchten haben, nur in Meillerie zu finden sind? Sie sind überall, wo wir sind, denn wir tragen sie in uns. Sie wissen nur zu gut, daß eine weiche Seele die ganze Welt für ihre Leidenschaft ausbeutet, und daß selbst nach der Genesung alle Gegenstände der Natur uns immer wieder an das erinnern, was wir einst bei ihrem Anblicke fühlten. Dennoch glaube ich, ja, ich glaube kühn, daß diese Gefahren nicht wiederkehren werden, und mein Herz bürgt mir für das Ihrige. Aber ist dieses bewegliche Herz, weil es über eine Nichtswürdigkeit erhaben ist, auch über eine Schwäche erhaben? Und bin ich die Einzige hier, die in Ehren zu halten ihm vielleicht schwer fallen wird? Bedenken Sie, Saint-Preux, daß Alles, was mir theuer ist, unter

dem Schilde derselben Achtung stehen muß, die Sie mir schuldig sind. Bedenken Sie, daß Sie unaufhörlich die unschuldigen Tändeleien einer reizenden Frau in Unschuld werden aufzunehmen haben. Bedenken Sie die ewige Verachtung, die Sie verdienen würden, wenn Ihr Herz sich einen Augenblick zu vergessen, und was es aus so vielen Gründen zu ehren verpflichtet ist, zu entweihen sich unterfinge.

Ich will annehmen, daß Pflicht, Treue, alte Freundschaft Sie zurückhalten, daß die Schranke, welche Ihnen die Tugend setzt, keine eitlen Hoffnungen aufkommen läßt, und daß Sie wenigstens aus Vernunft vergebliche Wünsche ersticken. Werden Sie deswegen von der Herrschaft der Sinne befreit, und vor den Stricken der Einbildungskraft sicher sein? Gezwungen, uns beiden Achtung zu beweisen, und in uns unser Geschlecht zu vergessen, werden Sie es in denen erblicken, die uns dienen, und werden, indem Sie tiefer herabsteigen, sich gerechtfertigt dünken; aber werden Sie in Wahrheit weniger strafbar sein, und verändert der Unterschied des Ranges so die Natur der Vergehungen? Im Gegentheil, Sie werden sich nur um so mehr erniedrigen, je weniger ehrenhaft die Mittel sind, durch welche Sie Ihren Zweck erreichen werden. Was für Mittel! Sie? .... Ha! Tod dem unwürdigen Manne, der ein Herz kauft und die Liebe zum Miethling macht! Er ist es, der die Erde mit den Verbrechen bedeckt, welche aus der Liederlichkeit entspringen. Wie sollte nicht Die für immer käuflich sein, die sich einmal kaufen läßt? Und wenn sie bald tief in Schmach versinkt, wer ist der Urheber ihres Elends? Der rohe Mensch, der sie an einem schlechten Orte mißhandelt, oder der Verführer, der sie dahin getrieben hat, indem er ihr zuerst ihre Gunstbezeigungen bezahlte?

Soll ich noch eine Betrachtung hinzufügen, die Sie rühren wird, wenn ich mich nicht irre? Sie haben gesehen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, um hier Ordnung und Sittlichkeit einzuführen. Frieden und Züchtigkeit herrschen in meinem Hause; Alles athmet darin Glück und Unschuld. Mein Freund, denken Sie an mich, an sich, an das, was wir waren, an das, was wir sind, an das, was aus uns werden soll. Soll ich eines Tages meine verlorene Mühe beklagen und sprechen müssen: Er ist schuld an der Zerrüttung meines Hausstandes?

Sei denn Alles gesagt, wenn es sein muß, und selbst die weibliche Scheu der wahren Tugendliebe geopfert! Der Mensch ist nicht zum Cölibat geschaffen, und es ist sehr schwer, daß ein der Natur so widerstreitender Zustand nicht irgend eine offenbare oder geheime Un-

ordnung mit sich führe. Wie soll man dem Feinde stets entrinnen, den man unaufhörlich mit sich herumträgt? Sehen Sie in anderen Ländern diese Vermessenen, die das Gelübde ablegen, nicht Menschen zu sein. Zur Strafe, daß sie Gott versucht haben, verläßt sie Gott; sie nennen sich heilig, und sind unehrbar; ihre vorgebliche Enthaltsamkeit ist nur Befleckung, und dafür, daß sie die Menschlichkeit verachtet haben, sinken sie unter dieselbe hinab. Ich begreife, daß es nicht sehr schwer ist, sich in der Beobachtung von Gesetzen strenge zu zeigen, die man nur scheinbar beobachtet*); wer aber aufrichtig tugendhaft sein will, hat schon an den Pflichten des Menschen genug zu tragen, und braucht sich keine neuen aufzulegen. Die wahre Demuth des Christen, lieber Saint-Preux, besteht darin, seine Kräfte stets für die Aufgabe seines Lebens unzureichend zu finden, weit entfernt von dem Hochmuth, sich diese noch verdoppeln zu wollen. Machen Sie hiervon die Anwendung, und Sie werden fühlen, daß eine Lage, die einen anderen Mann nur bedenklich zu machen brauchte, Sie aus tausend Gründen zittern machen muß. Je weniger Sie fürchten, desto mehr haben Sie zu fürchten, und wenn Sie nicht mit Furcht an Ihre Pflichten gehen, so hoffen Sie nicht, sie zu erfüllen.

Das sind die Gefahren, die hier Ihrer warten; bedenken Sie es, solange es noch Zeit ist. Ich weiß, daß Sie nie mit vorbedachter Absicht sich der Gefahr aussetzen werden, Böses zu thun, und das einzige Böse, was ich von Ihnen fürchte, ist solches, das Sie nicht vorausgesehen haben. Ich sage Ihnen also nicht, auf meine Gründe hin einen Entschluß zu fassen, sondern nur, sie in Erwägung zu ziehen. Finden Sie eine Entgegnung, die Sie zufriedenstellen kann, und auch ich bin zufrieden; haben Sie den Muth, sich auf sich zu verlassen, und ich verlasse mich auf Sie. Sagen Sie mir, ich bin ein Engel, und ich empfange Sie mit offenen Armen.

Wie? Immer Entbehrungen und Leiden? Immer grausame Pflichten erfüllen? Immer Diejenigen meiden, die uns theuer sind?

---

*) Einige Menschen sind enthaltsam ohne Verdienst, andere aus Tugend, und ich zweifle nicht, daß manche katholische Priester sich in diesem letzteren Falle befinden; aber das Cölibat einer so zahlreichen Körperschaft, wie der Clerus der katholischen Kirche ist, auferlegen, heißt nicht sowohl, ihr verbieten, Frauen zu haben, als ihr befehlen, sich mit denen Anderer zu begnügen. Ich bin erstaunt, daß in Ländern, wo die Sittlichkeit in Achtung steht, Gesetze und Regierungen ein so anstößiges Gelübde dulden.

Nein, mein liebenswürdiger Freund, glücklich, wer schon in diesem Leben der Tugend einen Lohn darbieten kann! Und ich weiß einen solchen, eines Mannes würdig, der für sie zu kämpfen und zu leiden wußte. Wenn ich mir nicht zu viel einbilde, so wird der Lohn, den ich Ihnen zu bestimmen mich erkühne, Alles abtragen, was mein Herz dem Ihrigen schuldig ist, und Sie werden mehr haben, als Sie gehabt haben würden, wenn der Himmel unsere erste Neigung gesegnet hätte. Da ich Sie nicht selbst zum Engel machen kann, will ich Ihnen einen geben, der Ihre Seele in Schutz nehme, sie reinige und neu belebe, und unter dessen Obhut Sie mit uns in dem Frieden der Seligen werden leben können. Sie werden, glaube ich, nicht viel Mühe haben, zu errathen, wen ich meine: den Gegenstand, dem fast schon im voraus eine Stätte in dem Herzen bereitet ist, das er eines Tages ausfüllen soll, wenn mein Plan glückt.

Ich sehe alle Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegenstellen, ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, denn es paßt Alles zu schön. Ich bin mir bewußt, was ich über meine Freundin vermag, und ich fürchte nicht meinen Einfluß zu mißbrauchen, wenn ich ihn zu Ihren Gunsten anwende. Aber ihre Entschlüsse sind Ihnen bekannt, und ehe ich daran denken kann, diese zu erschüttern, muß ich mich Ihrer Bereitwilligkeit gewiß gemacht haben, damit ich, wenn ich sie ermahne, Ihnen die Bewerbung um sie zu erlauben, für Sie und Ihre Gefühle bürgen kann; denn wenn die Ungleichheit, welche das Schicksal zwischen euch beide gestellt hat, Ihnen das Recht raubt, sich selbst anzubieten, so erlaubt sie noch weniger, daß Ihnen dieses Recht bewilligt werde, ehe man weiß, ob Sie davon werden Gebrauch machen wollen.

Ich kenne die Größe Ihres Zartgefühls, und wenn Sie mir Einwendungen zu machen haben sollten, so weiß ich, daß dieselben sich mehr auf sie als auf Sie selbst beziehen werden. Aber lassen Sie dergleichen eitle Bedenken fahren! Werden Sie denn wohl auf die Ehre meiner Freundin eifersüchtiger sein, als ich? Nein, wie theuer Sie mir auch sein mögen, fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Interesse ihrem Ruhme vorziehen werde. Aber so großen Werth ich auf die Achtung vernünftiger Leute lege, ebenso sehr verachte ich die vorschnellen Urtheile der Menge, welche sich durch einen falschen Glanz blenden läßt und nicht sieht, was wahrhaft ehrenwerth ist. Wäre der Abstand hundertmal größer, es giebt keinen Rang, zu welchem Talente und Sittlichkeit nicht

emporzustreben volles Recht hätten, und wie dürfte eine Frau Den als Gatten zurückweisen, dessen Freundschaft sie sich zur Ehre schätzt? Sie wissen, wie in dieser Hinsicht unser beider Grundsätze sind. Falsche Scham und Furcht vor Tadel führen öfter zu schlechten, als zu guten Handlungen, und die Tugend hat nur über das zu erröthen, was schlecht ist.

Was Sie betrifft, so könnte der Stolz, den ich manchmal an Ihnen gefunden habe, nicht übler angebracht werden, als bei dieser Gelegenheit, und es wäre von Ihrer Seite eine Undankbarkeit, sich vor einer Wohlthat mehr von ihr zu fürchten. Und dann, wie schwierig Sie auch sein mögen, gestehen Sie, daß es immer noch schicklicher und süßer ist, sein Vermögen seiner Frau zu verdanken, als seinem Freunde, denn man wird der Beschützer der einen und der Schützling des andern, und was man auch sagen möge, ein braver Mann wird nie einen bessern Freund haben, als seine Frau.

Sollte etwa im Grunde Ihrer Seele noch ein Widerwille zurückgeblieben sein, ein neues Bündniß einzugehen, so können Sie um Ihrer Ehre und meiner Ruhe willen sich nicht genug beeilen, diesen auszurotten, denn ich werde nie mit Ihnen und mit mir zufrieden sein, ehe Sie nicht in Wahrheit der Mann sind, der Sie sein müssen, und die Pflichten lieben, die Sie zu erfüllen haben. Ei, Freund, ich sollte wohl weniger einen solchen Widerwillen fürchten, als eine zu sehr mit unserer alten Neigung sich verknüpfende Zuvorkommenheit! Was thue ich nicht, um meine Schuld gegen Sie abzutragen! Ich halte noch mehr, als ich versprochen hatte! Ist es nicht auch Julie, die ich Ihnen gebe? Werden Sie nicht den besseren Theil meines Selbst haben, und dem anderen dadurch nur um so theurer sein? Mit welchem Entzücken werde ich mich dann ohne Zwang meiner ganzen Anhänglichkeit für Sie überlassen! Ja, übertragen Sie auf sie die Treue, die Sie mir geschworen haben; Ihr Herz erfülle gegen sie alle Verpflichtungen, die es gegen mich hat; es zahle ihr womöglich Alles, was Sie dem meinigen schuldig sind. O Saint-Preux, ich trete ihr diese alte Schuld ab. Erinnern Sie sich, daß sie nicht leicht zu bezahlen ist.

Dies, mein Freund, ist das Mittel, das ich ersonnen habe, um uns ohne Gefahr zu vereinigen, indem ich Ihnen in unserer Familie dieselbe Stelle gebe, die Sie in unseren Herzen einnehmen. In dem theuren und geheiligten Bande, welches uns alle umschlingen wird, werden wir untereinander nur Schwestern und Brüder sein; Sie wer-

den nicht mehr Ihr eigener Feind und unser Feind sein; die süßesten Gefühle, zu rechtmäßigen geworden, werden nicht mehr gefährlich sein; wenn keine Ursache mehr ist, sie zu unterdrücken, wird man sie nicht mehr zu fürchten haben. Weit entfernt, so reizenden Gefühlen Widerstand zu leisten, werden wir sie uns zur Pflicht und Freude zugleich machen; wir werden uns dann alle vollkommener lieben und werden, wahrhaft vereinigt, die Reize der Liebe und der Unschuld schmecken. Wenn in dem Amte, welches Sie übernehmen, der Himmel mit dem Glücke, Vater zu sein, die Mühe belohnt, die Sie sich mit unseren Kindern geben, dann werden Sie an sich selbst den Werth dessen erfahren, was Sie für uns gethan haben. Mit den wahren Gütern der Menschheit überschüttet, werden sie lernen die süße Last eines ihren Nächsten nützlichen Lebens mit Freuden tragen, werden endlich fühlen, was die falsche Weisheit der Bösen niemals glauben will, daß ein Glück auch schon in dieser Welt den Freunden der Tugend, ihnen allein aufgespart ist.

Denken Sie über meinen Vorschlag reiflich nach, nicht um zu ermitteln, ob er Ihnen zusagt, hierüber bedarf ich keiner Antwort von Ihnen, sondern ob er für Frau von Orbe zusagend ist, und ob Sie sie glücklich machen können, wie sie Sie glücklich machen soll. Sie wissen, wie sie in jedem Stande ihres Geschlechtes ihre Pflichten erfüllt hat; nach dem, was sie geleistet hat, beurtheilen Sie, was sie ein Recht hat zu fordern. Sie liebt wie Julie, sie muß, ihr gleich, geliebt werden. Wenn Sie fühlen, daß Sie ihrer werth sein können, so reden Sie, meine Freundschaft wird das Uebrige versuchen, und verspricht sich Alles von der ihrigen; wenn ich aber zu viel von Ihnen gehofft habe, so sind Sie wenigstens ein Ehrenmann, und Sie kennen ihr Zartgefühl: Sie würden ein Glück nicht mögen, welches ihr das ihrige kosten könnte. Ihr Herz sei ihrer würdig, oder es werde ihr niemals angetragen!

Noch einmal, gehen Sie wohl mit sich zu Rathe! Ueberlegen Sie Ihre Antwort genau, ehe Sie sie geben. Wenn es sich um das Schicksal des Lebens handelt, so erlaubt die Klugheit nicht, sich leichtfertig zu entscheiden; aber jeder leichtsinnige Entschluß ist ein Verbrechen, wenn es sich um das Schicksal der Seele und um Erwählung der Tugend handelt. Nehmen Sie, um die Ihrige zu befestigen, o lieber Freund, allen Rath der Weisheit zu Hülfe. Sollte mich eine falsche Scham verhindern, Sie an das Wichtigste zu erinnern? Sie haben Religion;

aber ich fürchte, daß Sie aus ihr nicht allen Vortheil ziehen, den sie für die Leitung des Lebens darbietet, und daß der philosophische Hochmuth die christliche Einfalt verschmäht. Ich habe bei Ihnen über das Gebet Ansichten gefunden, die ich nicht gutheißen kann. Ihrer Meinung nach ist dieser Akt der Demuth von keiner Frucht für uns, und Gott, nachdem er uns Alles, was zum Guten führen kann, in's Gewissen gelegt hat, überläßt uns dann uns selbst und giebt unserer Freiheit vollen Raum. Sie wissen, die Lehre des heiligen Paulus ist dies nicht, noch diejenige, welche in unserer Kirche bekannt wird. Wir sind frei, es ist wahr; aber wir sind unwissend, schwach, zum Bösen geneigt. Und woher sollte uns Erleuchtung und Kraft kommen, wenn nicht von Dem, der ihre Quelle ist? Und warum sollten wir sie erlangen, wenn wir es nicht der Mühe werth halten, darum zu bitten? Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund, daß den erhabenen Vorstellungen, die Sie sich vom höchsten Wesen machen, der menschliche Stolz nicht niedere, nur von Menschen geltende Vorstellungen beimische; als ob die Mittel, welche unserer Schwäche aufhelfen, der göttlichen Allmacht angemessen wären, und diese, wie wir, die Dinge verallgemeinern müßte, um sie leichter handhaben zu können. Es scheint, wenn man Sie reden hört, als ob es der Vorsehung zu schwer wäre, über jeden Einzelnen zu wachen; Sie fürchten, daß eine getheilte und immerwährende Aufmerksamkeit sie ermüden müßte, und finden es schöner, daß sie Alles vermittelst allgemeiner Gesetze ausrichte, ohne Zweifel, weil dabei weniger Anstrengung nothwendig ist. O, ihr großen Philosophen! Wie dankbar muß euch doch der liebe Gott sein, daß ihr ihm so bequeme Methoden schafft, und ihm seine Arbeit so erleichtert!

Wozu kann es helfen, ihn um etwas zu bitten? sagen Sie ferner; kennt er nicht alle unsere Bedürfnisse? Ist er nicht unser Vater, um für uns zu sorgen? Wissen wir besser als er, wessen wir bedürfen? Und wollen wir wahrhafter unser Glück, als er? Lieber Saint-Preux, welche leere Sophisterei! Unser größtes Bedürfniß, das einzige, das wir befriedigen können, ist, daß wir fühlen, wessen wir bedürfen, und der erste Schritt, um aus unserem Elende zu kommen, ist, daß wir es erkennen. Seien wir demüthig, um weise zu sein; erkennen wir unsere Schwäche, und wir werden stark sein. Auf diese Weise vertragen sich Gerechtigkeit und Güte mit einander; auf diese Weise herrschen Gnade und Freiheit zugleich. Sklaven durch unsere Schwäche, sind wir frei durch das Gebet; denn es hängt von uns ab, die Kraft zu er-

bitten und zu erhalten, die es nicht von uns abhängt aus eignen Mitteln zu haben.

Lernen Sie also, nicht immer von sich selbst in schwierigen Fällen Rath zu nehmen, sondern von Dem, der Macht und Klugheit in sich vereinigt, und was er uns als das Beste wählen läßt, zum Besten zu lenken weiß. Der größte Fehler der menschlichen Weisheit, selbst derjenigen, die nur die Tugend zum Ziele hat, ist ein übermäßiges Selbstvertrauen, welches uns verleitet, die Zukunft nach der Gegenwart, und nach einem Augenblick das ganze Leben zu beurtheilen. Man fühlt sich einen Augenblick fest, und rechnet darauf, nie wieder wankend zu werden. Mit einem Stolze, den die Erfahrung alle Tage zu Schanden macht, glaubt man einen Fallstrick, dem man entgangen, nicht weiter zu fürchten zu haben. Bescheiden drückt sich der Tapfere aus, wenn er sagt: ich habe mich an dem und dem Tage wacker gehalten. Aber Der, welcher spricht: ich bin wacker, weiß ja nicht, was morgen sein wird, und indem er einen Muth, den er sich nicht selbst gegeben hat, für sein Eigenthum anspricht, verdient er, ihn in dem Augenblicke zu vermissen, in welchem er ihn nöthig hat.

Wie lächerlich müssen alle unsere Pläne, wie thöricht alle unsere Ueberlegungen vor dem Wesen sein, für welches Zeit und Raum keine Ausdehnung haben! Wir rechnen für nichts, was uns fern liegt, und sehen nur, was wir erreichen können; wenn wir den Ort gewechselt haben, werden wir entgegengesetzt urtheilen, und unser Urtheil wird nicht besser begründet sein. Wir regeln die Zukunft nach dem, was uns heute ansteht, ohne zu wissen, ob es uns morgen noch anstehen wird; wir betrachten uns so, als ob wir immer die nämlichen blieben, und ändern uns doch tagtäglich. Wer weiß, ob wir lieben werden, was wir heute lieben, ob wir wollen werden, was wir heute wollen, ob wir sein werden, was wir sind, ob die äußeren Gegenstände und die Wandlungen unseres Körpers nicht unsere Seele anders bestimmt haben werden, und ob wir nicht in dem unser Elend finden werden, was wir zu unserem Glücke unternommen haben?

Zeigen Sie mir die sichere Richtschnur der menschlichen Klugheit, und ich will sie zum Führer nehmen. Aber wenn sie uns nichts Besseres zu lehren hat, als daß ihr nicht zu trauen sei, so lassen Sie uns zu derjenigen Zuflucht nehmen, welche nicht trügt, und das thun, was diese uns eingiebt. Ich bitte sie, meinen Rathschluß zu erleuchten; bitten auch Sie sie, Ihnen die rechten Entschlüsse einzugeben. Wie

Sie sich auch entscheiden mögen, ich weiß gewiß, Sie werden nichts wollen, als was gut und recht ist; aber es ist hieran nicht genug: man muß wollen, was auch gut und recht bleiben wird; und das liegt weder in Ihrer noch in meiner Beurtheilung.

Siebenter Brief.

Saint-Preux an Frau von Wolmar.

Julie! ein Brief von Ihnen! .... Nach sieben Jahren Schweigens! Ja, das ist sie; ich sehe es, ich fühle es; könnten meine Augen Züge verkennen, die mein Herz nicht verkennen kann? Sie erinnern sich meines Namens, Sie können ihn noch schreiben? .... Hat Ihre Hand, indem sie seine Lettern schrieb*), nicht gezittert? .... Ich verirre mich, und Sie sind schuld daran. Die Form, die Faltung, das Siegel, die Adresse, Alles an diesem Briefe, ach, erinnert mich an wie ganz andere! Das Herz und die Hand scheinen einander zu widersprechen. Ach! durften Sie dieselbe Schrift gebrauchen, um andere Gefühle niederzuschreiben?

Sie werden vielleicht finden, daß ein so lebhaftes Andenken an Ihre alten Briefe Ihren letzten nur zu sehr rechtfertige. Sie irren sich. Ich fühle mich recht gut; ich bin nicht mehr der nämliche, oder Sie sind nicht mehr die nämliche, und der Beweis ist, daß, Ihre Reize und Ihre Güte abgerechnet, Alles, was ich an Ihnen von dem wiederfinde, was ich ehemals fand, nur ein neuer Gegenstand des Erstaunens ist. Diese Bemerkung begegnet Ihren Befürchtungen im voraus. Ich verlasse mich nicht auf meine Kräfte, wohl aber auf das Gefühl, das es mir unnöthig macht, zu ihnen meine Zuflucht zu nehmen. Voll von Allem, was ich ehren muß an Der, die ich anzubeten aufgehört habe, weiß ich, zu welcher Hochachtung sich meine ehemaligen Huldigungen erheben müssen. Von der zärtlichsten Erkenntlichkeit durchdrungen, liebe ich Sie so innig, als je. Gewiß! Aber was mich jetzt am meisten an Sie bindet, ist die Wiederkehr meiner Vernunft. Sie zeigt mir Sie so, wie Sie sind; sie dient Ihnen besser, als die Liebe könnte. Nein, wenn ich strafbar geblieben wäre, würden Sie mir nicht so theuer sein.

---

*) Es ist gesagt worden, daß Saint-Preux nur ein angenommener Name war; der rechte hat vielleicht auf der Adresse gestanden.

Seitdem ich aufgehört habe, mich selbst zu täuschen, seit der scharfsichtige Wolmar mich über meine wahren Gefühle aufgeklärt hat, weiß ich nun besser, wie ich mit mir daran bin, und beunruhige mich weniger über meine Schwäche. Möge sie meine Einbildungskraft noch irre führen und möge mir dieses Verirren süß sein: um mich ruhig zu fühlen, genügt, daß es ihr nicht mehr möglich ist, mich zu Verletzendem gegen Sie zu verleiten, und das Wahnbild, das mich nach sich lockt, rettet mich in der That vor wirklicher Gefahr.

O Julie, es giebt ewige Eindrücke, welche weder Zeit noch Mühe je austilgen. Die Wunde heilt, aber die Narbe bleibt, und diese Narbe ist ein unverletzliches Siegel, welches das Herz vor neuen Angriffen bewahrt. Unbeständigkeit und Liebe sind nicht mit einander verträglich: der Liebende, welcher wechselt, wechselt nicht; er fängt an, oder hört auf zu lieben. Was mich betrifft, ich habe aufgehört; aber indem ich aufhörte, der Ihrige zu sein, bin ich unter Ihrer Obhut geblieben. Ich fürchte Sie nicht mehr; aber Sie verhindern mich, eine Andere zu fürchten. Nein, Julie, nein, achtungswürdige Frau, Sie werden in mir nie etwas Anderes, als den Freund Ihrer Person und den Liebhaber Ihrer Tugenden finden; aber unsere Liebe, unsere erste und einzige Liebe wird nie aus meinem Herzen weichen. Die Blüthe meiner Jahre wird in meiner Erinnerung nicht verwelken. Hätte ich Jahrhunderte zu leben, die süße Zeit meiner Jugend kann sich weder je erneuen, noch aus meinem Gedächtnisse verschwinden. Seien wir doch immerhin nicht mehr die nämlichen, ich kann nicht vergessen, was wir gewesen sind. Aber sprechen wir von Ihrer Cousine!

Theure Freundin, ich muß es gestehen, seit ich Ihre Reize nicht mehr zu betrachten wage, machen die ihrigen mehr Eindruck auf mich. Welche Augen können immer von Schönheit zu Schönheit schweifen, ohne je an einer hängen zu bleiben! Die meinigen haben sie vielleicht mit zu vielem Vergnügen wieder erblickt, und seit meiner Entfernung machen ihre Züge, schon zu tief in mein Herz geprägt, einen noch tieferen Eindruck auf dasselbe. Das Heiligthum ist geschlossen; aber ihr Bild ist in dem Tempel. Unvermerkt finde ich mich so für sie gestimmt, wie es der Fall gewesen wäre, wenn ich Sie nie gesehen hätte, und nur Sie allein konnten mir den Unterschied fühlbar machen zwischen dem Gefühle, das sie mir einflößt, und der Liebe. Die Sinne, von jener furchtbaren Leidenschaft befreit, schließen sich dem süßen Gefühle der Freundschaft an: wird deswegen Liebe daraus? Julie, ach, welcher

Unterschied! Wo ist die schwärmerische Begeisterung, wo die abgöttische Verehrung, wo diese himmlischen Verirrungen der Vernunft, die prächtiger, erhabener, gewaltiger, hundertmal herrlicher sind, als die Vernunft selbst? Ein flüchtiges Feuer entzündet mich, ein Wahn ergreift mich einen Augenblick, verwirrt mich, und ist fort. Ich finde in ihr und mir zwei Freunde wieder, die sich zärtlich lieben, und die es sich sagen. Aber zwei Liebende, lieben die sich einer den anderen? Nein, du und ich sind Worte, die ihre Sprache nicht besitzt; sie sind nicht mehr zweie, sie sind Eins.

Bin ich denn wirklich ruhig? Wie könnte ich? Sie ist reizend; sie ist Ihre und meine Freundin; die Dankbarkeit kettet mich an sie; sie nimmt in meinen süßesten Erinnerungen eine Stelle ein. Wie viele Rechte auf eine gefühlvolle Seele! Und wie soll man von so vielen, so sehr geschuldeten Gefühlen ein zärtlicheres Gefühl fern halten? Ach! es ist verhängt, daß ich zwischen ihr und Ihnen keinen friedlichen Augenblick haben werde.

Weiber! Weiber! theure und verderbliche Wesen, welche die Natur zu unserer Qual herrlich zierte, die ihr straft, wenn man euch die Stirne bietet, die ihr verfolget, wenn man euch flieht; deren Haß und Liebe gleich schädlich sind, und die man ungestraft nicht suchen und nicht meiden kann! .... Schönheit, Reiz, Zauber, Sympathie, unbegreifliches Wesen oder Wahnbild, Abgrund von Schmerzen und von Wonnen! Schönheit, furchtbarer den Sterblichen, als das Element, aus dem dich die Sage aufsteigen ließ, wehe Dem, der sich deiner trügerischen Stille anvertraut! Du gebierst die Stürme, welche das Menschengeschlecht peinigen. O Julie! O Clara! Wie theuer verkauft ihr mir die grausame Freundschaft, deren ihr euch gegen mich noch zu rühmen wagt! .... Ich habe in Wettern gelebt und ihr, immer ihr habt sie wider mich erregt. Aber wie verschiedenartig sind die Wallungen, in die ihr mein Herz versetzt habt! Nicht ähnlicher sind die des Genfer Sees den Wogen des weiten Oceans. Jener hat nur rasche, kurze Wellen, die, sich beständig brechend, rasch einander drängend, hebend, auch manchmal versenkend, nie einen weiten Lauf machen. Aber auf dem Meere, dem scheinbar ruhigen, fühlt man sich gehoben, sanft und weit getragen, von einer langsamen, kaum sichtlichen Woge: man glaubt nicht von der Stelle zu kommen, und man gelangt an's Ende der Welt.

So ist der Unterschied der Wirkung, welche Juliens Reize und

die Reize Clara's auf mich hatten. Die erste einzige Liebe, die über mein Leben entschied, und über die keine Macht siegen konnte, als sie selbst, wurde geboren, ohne daß ich es gewahrte; sie riß mich fort, ehe ich es ahnte; ich verlor mich und glaubte noch nicht, mich verirrt zu haben. Während des Sturmes schwebte ich in den Wolken oder im Abgrunde; die Stille kommt, ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Dagegen bei ihr sehe ich, fühle ich meine Verwirrung, und stelle sie mir größer vor, als sie ist; ich fühle flüchtige und unzusammenhängende Erregungen; ich walle einen Augenblick auf, und einen Augenblick nachher bin ich ruhig; die Welle quält das Schiff vergeblich, der Wind schwellt das Segel nicht; mein Herz, von ihren Reizen befriedigt, leiht ihnen nicht seinen täuschenden Zauber, ich sehe sie schöner, als ich sie mir denke, und fürchte sie mehr in der Nähe als von fern. Es ist fast gerade das Gegentheil der Wirkung, die ich von Ihnen erfahren habe, und in Clarens spürte ich beständig beide nebeneinander.

Seit meiner Abreise stellt sich mir ihr Bild allerdings manchmal herrschender dar. Unglücklicherweise ist es nur schwer, sie allein im Geiste zu erblicken. Ich sehe sie aber doch, und dies ist immer schon genug; sie hat mir nicht Liebe im Herzen zurückgelassen, aber Unruhe.

Dies ist die treue Schilderung dessen, was ich für die Eine und dessen, was ich für die Andere fühle. Der ganze Rest Ihres Geschlechtes ist für mich nichts; meine langen Leiden haben es mir aus dem Sinne gebracht,

È finito il mio tempo a mezzo gli anni *).

Das Unglück hat mir statt der Kraft gedient, um die Natur zu besiegen, und über Versuchungen zu triumphiren. Man hat wenig Begierden, wenn man leidet, und von Ihnen habe ich gelernt, sie durch Widerstand zu ersticken. Eine große unglückliche Leidenschaft ist ein großes Keuschheitsmittel. Mein Herz ist, so zu sagen, das Organ aller meiner Bedürfnisse geworden; ich habe keine, wenn es ruhig ist; lasset ihr beide es in Frieden, und es wird für immer Frieden haben.

Was hätte ich bei dieser Verfassung meines Gemüthes von mir zu fürchten? Und ist es nicht eine gar grausame Vorsichtsmaßregel, durch welche Sie mir mein Glück rauben wollen, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, es zu verlieren? Was für ein wunderlicher Einfall, mich

*) „Erfüllt ist meine Zeit in Lebensmitte."

kämpfen und siegen zu lassen, um mir nach dem Siege den Preis zu entreißen? Fällt nicht auf Sie selbst der Tadel, wenn hier ohne Grund eine Gefahr herausgefordert wird? Warum haben Sie mich zu sich gerufen, wenn dabei so viel zu fürchten ist, oder warum wollen Sie mich verbannen, wenn ich werth bin zu bleiben? Durften Sie Ihren Mann sich umsonst so viel Mühe geben lassen? Warum bewogen Sie ihn nicht, von Versuchen abzustehen, die Sie Willens waren zu vereiteln? Warum sagten Sie nicht zu ihm: lassen Sie ihn an den Grenzen der Welt, da ich ihn doch wieder dahin schicken will? Ach, je mehr Sie um mich besorgt sind, desto mehr sollten Sie sich beeilen, mich zu sich zu rufen. Nein, nicht bei Ihnen ist Gefahr, sondern, wenn Sie abwesend sind, und nur wo Sie nicht sind, fürchte ich Sie. Wenn diese furchtbare Julie mich verfolgt, so flüchte ich mich zu Frau von Wolmar, und ich bin ruhig. Wohin werde ich fliehen, wenn diese Zuflucht mir geraubt ist? Alle Zeiten, alle Orte sind, fern von ihr, mir gefährlich; überall finde ich Clara oder Julie. In der Vergangenheit, in der Gegenwart regt mich abwechselnd die eine und die andere auf, und so beruhigt sich meine stets bestürmte Phantasie nur bei Ihrem Anblick, und nur bei Ihnen bin ich vor mir selber sicher. Wie soll ich Ihnen die Veränderung erklären, die in mir vorgeht, sobald ich Ihnen nahe? Stets noch üben Sie dieselbe Herrschaft; aber ihre Wirkung ist die entgegengesetzte. Indem Sie die stürmenden Gefühle zurückdämmen, die Sie ehemals aufregten, ist diese Herrschaft noch weit größer, weit erhabener, als ehemals; Friede, Heiterkeit sind dem Wirrwarr der Leidenschaften gefolgt; mein Herz, das sich stets nach dem Ihrigen geformt, liebte mit ihm, und nach seinem Beispiel ist es still geworden. Aber diese vorübergehende Ruhe ist nur ein Waffenstillstand; mag ich mich in Ihrer Gegenwart bis zu Ihnen erheben, ich falle, sobald ich Sie verlasse, in mich selbst zurück. Julie, in Wahrheit, ich glaube zwei Seelen in mir zu haben, von denen die gute in Ihren Händen ruht. Ach! wollen Sie mich von ihr trennen?

Aber Sie denken mit Besorgniß an Verirrungen der Sinne; Sie fürchten die Reste einer von Kummer verzehrten Jugend; Sie fürchten für die jungen Personen, welche unter Ihrer Hut stehen; Sie fürchten von mir, was der weise Wolmar nicht gefürchtet hat. Mein Gott, wie demüthigt mich all diese Furchtsamkeit! Schätzen Sie denn Ihren Freund geringer, als den letzten Ihrer Leute? Ich kann es Ihnen verzeihen, daß Sie schlecht von mir denken, nie aber, daß Sie sich selbst nicht

die Ehre geben, die Sie sich schuldig sind. Nein, nein, das Feuer, das in mir brannte, hat mich gereinigt: ich habe nichts mehr von einem gewöhnlichen Menschen an mir. Wenn ich nach dem, was ich war, einen Augenblick verächtlich sein könnte, würde ich gehen und mich an den Grenzen der Erde verbergen und mich nie weit genug von Ihnen entfernt glauben.

Was! ich sollte diese liebenswürdige Ordnung stören, die ich mit so vielem Entzücken bewunderte! Ich sollte diese Stätte des Friedens und der Unschuld besudeln! die ich mit so vieler Achtung bewohnte! Ich könnte nichtswürdig genug sein .... O, wie sollte nicht der verderbteste der Menschen gerührt sein von einem so reizenden Gemälde? Wie sollte er nicht an dieser Stätte Liebe zur Sittlichkeit gewinnen? Weit entfernt, seine schlechten Sitten dorthin zu verpflanzen, wird er sie dort ablegen .... Wer? Ich? Julie, ich? .... So spät noch? .... Unter Ihren Augen? .... Theure Freundin, öffnen Sie mir Ihr Haus ohne Furcht; es ist für mich der Tempel der Tugend; überall erblicke ich darin Ihr erhabenes Bild, und kann bei Ihnen nur ihr dienen. Ich bin kein Engel, es ist wahr; aber der Engel Wohnung wird mich behausen, ich werde ihr Beispiel nachahmen; man flieht sie nur, wenn man ihnen nicht ähnlich sein will.

Sie sehen, ich komme nur mit Mühe zu dem Hauptgegenstand Ihres Briefes, dem ersten, an den ich hätte denken sollen, dem einzigen, mit dem ich mich beschäftigen würde, wenn ich auf das Gut Anspruch machen dürfte, welches er mir ankündigt. O Julie, wohlthätige Seele! unvergleichliche Freundin! indem Sie mir die würdige Hälfte Ihres Selbst, und den kostbarsten Schatz, den es nächst Ihnen auf der Welt giebt, anbieten, thun Sie wo möglich noch mehr, als Sie je für mich thaten. Die Liebe, die blinde Liebe konnte Sie zwingen, sich selbst zu geben, aber daß Sie Ihre Freundin geben, ist ein unzweideutiger Achtungsbeweis. Von diesem Augenblicke an glaube ich wahrhaft Verdienst zu besitzen, denn ich bin von Ihnen geehrt worden. Aber wie hart ist für mich diese Ehrenerweisung! Wenn ich sie annähme, würde ich sie Lügen zeihen, und um sie zu verdienen, muß ich auf sie verzichten. Sie kennen mich; richten Sie denn! Es ist nicht genug, daß Ihre anbetungswürdige Cousine geliebt sei; sie muß geliebt sein wie Sie, ich weiß es! Wird das sein? Kann es sein? Und hängt es von mir ab, in dieser Hinsicht zu gewähren, was ihr gebührt? Ach, wenn Sie mich mit ihr verbinden wollten, warum ließen Sie mir nicht ein

Herz, das ich ihr anbieten könnte, ein Herz, dem sie neue Gefühle einflößte, Gefühle, deren Erstlinge es ihr darbringen könnte? Giebt es eines, das ihrer weniger werth wäre, als das, welches Sie zu lieben fähig war? Man müßte die freie und friedliche Seele des guten und verständigen Orbe haben, um sich, wie er, nur ganz mit ihr zu beschäftigen; man müßte so viel werth sein als er, um sein Nachfolger zu werden: sonst würde ihr ja die Vergleichung ihres ehemaligen Zustandes mit dem spätern diesen noch unerträglicher machen, und die schwache und zerstreute Liebe eines zweiten Gatten würde, weit entfernt, sie um den ersten zu trösten, ihr nur noch mehr zeigen, was sie an ihm verloren hat. Aus einem zärtlichen und erkenntlichen Freunde würde sie einen alltäglichen Ehemann gemacht haben. Würde sie bei diesem Tausche gewinnen? Sie würde doppelt verlieren. Ihr zartfühlendes Herz würde diesen Verlust zu sehr empfinden, und ich, wie sollte ich den steten Anblick einer Traurigkeit ertragen, deren Urheber ich wäre, und von der ich sie nicht heilen könnte? Ach! ich würde vor Schmerz darüber noch eher sterben, als sie. Nein, Julie, ich will nicht mein Glück auf Kosten des ihrigen suchen. Ich liebe sie zu sehr, um sie zu heiraten.

Mein Glück, nein! Würde ich selbst glücklich sein, wenn ich sie nicht glücklich machte? Kann sich in der Ehe einer von beiden Theilen ein ausschließliches Loos bereiten? Muß nicht Gutes und Böses beiden gemein sein, und fällt nicht der Kummer, den man einander verursacht, immer auf den Urheber zurück? Ihr Leiden würde mich nur unglücklich, und ihre Wohlthaten würden mich nicht glücklich machen. Anmuth, Schönheit, innerer Werth, Anhänglichkeit, Reichthum, Alles würde sich vereinigen, um mich zu beglücken: mein Herz allein würde Alles vergiften, und mich im Schooße des Glückes elend machen.

Wenn mein jetziges Verhältniß zu ihr voll Reiz ist, so wird dieser Reiz durch eine engere Vereinigung nicht wachsen. Nein, die süßesten Freuden, die ich darin genieße, würden mir geraubt sein. Möglich, daß ihre schäkernde Laune ihrer Freundschaft einen liebenswürdigen Anflug gebe, aber nur, wann sie vor Zeugen kosen kann. Möglich, daß ich hin und wieder eine zu lebhafte Aufregung fühle, aber nur, wann Ihre Gegenwart von Ihnen mich abzieht. Wenn ich mit ihr allein bin, so sind Sie immer das, was uns diese Augenblicke köstlich macht. Je mehr unsere Anhänglichkeit zunimmt, desto mehr denken wir an die Bande, denen sie ihren Ursprung verdankt; das süße Band unserer Freundschaft zieht sich dann fester, weil wir von Ihnen sprechen. Tau-

fend Erinnerungen, die Ihrer Freundin theuer und Ihrem Freunde theurer sind, vereinigen diese beiden; vereinigt durch andere Bande, müßten wir darauf verzichten. Würde nicht jede dieser allzu reizenden Erinnerungen eine Untreue gegen sie sein? Und mit welcher Stirn würde ich eine geachtete und geliebte Gattin zur Vertrauten der Beschimpfungen machen, die mein Herz ihr wider Willen zufügt? Dieses Herz würde sich also nicht mehr in das ihrige zu ergießen wagen, es würde sich vor ihr verschließen müssen. Indem ich nicht mehr von Ihnen mit ihr sprechen dürfte, würde ich bald auch nicht mehr von mir sprechen dürfen. Indem mir Pflicht und Ehre eine neue Zurückhaltung gegen sie auferlegten, würde mir meine Frau zu einer Fremden werden, und ich würde keinen Führer, keinen Rather mehr haben, um meine Seele aufzuhellen und mich auf den rechten Weg zu leiten, wenn ich irre. Ist das die Huldigung, welche sie von mir zu erwarten berechtigt ist? das der Tribut der Zärtlichkeit und Dankbarkeit, den ich ihr darzubringen hätte? das die Art, sie und mich glücklich zu machen?

Julie, haben Sie meine Schwüre zugleich mit den Ihrigen vergessen? Ich, ich nicht. Ich habe Alles verloren. Meine Treue allein ist mir geblieben und wird mir bleiben bis an's Grab. Ich habe im Leben Ihnen nicht gehören können, und so will ich ledig sterben. Wenn ich dies erst noch zu geloben hätte, ich würde es heute geloben; denn wenn es eine Pflicht ist, sich zu verheiraten, so ist es eine noch unerläßlichere Pflicht, Niemanden unglücklich zu machen; und Alles, was mir in einem andern Bande zu fühlen übrig bliebe, wäre der ewige Schmerz um jenes, nach welchem ich zu streben gewagt hatte. Ich würde in dieses geheiligte Band die Vorstellung von dem mit hineinnehmen, was ich einst in ihm zu finden gehofft. Diese Vorstellung würde meine Qual und die Qual einer andern Unglücklichen sein. Ich würde ihr Rechenschaft abfordern von den glücklichen Tagen, die ich von Ihnen erwartet hätte. Welche Vergleichungen würde ich zu machen haben! welche Frau auf der Welt würde sie aushalten können? Ach, wie sollte ich mich um Beides zugleich zu trösten vermögen, darum, daß ich Ihnen nicht gehörte, und darum, daß ich einer Andern gehörte?

Theure Freundin, suchen Sie nicht Entschlüsse wankend zu machen, von denen die Ruhe meiner Seele abhängt; suchen Sie nicht, mich aus dem Zustande von Vernichtung zu reißen, in welchen ich versunken bin, damit ich nicht mit dem Gefühle meines Daseins das Gefühl meiner Leiden wiedergewinne, und damit nicht ein gewaltsamer Zu-

stand alle meine Wunden wieder öffne. Seit meiner Rückkehr habe ich, ohne mich darüber zu beunruhigen, den lebhaften Antheil gefühlt, welchen ich an Ihrer Freundin nahm; denn ich wußte wohl, daß meinem Herzen sein Zustand nicht gestatten würde, je zu weit zu gehen, und da ich sah, daß dieses neue Wohlgefallen die schon so zärtliche Anhänglichkeit, welche ich für sie zu allen Zeiten gehabt, vergrößerte, so wünschte ich mir Glück zu einem Gefühle, welches mir half, mich selbst zu täuschen, und welches machte, daß Ihr Bild mich weniger peinigte. Dieses Gefühl hat etwas von der Süßigkeit der Liebe und nichts von ihrer Qual. Das Vergnügen sie zu sehen ist nicht gestört durch den Wunsch sie zu besitzen; zufrieden, mein ganzes Leben so hinzubringen, wie ich es diesen Winter hingebracht, finde ich mich in euer beider Mitte in einer Lage so süß und friedlich*), daß die Strenge der Tugend gemildert und ihr Gebot liebenswerth erscheint. Wenn mich eine thörichte Wallung auch einen Augenblick aufregt, so kommt doch Alles zusammen, sie zurückzudrängen und zum Schweigen zu bringen; ich habe zu viele gefährlichere besiegt, um mich noch vor irgend einer fürchten zu dürfen. Ich ehre Ihre Freundin, wie ich sie liebe: mehr brauche ich nicht zu sagen. Wenn ich auch nur an mein eigenes Interesse dächte, sind mir bei ihr alle die Rechte einer zärtlichen Freundschaft zu theuer, als daß ich mich der Gefahr aussetzen sollte, sie zu verlieren, indem ich sie zu erweitern suchte, und ich habe nicht einmal nöthig gehabt, an die Achtung zu denken, die ich ihr schuldig bin, um ihr, wenn wir miteinander allein waren, je auch nur ein einziges Wort zu sagen, das sie Ursache gehabt hätte zu deuten oder nicht zu verstehen. Wenn sie in meinem Benehmen vielleicht manchmal zu viel Aufmerksamkeit gefunden hätte, so hat sie doch gewiß in meinem Herzen nicht den Willen erkannt, dergleichen an den Tag zu legen. Wie ich sechs Monate gegen sie war, so werde ich mein ganzes Leben sein. Ich kenne nächst Ihnen nichts so Vollkommenes, als sie; aber wäre sie auch noch vollkommener als Sie, so fühle ich doch, daß ich nie Ihr Liebhaber gewesen sein müßte, um der ihrige werden zu können.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Ihnen sagen, was ich von dem Ihrigen denke. Ich finde darin bei aller Vorsicht, die ich auf

*) Er hat einige Seiten vorher gerade das Gegentheil gesagt. Der arme Philosoph scheint mir hier zwischen zwei hübschen Frauen in einer komischen Verlegenheit; man möchte sagen, er will keine von beiden lieben, um sie alle beide zu lieben.

Rechnung der Tugend schreibe, die ängstliche Bedenklichkeit einer furchtsamen Seele, die es für ihre Pflicht hält, sich selbst bange zu machen, und sich einbildet, man müsse Alles fürchten, wenn man sich vor Allem hüten will. Diese übermäßige Aengstlichkeit führt eben so viele Gefahr mit sich, als ein übermäßiges Selbstvertrauen. Indem sie uns unaufhörlich Ungethüme zeigt, wo keine sind, erschöpft sie unsere Kraft im Kampfe mit Gespenstern, und indem sie uns ohne Ursache aufscheucht, bewirkt sie nur, daß wir gegen die wahren Gefahren weniger auf unserer Hut sind, und sie weniger sicher erkennen. Ueberlesen Sie manchmal wieder den Brief, den Ihnen Milord Eduard im vergangenen Jahre in Betreff Ihres Mannes schrieb; Sie werden darin gute Bemerkungen finden, die in mehr als einer Hinsicht auf Sie anwendbar sind. Ich tadele Ihre Frömmigkeit nicht; sie ist rührend, liebenswürdig und sanft wie Sie; sie muß selbst Ihrem Manne gefallen. Aber hüten Sie sich, daß sie Sie nicht, indem sie Sie ängstlich und voraussichtig macht, zugleich auf einem Umwege zum Quietismus führe, und indem sie Ihnen überall Gefahren vorspiegelt, es Ihnen unmöglich mache, irgend etwas zu beginnen. Theure Freundin, wissen Sie nicht, daß die Tugend ein Kriegszustand ist, und daß man, um ihr zu leben, stets einen oder den anderen Kampf mit sich selbst zu bestehen hat? Beschäftigen wir uns weniger mit den Gefahren, als mit uns selbst, um unsere Seele auf Alles, was da kommen mag, gefaßt zu halten! Gelegenheiten aufsuchen mag allerdings verdienen heißen, ihnen zu erliegen, aber ihnen mit zu großer Aengstlichkeit ausweichen, heißt oft uns großen Pflichten entziehen, und es ist nicht gut, unaufhörlich an die Versuchungen zu denken, selbst wenn man es thut, um sie zu vermeiden. Man wird mich nie gefährliche Augenblicke oder Zusammenkünfte unter vier Augen mit Frauen aufsuchen sehen; aber in welche Lage mich hinfort die Vorsehung stelle, habe ich als Bürgschaft für mich selbst die acht Monate, welche ich in Clarens zugebracht habe, und fürchte nicht mehr, daß mir Jemand den Preis entreiße, den Sie mir zu verdienen gaben. Ich werde nicht schwächer sein, als ich gewesen bin; ich werde nicht größere Kämpfe zu bestehen haben; ich habe die Bitterkeit der Gewissensbisse gefühlt, ich habe die Süßigkeit des Sieges geschmeckt. Wenn man so vergleichen kann, ist man über die Wahl nicht mehr zweifelhaft; Alles, auch meine früheren Fehltritte mit eingeschlossen, bürgt mir für die Zukunft.

Ohne mit Ihnen in neue Discussionen über die Ordnung der

Welt und die Leitung der Wesen, aus denen sie besteht, eingehen zu wollen, will ich nur bemerken, daß der Mensch in Fragen, die so weit über seine Fassung gehen, über die Dinge, welche er nicht sieht, nur durch Induction von denen aus, die er sieht, urtheilen kann, und daß alle Analogie für die allgemeinen Gesetze spricht, die Sie zu verwerfen scheinen. Die Vernunft selbst, und die gesundesten Vorstellungen, welche wir uns von dem höchsten Wesen machen können, sind dieser Meinung sehr günstig; denn wenn auch seine Allmacht einer Methode nicht bedarf, um sich die Arbeit abzukürzen, ist es doch seiner Weisheit würdig, den einfachsten Mitteln und Wegen den Vorzug zu geben, damit in den Ursachen, wie in den Wirkungen, nichts unnütz und überflüssig sei. Indem er den Menschen schuf, hat er ihn mit allen Fähigkeiten ausgestattet, die zur Erfüllung dessen, was er von ihm fordert, nöthig sind, und wenn wir ihn um die Macht bitten, Gutes zu thun, so bitten wir ihn um nichts, was er uns nicht schon gegeben hätte. Er hat uns die Vernunft gegeben, um zu erkennen, was gut ist, das Gewissen, um es zu lieben*), und die Freiheit, um es zu erwählen. In diesen hohen Gaben besteht die göttliche Gnade, und da wir dieselben alle empfangen haben, so sind wir alle für ihren Gebrauch verantwortlich.

Ich höre die Freiheit der Menschen viel bestreiten, aber ich verachte dergleichen Sophisterei. Mag mir einer doch beweisen, daß ich nicht frei bin: mein inneres Gefühl, das stärker ist, als alle seine schönen Gründe, straft ihn unaufhörlich Lügen, und wie ich mich in irgend einer Sache, welche es sei, entscheide, bin ich mir vollkommen bewußt, daß es nur von mir abhinge, den entgegengesetzten Entschluß zu fassen. Alle ihre Schulsubtilitäten sind eitel, gerade, weil sie zu viel beweisen, weil sie ebenso gut für die Wahrheit als für die Lüge sprechen, und, ob nun die Freiheit sei oder nicht, jedenfalls dazu dienen können, zu beweisen, daß sie nicht sei. Wenn man diese Leute reden hört, so würde Gott selbst nicht frei sein, und das Wort Freiheit würde keinen Sinn haben. Sie siegen, nicht weil sie die Frage aufgelöst hätten, sondern weil sie einen Irrwisch an ihre Stelle gesetzt haben. Sie fangen damit an, daß sie voraussetzen, jedes intelligente Wesen sei rein passiv, und dann leiten sie aus dieser Voraussetzung

*) Saint-Preux setzt das moralische Gewissen in die Empfindung, nicht in das Urtheil; was gegen die Definition der Philosophen streitet. Ich glaube jedoch, daß hierin ihr vermeintlicher College gegen sie Recht hat.

Folgerungen her, um zu beweisen, daß es nicht activ sei. Eine bequeme Methode allerdings, die sie sich da erfunden haben! Wenn sie ihren Gegnern vorwerfen, eben so zu raisonniren, so haben sie Unrecht. Wir machen nicht die Voraussetzung, daß wir activ und frei sind, wir fühlen, daß wir es sind. Es ist ihre Sache, zu erweisen, nicht nur, daß uns dieses Gefühl trügen könnte, sondern, daß es uns wirklich trügt*). Der Bischof von Cloyne hat dargethan, daß, ohne alle Aenderung in den Erscheinungen, die Materie und der Körper auch nicht zu existiren brauchten; reicht dies hin, um zu behaupten, daß sie wirklich nicht existiren? In diesem Allen kommt man bei dem bloßen Schein schlechter weg, als bei der bloßen Wirklichkeit; ich halte mich an das Einfachere.

Ich glaube also nicht, daß Gott, nachdem er auf alle Weise den Bedürfnissen des Menschen vorgesehen hat, dem Einen vor dem Anderen außerordentliche Hülfe zukommen läßt, deren derjenige, welcher die uns Allen gemeinsamen Hülfsmittel unbenutzt läßt, unwürdig wäre, und deren Der, welcher sie benutzt, nicht bedarf. Durch die Annahme einer solchen Personenwahl beleidigt man die göttliche Gerechtigkeit. Wenn auch diese harte und entmuthigende Lehre sich aus der Schrift selbst ableiten ließe, ist es nicht meine vornehmste Pflicht, Gott zu ehren? Wie viel Achtung ich auch dem heiligen Texte schuldig sei, ich bin doch mehr Achtung seinem Urheber schuldig, und ich würde lieber die Bibel für verfälscht und unverständlich halten, als Gott für ungerecht oder böse. Sanct Paulus will nicht, daß das Gefäß zu seinem Töpfer spreche: Warum hast du mich so gemacht? Das ist recht, wenn der Töpfer von dem Gefäße nur solche Dienste fordert, die er es in Stand gesetzt hat ihm zu leisten; aber wenn er es dem Gefäß verdächte, daß es nicht zu einem Gebrauch tauglich ist, für welchen er es nicht gemacht hätte, würde dann das Gefäß Unrecht haben, zu ihm zu sprechen, warum hast du mich so gemacht?

Folgt hieraus, daß das Gebet unnütz sei? Gott verhüte, daß ich mir dieses Zufluchtsmittel gegen meine Schwachheit raube. Alle geistigen Handlungen, welche uns zu Gott erheben, tragen uns über uns selbst hinaus; indem wir seine Hülfe anrufen, lernen wir sie finden. Nicht er wandelt uns um, sondern wir verwandeln uns, indem wir

*) Dies ist nicht genau der Punkt, um den es sich handelt; es handelt sich darum, zu wissen, ob der Wille sich ohne Ursache bestimmt, oder welches die Ursache ist, die ihn bestimmt.

uns zu ihm erheben. Alles, was man auf rechte Weise von ihm bittet, giebt man sich, und wie Sie recht gesagt haben, man vermehrt seine Kraft, indem man seine Schwäche erkennt. Aber wenn man das Gebet mißbraucht und zum Mystiker wird, so verliert man sich, indem man sich zu erheben meint; man sucht die Gnade und verzichtet auf die Vernunft. Um ein Geschenk des Himmels zu erlangen, tritt man ein anderes mit Füßen. Indem man mit aller Gewalt von Gott erleuchtet sein will, raubt man sich das Licht, das er uns ein für alle Mal gegeben hat. Wer sind wir, daß wir Gott zwingen wollen, ein Wunder zu thun?

Sie wissen ja, es giebt nichts Gutes, das nicht durch Uebertreibung tadelnswerth werden könnte; auch die Gottesfurcht kann in Wahnwitz umschlagen. Die Ihrige ist zu rein, um bis zu diesem Punkte fortzugehen; aber das Uebermaß, welches zur Verstörung führt, beginnt schon früher als diese, und vor seiner ersten Stufe haben Sie sich zu hüten. Ich habe Sie die Extasen der Asceten tadeln hören: wissen Sie, wie dieselben entstehen? Dadurch, daß man länger im Gebete verharrt, als es die menschliche Schwäche erlaubt. Hierbei erschöpft sich der Geist, die Einbildungskraft entzündet sich und erzeugt Gesichte, man hat Inspirationen, weissagt, und kein Verstand und Geist kann mehr vor dem Fanatismus schützen. Sie schließen sich oft in Ihrem Cabinet ein, sammeln sich, beten unaufhörlich; Sie gehen mit den Pietisten *) noch nicht um, aber Sie lesen ihre Bücher.

Ich habe Sie nie getadelt, daß Sie an den Schriften des guten Fénelon Geschmack finden, aber was sollen Ihnen die seiner Schülerin **)? Sie lesen Muralt; ich lese ihn auch, aber ich wähle mir seine Briefe und Sie wählen seinen Göttlichen Instinkt ***). Sehen Sie, wie er geendet hat, beklagen Sie die Verirrungen dieses weisen Mannes und denken Sie an sich! Fromme und christliche Frau, wollen Sie zu einer bloßen Frömmlerin werden?

---

*) Eine Art Narren, welche sich einbildeten, Christen zu sein und dem Evangelium buchstäblich zu folgen, ungefähr wie heutiges Tages die Methodisten in England, die mährischen Brüder in Deutschland, die Jansenisten in Frankreich; jedoch davon abgesehen, daß den Zuletztgenannten nur die Macht fehlt, um härter und intoleranter zu sein, als ihre Feinde.

**) Madame Guyon; die man aber nicht wohl Fénelon's Schülerin nennen kann. Fénelon nahm sich vielmehr nur ihrer und des Quietismus an. D. U.

***) Vielleicht L'Instinct commun. Par. 1753. Von demselben sollen auch sein: Lettres fanatiques. Lond. 1739. Par. 1790. D. U.

Theure und achtungswerthe Freundin, ich nehme Ihren Rath mit der Gelehrigkeit eines Kindes an, und gebe Ihnen den meinigen mit dem Eifer eines Vaters. Seit die Tugend, weit entfernt, unser Band zu zerreißen, es unauflöslich gemacht hat, verschmelzen sich die Pflichten, die sie uns auflegt, mit den Rechten der Freundschaft. Dieselben Lehren sind uns dienlich, dasselbe Interesse leitet uns. Nie sprechen unsere Herzen, nie begegnen sich unsere Augen, ohne uns beiden einen ehr- und ruhmvollen Gegenstand darzubieten, der uns vereint erhebt, und die Vollkommenheit eines jeden von uns wird immer dem anderen wichtig sein. Wenn aber die Ueberlegungen gemeinschaftlich sind, so ist es doch die Entscheidung nicht; sie gehört Ihnen allein. O Sie, die Sie immer mein Schicksal machten, hören Sie nicht auf, Richterin darüber zu sein; wägen Sie meine Gründe und thun Sie den Ausspruch; was Sie über mich gebieten, ich unterwerfe mich; ich werde dessen wenigstens würdig sein, daß Sie nicht aufhören mich zu leiten. Dürfte ich Sie nicht wiedersehen, Sie werden mir stets gegenwärtig bleiben, Sie werden mir stets bei allen meinen Handlungen zum Leitstern dienen; müßten Sie mich der Ehre berauben, Ihre Kinder zu erziehen, Sie werden mir nicht die Tugenden rauben, die ich von Ihnen habe: diese sind die Kinder Ihrer Seele, die meinige adoptirt sie und nichts kann sie ihr entreißen.

Sprechen Sie ohne Umschweif, Julie! Jetzt, da ich Ihnen Alles dargelegt habe, was ich fühle, was ich denke, sagen Sie mir, was ich zu thun habe. Sie wissen, wie mein Schicksal an das meines edlen Freundes geknüpft ist. Ich habe ihn bei dieser Gelegenheit nicht zu Rathe gezogen, ich habe ihm weder diesen Brief noch den Ihrigen gezeigt. Wenn er erfährt, daß Sie seinen Plan, oder vielmehr den Ihres Gatten nicht gutheißen, so wird auch er ihn nicht mehr billigen; ich bin weit entfernt, hieraus einen Einwand gegen Ihre Bedenken machen zu wollen; es ist nur besser, daß er, bis Ihre Entscheidung feststeht, nichts von der Sache erfahre. Inzwischen werde ich, um unsere Abreise hinzuhalten, Vorwände finden, die ihm vielleicht wunderlich dünken werden, bei denen er sich aber dennoch gewiß beruhigen wird. Was mich betrifft, so will ich Sie lieber nicht wiedersehen, als Sie wiedersehen, um Ihnen abermals ein Lebewohl zu sagen. Daß ich lernen sollte, als Fremder bei Ihnen zu leben, wäre eine Demüthigung, die ich nicht verdient habe.

Achter Brief.

Frau von Wolmar an Saint-Preux.

Nun siehe! ist nicht schon wieder Ihre Einbildungskraft aufgeschreckt? Und wodurch, ich bitte Sie? Durch die wahrsten Beweise von Achtung und Freundschaft, die Sie je von mir erhalten haben, durch die ruhigsten Betrachtungen, die anzustellen nur die Sorge für Ihr wahres Glück mich veranlaßt hat, durch den verbindlichsten, vortheilhaftesten und ehrenvollsten Vorschlag, der Ihnen je gemacht worden, durch den vielleicht vorschnellen Eifer, Sie an meine Familie durch ein unauflösliches Band zu knüpfen, durch den Wunsch, mir einen Verbündeten, einen Verwandten aus einem Undankbaren zu machen, welcher glaubt, oder so thut, als glaube er, daß ich ihn nicht mehr zum Freunde wolle. Um sich aus der Unruhe zu befreien, in welcher Sie zu sein scheinen, hätten Sie das, was ich schrieb, nur in seinem natürlichsten Sinne nehmen sollen. Aber schon lange ist es Ihre Freude, sich durch unbillige Beurtheilungen der Dinge zu quälen. Ihr Brief ist, wie Ihr Leben, in den Wolken fliegend und auf dem Boden kriechend, voll Kraft und voll Kinderei. Lieber Philosoph, werden Sie nie aufhören Kind zu sein?

Wo haben Sie denn das her, daß ich daran denke, Ihnen Gesetze vorzuschreiben, mit Ihnen zu brechen, und um mich Ihrer Ausdrücke zu bedienen, Sie an die Grenzen der Erde zurückzuschicken? Aufrichtig, finden Sie einen solchen Sinn in meinem Briefe? Ganz das Gegentheil! Indem ich des Vergnügens im voraus genoß, mit Ihnen zu leben, fürchtete ich die Uebelstände, welche es trüben könnten, und dachte auf Mittel, denselben auf die angenehmste und schönste Art vorzubeugen, indem ich Ihnen ein Ihres Werthes und meiner Anhänglichkeit für Sie würdiges Loos bestimmte. Das ist mein ganzes Verbrechen; es liegt in dem Allen, wie mir scheint, kein Grund, Sie so in Unruhe zu versetzen

Sie haben nicht Recht, mein Freund; denn Sie wissen ganz gut, wie theuer Sie mir sind; aber Sie wollen gern es sich wieder sagen lassen, und da ich es nicht minder gern wiederhole, so ist es Ihnen leicht, Ihren Zweck zu erreichen, ohne daß sich Verstimmungen und Klagen hineinzumischen brauchen.

Seien Sie also überzeugt, daß Ihr Aufenthalt hier, wenn Ihnen angenehm, es mir nicht minder ist als Ihnen, und daß ich von Allem,

was Herr von Wolmar für mich gethan hat, nichts tiefer empfinde, als daß er es sich so angelegen sein ließ, Sie in sein Haus zu rufen und Sie in den Stand zu setzen, darin zu bleiben. Ich räume mit Freuden ein, daß wir einander nützlich sind. Mehr befähigt, auf guten Rath zu hören, als ihn aus uns selbst zu erzeugen, haben wir beide Leitung nöthig, und wer könnte besser wissen, was dem einen gut ist, als der andere, der ihn so genau kennt? Wer könnte aus der Erfahrung, wie schwer es ist, zum Guten umzukehren, besser die Gefahr kennen, fehl zu gehen? Welcher Gegenstand könnte uns besser an diese Gefahr erinnern, vor wem würden wir uns mehr schämen, ein so großes Opfer herabzuwürdigen? Sind wir, nachdem wir ein solches Band zerrissen, es nicht dem Andenken desselben schuldig, nichts zu thun, was des Beweggrundes, der uns dazu trieb, unwürdig wäre? Ja, diese Treue will ich Ihnen ewig halten, daß ich Sie bei allen Handlungen meines Lebens zum Zeugen nehme, und bei jedem Gefühle, das mich beseelt, zu Ihnen spreche: Sehen Sie, das zog ich Ihnen vor. Ach mein Freund, ich weiß das zu würdigen, was mein Herz so tief gefühlt hat. Ich kann vor der ganzen Welt schwach sein, aber vor Ihnen stehe ich für mich ein.

Mehr in diesem zarten Gefühle, das eine wahre Liebe stets zurückläßt, als in den spitzfindigen Distinctionen Herrn von Wolmar's ist der Grund des Aufschwungs unserer Seelen und der innern Kraft zu suchen, die wir bei einander erfahren, und die ich wie Sie zu fühlen glaube. Diese Erklärung ist wenigstens natürlicher und ehrender für unsere Herzen als die seinige; sie ist mehr geeignet, zur Tugend aufzumuntern, und dies ist ja genug, um ihr den Vorzug zu geben. Sie können daher glauben, daß ich von der wunderlichen Stimmung, die Sie bei mir voraussetzen, weit entfernt bin. Die Verfassung meines Gemüthes ist vielmehr ganz die entgegengesetzte. Wenn dem Plane, uns zu vereinigen, entsagt werden müßte, so würde ich diese Aenderung als ein großes Unglück für Sie, für mich, für meine Kinder und selbst für meinen Mann betrachten, der, wie Sie wissen, bei den Gründen, die ich habe, Sie hier zu wünschen, gar sehr in Betrachtung kommt. Aber, um nur von meiner besondern Neigung zu sprechen, rufen Sie sich den Augenblick Ihrer Ankunft zurück: bezeigte ich, da Sie mir nahten, weniger Freude Sie zu sehen? Schien es Ihnen, daß mir Ihr Aufenthalt in Clarens lästig oder peinlich war? Ist es Ihnen so vorgekommen, als hätte ich Sie mit Freuden wieder abreisen sehen?

Soll ich Alles sagen und mich mit meiner gewohnten Offenheit gegen Sie aussprechen? So will ich Ihnen denn unumwunden gestehen, daß die letzten sechs Monate, die wir mit einander zugebracht haben, die süßeste Zeit meines Lebens gewesen sind, und daß ich in diesem kurzen Zeitraum alles Gute genossen habe, das sich meine empfindende Seele nur vorzustellen fähig ist.

Ich werde nie einen Tag dieses Winters vergessen, an welchem wir, nachdem wir mit einander die Beschreibung Ihrer Reisen und die Abenteuer Ihres Freundes gelesen hatten, im Apollosaal zu Abend aßen und ich, an die Glückseligkeit denkend, die mir Gott in diesem Leben zugeschickt, Alles um mich versammelt sah, meinen Vater, meinen Mann, meine Kinder, meine Cousine, Milord Eduard, Sie, ohne Fanchon zu rechnen, die an dem Gemälde doch auch nichts verdarb, und Alles das der glücklichen Julie wegen beisammen. Ich sagte mir, dieses kleine Zimmer enthält Alles, was meinem Herzen theuer ist, und vielleicht das Beste, was es auf Erden giebt; ich bin umgeben von Allem, woran ich Theil nehme; hier ist für mich die ganze Welt; ich genieße zugleich der Anhänglichkeit, die mich für meine Freunde beseelt, deren, die sie mir zurückgeben, deren, die sie für einander hegen; ihr gegenseitiges Wohlwollen rührt entweder von mir her, oder bezieht sich auf mich; ich sehe nichts, was nicht mein Wesen erweiterte und nichts, was es zerstückte; in Allem, was mich umgiebt, finde ich es, kein Theil davon ist mehr von mir fern, meine Einbildungskraft hat nichts mehr zu thun, ich habe nichts mehr zu wünschen; empfinden und genießen ist jetzt für mich ein und dasselbe. Ich lebe zu gleicher Zeit in Allem, was ich liebe, habe des Glückes und des Lebens die Fülle. O Tod! komm, wenn du willst, ich fürchte dich nicht mehr, ich habe gelebt, ich bin dir zuvorgekommen, ich habe keine neuen Empfindungen mehr kennen zu lernen, du hast mir nichts mehr zu rauben.

Je mehr ich das Vergnügen empfunden habe, mit Ihnen zu leben, desto süßer war es mir, darauf rechnen zu dürfen, und desto mehr Unruhe hat mir Alles gemacht, was dieses Vergnügen stören konnte. Setzen wir die ängstliche Moral, und die vermeintliche Gottseligkeit, die Sie mir vorwerfen, einen Augenblick bei Seite; gestehen Sie wenigstens, daß der ganze Reiz des geselligen Umganges, der unter uns herrschte, in der Offenheit der Herzen lag, die alle Gedanken, alle Empfindungen gemeinsam macht, und zur Folge hat, daß Jeder, indem er sich so fühlt, wie er sein soll, sich so zeigt, wie er ist. Neh-

men Sie einen Augenblick an, daß irgend eine Intrigue, eine Verbindung, die man verstecken müßte, ein Grund zur Zurückhaltung und Verheimlichung bestehe. Im Augenblick ist alle Lust, sich zu sehen, dahin: Einer thut sich vor dem Andern Gewalt an, und sucht sich dessen Blicken zu entziehen; wenn man zusammentrifft, möchte man sich fliehen; die Vorsicht, die Bedachtnahme auf den Anstand haben Argwohn und Mißbehagen in ihrem Gefolge. Wie könnte man Personen lange lieben, die man fürchtet? Man wird sich einander zur Last .... Julie, zur Last .... zur Last ihrem Freunde! Nein, nein, das ist nicht möglich; man hat nie andere Leiden zu fürchten, als solche, die man ertragen kann.

Indem ich Ihnen meine Bedenken in aller Unbefangenheit auseinandersetzte, habe ich nicht die Absicht gehabt, Ihre Entschlüsse zu ändern, sondern sie zu beleuchten, damit Sie nicht vielleicht einen Schritt thun, dessen Folgen Sie nicht alle voraussehen und hinterher, wenn Sie ihn nicht mehr zurückzunehmen wagen, Ursache finden, ihn zu bereuen. Was die Befürchtungen betrifft, die, wie Sie sagen, Herr von Wolmar nicht gehegt habe, so ist es auch nicht seine Sache, sie zu hegen, sondern die Ihrige; Niemand als Sie hat ein Urtheil über eine Gefahr, die nur von Ihnen selbst ausgehen würde. Bedenken Sie sich wohl, alsdann sagen Sie mir, daß die Gefahr nicht mehr vorhanden ist, und ich denke nicht weiter daran, denn ich kenne Ihre Geradheit, und nicht in Ihre Absichten setze ich Mißtrauen. Wenn Ihr Herz fähig ist, in einen unvorhergesehenen Fehltritt zu fallen, so ist Ihnen doch sicher vorbedachtes Böse nie nahe gekommen. Dies ist, was den schwachen Menschen von dem bösen unterscheidet.

Uebrigens, wenn meine Einwendungen mehr Grund hätten, als ich gern glauben mag, warum gleich den ärgsten Fall setzen, wie Sie thun? Ich sehe die Vorsichtsmaßregeln, die zu ergreifen sein würden, nicht mit solcher Strenge an, wie Sie. Würde denn nöthig sein, gleich alle Ihre Pläne abzubrechen und uns auf immer zu meiden? Nein, mein liebenswerther Freund, so traurige Auskunftsmittel sind nicht nothwendig. Noch Kind dem Kopfe nach, sind Sie dem Herzen nach schon alt. Dem, der eine große Leidenschaft ausgekostet, sind alle anderen verleidet; der Seelenfriede, welcher hinterher folgt, ist das einzige Gefühl, das durch den Genuß an Stärke gewinnt. Ein empfindsames Herz fürchtet die Ruhe, die es nicht kennt; fühlt es sie nur einmal, so wird es sie nicht wieder verlieren mögen. Vergleicht man

zwei einander so entgegengesetzte Zustände, so lernt man dem besseren den Vorzug geben; aber, um sie zu vergleichen, muß man sie kennen. Was mich betrifft, so sehe ich den Augenblick Ihrer Sicherheit vielleicht näher, als Sie ihn selbst sehen. Sie haben zu sehr empfunden, um lange zu empfinden; Sie haben zu sehr geliebt, um nicht gleichgültig zu werden; die Asche, die aus dem Ofen kommt, läßt sich nicht wieder entzünden, aber man muß warten, bis Alles todt ist. Noch einige Jahre Selbstbewachung, und Sie haben keine Gefahr mehr zu besorgen.

Das Loos, das ich Ihnen bereiten wollte, würde diese Gefahr im Augenblicke vernichtet haben; aber abgesehen von dieser Erwägung, war dieses Loos süß genug, um an sich selbst neidenswerth zu erscheinen; und wenn Sie aus Zartgefühl nicht darauf Anspruch zu machen wagten, so haben Sie nicht erst nöthig, mir zu sagen, was Sie eine solche Zurückhaltung kosten mußte; aber ich fürchte, daß Sie Ihre Gründe mit Vorwänden mischen, die mehr scheinbar als triftig sind. Ich fürchte, daß Sie, indem Sie sich ein Verdienst daraus machen, Verpflichtungen zu halten, von denen Sie auf alle Weise entbunden sind, und bei deren Erfüllung Niemand mehr betheiligt ist, sich eine falsche Tugend aus ich weiß nicht welcher eiteln Beständigkeit machen, die mehr zu tadeln als zu loben, und jetzt wirklich nicht mehr an ihrer Stelle ist. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, es ist ein zweites Verbrechen, ein strafbares Gelübde zu halten: war das Ihrige kein solches, so ist es doch dazu geworden, und dies ist genug, um es als nichtig zu betrachten. Es giebt nur Ein Versprechen, welchem man nie ungetreu werden darf, nämlich das, ein redlicher Mensch und stets fest in seiner Pflicht zu sein; seine Vorsätze ändern, wenn die Pflicht sich ändert, ist nicht Leichtsinn, sondern Beständigkeit. Sie thaten vielleicht damals gut, zu versprechen, was Sie heute übel thun würden, zu halten. Thun Sie zu allen Zeiten, was die Tugend erheischt, und Sie werden sich selbst nie ungetreu sein.

Findet sich unter Ihren Bedenken ein gegründeter Einwand, so werden wir ihn ja mit Muße in Erwägung ziehen können; inzwischen ist es mir nicht zu unlieb, daß Sie meinen Gedanken nicht mit derselben Begierde ergriffen haben, wie ich, weil, wenn ich etwa einen dummen Streich gemacht hätte, der Ausgang nun nicht so hart für Sie sein wird. Ich hatte nämlich diesen Plan während der Abwesenheit meiner Cousine ausgedacht. Seit ihrer Rückkunft und dem Abgange

meines Briefes habe ich mit ihr einige Male nur ganz im Allgemeinen über Wiederverheiratung gesprochen, und sie schien mir so weit entfernt von dem Gedanken daran, daß ich, trotz aller Neigung, die sie, wie ich weiß, für Sie hat, fürchten muß, daß mehr Einfluß, als ich auf sie haben kann, nöthig sein würde, um, auch selbst zu Ihren Gunsten, ihre Abneigung gegen eine zweite Ehe zu besiegen; denn es ist ein Punkt, bei welchem die Macht der Freundschaft sich beugen muß vor der der Neigungen und der Grundsätze, die sich Jeder über Pflichten macht, welche an sich selbst frei, aber durch den Zustand des Herzens, das sie sich auflegt, bedingt sind.

Ich gestehe Ihnen jedoch, daß ich mein Projekt noch nicht aufgebe; es ist für uns Alle so zusagend, es würde Sie auf so ehrenvolle Weise aus der unsichern Lage ziehen, worin Sie in der Welt leben, es würde unsere Interessen so verschmelzen, es würde uns diese Freundschaft, die uns so süß ist, auf eine so ungesuchte Art zu einer Pflicht machen, daß ich nicht ganz darauf verzichten kann. Nein, nie, mein Freund, werden Sie mir nahe genug angehören; es ist mir noch nicht einmal genug, daß Sie mein Cousin seien, ach, ich wollte, daß Sie mein Bruder wären!

Was nun aber auch aus dieser Idee werde, lassen Sie meinen Gefühlen für Sie mehr Gerechtigkeit widerfahren; genießen Sie ohne Rückhalt meiner Freundschaft, meines Vertrauens, meiner Achtung; erinnern Sie sich, daß ich Ihnen nichts mehr vorzuschreiben habe, daß ich auch dergleichen nicht für nöthig halte. Nehmen Sie mir nicht das Recht, Ihnen Rathschläge zu geben; aber glauben Sie nur nie, daß ich könnte Befehle daraus machen wollen. Wenn Sie fühlen, daß Sie in Clarens ohne Gefahr wohnen können, so kommen Sie, bleiben Sie, ich werde voll Freude darüber sein. Wenn Sie glauben, den immer verdächtigen Ueberresten einer ungestümen Jugend noch einige Jahre Abwesenheit bewilligen zu müssen, so schreiben Sie mir oft, besuchen Sie uns, wenn Sie wollen, und lassen Sie uns den vertraulichsten Briefwechsel unterhalten. Welches Leid würde nicht gemildert durch diesen Trost? Welche Trennung machte nicht die Hoffnung erträglich, seine Tage mit einander zu beschließen? Ich will noch mehr thun, ich bin bereit, Ihnen eines meiner Kinder anzuvertrauen. Ich werde es in Ihren Händen besser aufgehoben glauben, als in den meinigen, und wenn Sie es mir dann wiederbringen werden, so weiß ich nicht, über wessen Rückkehr ich die meiste Freude haben werde. Wenn

Sie endlich, ganz und gar zur Ruhe und Besonnenheit zurückgekehrt, Ihre Chimären von sich scheuchen und meine Cousine verdienen wollen, so kommen Sie, lieben Sie sie, dienen Sie ihr, thun Sie, was noch übrig ist, um ihr zu gefallen; in Wahrheit, ich glaube, daß Sie den Anfang dazu schon gemacht haben; besiegen Sie ihr Herz und die Hindernisse, die es Ihnen entgegenstellt, ich werde Ihnen aus aller meiner Macht beistehen; kurz machet einander glücklich, und nichts wird zu meinem Glücke fehlen. Aber, wofür Sie sich auch entscheiden mögen, nachdem Sie reiflich über die Sache nachgedacht, fassen Sie Ihren Entschluß in aller Zuversicht, und beschimpfen Sie Ihre Freundin nicht mehr durch die Beschuldigung, daß sie Mißtrauen in Sie setze.

Vor allem Denken an Sie vergesse ich mich selbst. Indessen muß auch ich noch an die Reihe; denn Sie machen es mit Ihren Freunden im Disput wie mit Ihrem Gegner im Schachspiele, Sie greifen an, indem Sie sich vertheidigen: Sie entschuldigen Ihre Philosophie, indem Sie meine Frömmigkeit anschuldigen. Das ist, als wenn ich dem Weine entsagte, weil er Sie berauscht gemacht. Ich bin also eine Fromme, Ihrer Meinung nach, oder doch im Begriff es zu werden? Sei es! Aendern denn Spitznamen die Natur der Dinge? Wenn die Frömmigkeit etwas Gutes ist, wo ist dann das Unrecht, fromm zu sein? Aber vielleicht drückt diese Bezeichnung etwas aus, das zu gering für Sie ist? Die philosophische Würde verschmäht einen so gemeinen Cultus; sie will Gott auf edlere Art dienen; sie trägt ihre Prätensionen und ihren Hochmuth selbst in den Himmel hinein. Ach, ihr armen Philosophen .... Doch wieder zu mir zurück!

Ich liebte die Tugend von Kindheit an, ich habe zu allen Zeiten meine Vernunft angebaut. Mit Gefühl und Einsicht meinte ich mich leiten zu können, und habe mich schlecht geleitet. Ehe Sie mir nun den Führer rauben, den ich erwählt habe, geben Sie mir einen anderen, auf den ich mich verlassen könne. Mein guter Freund, überall Stolz, wie man es auch anstelle! Der Stolz ist es, der Sie erhebt, der Stolz ist es, der mich demüthigt. Ich glaube so viel werth zu sein, als eine Andere, und tausend Andere haben ordentlicher gelebt, als ich: sie hatten also Hülfsmittel, die ich nicht hatte. Warum habe ich, die ich mich von Natur gut fühle, nöthig gehabt, mich mit meinem Wandel zu verstecken? Warum haßte ich das Böse und habe es doch wider Willen gethan? Ich kannte nur meine Kraft, sie hat sich mir nicht

bewährt. Allen Widerstand, den man aus eigenen Mitteln leisten kann, glaube ich angewendet zu haben, und dennoch bin ich unterlegen. Wie machen es Die, welche widerstehen? Sie haben eine bessere Stütze.

Nachdem ich gleich ihnen diese auch mir erwählt hatte, fand ich, daß ich dadurch noch einen anderen unerwarteten Vortheil gewonnen habe. Solange die Leidenschaften herrschen, helfen sie selbst dazu, daß man Qualen erträgt, welche sie verursachen; sie halten die Hoffnung auf Seiten der Wünsche. Solange man wünscht, braucht man nicht glücklich zu sein; man erwartet es zu werden; wenn das Glück nicht kommt, so verlängert sich die Hoffnung und der Reiz der Täuschung dauert so lange, als die Leidenschaft, aus der sie entspringt. So ist dieser Zustand sich selbst genug, und die Unruhe, die er verursacht, ist eine Art Genuß, der für die Wirklichkeit entschädigt und vielleicht mehr werth ist, als sie. Wehe Dem, der nichts mehr zu wünschen hat! Er verliert, so zu sagen, Alles, was er besitzt. Man hat weniger Genuß von dem, was man verlangt, als von dem, was man hofft, und man ist nur glücklich, ehe man glücklich ist. In der That, der Mensch, gierig und beschränkt wie er ist, geschaffen, Alles zu wollen und wenig zu erlangen, hat vom Himmel eine tröstende Kraft zur Mitgabe erhalten, die Alles, was er wünscht, in seinen Bereich bringt, es seiner Einbildungskraft unterwirft, es ihm gegenwärtig und erreichbar macht, es gewissermaßen in seine Gewalt liefert, und, um ihm dieses eingebildete Eigenthum noch süßer zu machen, es nach Gefallen seiner Leidenschaften modelt. Aber dieses ganze Gaukelspiel verschwindet vor dem Gegenstande selbst; diesen verschönert nichts mehr in den Augen des Besitzers; was man sieht, stellt man sich nicht vor; die Einbildungskraft schmückt das nicht weiter, was man besitzt; die Täuschung hört auf, wo der Genuß beginnt. Das Land der Träume ist das einzige in dieser Welt, das würdig ist, bewohnt zu werden, und so groß ist die Nichtigkeit der menschlichen Dinge, daß außer dem Wesen, welches durch sich selbst ist, nichts schön ist, als was nicht ist.

Wenn diese Wirkung nicht in Bezug auf alle Gegenstände unserer Leidenschaften eintritt, so ist sie doch unausbleiblich in dem Gemeingefühl, welches alle umfaßt. Ein Leben ohne Leiden ist kein Zustand für den Menschen; ein solches Leben wäre der Tod. Wer Alles könnte, ohne Gott zu sein, würde ein erbarmungswürdiges Geschöpf sein; das

Vergnügen des Wünschens würde ihm geraubt sein; jeder andere Mangel aber wäre erträglicher als dieser*).

Dies erfahre ich theilweise seit meiner Verheiratung und seit Ihrer Zurückkunft. Ich sehe um mich überall nur Befriedigendes und bin nicht zufrieden; eine geheime Sehnsucht stiehlt sich in mein Herz; ich fühle es leer und geschwellt, wie Sie einstmals von dem Ihrigen sagten; die Anhänglichkeit, die ich für Alles habe, was mir theuer ist, reicht nicht hin, um ihm Beschäftigung zu geben; es ist in ihm noch eine unbenutzte Kraft, mit der es nichts anzufangen weiß. Dies ist ein seltsames Leiden, gestehe ich, aber es ist deshalb nicht weniger wirklich. Mein Freund, ich bin zu glücklich, das Glück langweilt mich**).

Wissen Sie ein Mittel gegen diesen Ueberdruß am Wohlergehen? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ein so wenig vernünftiges und so wenig freiwilliges Gefühl dem Leben viel von dem Werthe geraubt hat, den ich ihm beilege, und ich kann mir nicht denken, welche Art Reiz sich erfinden ließe, die mir fehlt, oder mir genügen würde. Kann eine Andere empfindsamer sein als ich? Kann sie ihren Vater, ihren Mann, ihre Kinder, ihre Freunde, ihre Nebenmenschen besser lieben als ich? Kann sie besser geliebt werden? Kann sie ein Leben mehr nach ihrem Geschmacke führen? Kann sie mehr in Freiheit sein, sich ein anderes zu erwählen? Kann sie sich einer bessern Gesundheit erfreuen? Kann sie mehr Hülfsmittel gegen die Langeweile haben, mehr Bande, welche sie an die Welt ketten? Und bei dem Allen lebe ich unruhig; mein Herz weiß nicht, was ihm fehlt; es wünscht, ohne zu wissen was.

Da also meine Seele hienieden nichts findet, was ihr genügte, so sucht sie gierig anderwärts etwas, das sie ausfüllen könnte; indem sie sich zu dem Urquell des Gefühls und des Daseins erhebt, fühlt sie sich ihrer Oede und ihrer Sehnsucht entrissen, sie gebiert sich neu in

---

*) Woraus folgt, daß jeder Fürst, der nach dem Despotismus strebt, nur nach der Ehre strebt, vor langer Weile zu sterben. Sei es in welchem Reiche der Welt es wolle, suchet ihr den Gelangweiltesten des Landes? Gehet nur geraden Weges zu dem Herrscher, besonders wenn er unbeschränkt ist. Das ist auch der Mühe werth, so viele Menschen elend zu machen! Könnte man die Langeweile nicht wohlfeiler kaufen?

**) Wie Julie? Ebenfalls Widersprüche? Ach, ich fürchte, reizende Fromme, daß auch du dich nicht in zu großer Uebereinstimmung mit dir selbst befindest. Uebrigens gestehe ich, daß dieser Brief mir etwas von Schwangesang an sich zu haben scheint.

ihm, lebt neu in ihm auf, findet in ihm neue Schwungkraft, schöpft in ihm ein neues Dasein, das von den leiblichen Passionen unabhängig ist; oder vielmehr, sie ist nicht mehr in mir, sie ist ganz in dem unendlichen Wesen, welches sie anschaut, und einen Augenblick ihrer Ketten ledig, tröstet sie sich über die Gefangenschaft, in welche sie zurücksinkt, durch diesen Vorgeschmack eines höhern Zustandes, in den sie einst versetzt zu werden hofft.

Sie lächeln, ich verstehe Sie, mein Freund. Ich habe mein eigenes Urtheil gesprochen, indem ich ehemals diesen Zustand des Gebetes tadelte, den ich jetzt zu lieben bekenne. Ich habe Ihnen hierauf nur ein Wort zu erwidern, nämlich, daß ich ihn damals noch nicht erfahren hatte. Ich will ihn auch nicht auf alle Weise rechtfertigen; ich sage nicht, daß es ein vernünftiger Geschmack sei, ich sage nur, daß er süß ist, daß er für das Gefühl des Glückes, welches sich erschöpft, einen Ersatz bietet, daß er die Leere der Seele ausfüllt, und daß er dem Leben, welches man damit hinbringt, ihn zu erwerben, einen neuen Reiz giebt. Wenn er Uebel nach sich zieht, so muß man ihn ohne Zweifel verwerfen; wenn er das Herz mit einem falschen Genusse äfft, so muß man ihn wiederum verwerfen. Aber wer hängt im Grunde der Tugend mehr an, der Philosoph mit seinen großartigen Prinzipien, oder der Christ in seiner Einfalt? Wer ist am glücklichsten schon in dieser Welt, der Weise in seiner Vernunft oder der Fromme in seinem Wahn? Was habe ich nöthig zu denken, mir Vorstellungen zu machen, in einem Augenblick, in welchem alle meine Fähigkeiten dahingenommen sind? Die Trunkenheit hat ihre Lust, sagten Sie; nun wohl, dieses Außersichsein ist eine; entweder lassen Sie mich in einem Zustande, der mir angenehm ist, oder zeigen Sie mir, auf welche Weise ich mich besser befinden kann.

Ich habe die Extasen der Mystiker getadelt; ich tadele sie noch, wenn sie uns von unsern Pflichten abziehen, und indem sie uns das thätige Leben durch die Reize der Contemplation verleiden, uns zu jenem Quietismus führen, dem Sie mich so nahe glauben, und von dem ich glaube, eben so weit entfernt zu sein, als Sie.

Ich weiß wohl, Gott dienen heißt nicht, sein Leben auf den Knien in einer Betkammer hinbringen; es heißt, die Pflichten auf Erden erfüllen, die er uns auferlegt; es heißt, in der Absicht, um ihm zu gefallen, Alles thun, was der Stand erfordert, in den er uns gestellt hat:

— — — — il cor gradisce,

E serve a lui chi 'l suo dover compisce *).

Man muß zuvörderst thun, was die Pflicht gebietet und dann beten, wenn man kann; dies ist die Regel, die ich zu befolgen trachte. Ich betrachte die Sammlung, aus der Sie mir einen Vorwurf machen, nicht wie eine Beschäftigung, sondern wie eine Erholung, und ich sehe nicht ein, warum ich mir unter den Vergnügungen, die mir zu Gebote stehen, die genußreichste und unschuldigste von allen versagen sollte.

Ich habe mich seit Ihrem Briefe noch mit mehr Sorgfalt geprüft, ich habe die Wirkungen studirt, welche dieser Hang, der Ihnen so sehr zu mißfallen scheint, auf meine Seele hervorbringt, und ich kann bis jetzt nichts darin entdecken, was mich, wenigstens so bald, die Ausartung in eine mißverstandene Frömmigkeit befürchten ließe.

Erstlich habe ich an dieser Uebung kein so lebhaftes Gefallen, daß es mir schmerzlich wäre, wenn ich sie entbehren muß, oder daß es mich verstimmte, wenn ich von ihr abgezogen wäre. Sie zerstreut mich auch nicht am Tage, und macht mich nicht widerwillig und ungeduldig in der Ausübung meiner Pflichten. Wenn mir mein Cabinet manchmal ein Bedürfniß ist, so ist dies dann der Fall, wenn mich etwas mächtiger bewegt, und ich mich überall sonst weniger gut befinden würde; dann finde ich, wenn ich in mich einkehre, die Stille meines Geistes wieder. Wenn irgend eine Sorge mich beunruhigt, wenn irgend ein Kummer mich betrübt, so gehe ich hin, um ihn dort abzuwerfen. Alle diese Jämmerlichkeiten lösen sich vor einem gewaltigeren Gegenstande in Nichts auf. Indem ich an alle Wohlthaten der Vorsehung denke, schäme ich mich, für so geringe Kränkungen empfindlich zu sein, und so große Gnaden zu vergessen. Ich habe weder häufige noch lange Gebetzeiten nöthig. Wenn mich die Traurigkeit wider Willen auch dahin verfolgt, so sind einige Thränen vor Dem vergossen, der Trost verleiht, genug, um meinem Herzen augenblicklich Erleichterung zu verschaffen. Meine Betrachtungen sind niemals bitter oder schmerzlich; meine Reue sogar hat nichts, was mich quälte; meine Fehler verursachen mir weniger

---

*) — — — vor dem das Herz nur gilt,
Dem der nur dient, der seine Pflicht erfüllt.

Seelenangst als Scham; ich beseufze sie, aber Gewissensbisse sind es nicht. Der Gott, dem ich diene, ist ein Gott der Milde, ein Vater: was mich rührt, ist seine Güte: sie löscht in meinen Augen alle seine anderen Eigenschaften aus; sie ist die einzige, die ich begreife. Seine Allmacht setzt mich in Erstaunen, seine Unermeßlichkeit drückt mich darnieder, seine Gerechtigkeit .... Er hat den Menschen schwach gemacht; da er gerecht ist, so ist er gütig. Der Gott der Rache ist der Gott der Bösen; ich vermag ihn weder für mich zu fürchten, noch gegen einen Anderen anzurufen. O Gott des Friedens, Gott der Güte, dich, dich bete ich an! Ich fühle, daß ich dein Werk bin, und hoffe dich im letzten Gerichte so zu finden, wie du während meines Lebens zu meinem Herzen sprichst!

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie diese Gedanken mir mein Leben versüßen und mir das Herz in seinen Tiefen mit Freude füllen. Wenn ich so vorbereitet aus meinem Cabinet komme, fühle ich mich froher und leichter; alles Leid ist verflogen, jede Angst und Unruhe verschwunden; nichts ist rauh, nichts eckig, Alles wird glatt und leicht, Alles nimmt in meinen Augen eine lachendere Miene an; es fällt mir nicht schwer, freundlich und gefällig zu sein; die ich liebe, liebe ich noch mehr, und bin ihnen noch angenehmer, mein Mann selbst ist zufriedener mit meiner Stimmung. Die Gottseligkeit, behauptet er, ist ein Opium für die Seele; sie stimmt fröhlich, belebt und erhält die Kräfte, wenn man wenig davon genießt; eine zu starke Dosis schläfert ein, macht wüthend oder tödtet. Ich hoffe nicht zu weit darin zu gehen.

Sie sehen, daß ich über den Titel einer Frommen nicht so böse bin, als Sie vielleicht gewollt haben, aber ich lege ihm auch nicht so viel Werth bei, als Sie vielleicht glaubten. Ich liebe es zum Beispiel nicht, daß man diesen Zustand äußerlich zur Schau trage und wie eine Art Geschäft behandele, das alle anderen überflüssig macht. So hätte die Madame Guyon, deren Sie erwähnten, besser gethan, wie mir scheint, ihre Pflichten als Mutter sorgsam zu erfüllen, ihre Kinder christlich aufzuziehen, ihrem Hause klüglich vorzustehen, anstatt gottselige Bücher zu schreiben, mit Bischöfen zu disputiren und sich um sinnlose Phantastereien in die Bastille sperren zu lassen. Ich liebe auch die mystische und bildliche Sprache nicht, welche das Herz mit den Trugbildern der Phantasie nährt, und der wahren Liebe Gottes Gefühle unterschiebt, welche der irdischen Liebe nachgebildet und nur zu geeignet sind, sie zu erwecken. Ein je zärtlicheres Herz und eine je lebhaftere

Einbildungskraft man hat, desto mehr soll man alles Aufregende vermeiden; denn in der That, wie könnte man die mystischen Bezüge in sich erfahren, ohne die sinnlichen zu erfahren, aus denen sie entlehnt sind? Und wie darf sich eine gesittete Frau mit Vertrauen Phantasiebildern hingeben, deren Vorbilder sie in der Wirklichkeit nicht anzuschauen wagen würde*)?

Was mir aber die Frommen von Profession am meisten entfremdet, ist die Starrheit, welche sie menschlichen Gefühlen unzugänglich macht, ist ihr unmäßiger Stolz, der sie verleitet, auf die ganze übrige Welt mit Verachtung niederzublicken. Wenn sie sich bei ihrem hohen Fluge zu irgend einer Liebeshandlung herablassen, so geschieht es in so demüthigender Weise, sie drücken ihr Mitleid mit Anderen so kränkend aus, ihre Gerechtigkeit ist so herbe, ihre Menschenliebe so hart, ihr Eifer so bitter, ihre Verachtung dem Hasse so ähnlich, daß selbst die Gefühllosigkeit der Weltleute weniger barbarisch ist, als ihr Mitgefühl. Die Liebe Gottes dient ihnen zum Vorwand, um keinen Menschen zu lieben; sie lieben sich selbst unter einander nicht. Hat man je wahre Freundschaft unter Frommen gesehen? Aber je mehr sie sich von den Menschen ablösen, desto größer sind ihre Ansprüche an dieselben, und man möchte sagen, daß sie sich nur zu Gott erheben, um seine Autorität auf Erden auszuüben.

Ich fühle in mir gegen alle diese Mißbräuche eine Abneigung, die mich ganz natürlich vor ihnen bewahren muß; wenn ich in sie verfallen sollte, so könnte es sicherlich nur ohne meinen Willen geschehen, und ich hoffe von der Freundschaft aller Derer, die mich umgeben, daß sie mich nicht ungewarnt lassen werden. Ich gestehe Ihnen, daß ich über das künftige Schicksal meines Mannes lange Zeit in einer Unruhe gewesen bin, die mich, wenn sie fortgedauert hätte, vielleicht ganz unglücklich gemacht haben würde. Glücklicherweise hat Milord Eduard, durch den verständigen Brief, auf welchen Sie mich mit großem Rechte verweisen, durch seine tröstlichen und vernünftigen Gespräche, und auch Sie durch die Ihrigen haben meine Furcht zerstreut und mich auf andere Meinung gebracht. Ich sehe, daß Unduldsamkeit nothwendig die Seele verhärten muß. Wie soll man Diejenigen zärtlich lieben, die man verdammt?

*) Dieser Einwurf scheint mir so gegründet und unwiderleglich, daß ich, wenn ich die geringste Macht in der Kirche hätte, sie dazu anwenden würde, das hohe Lied aus unsern heiligen Büchern zu streichen, und ich würde es je eher je lieber thun.

Welches Mitgefühl könnte man für Verworfene nähren? Sie lieben hieße ja Gott hassen, der sie verurtheilt. Wollen wir also menschlich sein, wohl, richten wir die Handlungen, und nicht die Menschen; greifen wir nicht in das fürchterliche Amt der bösen Geister; schließen wir unsern Brüdern nicht so leichtfertig die Hölle auf! Ach, wenn sie Denen bestimmt wäre, die in Irrthum befangen sind, welcher Sterbliche könnte ihr dann entgehen?

O meine Freunde, welche Last habt ihr mir vom Herzen gewälzt! Indem ihr mich belehrtet, daß Irrthum kein Verbrechen ist, habt ihr mich von tausend beunruhigenden Zweifeln befreit. Ich lasse mich auf keine spitzfindige Auslegung von Dogmen ein, die ich nicht verstehe; ich halte mich an die lichtvollen Wahrheiten, die mir klar vor Augen stehen und meine Vernunft überzeugen, an die praktischen Wahrheiten, die mich über meine Pflichten aufklären. In Betreff alles Uebrigen habe ich mir die Antwort, die Sie einmal Herrn von Wolmar gaben*), zur Richtschnur genommen. Hat man es in seiner Gewalt, zu glauben, oder nicht zu glauben? Ist es ein Verbrechen, nicht richtig argumentiren zu können? Nein, das Gewissen belehrt uns nicht über das wahre Wesen der Dinge, sondern über unsere Pflichten; es schreibt uns nicht vor, was wir denken, sondern was wir thun sollen; es lehrt uns nicht treffend folgern, sondern gut handeln. Worin könnte mein Mann strafbar sein vor Gott? Hat er absichtlich die Augen vor ihm verschlossen? Gött selbst hat ihm den Blick umschleiert. Nicht er flieht die Wahrheit, die Wahrheit flieht ihn. Kein Hochmuth verleitet ihn; er will Niemanden irre führen; es ist ihm ganz recht, wenn man nicht so denkt wie er. Unsere Art zu fühlen ist ihm lieb, er würde sie sich gern aneignen, kann aber nicht: unsere Hoffnung, unser Trost, Alles entgeht ihm. Er thut das Gute, ohne Lohn zu erwarten, er ist tugendhafter, uneigennütziger als wir. Ach! er ist zu beklagen, aber wofür sollte er bestraft werden? Nein, nein, Güte, Geradsinn, Sittlichkeit, Rechtschaffenheit, Tugend, das ist ja, was der Himmel fordert und belohnt; es ist ja der wahre Cultus, den Gott von uns verlangt, und diesen übt er alle Tage seines Lebens. Wenn Gott den Glauben nach den Werken richtet, so heißt an ihn glauben ein guter Mensch sein. Der wahre Christ ist der Gerechte, die Bösen sind die wahren Ungläubigen.

---

*) Abtheil. V. Brief 3. Bd. 3. S. 202.

Wundern Sie sich also nicht, mein liebenswürdiger Freund, wenn ich über verschiedene Punkte Ihres Briefes, worüber wir nicht einerlei Meinung sind, mit Ihnen nicht streite: ich weiß zu gut, was Sie sind, um mir über das, was Sie glauben, Sorge zu machen. Was kümmern mich alle die müßigen Fragen über menschliche Freiheit? Möge ich nun Freiheit haben, das Gute von mir selbst zu wollen, oder durch's Gebet diesen Willen erhalten: wenn ich nur dazu gelange, gut zu handeln, kommt dann nicht Alles auf eins hinaus? Ob ich mir, indem ich bitte, das, was mir fehlt, selber gebe, oder ob Gott es mir auf meine Bitte gewährt, wenn ich jedenfalls, um es zu haben, bitten muß, bedarf ich dann weiterer Aufklärungen? Glück genug, wenn wir über die Hauptpunkte unseres Glaubens einverstanden sind: was suchen wir mehr? Wollen wir uns in die bodenlosen Abgründe der Metaphysik stürzen, und mit Streiten über die Wesenheit Gottes die kurze Zeit vergeuden, die uns geschenkt ist, um ihn zu ehren? Wir kennen sein Wesen nicht, aber wir wissen, daß er ist; das genüge uns: er giebt sich in seinen Werken kund und macht sich fühlbar in unserem eigenen Innern. Disputiren können wir gegen sein Dasein, aber nicht es ernstlich leugnen. Er hat uns die Empfindlichkeit der Seele gegeben, mittelst deren wir ihn wahrnehmen, und von ihm ergriffen werden: beklagen wir Diejenigen, denen dies versagt ist, ohne uns zu schmeicheln, daß wir ihnen ihren Mangel klar machen werden. Wer von uns könnte das ausrichten, was Gott selbst nicht hat thun wollen? Verehren wir seine Rathschlüsse schweigend, und thun wir unsere Schuldigkeit! Dies ist das beste Mittel, Andern die ihrige zu lehren.

Kennen Sie einen Menschen von mehr Verstand und Ueberlegung als Herrn von Wolmar, einen, der aufrichtiger, gerader, gerechter, wahrer, weniger von seinen Leidenschaften abhängig ist, und der bei der göttlichen Gerechtigkeit und der Unsterblichkeit der Seele mehr zu gewinnen hätte als er? Kennen Sie einen Mann von kräftigerem, erhabenerem, schwungreicherem Geiste, von schneidenderer Schärfe im Disputiren, als Milord Eduard; würdiger, durch seine Tugend die Sache Gottes zu vertheidigen, überzeugter von Gottes Dasein, durchdrungener von seiner höchsten Majestät, eifriger entbrannt für Gottes Ruhm und mehr geeignet, diesen kund zu machen? Sie waren Zeuge von dem, was während dreier Monate in Clarens vorging; Sie haben zwei von Hochachtung für einander erfüllte Männer, die durch Stand und Neigung von allem Schulgezänk weit entfernt sind, einen ganzen

Winter hindurch bemüht gesehen, in vernünftigen und ruhigen, aber lebendigen und tiefen Gesprächen sich gegenseitig aufzuklären, angreifend, sich vertheidigend, sich bei jedem schwachen Punkt, den menschliche Auffassung darbieten mag, ergreifend, und über einen Gegenstand, bei welchem beide, gleich betheiligt, nichts angelegentlicher wünschen konnten, als Einer Meinung zu sein.

Und was geschah? Ihre Achtung für einander verdoppelte sich, aber Jeder von ihnen blieb bei seiner Meinung. Wenn durch solche Erfahrung ein vernünftiger Mann sich nicht auf immer vom Disputiren heilen läßt, so rührt ihn nicht die Liebe zur Wahrheit: er sucht zu glänzen.

Ich für mein Theil habe diesen unnützen Waffen auf immer entsagt, und bin entschlossen, mit meinem Manne kein Wort mehr über Religion zu sprechen, außer wenn es sich darum handelte, Rechenschaft von der meinigen zu geben. Nicht, daß der Gedanke der göttlichen Nachsicht mich gegen das Gefühl abgestumpft hätte, daß er ihrer bedarf. Ich gestehe Ihnen sogar, daß ich, obwohl über sein künftiges Schicksal beruhigt, deshalb doch meine eifrigen Wünsche für seine Bekehrung nicht verringert fühle. Ich möchte mein Blut dafür geben, ihn einmal überzeugt zu sehen, wenn nicht um seines Glückes willen in der anderen Welt, doch um seines Glückes willen in dieser. Denn wie viel Süßes entbehrt er nicht! Was kann ihn in Leiden trösten? Welches wachende Auge muntert ihn zu den guten Handlungen auf, die er im Verborgenen thut? Welche Stimme spräche in der Tiefe seiner Seele? Welchen Lohn kann er für seine Tugend erwarten? Wie muß ihm der Tod erscheinen? Nein, ich hoffe, er wird ihn nicht in diesem fürchterlichen Zustande erwarten.

Es giebt noch ein Mittel, um ihn daraus zu erretten, und dazu will ich den Rest meines Lebens anwenden. Dieses Mittel ist nicht, ihn zu überzeugen, sondern ihn zu rühren; ihm ein Beispiel vor Augen zu stellen, welches ihn hinreißt, und ihm die Religion so liebenswerth zu machen, daß er ihr nicht widerstehen kann. Ach mein Freund, welch ein Beweisgrund für den Ungläubigen ist nicht das Leben des wahren Christen! Glauben Sie, daß es eine Seele gebe, die sich dagegen verhärten könnte? Dies ist nun hinfort das Tagewerk, das ich mir auflege: helfet mir alle bei seiner Ausführung! Wolmar ist kalt, aber er ist nicht unempfindlich. Welches Gemälde können wir seinem Herzen darbieten, wenn seine Freunde, seine Kinder, seine Frau sich

alle vereinigen, ihn durch ein erbauliches Leben zu belehren! Wenn sie ihm Gott, statt ihn mit Worten zu predigen, vor Augen stellen in den Handlungen, zu denen der Antrieb von ihm kommt, in den Tugenden, deren Urheber er ist, in dem Entzücken, das Jeder fühlt, der ihm zu gefallen sucht! Wenn er in seinem Hause das Bild des Himmels wird erglänzen sehen! Wenn er hundert Mal des Tages gezwungen sein wird, auszurufen: Nein, so ist der Mensch nicht von sich selbst; etwas Uebermenschliches waltet hier!

Wenn dieses Unternehmen nach Ihrem Geschmack ist, wenn Sie sich würdig fühlen, dabei mitzuwirken, so kommen Sie; bringen wir unsere Tage mit einander hin und verlassen uns nicht mehr bis zum Tode! Wenn der Plan Ihnen mißfällt oder Sie erschreckt, so folgen Sie Ihrem Gewissen, es schreibt Ihnen Ihre Pflicht vor. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen.

Nach dem, was Milord Eduard uns schreibt, erwarte ich Sie Beide gegen Ende des nächsten Monats. Sie werden Ihr Zimmer nicht wiedererkennen; aber in den Veränderungen, die darin vorgenommen sind, werden Sie die Sorgfalt und das Herz einer Freundin erkennen, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, es zu schmücken. Sie werden auch eine kleine Sammlung von Büchern finden, die sie in Genf besorgt hat, bessere und geschmackvollere Sachen, als den Adone, obgleich auch er aus Scherz mit angeschafft worden ist. Uebrigens halten Sie reinen Mund, denn da Sie, ihrer Absicht nach, nicht wissen sollen, daß das Alles von ihr kommt, so spute ich mich es Ihnen zu schreiben, ehe sie mir verbietet, Ihnen etwas davon zu verrathen.

Adieu, mein Freund. Die Partie nach dem Schlosse Chillon*), die wir alle zusammen machen sollen, wird morgen ohne Sie stattfinden. Sie wird dabei nichts gewinnen, indessen man freut sich

---

*) Das Schloß Chillon, alter Sitz der Amtleute von Vevay, liegt in dem See, auf einem Felsen, der eine Halbinsel bildet und um welchen her ich auf mehr als hundertfunfzig Brassen, also beinahe achthundert Fuß, habe sondiren sehen, ohne Grund zu finden. In diesem Felsen hat man Keller und Küchen unter dem Wasserspiegel ausgehauen und man kann das Wasser, wenn man will, durch Hähne hinein lassen. Dort wurde François Bonnivard, Prior von Saint-Victor, sechs Jahre gefangen gehalten, ein Mann von seltenen Verdiensten, von unerschütterlicher Geradheit und Festigkeit, ein Freund der Freiheit, obgleich Savoyarde, und tolerant, obgleich Priester. Uebrigens war in dem Jahre, in welchem diese letzten Briefe geschrieben zu sein scheinen, das Schloß Chillon von den Amtleuten von Vevay schon lange nicht mehr bewohnt. Man mag vermuthen, wenn man will, daß der damalige zufällig einige Tage daselbst zubrachte.

darauf. Der Herr Amtmann hat uns mit unsern Kindern eingeladen, so daß mir kein Entschuldigungsgrund blieb. Aber ich weiß nicht, warum ich lieber schon zurück sein möchte.

Neunter Brief.

Fanchon Anet an Saint-Preux.

Ach mein Herr, ach mein Wohlthäter, was bin ich beauftragt, Ihnen zu melden! .... Madame .... meine arme Herrin .... o mein Gott .... ich sehe schon Ihren Schreck .... aber Sie sehen nicht, wie trostlos wir sind .... ich habe keinen Augenblick zu verlieren; Ich muß Ihnen sagen .... ich muß machen .... ich wollte, es wäre schon Alles gesagt .... Ach Gott, wie wird Ihnen sein, wenn Sie unser Unglück hören!

Die ganze Familie war gestern zum Diner in Chillon. Der Herr Baron, der auf einige Tage nach dem Schlosse Blonay wollte, ging nach Tische fort. Man begleitete ihn ein Stückchen, und ging dann auf dem Damme spazieren. Frau von Orbe und die Frau Amtmännin gingen mit dem Herrn voran. Madame folgte ihnen mit Henriette an einer Hand und Marcellin an der anderen. Ich war mit dem Aeltesten hinter ihnen. Der Herr Amtmann, der zurückgeblieben war, um mit Jemand zu sprechen, kam der Gesellschaft nach und bot Madame den Arm. Um ihn anzunehmen, schickt sie den Marcellin zu mir; er kommt gelaufen, ich laufe ihm entgegen; im Laufen tritt das Kind fehl, gleitet aus und fällt in's Wasser; ich schreie laut auf. Madame dreht sich um, sieht ihren Sohn fallen, schießt wie ein Blitz und springt ihm nach ....

Ach ich Unglückliche, warum that ich es nicht auch! Warum bin ich nicht auf dem Fleck geblieben! .... Ach Gott! Ich hielt den Aeltesten fest, der seiner Mutter nachspringen wollte .... sie kämpfte im Wasser, indem sie den anderen in ihren Armen hielt .... es waren weder Leute noch ein Kahn zur Hand, es kostete Zeit sie herauszuziehen .... das Kind ist wieder wohl; aber die Mutter .... der Schreck, der Fall, ihr Zustand .... Wer weiß besser als ich, wie gefährlich ein solcher Fall ist? Sie blieb sehr lange ohne Bewußtsein. Kaum war sie wieder zu sich gekommen, so fragte sie nach ihrem Sohne .... Mit welcher Freude umarmte sie ihn! Ich glaubte sie gerettet; aber ihre Munterkeit dauerte nur einen Augenblick, sie wollte wieder

hierhergebracht sein; unterwegs wurde sie mehrmals ohnmächtig. An mehreren Befehlen, die sie mir gegeben hat, sehe ich, daß sie nicht wieder aufzustehen glaubt. Ich bin zu unglücklich, sie wird nicht wieder aufstehen. Frau von Orbe sieht elender aus, als sie. Alles ist in einem Aufruhr . . . ich bin die ruhigste im ganzen Hause . . . . worüber sollte ich unruhig sein? . . . . Meine gute Herrin . . . . ach wenn ich Sie verliere, so werde ich Niemanden mehr nöthig haben . . . . Ach lieber Herr, möge Sie der gute Gott aufrecht erhalten in dieser Prüfung! . . . . Adieu . . . . Der Arzt kommt aus dem Zimmer. Ich laufe ihm entgegen . . . . Wenn er uns Hoffnung giebt, so will ich es Ihnen schreiben. Wenn ich nichts weiter sage . . . .

Zehnter Brief.

Angefangen von Frau von Orbe, beendigt von Herrn von Wolmar.

Es ist vorbei! Schrecklicher Mensch, unvorsichtiger Mensch! Unglückseliger Träumer! Nie werden Sie sie wiedersehen . . . . der Schleier . . . . Julie ist nicht . . . .

— Sie hat Ihnen geschrieben. Erwarten Sie ihren Brief: ehren Sie ihren letzten Willen. Es bleiben Ihnen große Pflichten auf Erden zu erfüllen.

Eilfter Brief.

Herr von Wolmar an Saint-Preux.

Ich habe Ihren ersten Schmerz schweigend vorübergehen lassen; mein Brief würde ihn nur noch bitterer gemacht haben: Sie waren nicht mehr im Stande, die Schilderung des Einzelnen auszuhalten, als ich, sie zu geben. Heute wird es vielleicht für uns Beide eine Erleichterung sein. Es ist mir nichts von ihr geblieben als Erinnerungen; es thut meinem Herzen wohl, diese zu sammeln. Sie haben nichts mehr ihr zu bieten als Thränen; Sie werden den Trost haben, um sie zu weinen. Dieses Labsal der Leidenden ist mir in meinem Elend versagt; ich bin unglücklicher als Sie.

Nicht von ihrer Krankheit, von ihr will ich Ihnen erzählen. Ihrem Kinde nachspringen können auch andere Mütter; der Zufall, das Fieber, der Tod sind natürliche Dinge: es ist das gemeinsame Loos

der Sterblichen; aber die Anwendung ihrer letzten Augenblicke, ihre Reden, ihre Gefühle, ihre Seele, das Alles gehört nur Julien. Sie hat nicht gelebt wie eine Andere; Niemand, daß ich wüßte, ist gestorben wie sie. Das habe nur ich allein beobachten können, und Sie können es von Niemanden erfahren als von mir.

Sie wissen, daß der Schreck, die Gemüthserschütterung, der Fall, die Ausleerung des Wassers, ihr eine anhaltende Ohnmacht verursachten, von der sie sich erst hier gänzlich wieder erholte. Bei unserer Ankunft verlangte sie nach ihrem Sohne; er kam; kaum sah sie ihn gehen und ihre Liebkosungen erwiedern, so wurde sie völlig ruhig, und verstand sich dazu, ein wenig zu schlafen. Ihr Schlummer dauerte nur kurze Zeit, und da der Arzt noch nicht angelangt war, so ließ sie uns inzwischen um ihr Bett sitzen, Fanchon, ihre Cousine und mich. Sie sprach mit uns von ihren Kindern, von der beständigen Aufmerksamkeit, welche die Art der Erziehung, die sie angefangen, erforderte und von der Gefahr, die Kleinen einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Sie sah ihre Krankheit für nicht sehr erheblich an, sah aber voraus, daß dieselbe sie einige Zeit verhindern würde, das Ihrige mit der gewohnten Sorgfalt zu thun, und trug uns allen auf, uns in ihre Obliegenheiten zu theilen.

Sie verbreitete sich über alle ihre Pläne, über die Ihrigen, über die geeignetsten Mittel, das Gelingen derselben zu sichern, über das, was, ihren Beobachtungen nach, dieselben befördern oder ihnen schaden könnte, kurz über Alles, was uns in den Stand setzen konnte, sie so lange zu vertreten, als sie verhindert sein würde, ihre Mutterpflichten selbst zu erfüllen. Viel Vorkehrung, dachte ich, für Jemanden, der sich nur einige Tage einer so lieben Beschäftigung entzogen glaubt, aber was mich vollends erschreckte, war, daß sie in Betreff Henriettens noch viel mehr in's Einzelne ging. In Bezug auf ihre Söhne hatte sie sich auf das beschränkt, was die früheste Kindheit betrifft, gleich als ob sie die Sorge für ihre spätere Jugend einem Anderen überließe; in Betreff ihrer Tochter verbreitete sie sich über alle Zeiten, und fühlend, daß in dieser Hinsicht Niemand die Bemerkungen, zu welchen ihre eigene Erfahrung sie geführt hatte, ersetzen könnte, theilte sie uns in kurzen Zügen, aber mit Kraft und Klarheit, den Erziehungsplan mit, den sie entworfen hatte, und drang in die Mutter mit den überzeugendsten Gründen und mit den rührendsten Ermahnungen, sich denselben anzueignen.

Alle diese Gedanken über die Erziehung junger Personen und über die Mutterpflichten, in denen sie häufig auf ihr eigenes Leben Bezug nahm, konnten nicht verfehlen, Wärme in das Gespräch zu bringen. Ich sah, daß sie zu lebendig wurde. Clara hielt eine ihrer Hände und drückte sie jeden Augenblick gegen ihren Mund, indem sie statt aller Antwort schluchzte; Fanchon war nicht ruhiger; und was Julie selbst betrifft, so bemerkte ich, daß auch ihr die Thränen in den Augen standen, daß sie sich aber nicht zu weinen getraute, aus Furcht, unsere Angst zu vergrößern. Sogleich dachte ich bei mir: sie sieht sich todt. Die einzige Hoffnung, die mir blieb, war, daß die Angst sie über ihren Zustand täuschen und ihr die Gefahr größer zeigen mochte, als sie vielleicht war. Leider kannte ich sie zu gut, um mir auf einen solchen Irrthum zu viel Rechnung zu machen. Ich hatte mehrmals versucht, ihre Lebhaftigkeit zu mäßigen; ich bat sie nun, sich nicht zur Unzeit durch Reden aufzuregen, die man ja bei Muße wieder aufnehmen könnte. Ach, sagte sie, nichts bekommt den Frauen so schlecht, als Schweigen; und dann, ich fühle etwas Fieber; besser, die Geschwätzigkeit, die dadurch verursacht wird, zu nützlichen Dingen anzuwenden, als ohne Sinn hin und her zu reden.

Die Ankunft des Arztes brachte eine unbeschreibliche Verwirrung im Hause hervor. Die ganze Dienerschaft stand eines hinter dem anderen an der Thür des Zimmers; sie erwarteten mit unruhiger Miene und gefalteten Händen seinen Ausspruch über den Zustand ihrer Herrin, als ob über ihr eigenes Schicksal entschieden werden sollte. Ihr Anblick versetzte die arme Clara in eine Aufregung, die mich um ihren Kopf besorgt machte. Ich mußte die Leute unter verschiedenen Vorwänden entfernen, um ihr nur dieses Schreckbild aus den Augen zu bringen. Der Arzt gab einige unbestimmte Hoffnung, aber mit einem Tone, der mehr geeignet war, mir alle und jede zu rauben. Julie sagte ebenso wenig, wie sie über ihren Zustand dachte: die Gegenwart ihrer Cousine hielt sie zurück. Als der Arzt hinausging, folgte ich ihm, Clara wollte es auch thun, aber Julie verhinderte sie daran, indem sie mir zugleich einen Wink mit den Augen gab, den ich verstand. Ich beeilte mich, den Arzt zu benachrichtigen, daß, wenn Gefahr wäre, dies der Frau von Orbe, und noch sorgfältiger als der Kranken, verschwiegen werden müßte, damit die Verzweiflung sie nicht vollends außer sich brächte und es ihr unmöglich machte, ihrer Freundin Dienste zu leisten. Er erklärte, daß allerdings Gefahr vorhanden sei; aber

da kaum vierundzwanzig Stunden seit dem Vorfall verflossen wären, so wäre noch keine sichere Prognose möglich: die nächste Nacht würde über das Schicksal der Kranken entscheiden, und er könne sich erst am folgenden Tage mit Bestimmtheit aussprechen. Fanchon allein war bei dieser Unterredung zugegen. Und nachdem ich sie nicht ohne Mühe dahin gebracht hatte, sich zusammenzunehmen, kamen wir überein, was der Frau von Orbe und dem übrigen Hause gesagt werden solle.

Gegen Abend nöthigte Julie ihre Cousine, welche die vorige Nacht bei ihr zugebracht hatte, und wieder an ihrem Bett bleiben wollte, sich einige Stunden niederzulegen. Während dieser Zeit ließ die Kranke, da sie erfuhr, daß ihr am Fuße zur Ader gelassen werden sollte, und daß der Arzt Anstalten dazu machte, diesen rufen, und sagte zu ihm: „Herr du Bosson, wenn man einen Kranken, der sich über seinen Zustand ängstigt, täuschen zu müssen glaubt, so ist das eine Maßregel der Menschlichkeit, die ich gutheiße; aber es ist eine Grausamkeit, Allen ohne Unterschied mit überflüssigen und unangenehmen Mitteln zuzusetzen, deren Manche doch nicht bedürfen. Verordnen Sie mir Alles, was mir, Ihrer Meinung nach, wirklich nützen kann, ich werde mich pünktlich unterwerfen. Mittel aber, die nur für die Einbildungskraft sind, ersparen Sie mir: mein Körper ist krank, nicht mein Geist, und ich fürchte mich nicht, meine Tage zu beschließen, sondern nur die Zeit, die mir noch übrig bleibt, schlecht anzuwenden. Die letzten Augenblicke des Lebens sind zu kostbar, um sie vergeuden zu dürfen. Wenn Sie mein Leben nicht verlängern können, so verkürzen Sie mir es wenigstens nicht, indem Sie mir die Benutzung der wenigen Augenblicke rauben, welche mir die Natur noch läßt. Je weniger ihrer sind, desto mehr müssen Sie sie achten. Erhalten Sie mich dem Leben, oder verlassen Sie mich; sterben werde ich allein können."

So wußte diese im gewöhnlichen Leben so schüchterne und so sanfte Frau bei wichtigen Veranlassungen immer einen festen und ernsten Ton zu finden.

Die Nacht war schwer und entscheidend. Gefühl von Erstickung, Beklemmung, Ohnmacht, trockene und brennende Haut, ein heftiges Fieber, während dessen man sie oft Marcellin, als ob sie ihn zurückhalten wollte, rufen, und auch manchmal einen andern Namen aussprechen hörte, den sie auch früher in gleichem Falle so oft wiederholt hatte.

Am anderen Morgen erklärte mir der Arzt ohne Umschweif, daß er ihr nicht drei Tage mehr zu leben gebe. Mir allein wurde dieses schreckliche Geheimniß anvertraut. Die furchtbarste Stunde meines Lebens war die, während welcher ich es in meiner Brust verschlossen trug, ohne zu wissen, welchen Gebrauch ich davon machen sollte. Ich irrte allein in den Boskets umher, und grübelte, was ich zu thun hätte; auch stahlen sich einige trübe Betrachtungen ein über das Schicksal, welches mich wieder in meinem Alter zu diesem einsamen Zustande verurtheilte, der mir schon, ehe ich einen süßeren kannte, so peinlich war.

Tags zuvor hatte ich Julie versprochen, ihr den Ausspruch des Arztes treulich mitzutheilen; sie hatte mich bei Allem, was mein Herz rühren konnte, gebeten, Wort zu halten. Ich fühlte die Pflicht, die ich übernommen, auf meinem Gewissen. Aber wie? Um einer eingebildeten und nutzlosen Pflicht willen, sollte ich ihre Seele betrüben, und sie den Tod in langsamen Zügen trinken lassen? Welchen Zweck konnte in meinen Augen eine so grausame Maßregel haben? Ihr ihre letzte Stunde ankündigen, hieß das nicht sie beschleunigen? Wenn die Zeit so kurz gemessen ist, was wird dann aus den Wünschen, aus der Hoffnung, den Elementen des Lebens? Heißt es noch sein genießen, wenn man sich dem Augenblicke so nahe sieht, es zu verlieren? Sollte ich, ich ihr den Tod geben?

Ich ging mit hastigen Schritten in einer Aufregung, wie ich sie noch nie erfahren hatte. Diese anhaltende peinliche Angst folgte mir überall; ich schleppte ihre unerträgliche Last mit mir herum. Ein Gedanke endlich brachte mich zum Entschlusse. Geben Sie sich keine Mühe, ihn zu errathen, ich muß ihn Ihnen sagen.

Um wessen willen nehme ich denn Anstand? Ihretwegen oder meinetwegen? Wessen Ansichten lege ich meiner Betrachtung zu Grunde? Die ihrigen oder die meinigen? Was gilt mir nach jenen oder nach diesen für ausgemacht? Ich habe, um das zu glauben, was ich glaube, nichts als meine Meinung für mich, die sich auf einige Wahrscheinlichkeiten stützt. Zwar giebt es keine Beweisführung, die sie umstieße; aber welche Beweisführung macht sie unumstößlich? Sie hat für ihren Glauben ebenfalls ihre Meinung, nur daß sie diese für evident nimmt; ihre Meinung ist in ihren Augen Beweis genug. Welches Recht habe ich, wenn es sich um sie handelt, meine bloße Meinung, die ich für zweifelhaft anerkenne, ihrer Meinung vorzuziehen, die sie für erwiesen hält? Stellen wir die Folgen beider Ansichten in Vergleichung. Der ihri-

gen nach muß die Verfassung, in welcher sie sich in ihrer letzten Stunde befindet, für ihr Schicksal in der Ewigkeit entscheidend sein; der meinigen nach wird die Schonung, die ich für sie haben will, in drei Tagen für sie ohne alle Bedeutung sein. In drei Tagen wird sie, meiner Meinung nach, von nichts mehr wissen. Wenn aber vielleicht sie Recht hätte, welch ein Unterschied! Ewiges Heil oder Verderben. .... Vielleicht! .... fürchterliches Wort! .... Unglücklicher, wage deine Seele, und nicht die ihrige!

Dies ist der erste Zweifel, der mir die Ungewißheit, gegen welche Sie so oft gekämpft haben, verdächtig gemacht hat. Er hat sich seitdem öfters wieder eingestellt. Gleichviel, vor der Hand befreite er mich von jenem, der mich quälte. Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt, und aus Furcht, ihn wieder zu ändern, lief ich in Eile an Juliens Bett. Ich ließ Alles hinausgehen, und setzte mich; Sie können denken, mit welcher Fassung. Ich wendete bei ihr nicht die Vorsichtsmaßregeln an, die man bei kleinen Seelen nöthig findet. Ich sagte kein Wort: aber sie sah mein Gesicht, und verstand mich im Augenblick. Glauben Sie mir etwas Neues zu melden? sagte sie mir die Hand reichend. Nein, mein Freund, ich fühle mich; der Tod drängt, wir müssen scheiden.

Darauf sprach sie lange, wovon ich Ihnen künftig werde zu sagen haben, und womit sie ihr Testament in mein Herz schrieb. Wenn ich das ihrige weniger gekannt hätte, so würden ihre letzten Verfügungen hinreichend gewesen sein, um es mir ganz zu offenbaren.

Sie fragte mich, ob man im Hause um ihren Zustand wüßte. Ich sagte ihr, daß Alles in Bestürzung wäre, daß aber noch nichts Bestimmtes bekannt geworden, und Du Bosson sich nur mir allein eröffnet hatte. Sie beschwor mich, das Geheimniß noch diesen Tag sorgfältig zu bewahren. Clara, setzte sie hinzu, wird diesen Schlag nur von meiner Hand aushalten können; es wäre ihr Tod, wenn er ihr von einer andern käme. Ich bestimme die nächste Nacht zur Erfüllung dieser traurigen Pflicht. Deshalb vorzüglich habe ich die Meinung des Arztes wissen wollen, um nicht nach meinem bloßen Gefühl diese Unglückliche einem so harten Schlage auszusetzen. Machen Sie es so, daß sie nichts vor der Zeit argwöhne, oder Sie laufen Gefahr, ohne Freundin zu bleiben und Ihre Kinder ohne Mutter zu lassen.

Sie sprach von ihrem Vater; ich sagte ihr, daß ich einen Expressen an ihn geschickt hätte, aber ich hütete mich, hinzuzusetzen, daß dieser

Mensch, anstatt bloß meinen Brief abzugeben, wie ich ihm geheißen, sich beeilt hatte, selbst zu reden, und so ungeschickt, daß mein alter Freund, indem er glaubte, seine Tochter sei ertrunken, vor Schreck auf der Treppe umgefallen war, und sich eine Wunde geschlagen hatte, die ihn in Blonay im Bette festhielt. Die Hoffnung, ihren Vater noch zu sehen, rührte sie sichtlich, und die Gewißheit, daß diese Hoffnung eitel war, war nicht der kleinste der Schmerzen, die ich hinunterschlucken mußte.

Der Fieberanfall der vergangenen Nacht hatte sie außerordentlich geschwächt. Das gegenwärtige lange Gespräch konnte nicht dazu dienen, ihre Kräfte zu erhöhen. In ihrer Erschöpfung versuchte sie während des Tages ein wenig zu ruhen; erst am folgenden erfuhr ich, daß sie ihn nicht ganz zum Schlafen angewendet hatte.

Inzwischen war das Haus voll Angst. Jeder erwartete in bangem Schweigen, daß man ihn aus seiner Unruhe risse, und wagte Niemanden zu fragen, aus Furcht, mehr zu erfahren, als er zu wissen wünschte. Man sagte sich: wenn gute Nachricht ist, so wird man sich beeilen, sie bekannt zu machen, wenn schlechte, wird man sie immer nur zu früh erfahren. Bei der Angst, in welcher sie sich befanden, war es genug für sie, daß sich keine Nachricht vernehmen ließ. Mitten in dieser ängstlichen Stille war Frau von Orbe die einzige, die sich viel rührte und viel sprach. Sobald sie aus Juliens Zimmer war, lief sie, anstatt in das ihrige zu gehen und sich niederzulegen, durch das ganze Haus, hielt alle Leute an, und fragte, was der Arzt gesagt habe, was man meine. Sie war in der vergangenen Nacht zugegen gewesen, und konnte sich nicht verhehlen, was sie gesehen; aber sie suchte sich selbst zu täuschen und das Zeugniß ihrer Augen zu verwerfen. Diejenigen, welche sie befragte, gaben ihr nur günstige Antwort, und dies ermuthigte sie, wieder Andere zu befragen, und stets mit so lebhafter Unruhe und so ängstlicher Miene, daß man die Wahrheit hätte tausend Mal wissen können, ohne in Versuchung zu sein, sie ihr zu sagen.

Bei Julie nahm sie sich mit Gewalt zusammen, und der rührende Anblick, den sie vor Augen hatte, stimmte sie mehr zur Wehmuth als zu ungeduldiger Heftigkeit. Sie fürchtete besonders, Julien ihre Unruhe sehen zu lassen; aber es gelang ihr schlecht, sie zu verstecken: an der Anstrengung, die es ihr kostete, ruhig zu scheinen, bemerkte man sie nur desto mehr. Julie ihrerseits that alles Mögliche, um sie zu täuschen. Ohne ihre Krankheit geringer zu machen, sprach sie davon

fast wie von einer beseitigten Sache, und schien nur in Sorge um die viele Zeit, die sie nöthig haben würde, sich wieder zu erholen. Auch dies trug mit zu meiner Marter bei, daß ich sie Beide bemüht sah, sich gegenseitig zu beruhigen; ich, der ich so gut wußte, daß keiner von beiden die Hoffnung in der Seele lag, die sie einander beizubringen suchten.

Frau von Orbe hatte die beiden vorigen Nächte durchwacht; seit drei Tagen war sie nicht aus den Kleidern gekommen. Julie bat sie, schlafen zu gehen; sie wollte nicht. Nun denn! sagte Julie, so schlagt ihr ein Bettchen in meiner Stube auf; wofern, fügte sie, als ob sie es sich überlege, hinzu, wofern sie es nicht vorzieht, das meinige zu theilen. Was meinst du dazu, Cousine? Mein Uebel ist nicht ansteckend, du scheust dich nicht vor mir, schlafe in meinem Bett! Der Vorschlag wurde angenommen. Ich wurde weggeschickt, und wahrlich mir that Ruhe noth.

Ich war früh auf. Voll Unruhe, was in der Nacht vorgegangen, trat ich beim ersten Geräusch, das ich vernahm, in ihr Zimmer. Nach dem Zustande, in welchem sich Frau von Orbe am vorigen Tage befunden, konnte ich mir die Verzweiflung denken, in welcher ich sie antreffen, und das Rasen, davon ich Zeuge sein würde. Bei meinem Eintritt sah ich sie auf einem Lehnstuhl sitzen, schwach und bleich, oder vielmehr blau, die Augen schwer und fast erloschen, aber sanft, ruhig, wortkarg und Alles thuend, was man ihr sagte, ohne zu antworten. Julie selbst schien weniger schwach als Tages zuvor, ihre Stimme war fester, ihre Miene beweglicher: sie schien die Lebhaftigkeit ihrer Cousine angenommen zu haben. Ich erkannte leicht an ihrer Farbe, daß dieser Schein von Besserung Wirkung des Fiebers war, aber ich sah auch etwas wie eine geheime Freude in ihren Blicken glänzen, das wohl mit dazu beitragen mochte, und dessen Ursache ich nicht entdecken konnte. Der Arzt beharrte nicht weniger auf seinem Ausspruch vom vorigen Tage; die Kranke fuhr nicht weniger fort, derselben Meinung zu sein: es blieb mir keine Hoffnung mehr.

Da ich genöthigt gewesen, mich kurze Zeit zu entfernen, und wieder eintrat, bemerkte ich, daß das Zimmer sorgfältig aufgeräumt war; es herrschte Ordnung und Zierlichkeit; sie hatte Blumentöpfe auf das Kamin setzen lassen; die Vorhänge waren aufgezogen und zurückgebunden; es war frische Luft eingelassen; ein angenehmer Geruch hatte sich verbreitet; man hätte nicht glauben sollen, sich in einem

Krankenzimmer zu befinden. Mit gleicher Sorgfalt hatte sie Toil
gemacht: Anmuth und Geschmack zeigten sich noch in ihrem nachl
sigen Putze. Das Alles gab ihr eher das Ansehen einer Weltdan
die Gesellschaft erwartet, als einer Frau vom Lande, die ihrer letzt
Stunde harrt. Sie sah mein Erstaunen, und lächelte; in mein
Gedanken lesend wollte sie mir antworten, als ihre Kinder gebrac
wurden. Nun war an nichts Anderes mehr zu denken; und Sie kö
nen sich vorstellen, ob jetzt, da sie im Begriff war, sie zu verlassen, ih
Liebkosungen lässig und gemäßigt waren. Ich bemerkte auch, daß si
sich noch öfter und mit noch heißerer Zärtlichkeit Dem zuwendete, de
ihr das Leben kostete, als ob er ihr um diesen Preis noch theurer ge
worden wäre.

Alle diese Küsse, Seufzer, Thränen waren Räthsel für die armen Kinder. Sie liebten sie zärtlich, aber nach Kinderart; ihr Zustand, die Verdoppelung ihrer Liebkosungen, ihr Schmerz, sie nicht wiedersehen zu sollen, war ihnen unbegreiflich; sie sahen uns betrübt und weinten, sie wußten eben so wenig warum. Wenn man den Kindern das Wort: Tod sagt, so haben sie keine Vorstellung davon: sie fürchten ihn weder für sich noch für Andere, sie fürchten sich vor Schmerzen, und nicht vor dem Tode. Wenn der Schmerz ihrer Mutter eine Klage auspreßte, so durchbohrten sie die Luft mit ihrem Geschrei; wenn man ihnen sagte, daß sie sie verlieren würden, so hätte man sie für dumm halten sollen. Nur Henriette, ein wenig älter, und von einem Geschlechte, in welchem sich Gefühl und Verstand eher entwickeln, schien bestürzt und unruhig, daß sie ihr Mammachen, statt wie sonst immer aufrecht bei ihren Kindern, in einem Bette liegen sah. Ich erinnere mich, daß Julie hierbei eine Bemerkung machte, die ganz in ihrem Charakter war, nämlich über die ungeschickte Eitelkeit Vespasian's, der im Bett blieb, als er noch etwas thun konnte und aufstand, als ihm dies nicht mehr möglich war *). Ich weiß nicht, sagte sie, ob es sich für einen Kaiser geziemt, aufrecht zu sterben, aber ich weiß wohl,

---

*) Dies ist nicht vollkommen genau: Sueton erzählt, daß Vespasian auf seinem Todbette wie gewöhnlich arbeitete und sogar seine Audienzen gab; aber vielleicht wäre es in der That besser gewesen, aufzustehen, um Audienz zu geben und sich dann niederzulegen, um zu sterben. Ich weiß, daß Vespasian, wenn auch kein großer Mensch, wenigstens ein großer Fürst war. Es hilft nichts: welche Rolle man auch während seines Lebens gespielt haben möge, bei seinem Sterben muß man nicht Komödie spielen.

daß eine Familienmutter sich nicht anders im Bett finden soll, als um zu sterben.

Nachdem sie ihrem Herzen an ihren Kindern Luft gemacht, und jedes einzeln genommen hatte, besonders Henriette, die sie sehr lange hielt, und die man weinen und schluchzen hörte, als sie ihre Küsse empfing, rief sie sie alle drei, gab ihnen ihren Segen, und sagte, auf Frau von Orbe deutend: geht, meine Kinder, werft euch eurer Mutter zu Füßen; diese giebt euch Gott; er hat euch nichts genommen. Im Augenblick laufen sie zu ihr, knieen zu ihr hin, ergreifen ihre Hände, nennen sie ihre gute Mamma, ihre zweite Mutter. Clara neigte sich über sie; aber indem sie sie in ihre Arme schloß, strengte sie sich vergeblich an zu sprechen, sie konnte nur ächzen, kein Wort hervorbringen, die Kehle war ihr zugeschnürt; Sie können sich denken, ob Julie bewegt war! Dieser Auftritt fing an, zu lebendig zu werden; ich machte ihm ein Ende.

Nachdem der Augenblick der Rührung vorüber war, setzten wir uns um das Bett, um zu plaudern, und obgleich Juliens Lebhaftigkeit durch die Wiederkehr des Fiebers ein wenig gemäßigt wurde, sah man doch auf ihrem Gesichte dieselbe Zufriedenheit glänzen: sie sprach von Allem mit einer Sammlung und einer Theilnahme, die einen sehr unbekümmerten Geist verriethen; nichts entging ihr, sie war bei der Unterhaltung, als ob sie nichts Anderes zu thun hätte. Sie machte uns den Vorschlag, in ihrem Zimmer zu essen, um uns so wenig als möglich zu verlassen. Sie können denken, daß derselbe nicht abgelehnt wurde. Es wurde ohne Geräusch, ohne Wirrwarr, ohne Störung servirt, in so ruhiger Haltung, als ob man sich im Apollosaale befunden hätte. Fanchon, die Kinder aßen mit am Tische. Da Julie sah, daß es Allen an Appetit fehlte, wußte sie es so zu machen, daß man von Allem essen mußte, indem sie bald vorschützte, ihre Köchin belehren zu müssen, bald wissen wollte, ob sie davon genießen dürfte, bald uns an unsere Gesundheit erinnerte, die wir ja nöthig hätten, um sie zu pflegen, immer zu erkennen gab, wie gern sie uns essen sähe, so daß es unmöglich war, ihr den Gefallen zu versagen, und das Alles mit einer Heiterkeit, die ganz dazu geeignet war, uns von dem traurigen Gegenstande abzuziehen, der uns einnahm. Kurz, eine Wirthin, die es sich angelegen sein läßt, die Honneurs ihres Hauses zu machen, hätte bei voller Gesundheit für fremde Gäste nicht größeren, verbindlicheren, liebenswürdigeren Eifer an den Tag legen können, als Julie im Sterben für

ihre Familie. Nichts von Allem, was ich vorausgesehen hatte, geschal nichts von Allem, was ich sah, wußte ich mir in meinem Kopfe zurech zulegen. Ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte, es ging üb meine Fassung.

Nach dem Essen wurde der Herr Pfarrer angemeldet. Er kam al Freund des Hauses, wie er oft zu thun pflegte. Obgleich ich ihn nich hatte rufen lassen, weil ihn Julie nicht verlangt hatte, so gestehe ic Ihnen doch, daß mir seine Ankunft überaus lieb war, und ich glaub nicht, daß der eifrigste Gläubige in gleichem Falle mehr Freude darübe hätte empfinden können. Seine Gegenwart sollte manche Zweifel aufklären, und mich aus einer seltsamen Spannung reißen.

Erinnern Sie sich des Grundes, der mich bewogen hatte, ihr ihr bevorstehendes Ende anzukündigen. Wie hätte ich mir nach der Wirkung, die, meiner Meinung nach, diese furchtbare Nachricht auf sie machen mußte, diejenige denken können, welche sie wirklich hatte? Wie! diese andächtige Frau, die in ihren gesunden Tagen keinen Tag ohne Sammlung vorübergehen läßt, die das Gebet zu ihren Erholungen rechnet, hat nur noch zwei Tage zu leben; sie sieht sich im Begriffe, vor dem furchtbaren Richter zu erscheinen, und anstatt sich auf diesen schrecklichen Augenblick vorzubereiten, anstatt mit ihrem Gewissen zu Rathe zu-gehen, belustigt sie sich damit, ihr Zimmer zu schmücken, Toilette zu machen, mit ihren Freunden zu plaudern, deren Mahlzeit zu erheitern, und in allen ihren Gesprächen kein Wort von Gott oder dem ewigen Heil! Was sollte ich von ihr und ihrer wahren Gesinnung denken? Wie ihr Benehmen mit den Vorstellungen zusammenreimen, die ich von ihrer Frömmigkeit hatte? Wie die Anwendung, die sie von den letzten Augenblicken ihres Lebens machte, mit dem in Uebereinstimmung bringen, was sie dem Arzte über den Werth derselben gesagt hatte? Alles dies war mir ein unerklärliches Räthsel; denn wenn ich auch bei ihr nicht alle die Heiligkeitskrämerei der Frömmler erwartete, so schien mir doch, daß es höchste Zeit wäre, an das zu denken, was sie von so großer Wichtigkeit achtete, und was jetzt sicher keinen Aufschub mehr litt. Wenn man unter dem Getümmel dieses Lebens andächtig ist, wie soll man es nicht in dem Augenblicke sein, da man dasselbe verlassen muß, und nichts mehr zu thun bleibt, als an das andere zu denken?

Diese Betrachtungen führten mich zu einem Punkte, zu welchem ich nie geglaubt hatte gelangen zu können. Ich fing fast an besorgt zu werden, daß meine unvorsichtig geäußerten Meinungen endlich zu viel

Macht über sie gewonnen haben möchten. Ich hatte die ihrigen nicht angenommen, und dennoch wäre es mir nicht lieb gewesen, wenn sie denselben entsagt hätte. Wenn ich krank gewesen wäre, so würde ich gewiß in meiner Ueberzeugung gestorben sein; aber ich wünschte, daß sie in der ihrigen stürbe, und fand, so zu sagen, daß ich in ihrer Person mehr wagte als in meiner eigenen. Dieser Selbstwiderspruch wird Ihnen extravagant scheinen, auch ich finde ihn nicht vernünftig und dennoch ist er mir widerfahren. Ich unternehme nicht, ihn zu rechtfertigen, ich führe Ihnen lediglich die Thatsache an.

Es war also endlich der Augenblick gekommen, welcher mich über meine Zweifel aufklären sollte. Denn es war leicht vorauszusehen, daß der Pastor früher oder später das Gespräch auf das lenken würde, was seines Amts ist, und wenn Julie fähig gewesen wäre, sich bei ihren Antworten zu verstellen, so hätte es ihr doch schwer werden sollen, sich so zu verstellen, daß ich, der ich Acht gab und vorbereitet war, nicht ihre wahre Meinung hätte entdecken können.

Alles kam, wie ich es vorausgesehen hatte. Ich lasse die Gemeinplätze untermischt mit Lobeserhebungen bei Seite, welche dem Geistlichen zum Uebergange dienten, um zu seinem Gegenstande zu kommen; ich lasse auch bei Seite, was er ihr Erbauliches sagte über das Glück, ein gutes Leben mit einem christlichen Ende zu krönen. Er setzte hinzu, daß er in der That bisweilen über gewisse Punkte Ansichten bei ihr gefunden, die mit der Lehre der Kirche, das heißt, mit derjenigen, welche die gesundeste Vernunft aus der Schrift ableiten könne, nicht völlig übereinstimmten; aber da sie sich nie darauf gesteift hätte, sie zu vertheidigen, so hoffte er, daß sie so, wie sie gelebt hatte, in der Gemeinschaft der Gläubigen sterben, und sich in allen Punkten zu dem gemeinsamen Glaubensbekenntniß halten wollte.

Da Juliens Antwort meine Zweifel entschieden löste, und nicht in dem gewöhnlichen Erbauungstone gehalten war, so will ich sie Ihnen fast von Wort zu Wort mittheilen, denn ich hatte sie mir genau gemerkt und gleich nachher niedergeschrieben.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich damit anfange, Ihnen zu danken für alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich auf den geraden Weg der Tugend und des christlichen Glaubens zu leiten und für die Sanftmuth, mit welcher Sie meine Fehler, wenn ich irrte, gebessert oder getragen haben. Von Achtung für Ihren Eifer und von Erkenntlichkeit für Ihre Güte durchdrungen, erkläre ich mit

Freuden, daß ich Ihnen alle meine guten Entschlüsse verdanke, und daß Sie mich stets dazu angeleitet haben, das Gute zu thun und die Wahrheit zu glauben.

„Ich habe gelebt und sterbe in der protestantischen Gemeinschaft, welche ihre einzige Regel aus der heiligen Schrift und der Vernunft entnimmt; mein Herz hat stets dem zugestimmt, was mein Mund aussprach, und wenn ich Ihren erleuchtenden Belehrungen nicht immer mit der Willfährigkeit entgegengekommen bin, wie ich vielleicht gesollt hätte, so war dies eine Folge meiner Abneigung gegen jede Art von Verstellung; wenn mir etwas unmöglich war zu glauben, so habe ich nicht zu sagen vermocht, daß ich es glaubte; ich habe stets mit Aufrichtigkeit gesucht, was dem Ruhme Gottes in der Wahrheit entsprechend wäre. Ich habe mich in meinem Forschen irren können; ich bilde mir nicht ein, daß ich immer hätte Recht haben müssen, ich habe vielleicht immer Unrecht gehabt; aber meine Absicht ist immer rein gewesen, und ich habe immer wirklich geglaubt, was ich zu glauben versicherte. Dies war Alles, was in dieser Hinsicht in meiner Macht stand. Wenn Gott meine Vernunft nicht höher aufgeklärt hat, so ist er gütig und gerecht; könnte er mir Rechenschaft abfordern für eine Gabe, die er mir nicht verliehen hat?

„Dies, mein Herr, ist das Wesentliche, was ich Ihnen über die Meinungen, zu denen ich mich bekannte, zu sagen habe. Wegen alles Uebrigen giebt Ihnen mein gegenwärtiger Zustand an meiner Statt Antwort. Wäre es jetzt, da mir der Kopf eingenommen ist, und das Fieber mich aufregt, Zeit zu einem Versuche, bessere Ansichten über Glaubenspunkte zu gewinnen, als ich bei so gesunden Kräften, als sie mir zu Theil geworden, gewinnen konnte? Wenn ich mich damals getäuscht habe, würde ich mich jetzt weniger täuschen? Und steht es bei der Erschöpfung, in welcher ich mich befinde, in meiner Macht, etwas Anderes glauben zu lernen, als ich bei meinem Wohlsein geglaubt habe? Die Vernunft entscheidet in Meinungssachen, und da die meinige ihre kräftigste Wirkung verloren hat, welches Ansehen könnten die schwachen Ueberreste derselben den Meinungen verleihen, die ich jetzt annehmen würde? Was bleibt mir also nunmehr zu thun übrig? Nichts, als mich an das zu halten, was ich bisher geglaubt habe; denn die Redlichkeit der Absicht ist die nämliche, und meine Urtheilskraft ist geringer. Wenn ich im Irrthume bin, so ist dies doch der Fall, ohne daß

ich ihn liebte: dies ist genug, um mich in Betreff meines Glaubens zu beruhigen.

„Was die Vorbereitung zum Tode betrifft, mein Herr, so habe ich sie beendet, schlecht zwar, aber so gut ich konnte, und wenigstens besser, als es mir jetzt möglich wäre. Ich habe mich bemüht, mit der Erfüllung dieser wichtigen Pflicht nicht zu warten, bis ich dazu unfähig sein würde; ich betete, da ich gesund war, jetzt verzichte ich darauf. Das Gebet des Kranken ist Geduldigsein; die Vorbereitung zum Tode ist ein gutes Leben: ich kenne keine andere. Wenn ich mich mit Ihnen unterredete, wenn ich mich in der Einsamkeit sammelte, wenn ich mich bemühte die Pflichten zu erfüllen, die mir Gott auferlegt hat, da schickte ich mich an, vor ihm zu erscheinen, da betete ich ihn mit allen Kräften an, die er mir geschenkt hat: was vermöchte ich jetzt, da ich sie verloren habe? Ist meine gebrochene Seele im Stande, sich zu ihm zu erheben? Sind diese halberloschenen, von Leiden verzehrten Lebensreste würdig, ihm dargebracht zu werden? Nein, mein Herr, er läßt sie mir, um sie Denen zu widmen, die er mir zu lieben gegeben hat, und von denen er mich jetzt hinwegnimmt; ich nehme von ihnen Abschied, um zu ihm zu gehen; mit ihnen muß ich mich beschäftigen: bald werde ich mich mit ihm allein beschäftigen. Meine letzten Freuden auf Erden sind auch meine letzten Pflichten; heißt nicht auch das, ihm dienen und seinen Willen thun, wenn man, bevor man die Hülle verläßt, das erfüllt, was die Menschlichkeit fordert? Wozu eine Unruhe beschwichtigen, die ich nicht habe? Mein Gewissen ist nicht aufgeregt; wenn es mir manchmal Angst verursacht hat, so war das in meinen gesunden Tagen mehr der Fall als jetzt. Mein Vertrauen nimmt alle Angst hinweg: es sagt mir, daß Gott gütig ist, daß ich nicht strafbar bin, und meine Zuversicht wächst, je näher ich ihm komme. Ich bringe ihm nicht eine unwillkommene, späte und erzwungene Reue, die, von der Furcht eingegeben, nicht aufrichtig zu sein braucht, und nur eine Falle ist, um ihn zu betrügen; ich bringe ihm nicht den schlechten Rest und Wegwurf meines Lebens, voll Schmerz und Abspannung, der Krankheit, den Schmerzen und der Todesangst zum Raube, den ich ihm nur gäbe, weil mir nichts Anderes mehr zu thun übrig bliebe: ich bringe ihm mein ganzes Leben voller Sünden und Verirrungen, aber frei von den Gewissensbissen des Gottlosen und den Frevelthaten des Bösewichts.

„Zu welchen Qualen könnte Gott meine Seele verurtheilen? Die Verdammten, sagt man, hassen ihn: er müßte mich also hindern

ihn zu lieben! Nein, ich fürchte nicht, ihre Zahl zu vermehren! O großes Wesen! Ewiges Wesen, höchste Vernunft, Quelle des Lebens und der Seligkeit, Schöpfer, Erhalter, Vater der Menschen und König der Natur, allmächtiger Gott, Allgütiger, an dem ich nie einen Augenblick gezweifelt, und unter dessen Augen zu leben ich stets geliebt habe! ich weiß es und ich freue mich deß, ich werde vor deinem Throne erscheinen. In wenigen Tagen wird meine Seele, frei von ihrer Hülle, beginnen, dir würdiger die unvergängliche Huldigung darzubringen, die mich in Ewigkeit beseligen soll. Ich rechne für nichts, was ich bis zu diesem Augenblicke sein werde. Mein Körper lebt noch, aber mein geistiges Leben ist vollbracht. Ich bin am Ziele meiner Laufbahn, und für die Vergangenheit schon gerichtet. Leiden und Sterben ist Alles, was mir noch zu thun übrig bleibt; es ist das Werk der Natur; aber ich, ich habe gesucht so zu leben, daß ich nicht nöthig habe, an den Tod zu denken; und jetzt, da er naht, sehe ich ihm ohne Furcht entgegen. Wer einschläft am Busen eines Vaters, ist nicht in Sorge um sein Erwachen."

Diese Rede, anfangs mit einem feierlichen und gemessenen Tone, dann mit erhöhtem Ausdruck und mit gehobener Stimme gesprochen, machte auf alle Anwesende, mich nicht ausgenommen, einen um so lebhafteren Eindruck, da die Augen der Sprechenden von einem übernatürlichen Feuer strahlten. Ein neuer Glanz belebte ihr Gesicht, sie schien zu leuchten, und wenn es etwas auf der Welt giebt, das himmlisch genannt zu werden verdient, so waren es ihre Züge, während sie sprach.

Der Pastor selbst, ergriffen, hingerissen von dem, was er gehört hatte, rief, die Augen und die Hände zum Himmel erhebend: Großer Gott, dies ist die Anbetung, die dir gebührt; nimm sie gnädig auf! die Menschen bringen dir selten eine ähnliche dar.

Madame, sagte er, sich dem Bette nähernd, ich begann in der Meinung, Sie zu belehren, und Sie belehren mich. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Sie haben den wahren Glauben, den, welcher zur Liebe Gottes führt. Nehmen Sie diese kostbare Ruhe eines guten Gewissens mit hinüber, sie wird Sie nicht trügen; ich habe viele Christen in der Lage gesehen, in welcher Sie sich befinden, aber keinen wie Sie. Welch ein Unterschied zwischen einem so friedfertigen Ende, und dem jener gepeinigten Sünder, die nur so viele eitle und unfruchtbare Gebete murmeln, weil dieselben unwerth sind, erhört zu werden!

Madame, Ihr Tod ist so schön, wie Ihr Leben: Sie haben der Liebe gelebt, Sie sterben als Märtyrerin der Mutterliebe. Sei es, daß Gott Sie uns wiedergebe, um uns zum Beispiel zu dienen, sei es, daß er Sie zu sich rufe, um Ihre Tugenden zu krönen, möchten wir Alle, soviel unser sind, leben und sterben wie Sie. Wir würden dann unserer Seligkeit gewiß sein.

Er wollte gehen; sie hielt ihn zurück. Sie gehören zu meinen Freunden, sagte sie zu ihm, und sind einer von Denen, die ich am liebsten sehe; für sie sind meine letzten Augenblicke mir kostbar. Wir werden uns auf so lange Zeit verlassen, daß wir uns nicht so schnell verlassen müssen. Er blieb mit Freuden, und hier ging ich hinaus.

Als ich wiederkam, sah ich, daß die Unterhaltung über denselben Gegenstand fortgedauert hatte, aber in einem anderen Tone, und wie über eine gleichgültige Sache. Der Pastor sprach von dem falschen Verstande, in welchem das Christenthum aufgefaßt würde, wenn man es zu einer Religion der Sterbenden, und seine Diener zu Menschen von trauriger Vorbedeutung mache. Man betrachtet uns, sagte er, wie Todesboten, weil man in der bequemen Meinung, daß eine Viertelstunde der Reue hinreiche, um fünfzig Jahre der Missethat auszutilgen, uns zu anderen Zeiten außer dieser nicht zu sehen liebt. Wir müssen uns in eine Trauerfarbe kleiden; wir müssen uns eine finstere strenge Miene beilegen; man spart nichts, um uns zu Schreckgestalten zu machen. In den anderen Culten ist es noch schlimmer. Ein Katholik, welcher stirbt, ist nur von Gegenständen umgeben, die ihn ängstigen, und von Ceremonien, die ihn gleichsam lebendig begraben. Bei der Mühe, die man sich giebt, die bösen Geister hinwegzuscheuchen, glaubt er sein Zimmer von ihnen erfüllt zu sehen; er stirbt hundertfach aus Furcht, ehe man ihm den Rest giebt; und in diesen Zustand von Grauen liebt es die Kirche ihn zu versetzen, um desto mehr aus seinem Beutel zu ziehen. Danken wir dem Himmel, sagte Julie, daß wir nicht in einer solchen feilen Religion geboren sind, welche die Leute tödtet, um sie zu beerben, und indem sie das Paradies dem Reichen verkauft, auch noch in die andere Welt hinein die ungerechte Ungleichheit versetzt, welche in dieser herrscht. Ich zweifle nicht, daß all dergleichen grasse Vorstellungen dem Unglauben Nahrung geben, und einen natürlichen Abscheu vor dem Cultus erregen, welcher sie unterhält. Ich hoffe, sagte sie mit einem Blick auf mich, daß Der, welcher unsere Kinder erziehen soll, entgegengesetzte Grundsätze befolgen, und ihnen

nicht durch beständige Beimischung von Todesgedanken die Religion schreckhaft und traurig machen wird. Wenn er ihnen lehrt, gut zu leben, werden sie auch gut genug sterben lernen.

Der Verfolg dieser Unterredung, die nun aber weniger gedrängt und häufiger unterbrochen war, als ich sie Ihnen mittheile, gab mir allen noch fehlenden Aufschluß über Juliens Grundsätze und über das Benehmen, welches mir anstößig gewesen war. Alles hing damit zusammen, daß sie, ihren Zustand völlig verzweifelt fühlend, nur noch daran dachte, die unnützen und schaurigen Anstalten, mit welchen man Sterbende zu umringen und zu ängstigen pflegt, von sich fern zu halten: sei es, um unsere Betrübniß hinwegzutäuschen, sei es, um sich selbst ein ohne allen Zweck traurig stimmendes Schauspiel zu ersparen.

Der Tod, sagte sie, ist schon so peinlich, warum soll man ihn noch häßlicher machen? Die Mühe, welche Andere daran vergeuden, sich ihr Leben noch verlängern zu wollen, wende ich dazu an, das meinige bis zum letzten Augenblicke zu genießen: es kommt nur darauf an, daß man sich in die Sache zu schicken wisse, alles Uebrige geht von selbst. Soll ich aus meinem Zimmer ein Hospital, etwas Widriges und Peinigendes machen, während es doch meine letzte Sorge ist, Alles, was ich lieb habe, um mich zu sammeln? Wenn ich die schlechte Luft im Zimmer stocken lasse, werde ich meine Kinder daraus fern halten müssen, oder ihre Gesundheit in Gefahr setzen. Wenn ich in einem Aufzuge bleibe, um Furcht zu machen, so wird mich Niemand erkennen, ich werde nicht mehr die nämliche Person sein, ihr werdet euch alle erinnern, daß ihr mich geliebt habt, und werdet mich nicht ansehen können; ich werde noch lebend den schrecklichen Anblick des Grausens haben, das ich Anderen, selbst meinen Freunden einflöße, als ob ich schon todt wäre. Statt dessen habe ich es so zu machen gewußt, daß ich mein Leben ausdehne, ohne es zu verlängern. Ich bin, ich liebe, ich werde geliebt, ich lebe bis zum letzten Seufzer. Der Augenblick des Todes ist nichts, das natürliche Uebel ist eine Kleinigkeit; diejenigen, welche nur von der Meinung herrühren, habe ich verbannt.

Dies und Aehnliches sprach die Kranke; auch der Pastor sprach, und manchmal der Arzt, Fanchon und ich; Frau v. Orbe war beständig zugegen, mischte sich aber nicht in das Gespräch. Sie gab auf die Bedürfnisse ihrer Freundin Acht, und war im Augenblicke bei der Hand, sie zu bedienen. Außerdem saß sie unbeweglich und fast leblos da, sah

sie an, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne ein Wort von dem zu hören, was gesprochen wurde.

Da ich fürchtete, daß Julie bis zur Erschöpfung sprechen möchte, so nahm ich einen Augenblick wahr, da der Geistliche und Arzt mit einander zu reden anfingen, und sagte ihr, indem ich mich ihr näherte, in's Ohr: Das ist viel gesprochen für eine Kranke! viel Ueberlegung für Jemanden, der sich außer Stande glaubt, zu überlegen.

Ja, sagte sie leise zu mir, für eine Kranke spreche ich zu viel, aber nicht für eine Sterbende; bald werde ich nichts mehr sagen. Was das Ueberlegen betrifft, so thue ich es jetzt nicht mehr, ich habe es früher gethan. Ich wußte in meinen gesunden Tagen, daß ich sterben müßte, ich habe oft über meine letzte Stunde nachgedacht; jetzt kommt mir meine Voraussicht zu gute. Ich bin nicht mehr im Stande zu denken und Entschlüsse zu fassen, ich spreche nur aus, was ich schon gedacht hatte, und handle nach gefaßten Entschlüssen.

Der übrige Tag ging, einige Zufälle abgerechnet, in derselben Ruhe hin, und fast so, als ob alle Welt sich wohlbefände. Julie war, wie bei voller Gesundheit, sanft und liebreich; sie sprach mit demselben Verstande, mit derselben Freiheit des Geistes, sogar mit einer Heiterkeit der Miene, die bisweilen an Fröhlichkeit streifte; kurz, ich bemerkte noch mehr als zuvor in ihren Augen einen gewissen Freudenglanz, der mich immer mehr beunruhigte, so daß ich mich entschloß, mich darüber mit ihr auszusprechen.

Ich that es noch an dem nämlichen Abende. Da sie sah, daß ich dafür gesorgt hatte, mit ihr allein zu sein, sagte sie zu mir: Sie sind mir zuvorgekommen, ich hatte mit Ihnen sprechen wollen. Schön, sagte ich: aber da ich Ihnen zuvorgekommen bin, so lassen Sie mich auch zuerst sprechen.

Nachdem ich mich zu ihr gesetzt hatte, sagte ich, indem ich sie scharf ansah: Julie, meine theure Julie, Sie haben mir das Herz durchbohrt; ach, Sie haben es damit recht spät werden lassen! Ja, fuhr ich fort, als ich bemerkte, daß sie mich mit Erstaunen anblickte, ich habe Sie durchschaut. Sie sterben mit Freuden, Sie sind froh, mich zu verlassen. Erinnern Sie sich, wie sich Ihr Gatte gegen Sie bezeigt hat, seit wir mit einander leben; habe ich eine so schmerzliche Gesinnung von Ihnen verdient? Im Augenblicke ergriff sie meine beiden Hände, und sagte mit dem Tone, der stets die Seele zu treffen wußte:

Wer? Ich? Ich wünsche Sie zu verlassen? So lesen Sie in meinem Herzen? Haben Sie so schnell unser gestriges Gespräch vergessen? Indessen, versetzte ich, Sie sterben zufrieden .... ich habe es wohl erkannt .... Halt! sagte sie; es ist wahr, ich sterbe zufrieden; aber nur daß ich sterbe, wie ich gelebt habe, würdig Ihre Gattin zu sein. Fragen Sie mich nichts weiter, ich werde nichts mehr sagen. Aber hier, fuhr sie fort, indem sie ein Papier unter ihrem Kopfkissen hervorzog, hier werden Sie die völlige Lösung dieses Räthsels finden. Das Papier war ein Brief, und ich sah, daß er an Sie adressirt war. Ich gebe ihn Ihnen offen, setzte sie hinzu, indem sie ihn mir reichte, damit Sie, nachdem Sie ihn gelesen, sich entscheiden, ob Sie ihn abschicken oder unterdrücken wollen, je nachdem Sie es Ihrer Klugheit und meiner Ehre am angemessensten finden. Ich bitte Sie, ihn erst zu lesen, wenn ich nicht mehr sein werde, und ich bin der Erfüllung meiner Bitte so gewiß, daß ich Ihnen darüber nicht einmal ein Versprechen abnehmen will. Es ist der Brief, lieber Saint-Preux, den Sie hier beigeschlossen finden. Wie gut ich weiß, daß Die, welche ihn geschrieben, todt ist, ich habe Mühe zu glauben, daß sie nicht mehr sein soll.

Hierauf kam sie auf ihren Vater zu sprechen und zeigte sich voll Unruhe. Wie! sagte sie; er weiß seine Tochter in Gefahr, und ich höre nichts von ihm! Sollte ihm ein Unglück zugestoßen sein? Liebte er mich nicht mehr? Wie? mein Vater? .... Dieser so zärtliche Vater .... sich so um mich nicht zu kümmern .... mich sterben zu lassen, ohne ihn zu sehen! .... ohne seinen Segen zu empfangen! .... seinen letzten Kuß! .... O Gott! Wie bittere Vorwürfe wird er sich machen, wenn er mich nicht mehr antreffen wird! Diese Betrachtung war ihr schmerzlich. Ich stellte mir vor, daß sie leichter den Gedanken ertragen würde, daß ihr Vater krank, als daß er gleichgültig gegen sie sei. Ich beschloß also, ihr die Wahrheit zu sagen. Es fand sich in der That, daß die Unruhe, in welche sie deshalb gerieth, weniger peinlich für sie war, als ihre frühere Befürchtung. Der Gedanke aber, ihn nicht wiederzusehen, ergriff sie lebhaft. Ach! sagte sie, was wird nach meinem Tode aus ihm werden! Woran wird er hängen? Seine ganze Familie zu überleben! .... Was wird das für ein Leben sein! Er wird allein sein, er wird nicht mehr leben. Dieser Augenblick war einer von denen, in welchen sich das Grauen vor dem Tode fühlbar machte und die Natur sich ihrer Herrschaft wieder bemächtigte. Sie seufzte, faltete die Hände, hob die Augen empor; und ich sah,

daß sie in der That jenes schwere Gebet verrichtete, von dem sie gesagt hatte, daß es dem Kranken eigene.

Sie wendete sich wieder zu mir: Ich fühle mich schwach, sagte sie; ich sehe voraus, daß diese Unterredung die letzte sein dürfte, die wir mit einander haben werden. Im Namen unserer Vereinigung, im Namen unserer theuern Kinder, die deren Unterpfand sind, seien Sie nicht mehr ungerecht gegen Ihre Gattin. Ich mich freuen, Sie zu verlassen! den Mann, der nur gelebt hat, um mich glücklich und weise zu machen, ihn, der von allen Menschen am meisten für mich paßte, den einzigen vielleicht, mit dem ich einen guten Hausstand führen und eine brave Frau werden konnte! Ach! Glauben Sie, daß, wenn ich einen Werth auf das Leben legte, dies nur geschähe, um es mit Ihnen zuzubringen. Diese Worte, die mit Zärtlichkeit ausgesprochen wurden, bewegten mich so, daß ich ihre Hände, die ich in den meinigen hielt und häufig zu meinem Munde führte, von meinen Thränen benetzt fühlte. Ich glaubte meine Augen nicht gemacht, Thränen zu vergießen: es waren die ersten seit meiner Geburt, es werden die letzten bis zu meinem Tode sein. Nachdem ich um Julie geweint, darf um nichts mehr geweint werden.

Dieser Tag war für sie ein anstrengender. Die Vorbereitung der Frau von Orbe in der Nacht, der Auftritt mit den Kindern am Morgen, der mit dem Pfarrer am Nachmittage und die Unterredung am Abend mit mir hatten sie erschöpft. Sie hatte ein wenig mehr Ruhe in dieser Nacht, als in der vorigen, sei es in Folge ihrer Schwäche, sei es weil in der That das Fieber weniger heftig war.

Am andern Tage in der Frühe sagte man mir, daß ein Mann von sehr armseligem Aussehen sehr angelegentlich bitte, Madame allein sprechen zu dürfen. Man hatte ihm gesagt, in welchem Zustande sie sich befände, er hatte auf seiner Bitte bestanden, indem er sagte, es handelte sich um ein gutes Werk; er kennte Frau von Wolmar wohl, und wüßte, daß sie, solange ein Athem in ihr wäre, gern Gutes thun würde. Da sie es zur unverletzlichen Regel gemacht hatte, Niemanden abzuweisen und besonders keinen Unglücklichen, so sagte man mir von diesem Manne, ehe man ihn wegschickte. Ich ließ ihn kommen. Er war fast in Lumpen und hatte die Miene und den Ton eines Nothleidenden; übrigens bemerkte ich in seinem Gesicht und in seinen Reden nichts, was mir eine schlechte Meinung von ihm gegeben hätte. Er bestand darauf, mit Julie allein sprechen zu wollen. Ich sagte ihm,

wenn es sich nur darum handelte, ihm irgend eine Unterstützung zukommen zu lassen, so möchte er deshalb nicht eine Frau in ihrem letzten Augenblick behelligen, ich würde Alles thun, was sie nur für ihn hätte thun können. Nein, sagte er, ich verlange kein Geld, obgleich ich es sehr nöthig hätte; ich verlange ein Gut, das mir gehört, ein Gut, das ich höher achte, als alle Schätze der Erde, ein Gut, das ich durch meine Schuld verloren habe, und das Madame allein, von der ich es habe, mir noch einmal wiedergeben kann.

Obgleich ich den Sinn dieser Worte nicht errathen konnte, ließ ich mich dennoch dadurch bestimmen. Ein schlechtgesinnter Mensch hätte dasselbe sagen können, aber er würde es nicht mit demselben Tone gesagt haben. Er verlangte Geheimniß, kein Dienstbote sollte zugegen sein. Diese Vorsichtsmaßregeln schienen mir seltsam; jedoch verstand ich mich dazu, und führte ihn endlich zu ihr. Er hatte mir gesagt, daß Frau von Orbe ihn kenne; er ging an ihr vorüber, sie erkannte ihn nicht, und dies wunderte mich nicht sehr. Julie erkannte ihn augenblicklich, und da sie ihn in einem so traurigen Aufzuge sah, warf sie es mir vor, daß ich ihn darin gelassen. Die Wiedererkennung war rührend. Clara, durch das Geräusch aufgeschreckt, tritt heran und erkennt ihn nun auch, nicht ohne ebenfalls einige Freude blicken zu lassen; aber die Regungen ihres guten Herzens erstarben in ihrem tiefen Schmerz: ein einziges Gefühl verschlang Alles; sie hatte für nichts mehr Sinn.

Ich habe, glaube ich, nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wer dieser Mann war. Seine Gegenwart erweckte manche Erinnerungen. Aber während Julie ihn tröstete und ihm Muth einsprach, wurde sie von einer heftigen Athemlosigkeit befallen und befand sich so übel, daß man glaubte, sie würde verscheiden. Um keinen Auftritt zu machen, und alle Störungen in einem Augenblicke zu vermeiden, in welchem an nichts zu denken war, als ihr beizuspringen, ließ ich den Mann in das Cabinet treten und sagte ihm, er solle die Thür hinter sich verschließen. Fanchon wurde gerufen und mit einiger Zeit und Mühe wurde die Kranke wieder zu sich gebracht. Als sie uns Alle bestürzt um sich sah, sagte sie zu uns: Kinder, es war nur zur Probe; es thut nicht so weh, als man denkt.

Die Ruhe stellte sich wieder ein; aber der Schreck war so groß gewesen, daß ich an den Mann im Cabinet nicht mehr dachte, und als Julie mich leise fragte, was aus ihm geworden, war der Tisch gedeckt,

alle Welt war da, ich wollte hineingehen, um mit ihm zu reden, aber er hatte die Thür von innen verschlossen, wie ich ihm gesagt hatte, ich mußte bis nach dem Essen warten, um ihn herauszulassen.

Während der Mahlzeit sprach du Bosson, der zugegen war, von einer jungen Wittwe, die, wie es hieß, sich wieder verheiraten wollte, und fügte einige Bemerkungen über das traurige Loos der Wittwen hinzu. Es giebt welche, sagte ich, die noch weit mehr zu beklagen sind, nämlich die Wittwen, deren Männer noch leben. Das ist wahr, sagte Fanchon, welche sah, daß meine Rede sich auf sie bezog, besonders, wenn sie sie liebhaben. Das Gespräch kam nun auf ihren Mann, und da sie zu allen Zeiten mit Liebe von ihm gesprochen hatte, so war es natürlich, daß sie es auch in einem Augenblicke that, in welchem der Verlust ihrer Wohlthäterin ihr ihren eigenen noch schwerer machte. Sie that es in sehr rührenden Ausdrücken, lobte sein von Natur gutes Gemüth, beklagte, daß er sich durch böses Beispiel habe verführen lassen, und bedauerte ihn so aufrichtig, daß sie, schon traurig gestimmt, bis zu Thränen bewegt wurde. Plötzlich öffnet sich das Cabinet, der Mann in Lumpen tritt rasch heraus, wirft sich ihr zu Füßen und umarmt sie in Thränen zerfließend. Sie hatte ein Glas in der Hand; es entfällt ihr: Ach, Unglücklicher, wo kommst du her? Sie sinkt über ihn, und würde in Ohnmacht gefallen sein, wenn man ihr nicht schnell beigesprungen wäre.

Das Uebrige ist leicht zu errathen. In einem Augenblick wußte man durch das ganze Haus, daß Claude Anet wieder da war. Der Mann der guten Fanchon! Welche Freude! Kaum war er aus dem Zimmer, so wurde er mit Kleidern versehen. Wenn Jeder nur zwei Hemden gehabt hätte, so würde Anet allein so viele gehabt haben, als alle anderen übrig hatten. Als ich hinauskam, um ihn kleiden zu lassen, fand ich, daß man mir zuvorgekommen war, und mußte mein Ansehen gebrauchen, um Die, welche ihn versorgt hatten, zur Zurücknahme des Ihrigen zu nöthigen.

Fanchon wollte indeß von ihrer Herrin nicht weichen. Um sie ihrem Manne einige Stunden zu lassen, gebrauchte man den Vorwand, daß die Kinder in die Luft müßten, und die Beiden wurden beauftragt, sie zu führen.

Dieser Auftritt belästigte die Kranke nicht so wie die früheren; er hatte nur Angenehmes gehabt, und that ihr nur wohl. Den Nachmittag brachten wir, Clara und ich, allein bei ihr zu, und hatten zwei Stunden

ruhigen Gespräches, das sie zu dem anziehendsten und reizendsten machte, das wir je gehabt.

Sie begann mit einigen Bemerkungen über das rührende Schauspiel, das wir mit angesehen, das ihr so lebhaft die ersten Zeiten ihrer Jugend zurückrief; dann ging sie, der Ordnung der Begebenheiten folgend, ihr ganzes Leben durch, um zu zeigen, daß es im Ganzen genommen süß und beglückt gewesen, daß sie von Stufe zu Stufe bis zu dem Gipfel des Glückes, das auf Erden vergönnt ist, gestiegen war; und daß der Zufall, welcher ihre Tage mitten im Laufe abschnitt, allem Anscheine nach, auf ihrer natürlichen Bahn den Scheidepunkt des Guten und des Uebels bezeichnete

Sie dankte dem Himmel, daß er ihr ein empfindsames und zum Guten geneigtes Herz, einen gesunden Verstand, ein angenehmes Aeußere gegeben, daß er sie in einem freien Lande und nicht unter Sklaven, aus einer achtbaren Familie und nicht aus einer Race von Missethätern, in einer anständigen Lage und nicht in weltlicher Hoheit, welche die Seele verdirbt, noch in Mangel, welcher sie herabdrückt, das Licht hatte erblicken lassen. Sie wünschte sich Glück, von tugendhaften und guten, ehrenwerthen und rechtschaffenen Eltern abzustammen, die, ihre Fehler gegenseitig ausgleichend, ihren Geist nach dem ihrigen gebildet hatten, ohne ihre Schwächen oder ihre Vorurtheile auf sie überzupflanzen. Sie pries den Vorzug, in einer vernünftigen und heiligen Religion aufgewachsen zu sein, die, weit entfernt den Menschen zu verdammen, ihn adelt und erhebt, die, weder Gottlosigkeit noch Fanatismus begünstigend, es ihm verstattet, zugleich vernünftig und gläubig, menschlich und fromm zu sein.

Hierauf die Hand ihrer Cousine drückend, die sie in der ihrigen hielt, und sie mit dem Auge anblickend, das Sie ja kennen und das die Ermattung noch rührender machte, sagte sie: Alle diese Güter sind auch tausend Anderen zu Theil geworden; aber dieses! . . . . das hat der Himmel mir allein geschenkt. Ich war Weib, und hatte eine Freundin; er ließ uns zu gleicher Zeit geboren werden; er legte in unsere Neigungen eine Uebereinstimmung, die sich nie verläugnet hat; er schuf unsere Herzen für einander; er vereinigte uns von der Wiege an; ich habe sie behalten mein ganzes Leben lang, und ihre Hand schließt mir die Augen. Findet mir ein zweites Beispiel dieser Art auf der Welt, und ich will auf nichts mehr stolz sein. Was für weisen Rath hat sie mir nicht gegeben! Aus was für Gefahren hat sie mich nicht er-

rettet! Um was für Leid hat sie mich nicht getröstet! Was wäre ich ohne sie gewesen? Was hätte sie nicht aus mir gemacht, wenn ich ihr mehr gefolgt wäre! Ich wäre heute vielleicht so viel werth als sie! Clara antwortete nicht, sondern neigte nur den Kopf auf den Busen ihrer Freundin, und wollte ihrem inneren Schluchzen durch Thränen Luft machen: es war nicht möglich. Julie drückte sie lange schweigend gegen ihre Brust. In solchem Augenblicke hat man keine Worte und keine Thränen.

Sie faßten sich endlich, und Julie fuhr fort: Mit diesen Gütern waren Uebelstände vermischt; das ist das Schicksal menschlicher Dinge. Mein Herz war für die Liebe geschaffen, schwierig in Bezug auf persönliches Verdienst, gleichgültig gegen alle Güter, deren Werth die Meinung bestimmt. Es war fast unmöglich, daß die Vorurtheile meines Vaters sich mit meinem Hange vertragen konnten; ich bedurfte eines Geliebten meiner eigenen Wahl. Er bot sich mir dar; ich glaubte ihn zu wählen. Ohne Zweifel wählte ihn der Himmel für mich so, daß ich, den Verirrungen meiner Leidenschaft hingegeben, mich nicht den Greueln des Verbrechens hingäbe, und daß die Liebe zur Tugend jene in meinem Herzen wenigstens überdauerte. Er nahm die gesittete und einschmeichelnde Sprache an, mit welcher tausend Schurken alle Tage so viele gute Mädchen verführen; aber allein unter so vielen anderen war er ein rechtschaffener Mann und dachte so, wie er sprach. War es meine Klugheit, welche die Wahl getroffen? Nein, ich kannte zuerst von ihm nur seine Sprache, und ließ mich verführen. Ich that aus Verzweiflung, was Andere aus Frechheit thun; ich warf mich, wie mein Vater es nannte, ihm an den Hals; er schonte meiner Ehre. Da erst konnte ich ihn kennen lernen. Jeder Mann, der fähig ist, so zu handeln, hat eine schöne Seele; nach solcher Probe kann man auf ihn bauen. Aber ich baute zuvor auf ihn, nachher getraute ich mir, auf mich selbst zu bauen; und so geht man verloren.

Sie verbreitete sich mit Wohlgefallen über das Verdienst ihres Geliebten; sie ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, aber man sah, wie sehr dies ihrem Herzen wohlthat. Sie lobte ihn sogar auf Kosten ihrer selbst. Um ganz gerecht gegen ihn zu sein, wurde sie unbillig gegen sich, und that sich Unrecht, um ihm Ehre zu machen. Sie ging soweit, zu behaupten, daß er mehr Abscheu als sie vor dem Ehebruch gehabt habe, ohne sich zu erinnern, daß er selbst dies widerlegt hatte.

In gleichem Geiste ging sie ihr übriges Leben durch. Milord Eduard, ihr Mann, ihre Kinder, Ihre Rückkunft, unsere Freundschaft, Alles wurde in ein vortheilhaftes Licht gestellt. Ihr Unglück selbst hatte nur dazu gedient, ihr größeres zu ersparen. Sie hatte ihre Mutter in dem Augenblicke verloren, da dieser Verlust für sie am härtesten sein mußte; aber wenn der Himmel sie ihr erhalten hätte, würde bald Zerrüttung in ihrer Familie entstanden sein. Auf ihre Mutter gestützt, wie schwach diese auch immer war, würde sie mehr Muth gefunden haben, ihrem Vater Widerstand zu leisten und daraus würde Zwietracht und Aergerniß entsprungen sein, vielleicht Unglück und Unehre, vielleicht noch ärger, wenn ihr Bruder noch gelebt hätte. Sie hatte wider Willen einen Mann geheiratet, den sie nicht liebte; aber sie behauptete, daß sie mit einem Anderen nie hätte so glücklich sein können, selbst nicht mit Dem, den sie geliebt hatte. Der Tod des Herrn von Orbe hatte ihr einen Freund genommen und ihr dadurch ihre Freundin wiedergegeben. Alles, Kummer und Leiden selbst, rechnete sie sich zum Vortheil, da ihr Herz dadurch verhindert worden sei, sich gegen fremdes Leiden zu verhärten. Man weiß gar nicht, sagte sie, welche Süßigkeit darin liegt, über eigenes oder fremdes Wehe weich zu werden. Die Empfindsamkeit schafft immer in der Seele eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst, die von Schicksal und Zufällen unabhängig ist. Wie viel habe ich geseufzt! wie viele Thränen habe ich vergossen! Ach, und wenn ich unter denselben Bedingungen mein Leben wieder beginnen sollte, so wäre das Ueble, das ich gethan habe, das Einzige, welches ich ausscheiden möchte; was ich gelitten habe, würde mir wieder angenehm sein. Saint-Preux, ich gebe Ihnen genau ihre Worte; wenn Sie ihren Brief gelesen haben werden, werden Sie sie vielleicht besser verstehen.

Seht, fuhr sie fort, wie hoch mein Glück gestiegen ist. Ich hatte viel, ich erwartete mehr. Das Gedeihen meiner Familie, eine gute Erziehung für meine Kinder, alle meine Lieben um mich versammelt, oder doch nahe daran, bei mir zu sein. Gegenwart und Zukunft schmeichelten mir auf gleiche Weise; Genuß und Hoffnung vereinigten sich, mich glücklich zu machen; mein Glück, allmählig gesteigert, war auf seinem Gipfel; es hätte nur noch sinken können; es war gekommen, ohne daß ich es erwartet hatte, es würde entflohen sein, sobald ich es für dauerhaft gehalten hätte. Wie hätte mich das Schicksal auf dieser Höhe erhalten sollen? Ist ein dauernder Zustand der Menschen

Loos? Nein; wenn man Alles erlangt hat, so muß man verlieren, wäre es auch nur die Freude am Besitze, die sich durch ihn selbst abstumpft. Mein Vater ist schon alt, meine Kinder sind in dem zarten Alter, in welchem das Leben noch schwach befestigt ist; wie viele Verluste konnten mich betrüben, ohne daß mir etwas neu zu erwerben bliebe. Die mütterliche Liebe wächst ohne Ende, die Kindeszärtlichkeit nimmt ab, je mehr die Kinder von ihrer Mutter entfernt leben. Mit dem fortrückenden Alter würden sich die meinigen mehr von mir getrennt haben. Sie würden in der Welt gelebt haben; sie hätten mich leicht vernachlässigen können. Sie wollen eines von ihnen nach Rußland schicken; wie viele Thränen würde mir sein Abschied gekostet haben! Alles würde sich nach und nach von mir abgelöst und nichts mir Ersatz gegeben haben für die Verluste, die ich erlitt. Wie oft hätte ich mich in der Lage befinden können, in welcher ich euch verlasse! Und hätte ich nicht doch endlich sterben müssen? Vielleicht die letzte von allen! Vielleicht allein und verlassen! Je länger man lebt, desto mehr liebt man das Leben, auch wenn man keinen Genuß davon hat; ich würde ein geplagtes Leben und die Furcht vor dem Tode gehabt haben, die gewöhnlichen Begleiter des Alters. Statt dessen nun sind meine letzten Augenblicke noch angenehm, und ich habe Kraft zu sterben, wenn man es anders sterben nennen kann, die Geliebten lebend zurückzulassen. Nein, meine Freunde, nein, meine Kinder, ich verlasse euch gewissermaßen nicht, ich bleibe bei euch; indem ich euch alle beisammen lasse, weilt mein Herz, weilt mein Geist bei euch. Ihr werdet mich beständig unter euch sehen; ihr werdet euch beständig von mir umschwebt fühlen .... Und dann werden wir wieder vereinigt werden, ich bin dessen gewiß; der gute Wolmar selbst wird mir nicht entrinnen. Mein Blick zu Gott beruhigt meine Seele und versüßt mir einen schweren Augenblick, er verheißt mir für euch dasselbe Loos, das mir zu Theil wird. Mein Geschick folgt mir und bleibt sich treu. Ich war glücklich, ich bin es, ich werde es sein; mein Glück ist sicher gestellt, ich entreiße es dem Wechsel; es hat keine Grenzen mehr als die Ewigkeit.

Hierbei war sie, als der Geistliche eintrat. Er ehrte und schätzte sie wahrhaft, er wußte besser als Jemand, wie lebendig und aufrichtig ihr Glaube war, er war davon durch die Unterredung des vorigen Tages und überhaupt durch die Haltung, welche er bei ihr fand, noch mehr ergriffen worden. Er hatte öfters mit prahlerischer Fassung sterben

sehen, nie so mit Heiterkeit. Vielleicht kam zu dem Antheil, welchen er nahm, ein geheimer Wunsch hinzu, zu sehen, ob sich diese Ruhe bis zum Ende behaupten würde. Sie hatte nicht nöthig, den Gegenstand der Unterhaltung sehr zu ändern, um einen solchen herbeizuführen, der dem Charakter des Neuhinzugekommenen entspräche. Da ihre Reden auch in gesunden Tagen nie leichtfertig gewesen, so that sie weiter nichts, als daß sie in ihrem Bette mit derselben Ruhe fortfuhr, Gegenstände, die für sie und ihre Freunde von Interesse waren, zu behandeln; sie sprach mit Gleichgültigkeit über Dinge, die nichts weniger als gleichgültig waren.

Den Gedanken ihres Weilens unter uns weiter verfolgend, sprach sie von Betrachtungen, die sie früherhin über den Zustand der Seele nach ihrer Trennung von dem Leibe angestellt hatte; sie wunderte sich über die Thorheit Derer, die ihren Freunden versprochen hätten, ihnen Nachrichten aus der anderen Welt zu bringen. Es ist dies gerade ebenso vernünftig, sagte sie, wie die Gespenstergeschichten, die tausend Unheil stiften und die lieben Weiber ängstigen. Als ob die Geister Stimmen zum Sprechen und Hände zum Schlagen hätten*)! Wie sollte ein reiner Geist auf eine Seele wirken, die noch in einem Körper eingeschlossen ist, und in Folge dieser Vereinigung nicht anders als durch Vermittelung ihrer Organe wahrnehmen kann? Aber ich gestehe, daß ich nichts Sinnloses darin finde, anzunehmen, daß eine von einem Körper, der ehemals die Erde bewohnte, freigewordene Seele zur Erde zurückkehren, umherschweifen, vielleicht Diejenigen, die ihr lieb gewesen, umschweben könne; nicht um uns ihre Gegenwart zu erkennen zu geben, dazu hat sie kein Mittel; nicht um auf uns zu wirken und uns ihre Gedanken mitzutheilen, sie hat keine Handhabe, um die Organe unseres Gehirns zu erschüttern; nicht endlich, um zu sehen, was wir thun, denn dazu müßte sie Sinne haben, sondern um ihrerseits zu erkennen, was wir denken und fühlen, und zwar durch eine unmittelbare

*) Plato sagt, daß beim Tode die Seelen der Gerechten, die keine Befleckung auf Erden angenommen, sich allein in ihrer ganzen Reinheit von der Materie abtrennen. Was diejenigen betrifft, die hienieden ihren Leidenschaften unterthan gewesen sind, so fügt er hinzu, daß deren Seelen nicht so schnell ihre ursprüngliche Reinheit wiedererlangen, sondern irdische Theile beibehalten, welche sie wie gefesselt in der Nähe ihrer leiblichen Ueberreste festhalten. Daher, sagt er, kommen jene Schatten, die man manchmal über den Gräbern umherirren sieht, neue Verwandlungen erwartend. Die Philosophen aller Zeitalter haben immer eine wahre Wuth gehabt, das, was ist, zu leugnen, und das zu erklären, was nicht ist.

Mittheilung, ähnlich der, durch welche Gott schon in diesem Leben unsere Gedanken liest, und durch welche wir ebenso in dem künftigen die seinigen lesen werden, wenn wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen *); denn im Grunde, setzte sie hinzu, den Geistlichen anblickend, wozu sollten Sinne dienen, wenn sie nichts mehr zu thun haben? Das ewige Wesen kann man nicht sehen, noch hören, sondern nur fühlen; es spricht weder zu den Augen, noch zu den Ohren, sondern zum Herzen.

Ich ersah aus der Antwort des Pastors und einigen Zeichen des Einverständnisses, daß einer der früher zwischen ihnen besprochenen Punkte die Auferstehung der Leiber gewesen. Ich merkte auch, daß mir Juliens religiöse Vorstellungen, in denen sich der Glaube der Vernunft annäherte, etwas mehr Aufmerksamkeit abzugewinnen anfingen.

Sie gefiel sich so sehr in ihren Ideen, daß, wenn ihr auch ihre alten Meinungen nicht festgestanden hätten, es eine Grausamkeit gewesen wäre, eine derselben, die ihr in dem Zustande, worin sie sich befand, gerade so süß war, zu zerstören. Hundert Mal, sagte sie, habe ich mehr Vergnügen daran gefunden, ein gutes Werk zu thun, wenn ich mir dachte, daß meine Mutter gegenwärtig sei, in dem Herzen ihrer Tochter lese und ihr Beifall schenke. Es liegt etwas so Tröstliches darin, noch unter den Augen Dessen zu leben, der uns theuer war! Es bewirkt, daß er nur halb für uns gestorben ist. Sie können denken, ob während dieser Reden Clara's Hand oft gedrückt wurde.

Obgleich der Pastor auf Alles mit vieler Sanftmuth und Mäßigung antwortete, und geflissentlich merken ließ, daß er ihr in keiner Sache widersprechen wolle, damit man nicht etwa sein Schweigen über manche Punkte für ein Zugeständniß nehmen möchte, so konnte er doch nicht umhin, einen Augenblick Geistlicher zu sein und eine entgegengesetzte Lehre über das andere Leben vorzutragen. Er sagte, die Unendlichkeit, Herrlichkeit und die anderen Eigenschaften Gottes wären das Einzige, womit die Seelen der Erwählten beschäftigt sein würden; die Anschauung dieser erhabenen Gegenstände würde jede andere Erinnerung auslöschen, man würde sich nicht wiedersehen, sich nicht wiedererkennen, auch im Himmel nicht, denn in dem ewigen Entzücken dort würde man an nichts Irdisches mehr denken.

*) Dies scheint mir sehr wohl gesagt, denn was heißt Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, wenn nicht in der höchsten Vernunft lesen?

Das kann wohl sein, entgegnete Julie; von der Niedrigkeit unserer Gedanken bis zu dem Wesen Gottes ist ein solcher Abstand, daß wir nicht im voraus beurtheilen können, welche Wirkung es auf uns machen wird, wenn wir im Stande sein werden, es anzuschauen. Indessen, da ich vor der Hand nur nach meinen Vorstellungen urtheilen kann, so gestehe ich, so theure Beziehungen in meiner Seele zu tragen, daß ich mir nur schwer denken kann, daß ich je ohne sie sein könnte. Ich habe mir sogar eine Art Beweisgrund geschaffen, der meiner Hoffnung schmeichelt. Ich sage mir, daß ein Theil meiner Seligkeit in dem Zeugnisse eines guten Gewissens bestehen wird. Also werde ich mich dessen erinnern, was ich auf Erden gethan; ich werde mich also auch der Personen erinnern, die mir theuer gewesen sind; sie werden es mir also auch ferner noch sein: sie nicht mehr zu sehen*), würde eine Strafe sein, und eine solche läßt ja der selige Zustand nicht zu. Uebrigens, setzte sie hinzu, den Geistlichen heiter anblickend, wenn ich mich täusche, so werden ja ein paar Tage des Irrthums bald vorüber sein: in Kurzem werde ich darüber mehr wissen, als Sie. Inzwischen weiß ich so viel ganz gewiß, daß ich, solange ich eine Erinnerung von meinem Aufenthalt auf Erden habe, Die lieben werde, die ich dort geliebt habe, und mein Pastor wird unter ihnen nicht die letzte Stelle einnehmen.

So gingen die Unterredungen dieses Tages hin, wobei Zuversicht, Hoffnung, Seelenruhe sich herrlicher als je in Julie offenbarten, und ihr, der Meinung des Geistlichen nach, im voraus den Frieden der Seligen gaben, deren Zahl sie bald vermehren sollte. Nie war sie zärtlicher, wahrer, liebreicher, liebenswürdiger, mit einem Worte, mehr sie selbst. Beständig Klarheit, beständig Gefühl, beständig die Festigkeit des Weisen und die Sanftmuth des Christen. Nichts Anspruchvolles, nichts Gemachtes, nichts Lehrhaftes; in Allem der naive Ausdruck dessen, was sie fühlte, in Allem die Einfalt ihres Herzens. Wenn sie manchmal die Klagen zurückhielt, die ihr das Leiden auspressen wollte, so geschah es nicht, um eine stoische Unerschrockenheit zum Besten zu geben, sondern aus Furcht, Denen, die sie umgaben, das Herz

*) Es ist leicht einzusehen, daß sie mit dem Worte „sehen" einen rein geistigen Akt bezeichnen will, ähnlich dem, in welchem Gott uns sieht und wir Gott sehen werden. Sinnlich vorstellen kann man sich eine unmittelbare Mittheilung der Geister nicht; aber die Vernunft begreift sie sehr wohl und besser, wie mir scheint, als die Mittheilung der Bewegung in der Körperwelt.

zu durchbohren; und wenn die Todesangst einen Augenblick der Natur zu ihrem Rechte verhalf, so verbarg sie ihre Zaghaftigkeit nicht, und ließ sich trösten; sobald sie sich wieder gefaßt hatte, tröstete sie dann die Anderen; man sah, man fühlte, daß es ein Gegendienst war; ihre liebreiche Miene sagte es aller Welt. Ihre Heiterkeit war nicht erzwungen, ihr Scherzen sogar war rührend; man hatte das Lächeln auf den Lippen und die Augen voll Thränen. Denken Sie den Schauder hinweg, der es Einem nicht erlaubt, im Angesichte des Verlustes einer Sache froh zu werden, und sie gefiel noch mehr, war noch liebenswürdiger als selbst in ihren gesunden Tagen, und der letzte Tag ihres Lebens war auch der reizendste.

Gegen Abend hatte sie wieder einen Anfall, der, obgleich geringer, als am Morgen, ihr nicht erlaubte, ihre Kinder lange bei sich zu haben. Jedoch bemerkte sie noch, daß Henriette schlimm aussähe. Man sagte ihr, sie weine viel und äße nicht. Das wird man ihr nicht abgewöhnen können, sagte sie, auf Clara blickend, die Krankheit liegt im Blute.

Als sie sich wieder erholt hatte, verlangte sie, daß in ihrem Zimmer zu Abend gegessen würde. Der Arzt war zugegen wie am Morgen. Fanchon, die sich sonst immer erst auffordern ließ, wenn sie mit an unseren Tisch kommen sollte, fand sich dieses Mal ungerufen ein. Julie bemerkte es und lächelte. Ja, mein Kind, sagte sie zu ihr, iß noch diesen Abend bei mir; du wirst deinen Mann länger haben, als deine Herrin. Denn, sagte sie zu mir, ich habe nicht nöthig, Ihnen Claude Anet zu empfehlen. Nein, entgegnete ich; Alles, was Sie mit Ihrem Wohlwollen beehrt haben, bedarf bei mir keiner Empfehlung.

Das Abendessen war auch jetzt noch angenehmer, als ich erwartet hätte. Da Julie sah, daß sie das Licht ertragen konnte, ließ sie den Tisch heranrücken, und was bei dem Zustande, in welchem sie sich befand, unbegreiflich schien, sie hatte Appetit. Der Arzt, der nicht mehr nöthig fand, ihr etwas zu versagen, wollte ihr ein Stückchen Brust von einem Hühnchen geben. Nein, sagte sie; aber ich möchte gern von der Ferra*) essen. Man reichte ihr ein Stückchen davon; sie aß es mit etwas Brod und sagte, daß es ihr schmecke. Während sie aß,

*) Ein sehr guter Fisch, der dem Genfersee eigenthümlich ist und sich nur zu gewissen Zeiten darin findet.

mußte man Frau von Orbe sie anblicken sehen; man mußte es sehen, denn sagen läßt es sich nicht. Nicht nur schadete ihr das, was sie gegessen hatte, nicht, sie schien sich während der übrigen Zeit der Mahlzeit besser zu befinden; sie war selbst so bei Laune, daß sie darauf fiel, wie scheltend zu bemerken, ich hätte schon lange keine fremden Weine getrunken. Hole doch für die Herren, sagte sie, eine Flasche Spanier. An der Miene des Arztes sah sie, daß er sich auf wirklichen spanischen Wein Rechnung mache, und winkte noch lächelnd ihrer Cousine zu; ich bemerkte auch, daß Clara ihrerseits, ohne auf das Alles Acht zu geben, von Zeit zu Zeit die Augen mit einer gewissen Unruhe, bald auf Julie, bald auf Fanchon warf, wie um etwas zu sagen oder zu fragen.

Der Wein blieb lange; der Kellerschlüssel wurde vergebens gesucht, man fand ihn nicht und muthmaßte, wie sich auch nachher befand, daß der Kammerdiener des Barons, der ihn in Verwahrung gehabt, ihn unvorsichtigerweise mitgenommen hätte. Bald stellte sich heraus, daß die für einen einzigen Tag bestimmten Vorräthe fünf Tage gereicht hatten, und daß es an Wein gefehlt hatte, ohne daß Jemand ein Wort darüber verlor, trotz der wiederholten Nachtwachen. Der Arzt fiel aus den Wolken. Mochte nun diese Gleichgültigkeit der allgemeinen Betrübniß oder der Mäßigkeit der Bedienten zuzurechnen sein, ich schämte mich, bei solchen Leuten, die gewöhnliche Vorsicht zu gebrauchen, ließ die Kellerthür aufbrechen, und befahl, daß Jeder Wein trinken solle, so viel er Lust habe.

Die Flasche kam endlich, und man trank. Der Wein wurde vortrefflich gefunden. Die Kranke bekam Lust; sie forderte einen Löffel voll mit Wasser gemischt; der Arzt gab ihr in einem Glase, und sagte, sie solle ihn ungemischt trinken. Jetzt wurden die Blicke zwischen Clara und Fanchon häufiger, aber wie verstohlen, und als fürchteten sie immer zu viel zu sagen.

Die Nüchternheit, die Schwäche, der Mangel an Gewohnheit Wein zu trinken machten, daß er auf Julie stark wirkte. Ach, sagte sie, ihr habt mich berauscht gemacht! So spät war es nicht der Mühe werth anzufangen, denn eine betrunkene Frau ist etwas recht Abscheuliches. In der That fing sie an zu plaudern, immer zwar sehr bedacht, wie gewöhnlich, aber mit größerer Lebhaftigkeit als zuvor. Auffallend war, daß ihre Farbe nichts Fieberhaftes hatte; ihre Augen hatten nur einen matten Glanz; die Blässe abgerechnet hätte man sie für gesund

halten können. Clara war jetzt in sichtlicher Aufregung. Sie sah mit scheuen Augen bald Julie, bald mich, bald Fanchon, vorzüglich aber den Arzt an; alle diese Blicke waren ebenso viele Fragen, die sie thun wollte, und nicht zu thun wagte; es war immer, als ob sie sprechen wollte, und nur durch die Furcht vor einer schlimmen Antwort zurückgehalten würde; ihre Unruhe war so groß, daß es ihr die Luft zu versetzen schien.

Fanchon, durch alle diese Winke dreist gemacht, wagte endlich, jedoch mit zitternder und halblauter Stimme zu sagen, es schiene, als ob Madame heute etwas weniger leidend wäre, ... der letzte Krampf wäre etwas weniger heftig gewesen .... diesen Abend .... Sie brach ab. Und Clara, die, während sie sprach, wie ein Espenlaub zitterte, sah den Arzt mit furchtsamer Miene an, hing mit dem Blick an dem seinigen, spannte das Ohr, und wagte nicht zu athmen, um nur ja nichts von dem zu verlieren, was er sagen würde.

Man hätte dumm sein müssen, um das nicht Alles zu verstehen. Du Bosson steht auf, fühlt der Kranken den Puls und sagt: es ist weder Rausch noch Fieber da; der Puls ist sehr gut. Im Augenblick ruft Clara, beide Arme halb ausstreckend: Nun Monsieur? .... Puls? .... Fieber? ..... Die Stimme versagte ihr, aber ihre Hände blieben vorgestreckt, ihre Augen funkelten vor Ungeduld, es war keine Muskel in ihrem Gesicht, die nicht in Thätigkeit war. Der Arzt antwortet nichts, greift wieder nach dem Puls, untersucht die Augen, die Zunge, sinnt einen Augenblick und sagt: Madame, ich verstehe Sie wohl; es ist mir unmöglich, jetzt etwas Positives zu sagen; wenn sie aber morgen früh, um die gleiche Stunde sich noch ebenso befindet, so bürge ich für ihr Leben. Bei diesem Wort fährt Clara wie ein Blitz auf, wirft zwei Stühle und fast den Tisch um, fällt dem Arzt um den Hals, küßt ihn tausend Mal unter Schluchzen und heißen Thränen, und immer mit demselben Ungestüm, reißt sich einen werthvollen Ring vom Finger, steckt ihn ihm trotz seines Widerstrebens an den seinigen, und sagt ganz außer Athem: Ach Monsieur, wenn Sie sie uns wiedergeben, so werden Sie nicht sie allein retten!

Julie sah Alles. Der Anblick zerriß ihr das Herz. Sie sieht einen Augenblick ihre Freundin an, und sagt dann mit schmerzlichem und schmerzhaftem Tone: Ach, Grausame, wie machst du es mir leid, das Leben zu verlassen! Willst du machen, daß ich in Verzweiflung sterbe? Soll ich dich denn zum zweiten Male vorbereiten müssen? Diese

wenigen Worte waren ein Donnerschlag: sie vernichteten sogleich die freudige Aufwallung, konnten aber die wiedererwachende Hoffnung nicht ganz ersticken.

In einem Augenblick lief die Antwort des Arztes durch das ganze Haus. Die guten Leute sahen schon im Geiste ihre Herrin genesen. Sie beschlossen einstimmig, dem Arzte, wenn sie wieder aufkäme, gemeinschaftlich ein Geschenk zu machen, wozu jeder drei Monate Lohn steuerte; das Geld wurde auf der Stelle in Fanchon's Hände niedergelegt, indem Denen, die nicht genug hatten, die Anderen vorstreckten. Diese Sache wurde mit solchem Eifer verhandelt, daß Julie aus ihrem Bette das Geräusch ihrer Stimmen hörte. Denken Sie sich, wie das auf das Herz einer Frau wirken mußte, die sich sterbend fühlt. Sie winkte mir und sagte mir in's Ohr: Man läßt mich den bittersüßen Kelch der Empfindsamkeit bis auf die Neige leeren.

Als es Zeit war, sich zurückzuziehen, ließ Frau von Orbe, die, wie in den vorigen Nächten, das Bett der Cousine theilte, ihre Kammerfrau rufen, um Fanchon diese Nacht abzulösen; Fanchon aber entrüstete sich über den Vorschlag, selbst noch mehr, als ohne die Rückkunft ihres Mannes geschehen sein würde. Frau von Orbe wollte aber auch nicht nachgeben, und so brachten beide Kammerfrauen die Nacht im Cabinette zu. Ich blieb in dem benachbarten Zimmer und die Hoffnung hatte alle so munter gemacht, daß ich weder mit Befehlen noch mit Drohungen einen einzigen Bedienten bewegen konnte, zu Bett zu gehen. So blieb das ganze Haus diese Nacht auf den Beinen, und in einer Ungeduld, daß gewiß wenige von seinen Bewohnern waren, die nicht viel von ihrem Leben darum gegeben hätten, daß es erst neun Uhr Morgens wäre.

Ich hörte während der Nacht mehrmals gehen und kommen, ohne mich dadurch beunruhigen zu lassen; aber am Morgen, als Alles still war, trifft ein dumpfes Geräusch mein Ohr, ich horche, ich glaube ächzen zu hören. Ich laufe, trete ein, öffne den Vorhang .... Saint-Preux! .... theurer Saint-Preux! .... ich sehe die beiden Freundinnen einander regungslos in den Armen liegend, die eine ohnmächtig, die andere verscheidend. Ich schreie, ich will ihren letzten Hauch zurückhalten oder auffangen, ich stürze hinzu. Sie war nicht mehr.

Anbeter Gottes, Julie war nicht mehr! .... Ich kann Ihnen nicht sagen, was während einiger Stunden vorging; ich weiß nicht, was ich selber that. Als ich von der ersten Erschütterung wieder zu

mir kam, fragte ich nach Frau von Orbe. Ich hörte, daß man sie hatte in ihr Zimmer bringen und selbst einschließen müssen; denn sie war jeden Augenblick in Juliens Zimmer gekommen, hatte sich auf den Leichnam geworfen, ihn mit ihrem Körper zu erwärmen, zu beleben gesucht, ihn mit einer Art Wuth gedrückt, an sich gepreßt, laut schreiend die Todte mit tausend Liebesnamen gerufen und ihre Verzweiflung mit allen diesen vergeblichen Anstrengungen genährt.

Als ich bei ihr eintrat, fand ich sie ganz von Sinnen, sie sah nicht, hörte nicht, kannte Niemanden, wälzte sich im Zimmer, die Hände ringend und in die Füße der Stühle beißend, dann lang anhaltendes Geschrei ausstoßend, daß es Einem durch Mark und Bein ging. Ihre Kammerfrau, am Fuße ihres Bettes, bestürzt, erschrocken, regungslos, wagte nicht zu athmen, suchte sich vor ihr zu verstecken und zitterte am ganzen Leibe. In der That hatten die Zuckungen, von denen Clara ergriffen war, etwas Erschreckendes. Ich winkte der Kammerfrau, sich zu entfernen, denn ich fürchtete, daß ein einziges zur Unzeit hingeworfenes Wort des Trostes Clara wüthend machen würde.

Ich versuchte nicht mit ihr zu sprechen; sie würde mich nicht einmal verstanden, nicht einmal gehört haben; aber nach Verlauf einiger Zeit, da ich sie erschöpft sah, nahm ich sie und trug sie in einen Lehnstuhl, setzte mich neben sie und hielt sie bei den Händen; ich befahl, die Kinder zu holen, und ließ diese sich um sie her stellen. Zum Unglück war das erste, das ihr in die Augen fiel, gerade die unschuldige Ursache des Todes ihrer Freundin. Sie schauderte, als sie es erblickte. Ich sah sie erbleichen, ihre Blicke wie mit Entsetzen abwenden und ihre Arme kraftlos ausstrecken, um es von sich zu stoßen. Ich zog das Kind an mich: Armer! sagte ich zu ihm, weil du der Einen zu theuer gewesen bist, wirst du der Andern verhaßt; sie hatten nicht in Allem dasselbe Herz. Diese Worte reizten sie heftig auf und zogen mir scharfe Reden zu. Sie verfehlten aber doch nicht Eindruck auf sie zu machen, sie nahm das Kind in ihre Arme, und that sich Gewalt an es zu liebkosen. Vergeblich; sie gab es fast in demselben Augenblick zurück; sie sieht es sogar noch immer weniger gern als das andere, und ich bin froh, daß es nicht dieses ist, das sie ihrer Tochter bestimmt haben.

Ihr Gefühlsmenschen, was hättet ihr an meiner Stelle gethan? Das, was Frau von Orbe that. Nachdem ich für die Kinder, für Frau von Orbe, für die Bestattung des einzigen Wesens, das ich auf der Welt liebte, gesorgt hatte, mußte ich zu Pferde steigen und hinreiten,

mit dem Tod im Herzen, um ihn dem bejammernswürdigsten Vater zu geben. Ich fand ihn noch von seinem Falle leidend, unruhig, besorgt um seine Tochter; ich verließ ihn von Schmerz gebeugt, von jenem Schmerz der Greise, den man äußerlich nicht sieht, der weder einen Laut noch ein Zeichen hervorruft, der aber tödtet. Er wird es nicht überstehen, ich bin davon überzeugt, und ich sehe den letzten Schlag bevorstehen, der seinem Freund noch zu seinem Unglücke fehlt. Am anderen Morgen beeilte ich mich so sehr als möglich, um früh wieder zu Hause zu sein, und der würdigsten der Frauen die letzte Ehre zu erzeigen. Aber es war noch nicht Alles beschieden. Sie mußte noch wieder erwachen, um mir den schrecklichen Schmerz zu verursachen, sie zum zweiten Male zu verlieren.

Als ich mich dem Hause nähere, sehe ich einen meiner Leute, der athemlos auf mich zuläuft und so weit als ich ihn hören konnte, schreit: Monsieur, Monsieur, kommen Sie geschwind, Madame ist nicht todt! Ich weiß nicht, was diese unsinnige Rede bedeuten soll, stürze aber in's Haus. Ich sehe den Hof voll von Leuten, die Freudenthränen vergießen und mit lautem Geschrei Frau von Wolmar benedeien. Ich frage, was ist; Alles ist außer sich, Niemand kann mir antworten: der Kopf war meinen eigenen Leuten verdreht. Ich laufe die Treppe hinauf in Juliens Zimmer. Ich finde mehr als zwanzig Personen um ihr Bett auf den Knieen liegend und die Augen auf sie geheftet. Ich trete hinzu, ich sehe sie auf dem Bette gekleidet und geschmückt; das Herz klopft mir: ich sehe sie scharf an .... Ach! sie war todt! Dieser Augenblick einer falschen, so rasch, so grausam getödteten Freude war der bitterste meines Lebens. Ich bin nicht aufbrausend, aber ich fühlte mich heftig erzürnt. Ich wollte den Grund dieses unsinnigen Auftrittes wissen. Alles war verwirrt, verstört, außer sich; ich hatte alle Mühe von der Welt, hinter die Wahrheit zu kommen. Endlich gelingt es mir, und hier ist die Geschichte dieses Wunders.

Mein Schwiegervater, voll Unruhe über das Befinden seiner Tochter, hatte seinen Kammerdiener, da er ihn entbehren zu können glaubte, kurze Zeit vorher, ehe ich bei ihm eintraf, abgeschickt, um Erkundigung einzuziehen. Der alte Diener, den das Reiten ermüdete, hatte einen Kahn genommen, war in der Nacht über den See gefahren, und an dem Morgen, an welchem ich zurückkam, in Clarens angekommen. Er findet das Haus in Bestürzung, erfährt die Ursache, geht seufzend in Juliens Zimmer hinauf, kniet an ihrem Bette nieder, sieht sie an,

weint, betrachtet sie von Neuem. Ach! meine gute Herrin! Ach! warum hat nicht Gott mich statt Ihrer hinweggenommen! Ich bin ja alt, hange an nichts mehr, bin zu nichts mehr nütze, was thue ich noch auf Erden? Und Sie waren so jung, der Ruhm Ihrer Familie, das Glück Ihres Hauses, die Hoffnung der Unglücklichen .... Ach Gott, ach Gott! Sah ich Sie darum jung werden, um Sie sterben zu sehen?

Mitten unter diesen Ausrufungen, die ihm seine Anhänglichkeit und sein gutes Herz auspreßten, die Augen immer starr auf ihr Gesicht geheftet, glaubte er eine Bewegung zu bemerken: seine Einbildungskraft erhitzt sich; er sieht Julien die Augen zu ihm kehren, ihn anblicken, ihm mit dem Kopfe nicken. Er springt jauchzend auf, läuft durch das ganze Haus und schreit: Madame sei nicht todt, sie habe ihn erkannt, es sei ganz gewiß, sie werde wieder aufkommen. Mehr bedurfte es nicht; Alles stürzt herbei, Nachbarn, arme Leute, welche die Luft mit ihren Wehklagen erfüllten; Alle schreien: sie ist nicht todt! Das Gerücht verbreitet sich und wird vergrößert. Das Volk in seiner Liebe zum Wunderbaren faßt die Neuigkeit begierig auf; man glaubt sie, wie man sie wünscht; Jeder glaubt sich selbst ein Fest zu machen, indem er der allgemeinen Leichtgläubigkeit eine Stütze leiht. Bald hatte die Abgeschiedene nicht blos gewinkt, sie hatte sich gerührt, sie hatte gesprochen, und zwanzig Augenzeugen wußten genaue Einzelheiten, die nie wahr gewesen.

Sobald man glaubte, daß sie noch lebe, machte man tausend Anstrengungen, um sie wieder zu sich zu bringen; man drängte sich um sie, rief sie an, bespritzte sie mit Spirituosen, fühlte, ob der Puls nicht wiederkäme. Ihre Frauen, voll Unwillen, daß der Leichnam ihrer Herrin von Menschen in so unordentlichem Aufzuge umringt war, ließen alle Welt hinausgehen, und überzeugten sich bald, daß man sich getäuscht hatte. Da sie sich aber nicht entschließen konnten, einen so lieben Irrthum zu zerstören, vielleicht noch selber auf ein Wunder hoffend, kleideten sie die Leiche sorgfältig, und obgleich die Garderobe ihnen vermacht war, verschwendeten sie den Putz an ihr, legten sie dann auf ein Bett, ließen die Vorhänge offen, und fingen an, mitten unter der allgemeinen Freude um sie zu weinen.

Eben als dieser Aufruhr auf seinem Gipfel war, langte ich an. Ich sah bald ein, daß es unmöglich war, der Menge Vernunft zu predigen; hätte ich das Thor schließen und den Leichnam bestatten lassen,

so hätte es Tumult geben können; wenigstens würde ich für einen mörderischen Gatten gegolten haben, der seine Frau lebendig begraben lasse, und würde zum Gräuel im ganzen Lande geworden sein. Ich beschloß zu warten. Indeß nach sechsunddreißig Stunden fing bei der außerordentlichen Hitze, die wir hatten, die Verwesung an bemerkbar zu werden, und obgleich die Züge des Gesichtes sanft und unverstellt geblieben waren, bemerkte man doch schon einige Spuren von Veränderung. Ich sagte es Frau v. Orbe, die halbtodt am Kopfkissen saß. Sie war nicht so glücklich gewesen, sich durch eine so grobe Täuschung äffen zu lassen, aber sie stellte sich, als glaubte sie daran, weil sie dadurch einen Vorwand gewann, beständig im Zimmer zu bleiben, sich das Herz recht abzunagen, es an dem tödtlichen Schauspiel zu weiden und sich im Schmerz zu sättigen.

Sie verstand mich, und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Einen Augenblick nachher sah ich sie wieder eintreten, einen Schleier von Goldgewebe mit Perlen gestickt in der Hand, den Sie ihr aus Indien mitgebracht hatten*); sie trat an das Bette, küßte den Schleier, und bedeckte weinend das Gesicht ihrer Freundin damit; dann rief sie mit durchdringender Stimme: Verflucht sei die schändliche Hand, die je diesen Schleier aufheben wird! verflucht das gottlose Auge, das dieses entstellte Gesicht anblicken wird! Diese Worte ergriffen die Umstehenden so, daß im Augenblicke, wie durch plötzliche Eingebung, dieselbe Verwünschung mit einhelligem Geschrei wiederholt wurde. Sie hat auf alle unsere Leute und auf das ganze Volk einen solchen Eindruck gemacht, daß die Verstorbene, in ihren Kleidern und mit der größten Vorsicht in den Sarg gelegt, so hinaus getragen und beerdigt wurde, ohne daß Jemand die Dreistigkeit gehabt hätte, den Schleier anzurühren**).

Es ist das Schicksal Dessen, der am meisten zu beklagen ist, daß er noch die Anderen zu trösten hat. Mir liegt dies ob bei meinem Schwiegervater, bei Frau v. Orbe, bei Freunden, Verwandten, Nach-

*) Man sieht wohl, daß Saint-Preux's Traum, der Frau v. Orbe's Phantasie beständig beschäftigte, ihr diesen Gedanken eingab. Ich glaube, man würde bei der Erfüllung vieler Vorhersagungen, wenn man genau zusehen wollte, dasselbe Verhältniß entdecken. Das Ereigniß ist nicht vorausgesagt, weil es eintreten wird, sondern es tritt ein, weil es vorausgesagt worden.

**) Das Volk im Waadtlande ist zwar protestantisch, aber nichts destoweniger außerordentlich abergläubisch.

barn und bei meinen eigenen Leuten. Alles Andere geht noch; aber mein alter Freund! aber Frau v. Orbe! Die Betrübniß der Letzteren muß man sehen, um zu beurtheilen, wie sehr mein eigener Schmerz dadurch vergrößert wird. Weit entfernt, mir meine Bemühungen Dank zu wissen, macht sie mir einen Vorwurf daraus. Meine Aufmerksamkeiten reizen sie; sie verlangt heftiges Wehklagen dem ihrigen gleich, und die Barbarei ihres Schmerzes möchte am liebsten die ganze Welt in Verzweiflung sehen. Das Schlimmste ist, daß man sich bei ihr auf nichts verlassen kann: was sie einen Augenblick zu trösten scheint, bringt sie im nächsten Augenblicke auf. Alles, was sie thut, Alles, was sie sagt, grenzt an Tollheit, und müßte dem kaltblütigen Zuschauer lächerlich erscheinen. Ich habe viel zu leiden, aber ich will Alles gern ertragen. Denen dienend, die Julie geliebt hat, glaube ich ihr Andenken besser zu ehren als durch Thränen.

Ein einziger Zug wird Ihnen eine Vorstellung von den übrigen geben. Ich glaubte es auf's Beste gemacht zu haben, indem ich Clara bat, an sich selbst zu denken, um die Sorgen übernehmen zu können, welche ihr ihre Freundin übertragen hatte. Ganz hin von Aufregung, Fasten und Nachtwachen, schien sie endlich entschlossen sich aufzuraffen, ihre gewöhnliche Lebensweise wieder anzufangen und wieder im gemeinsamen Speisesaale mitzuessen. Das erste Mal, als sie sich in demselben einfand, ließ ich den Kindern ihr Mittagsbrod in ihrem Zimmer geben, weil ich den Ausgang dieses Versuches fürchtete, und Kindern nichts Gefährlicheres vor Augen gebracht werden kann, als das Schauspiel heftiger Leidenschaften jeder Art. Diese Leidenschaften haben in ihrem Uebermaße immer etwas von kindischem Spiel an sich, das die Kinder anzieht, reizt und ihnen lieb macht, was sie fürchten sollten *). Sie hatten davon nur schon zu viel gesehen.

Als sie eintrat, warf sie einen Blick auf den Tisch und sah nur zwei Couverts; augenblicklich setzte sie sich auf den ersten Stuhl, den sie hinter sich fand, und wollte nicht zu Tische kommen, auch nicht den Grund dieses eigensinnigen Einfalls sagen. Ich glaubte ihn zu errathen, und ließ ein drittes Couvert an die Stelle legen, die ihre Cousine sonst einzunehmen pflegte. Nun ließ sie sich ohne Widerstand an den Tisch führen und legte ihr Kleid mit Sorgfalt zurecht, als ob sie fürchtete, jenem leeren Platze hinderlich zu werden. Kaum hat sie den

*) Deshalb lieben wir Alle das Theater und Mancher Romane.

ersten Löffel Suppe zu Munde geführt, so legt sie den Löffel hin und fragt mit barschem Tone, was das Couvert da sollte, da Niemand weiter da wäre. Ich sagte, sie hätte Recht, und ließ das Couvert wegnehmen. Sie versuchte zu essen, es war ihr aber nicht möglich. Nach und nach schwoll ihr das Herz, ihr Athem wurde hörbar und glich Seufzern. Endlich sprang sie vom Tische auf, kehrte, ohne ein Wort zu sagen, oder mich anhören zu wollen, in ihr Zimmer zurück, und nahm den ganzen Tag nichts weiter als Thee.

Am anderen Tage mußte wieder von vorne angefangen werden. Ich fiel auf ein Mittel, sie durch ihre eigenen Capricen zur Vernunft zu bringen und die Herbheit der Verzweiflung durch ein sanfteres Gefühl zu mildern. Sie wissen, daß ihre Tochter Frau v. Wolmar sehr ähnlich sieht. Clara gefiel sich darin, diese Aehnlichkeit durch Kleider von demselben Stoff hervorzuheben, und sie hatte ihnen von Genf mehrere gleiche mitgebracht, die sie an demselben Tage anzuziehen pflegten. Ich ließ also Henriette, so weit es thunlich war, ganz so kleiden, wie Julie zu gehen pflegte, und nachdem ich sie genau unterrichtet hatte, ließ ich sie bei Tische den dritten Platz einnehmen, an welchen man wie Tags zuvor ein Couvert gelegt hatte.

Clara verstand meine Absicht beim ersten Blicke, sie war davon gerührt und warf mir einen zärtlichen und verbindlichen Blick zu. Es war die erste meiner Aufmerksamkeiten, die sie mir zu danken schien, und ich versprach mir Gutes von einem Mittel, dem es gelungen war, sie in eine weiche Stimmung zu versetzen.

Henriette, stolz ihr Mammachen vorzustellen, spielte ihre Rolle vollkommen, und so vollkommen, daß ich die Bedienten mit thränenden Augen sah. Indessen gab sie ihrer Mutter immer den Namen Mamma, und sprach zu ihr mit der gebührenden Ehrfurcht: aber dreist gemacht durch den Erfolg und durch meinen Beifall, den sie recht gut bemerkte, ließ sie es sich einfallen, die Hand an einen Löffel zu legen und plötzlich zu sagen: Clara, willst du hiervon? Der Ton und die Manier waren so täuschend nachgeahmt, daß es ihre Mutter durchzitterte. Gleich darauf bricht sie in ein helles Gelächter aus, reicht ihren Teller hin und sagt: Ja, mein Kind, gieb mir, du bist allerliebst. Und nun fing sie an so gierig zu essen, daß es mich in Erstaunen setzte. Als ich sie aufmerksamer ansah, bemerkte ich in ihren Augen etwas Unstetes, und in ihren Geberden etwas Hastigeres und Schärferes als gewöhnlich. Ich litt nicht, daß sie weiter aß, und es

war sehr gut, denn eine Stunde darauf hatte sie eine heftige Indigestion, an der sie unfehlbar erstickt wäre, wenn ich sie weiter hätte essen lassen. Von Augenblick an nahm ich mir vor, nicht mehr dergleichen Spiel zu treiben, das ihre Phantasie so erhitzen konnte, daß sich ihrer nicht mehr Herr werden ließe. Da man von Betrübniß leichter zu heilen ist, als von Tollheit, so ist es besser, sie in ihrem Schmerze zu lassen, als ihre Vernunft daran zu wagen.

Das ist ungefähr der Punkt, mein Lieber, bei welchem wir stehen. Seit der Baron wieder hier ist, geht Clara alle Morgen zu ihm, entweder während ich noch bei ihm bin, oder wenn ich von ihm gehe; sie bringen ein oder zwei Stunden mit einander hin, und die Sorge, welche sie ihm widmet, erleichtert ein wenig die, welche man für sie selbst tragen muß. Außerdem fängt sie an, ein wenig mehr bei den Kindern zu sein. Eines von ihnen ist krank gewesen, gerade das, welches sie am wenigsten liebt. Dieser Zufall hat sie erinnert, daß sie noch mehr Verluste erleiden könnte, und sie wieder eifrig gemacht, ihre Pflichten zu erfüllen. Dessenungeachtet hat sie es bis zur Wehmuth noch nicht bringen können, die Thränen wollen noch nicht fließen: man wartet damit auf Ihre Ankunft; Sie werden sie zu trocknen haben. Sie verstehen mich doch? Denken Sie an Juliens letzten Rath; er ist ursprünglich von mir ausgegangen, und er scheint mir mehr als je nützlich und vernünftig. Kommen Sie und vereinigen Sie sich mit dem, was von ihr noch übrig ist. Ihr Vater, ihre Freundin, ihr Mann und ihre Kinder, Alles wartet, Alles verlangt nach Ihnen, Sie sind allen unentbehrlich. Kurz, ohne mich weiter zu erklären, kommen Sie, unsern Schmerz zu theilen und zu lindern; ich werde vielleicht Ihnen mehr als sonst Jemanden zu danken haben.

Zwölfter Brief.

Julie an Saint-Preux.

(Einlage in den vorigen.)

Wir müssen auf unsere Pläne verzichten. Alles ist verändert, mein Freund; unterwerfen wir uns diesem Schicksale ohne Murren! es kommt von der Hand eines Weiseren als wir. Wir gedachten miteinander zu leben; diese Vereinigung war nicht zum Guten. Es ist

eine Wohlthat des Himmels, daß er sie verhütet hat; ohne Zweifel verhütet er Unglück.

Ich habe lange in einer Täuschung gelebt. Diese Täuschung war mir heilsam; sie verschwindet in dem Augenblicke, da ich sie nicht mehr nöthig habe. Sie glaubten mich geheilt. Ich glaubte es selbst. Danken wir Dem, der diesen Irrthum währen ließ, so lange er nützlich war; wer weiß, ob nicht, wenn ich mich dem Abgrunde so nahe erblickt hätte, mein Kopf darauf gegangen wäre? Ja, es war umsonst, daß ich das erste Gefühl zu ersticken gedachte, das mich lebendig gemacht; es hatte sich in's Innerste meines Herzens zurückgezogen. Jetzt erwacht es in dem Augenblicke, da es nicht mehr zu fürchten ist; es hält mich aufrecht, wenn meine Kräfte mich verlassen; es belebt mich, wenn ich mich sterben fühle. Mein Freund, ich lege dieses Bekenntniß ohne Scham ab; dieses Gefühl, das wider meinen Willen in mir gehaftet, steht nicht in meiner Macht, es hat meiner Unschuld nichts gekostet; soweit mein Wille reichte, war ich meiner Pflicht ergeben. Wenn das Herz, das nicht von ihm abhängt, Ihnen blieb, so war dies eine Qual für mich, aber nicht meine Schuld. Ich habe gethan, was ich schuldig war. Die Tugend bleibt mir unbefleckt und die Liebe ist mir geblieben ohne Reue.

Ich darf sagen, daß mir die Vergangenheit Ehre macht; aber wer hätte mir für die Zukunft einstehen können? Ein Tag mehr vielleicht, und ich war strafbar! Wie nun erst, wenn ich ein ganzes Leben mit Ihnen hinbringen sollte? In welcher Gefahr war ich, ohne es zu wissen! Wie viel großen Gefahren sollte ich noch ausgesetzt sein! Ohne Zweifel fürchtete ich für mich Alles das, was ich für Sie zu fürchten meinte. Alle Proben waren bestanden; aber sie konnten sich nur zu sehr wiederholen. Habe ich nicht für Glück und Tugend genug gelebt? Was konnte ich dem Leben noch Nützliches abgewinnen? Indem es mir der Himmel nimmt, nimmt er mir nichts, um das es Schade wäre und meine Ehre stellt er sicher. Mein Freund, ich scheide im rechten Augenblicke, zufrieden mit Ihnen, und mit mir; ich scheide mit Freuden, und dieser Abschied hat nichts Schmerzliches. Nach so vielen Opfern schlage ich das, was ich noch zu bringen habe, nicht hoch an, es heißt nur einen Tod mehr sterben.

Ich sehe Ihren Schmerz voraus, ich fühle ihn; Sie bleiben zu beklagen, ich weiß es nur zu gut, und das Gefühl Ihrer Betrübniß ist der größte Kummer, den ich mit hinwegnehme. Aber sehen Sie

auch, wie viel Trost ich Ihnen lasse! Wie Vieles, das Sie für Die, die Ihnen theuer war, thun können, macht es Ihnen zu einer Pflicht, sich ihretwegen zu erhalten! Es bleibt Ihnen noch die Aufgabe, ihr in dem besseren Theil ihres Selbst zu dienen. Sie verlieren von Julien nur, was Sie von ihr schon lange verloren hatten. Das Beste von ihr bleibt Ihnen. Kommen Sie und schließen Sie sich ihrer Familie an. Ihr Herz wohne mitten unter euch, Alles, was ihr lieb war, sei versammelt, um ihr ein neues Dasein zu geben. Euer Thun, eure Freuden, eure Freundschaft, Alles wird ihr Werk sein. In dem Bande eurer Vereinigung, das sie geschlungen, wird sie fortleben, sie wird erst mit dem Letzten von euch sterben.

Bedenken Sie, daß Ihnen eine andere Julie bleibt, und vergessen Sie nicht, was Sie ihr schuldig sind. Jeder von euch wird die Hälfte seines Lebens verlieren, vereinigt euch zur Erhaltung der anderen; es ist dies das einzige Mittel, das euch beiden übrig bleibt, mich zu überleben, indem ihr meiner Familie und meinen Kindern dient. O könnte ich doch nur noch engere Banden erdenken, um Alles zusammenzuschließen, was mir theuer ist! Wie sehr müsset ihr es einander sein! Wie muß dieser Gedanke eure gegenseitige Anhänglichkeit verstärken! Eure Einwürfe gegen dieses Bündniß werden nun nur neue Gründe sein, es zu schließen. Wie solltet ihr euch je von mir unterhalten können, ohne mit einander weich zu werden? Nein, Clara und Julie werden sich so verschmelzen, daß es Ihrem Herzen nicht mehr möglich sein wird, sie von einander zu trennen. Das ihrige wird Ihnen Alles zurückgeben, was Sie für ihre Freundin gefühlt hatten; sie wird seine Vertraute und sein Gegenstand sein; Sie werden glücklich sein durch Die, welche Ihnen bleibt, ohne daß Sie aufhörten, Der treu zu sein, die Sie verloren haben, und Sie werden nach so vielen Schmerzen und Leiden, ehe das Alter entflieht, in welchem man lebt und liebt, in einer rechtmäßigen Flamme entbrannt sein und eines schuldlosen Glückes genießen.

In diesem keuschen Bande werden Sie sich unzerstreut und furchtlos den Sorgen widmen können, die ich Ihnen hinterlasse, und werden dann nicht mehr in Verlegenheit sein, zu sagen, was Sie Gutes hienieden gethan haben. Sie wissen, es giebt einen Mann, der der Glückseligkeit werth ist, der er nicht nachzujagen versteht. Dieser Mann ist Ihr Befreier, der Gatte der Freundin, die er Ihnen wiedergeschenkt hat. Alleinstehend, ohne Interesse am Leben, ohne Erwartung eines

künftigen, ohne Freude, ohne Trost, ohne Hoffnung, wird er bald der unglücklichste der Sterblichen sein. Sie sind ihm die Vergeltung dessen schuldig, was er für Sie gethan hat, und Sie wissen, wodurch Sie sich ihm nützlich machen können. Gedenken Sie meines vorigen Briefes. Bringen Sie Ihr Leben mit ihm zu. Nichts von Allem, was ich liebte, verlasse ihn. Er hat Ihnen die Tugend wieder lieb gemacht, zeigen Sie ihm ihr Ziel und ihren Werth. Seien Sie Christ, um ihn dazu zu machen. Das Gelingen ist näher, als Sie denken: er hat seine Schuldigkeit gethan, ich werde die meinige thun, thun Sie die Ihrige. Gott ist gerecht; mein Vertrauen wird mich nicht trügen.

Ueber meine Kinder habe ich Ihnen nur ein Wort zu sagen. Ich weiß, was für Mühen Ihnen ihre Erziehung machen wird; aber ich weiß auch, daß Ihnen diese nicht zur Last sein werden. In Augenblicken der Verdrossenheit, wie sie von diesem Geschäfte unzertrennlich sind, sagen Sie sich: Es sind Juliens Kinder! und es wird Ihnen nichts mehr schwer werden. Herr v. Wolmar wird Ihnen die Bemerkungen zustellen, die ich über Ihre Denkschrift und über den Charakter meiner beiden Söhne niedergeschrieben habe. Es ist nur ein Anfang; ich will Ihnen mit dieser Schrift nicht eine Verhaltungsregel geben, ich unterwerfe sie Ihrer Einsicht. Machen Sie keine Gelehrten aus ihnen, machen Sie aus ihnen gutthätige und gerechte Menschen. Sprechen Sie mit ihnen manchmal von ihrer Mutter . . . . Sie wissen, wie theuer sie ihr waren . . . . Sagen Sie dem Marcellin, daß es mir nicht schwer geworden ist, für ihn zu sterben. Sagen Sie seinem Bruder, daß es seinetwegen war, wenn ich das Leben liebte. Sagen Sie ihnen . . . . Ich fühle mich matt. Ich muß schließen. Indem ich Ihnen meine Kinder lasse, trenne ich mich weniger schwer von ihnen, ich glaube bei ihnen zu bleiben.

Leben Sie wohl, wohl, mein süßer Freund . . . . Ach! ich beschließe mein Leben, wie ich es angefangen habe. Ich sage vielleicht zu viel in diesem Augenblick, in welchem das Herz nichts mehr verhehlt . . . . Nun, warum sollte ich fürchten, Alles auszusprechen, was ich fühle? Ich bin es ja nicht mehr, die mit dir spricht, ich liege schon in den Armen des Todes. Wenn du diesen Brief siehst, nagen die Würmer das Gesicht deiner Geliebten und ihr Herz, in welchem du nicht mehr wohnst. Aber könnte meine Seele ohne dich sein? Welche Seligkeit könnte ich ohne dich genießen? Nein, ich verlasse dich nicht, ich werde dich erwarten. Die Tugend, die auf Erden uns trennte, wird

uns in dem ewigen Aufenthalte vereinigen. In dieser süßen Erwartung sterbe ich; zu glücklich, mit meinem Leben das Recht zu erkaufen, dich ewig ohne Schuld zu lieben, und es dir noch einmal zu sagen.

Dreizehnter Brief.

Frau von Orbe an Saint-Preux.

Ich erfahre, daß Sie sich in so weit zu erholen anfangen, daß man hoffen kann, Sie bald hier zu sehen. Sie müssen sich aufraffen, mein Freund, müssen das Gebirge passiren, ehe es Ihnen der Winter gänzlich verschließt. Sie werden in unserer Gegend die Luft finden, die für Sie paßt; Sie werden nichts finden, als Schmerz und Traurigkeit, und vielleicht wird die allgemeine Betrübniß der Ihrigen ein Labsal sein. Die meinige bedarf der Ihrigen, um sich Luft zu machen; allein kann ich nicht weinen, nicht sprechen, nicht mich verständlich machen. Wolmar versteht mich und antwortet mir nicht. Ein unglücklicher Vater verschließt seinen Schmerz in sich; er kann sich keinen denken, der härter wäre; kann ihn weder bemerken, noch ahnen; Greise sprechen sich nicht mehr aus. Meine Kinder machen mich wehmüthig und wissen selbst nichts von Wehmuth. Ich bin allein mitten unter allen Leuten; eine Grabesstille herrscht um mich her. In meiner Abgespanntheit und Stumpfheit verkehre ich mit Niemand mehr, ich habe nur noch gerade Kraft und Leben genug in mir, um den Graus des Todes zu fühlen. O kommen Sie, der Sie meinen Verlust theilen, kommen Sie, meine Schmerzen zu theilen! mein Herz mit Ihren Klagen zu speisen, mit Ihren Thränen zu tränken! das ist derjenige Trost, den ich erwarten kann, die einzige Freude, die ich noch zu schmecken fähig bin.

Aber ehe Sie kommen, und ehe ich Ihre Meinung über einen Plan vernehme, von dem mit Ihnen, wie ich weiß, gesprochen worden, ist es gut, daß Sie die meinige im voraus wissen. Ich bin ehrlich und freimüthig, ich will Ihnen nichts vorenthalten. Ich habe Liebe für Sie empfunden, ich gestehe es: vielleicht ist es noch der Fall, vielleicht wird es immer so sein; ich weiß es nicht, und will es nicht wissen. Man hat es bemerkt, ich weiß es wohl; ich bin nicht böse darüber, und kümmere mich nicht darum. Aber dies muß ich Ihnen sagen, und Sie sollen es sich wohl merken: ein Mann, der von Julie von Étange geliebt wurde, und sich entschließen könnte, eine Andere zu heiraten, ist in meinen Augen nur ein elender und erbärmlicher Mensch, dessen

Freundschaft ich mir zur Unehre schätzen würde, und was mich betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß Jedermann, wer er auch sein möge, der sich inskünftige unterstehen wird mit mir von Liebe zu sprechen, gewiß in seinem Leben nicht wieder davon anfangen wird.

Denken Sie an die Mühen, die Ihrer hier warten, an die Pflichten, die Ihnen obliegen, an Die, der Sie die Erfüllung derselben versprochen haben. Ihre Kinder entwickeln sich und werden größer, ihr Vater zehrt sich allmählig ab, ihr Mann ist aufgeregt und unruhig. Wie er es auch anstelle, es ist ihm nicht möglich, an ihre Vernichtung zu glauben; sein Herz, was für eines er auch habe, empört sich gegen seine eitle Vernunft. Er spricht von ihr, er spricht zu ihr, er seufzt. Ich glaube schon das, was sie so oft gewünscht, in Erfüllung gehen zu sehen, und Ihre Aufgabe ist es, dieses große Werk zu vollenden. Wie viele Beweggründe für euch beide, eure Herreise zu beschleunigen! Es ist des edeln Eduard würdig, daß unser Unglück ihn nicht bestimme, seinen Entschluß zu ändern.

Kommt denn, theure und verehrte Freunde, kommt und schließt euch dem an, was von ihr übrig ist. Kommt, daß Alles beisammen sei, was ihr theuer war. Ihr Geist beseele uns, ihr Herz vereinige die unsrigen alle; leben wir stets unter ihren Augen! Es ist mir süß zu glauben, daß auch von dem Orte, den sie jetzt bewohnt, von der Stätte des ewigen Friedens diese Seele noch liebreich und fühlend gern zu uns herniedersteigt, ihre Freunde voll von ihrem Andenken findet, und sieht, wie sie ihre Tugenden nachahmen, wie sie sie ehren, wie sie ihr Grab mit Seufzen und ihren Namen anrufend umfassen. Nein, sie hat diesen Ort nicht verlassen, den sie uns so reizend machte, er ist noch ganz voll von ihr. Ich sehe sie über jedem Gegenstand, fühle sie auf jedem Tritte, jeden Augenblick des Tages höre ich den Ton ihrer Stimme. Hier hat sie gelebt; hier ruht ihre Asche .... die Hälfte ihrer Asche. Zwei Mal die Woche, zur Kirche gehend .... sehe ich .... sehe den traurigen, ehrwürdigen Ort ... Schönheit, das also ist deine letzte Freistatt! .... Traulichkeit, Freundschaft, Tugenden, Freuden, fröhliches Spiel, Alles hat die Erde verschlungen .... Ich fühle mich hingezogen .... schaudernd nahe ich .... scheue mich, den heiligen Boden mit meinen Füßen zu betreten .... ich glaube ihr Herz pochen und seufzen zu hören .... ich höre eine leise klagende Stimme .... Clara, o meine Clara! wo bist du und was thust du fern von deiner Freun-

bin? . . . . Ihr Sarg hat sie nicht ganz . . . . er wartet auf den Rest seiner Beute . . . . er wird nicht lange warten*).

*) Nachdem ich diese Sammlung wieder durchgelesen, glaube ich einzusehen, was mir das Interesse, das sie einflößt, sei es immerhin schwach, doch so angenehm macht, und, wie ich denke, jedem Leser von gutem Herzen machen wird; nämlich, daß dieses schwache Interesse wenigstens rein und ohne Beimischung von marternden Gefühlen ist, daß es nicht durch schwarze Gesinnungen, durch Verbrechen angeregt und nicht mit der Pein, hassen zu müssen, verbunden ist. Ich kann mir nicht denken, was für Vergnügen man daran finden kann, die Figur eines Bösewichts zu erfinden und zu zeichnen, sich, während man sie ausführt, in ihn hinein zu denken und ihn in das hellste Licht zu stellen. Ich bedaure die Verfasser so vieler grausiger Trauerspiele, welche ihr Leben damit hinbringen, Personen handeln und sprechen zu lassen, die man nicht ohne Schmerz anhören und betrachten kann. Mich dünkt, man müßte es für eine harte Strafe halten, wenn man zu einer so grausamen Arbeit gezwungen wäre; Diejenigen, welche sich eine Lust daraus machen, müssen recht von brennendem Eifer für das allgemeine Wohl verzehrt sein. Was mich betrifft, so bewundere ich von Herzen ihre Gaben und ihr Genie; aber ich danke Gott, daß er mich nicht damit beschenkt hat.

Anhang.

1. Milord Eduard Bomston's Liebesabenteuer.
2. Analyse der Julie und der Abenteuer Bomston's.

1.

Milord Eduard Bomston's Liebesabenteuer.

Milord Eduard's seltsame Abenteuer in Rom waren zu romanenhaft, um nicht, wenn man sie in die Geschichte Juliens eingeschaltet hätte, die Einfachheit dieser zu zerstören. Ich werde mich nun hier darauf beschränken, einen kurzen Abriß dessen zu geben, was zu näherem Verständniß der zwei oder drei Briefe dienen kann, in denen von jenen Abenteuern die Rede ist.

Milord Eduard hatte auf seinen Reisen durch Italien in Rom mit einer Neapolitanerin von Stande Bekanntschaft gemacht, in die er sich bald sehr verliebte. Sie ihrerseits faßte für ihn eine heftige Leidenschaft, welche ihr Leben lang an ihr zehrte und sie zuletzt hinraffte. Dieser Mann, rauh und wenig galant, aber feurig und gefühlvoll, außerordentlich und groß in Allem, konnte eine mittelmäßige Neugier weder einflößen noch fühlen.

Da die Marquise sich vor den stoischen Grundsätzen des tugendhaften Engländers fürchtete, gebrauchte sie den Kunstgriff, sich, während ihr Mann nur auswärts war, für verwittwet auszugeben: dies konnte leicht geschehen, da sie beide in Rom fremd waren, und der Marquis in der Armee des Kaisers diente. Der verliebte Eduard fing bald an, von Heirat zu sprechen. Die Marquise hielt die Verschiedenheit der Religion und noch sonst mancherlei entgegen. Endlich ließen sie sich in einen freien vertraulichen Umgang ein, bis Eduard, als er entdeckte, daß ihr Mann noch am Leben war, mit ihr brechen wollte, nachdem er sie mit den lebhaftesten Vorwürfen überhäuft hatte, ganz außer sich, daß er sich unwissentlich in ein Verbrechen verstrickt fand, vor welchem er Abscheu hatte.

Die Marquise, eine Frau ohne Grundsätze, aber geschickt und reich an Reizen, sparte nichts, um ihn gefesselt zu halten, und es gelang ihr. Der ehebrecherische Umgang wurde aufgegeben, aber die Verbindung dauerte fort. So wenig sie würdig war zu lieben, liebte sie doch; sie mußte sich dazu verstehen, mit einem angebeteten Mann fruchtlos zu verkehren, weil sie ihn sich auf andere Weise nicht erhalten konnte, und die beiderseitige Liebe, durch die Schranke, welche sie selber aufrichteten, angefeuert, wurde im Zwange nur immer glühender. Die Marquise versäumte nichts, was ihren Liebhaber seines Vorsatzes vergessen machen konnte: sie war verführerisch und schön. Alles umsonst: der Engländer blieb unerschütterlich; seine große Seele war probefest. Die erste seiner Leidenschaften war die Tugend; er würde sein Leben seiner Geliebten und seine Geliebte seiner Pflicht aufgeopfert haben. Einmal wurde die Versuchung zu dringend; das Mittel, zu welchem er nun greifen wollte, um sich zu befreien, entwaffnete die Marquise und machte alle ihre Fallstricke wirkungslos. Nicht weil wir schwach sind, sondern weil wir feige sind, unterjochen uns stets unsere Sinne. Wer den Tod weniger fürchtet als das Verbrechen, ist nie gezwungen, ein Verbrechen zu begehen.

Es giebt nur wenige solche starke Seelen, welche die anderen mit sich fortreißen und zu sich emporheben; aber es giebt ihrer. Eduard's Seele gehörte zu ihrer Zahl. Die Marquise hoffte ihn zu gewinnen; er gewann unvermerkt sie. Wenn die Tugendlehren in seinem Munde den Ton der Liebe annahmen, so rührte er sie, entlockte ihr Thränen; seine heilige Glut entzündete diese gemeine Seele; ein Gefühl von Gerechtigkeit und Ehre rührte sie mit seinem fremden Zauber an; das wahre Schöne begann ihr zu gefallen; wenn der Böse je seine Natur ändern könnte, so würde das Herz der Marquise umgewandelt worden sein.

So aber gewann nur die Liebe bei diesen leichten Rührungen: sie nahm einen zarteren Charakter an. Die Marquise fing an, edel zu lieben; bei einem feurigen Temperamente und in einem Klima, wo die Sinne so viel Macht haben, vergaß sie ihre eigenen Freuden, um an die ihres Geliebten zu denken, und da sie sie nicht theilen konnte, wollte sie wenigstens, daß er sie von ihr habe. Dies war die günstige Auslegung, die sie selbst einer Veranstaltung gab, in welcher man bei ihrem und Eduard's Charakter, den sie so gut kannte, nur ein raffinirtes Verführungsmittel erblicken konnte.

Sie sparte weder Mühe noch Kosten, und ließ ganz Rom nach einer jungen, willigen und sichern Person durchsuchen, die auch, obwohl nicht ohne Schwierigkeit, gefunden wurde. Eines Abends nach einer sehr zärtlichen Unterredung stellte sie sie ihm vor. Verfügen Sie über sie, sagte sie mit einem Lächeln, genießen Sie des Lohnes meiner Liebe; aber sie sei die einzige; es ist mir genug, wenn Sie manchmal bei ihr an die Hand denken, von der Sie sie haben. Sie wollte das Zimmer verlassen, Eduard hielt sie zurück. Bleiben Sie, sagte er zu ihr; wenn Sie mich für einen so erbärmlichen Menschen halten, daß ich Ihr Anerbieten mir in Ihrem eigenen Hause zu Nutze machen könnte, so ist das Opfer, das Sie bringen, nicht viel werth, und es kann an mir nicht viel verloren sein. Da Sie mir nicht gehören können, sagte die Marquise, so wünschte ich, daß Sie Niemanden gehören; aber wenn die Liebe ihre Rechte verlieren soll, erlauben Sie wenigstens, daß sie darüber verfüge. Warum ist Ihnen meine Wohlthat zur Last? Können Sie hier fürchten, sich als Undankbaren zu zeigen? Darauf nöthigte sie ihn, die Adresse Laurens (so hieß die junge Person) anzunehmen, und ließ ihn schwören, daß er sich jedes andern Umganges enthalten würde. Er mußte gerührt sein, er war es. Seine Erkenntlichkeit machte es ihm schwerer, sich zu enthalten, als seine Liebe, und es war die gefährlichste Falle, die ihm die Marquise je im Leben gestellt hatte.

In Allem bis zum Aeußersten gehend, ganz wie ihr Geliebter, ließ sie Laura mit zu Abend essen und überhäufte sie mit Liebkosungen, wie um mit mehr Pomp des größten Opfers zu genießen, das die Liebe je gebracht hat. Eduard, davon ganz gerührt, überließ sich seinem Entzücken; die Bewegung seiner gefühlvollen Seele gab sich in seinen Blicken, in seinem ganzen Wesen kund; er sprach kein Wort, das nicht der Ausdruck der lebhaftesten Leidenschaft gewesen wäre. Laura war reizend; kaum sah er sie an. Sie ahmte diese Gleichgültigkeit nicht nach; sie sah, und sie erblickte in dem wahren Gemälde der Liebe etwas, das für sie ganz neu war.

Nach dem Abendessen schickte die Marquise Laura fort und blieb allein mit ihrem Geliebten. Sie hatte auf die Gefährlichkeit dieses Alleinseins sich Rechnung gemacht und hatte sich hierin nicht getäuscht; aber sie rechnete auch darauf, daß er erliegen würde, und hierin täuschte sie sich; alle Geschicklichkeit, die sie aufwendete, machte nur den Triumph der Tugend noch glänzender und für beide Theile schmerzlicher.

Auf diesen Abend bezieht sich die Bewunderung, die Saint-Preux (am Ende der vierten Abtheilung der Julie*) der Seelenstärke seines Freundes zollt.

Eduard war tugendhaft, aber Mensch; er besaß die wahre Ehre in aller ihrer Einfachheit, jene, die nichts an sich hat von dem falschen Schein der Schicklichkeitsformen, die man ihr unterschiebt und worauf die Weltleute so viel Werth legen. Nachdem er mehrere Tage in derselben Aufregung bei der Marquise hingebracht hatte, fühlte er die Gefahr wachsen, und dem Erliegen nah, wollte er lieber gegen das Zartgefühl verstoßen, als gegen die Tugend: er besuchte Laura.

Sie bebte bei seinem Anblick. Er fand sie traurig, er machte Versuche, sie aufzuheitern, und bildete sich ein, daß er ohne viel Mühe damit zu Stande kommen würde. Es war aber nicht so leicht, als er geglaubt hatte. Seine Liebkosungen wurden übel aufgenommen, seine Anerbietungen mit einer Miene zurückgewiesen, wie man sie nicht annimmt, wenn man streitig macht, was man gewähren will.

Eine so lächerliche Aufnahme schreckte ihn nicht zurück, sondern reizte ihn. War er einem Mädchen dieser Classe kindische Rücksichten schuldig? Er machte ohne Schonung von seinen Rechten Gebrauch. Laura, die sich trotz ihres Geschreies, ihrer Thränen, ihres Widerstands niedergeworfen fühlt, rafft ihre Kräfte zusammen, schwingt sich in die andere Ecke des Zimmers und ruft ihm mit Lebhaftigkeit zu: Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber nie werden Sie mich lebend berühren. Ihre Geberde, ihr Blick, ihr Ton waren nicht mißzuverstehen. Eduard in einem Erstaunen, das nicht zu beschreiben ist, nimmt sich zusammen, ergreift sie bei der Hand, läßt sie niedersitzen, setzt sich neben sie und erwartet, indem er sie anblickt, ohne zu sprechen, kalt die Entwickelung dieser Komödie.

Sie sagte nichts; sie hatte die Augen niedergeschlagen; ihr Athem war ungleich, ihr Herz klopfte und Alles gab in ihr eine ungewöhnliche Aufregung zu erkennen. Eduard brach endlich das Schweigen, um sie zu fragen, was diese seltsame Scene zu bedeuten habe. Wäre ich fehl gegangen? sagte er zu ihr. Wären Sie nicht Lauretta Pisana? Wollte Gott! sagte sie mit zitternder Stimme. Wie denn?

*) S. Bd. 3. S. 185.

entgegnete er mit spöttischem Lächeln. So haben Sie wohl Ihr Metier geändert? Nein, sagte Laura, ich bin noch dieselbe; aus dem Stande, in welchem ich lebe, erhebt man sich nicht wieder. Er fand in dieser Aeußerung und in dem Tone, mit welchem sie gesprochen wurde, etwas so Außerordentliches, daß er nicht mehr wußte, was er denken sollte und sich einbildete, das Mädchen sei toll geworden. Er fuhr fort: Warum denn, reizende Laura, soll ich allein ausgeschlossen sein? Sagen Sie mir, was mir Ihren Haß zuzieht. Meinen Haß? rief sie mit noch bewegterem Tone. Ich habe Die nie geliebt, die ich aufgenommen habe; ich kann alle Welt ertragen, nur Sie nicht.

Und warum das? Laura, erklären Sie sich deutlicher, ich verstehe Sie nicht. — Ach, verstehe ich mich denn selbst? Nur das weiß ich, daß Sie mich nie berühren werden .... Nein, rief sie, sich mit Heftigkeit wiederholend, nie werden Sie mich berühren. Mich in Ihren Armen fühlend, würde ich denken, daß Sie nur eine öffentliche Dirne umschlungen halten, und würde vor Wuth sterben.

Sie belebte sich im Sprechen. Eduard sah in ihren Augen Zeichen von Schmerz und Verzweiflung, die ihn rührten. Er nahm weniger verächtliche Manieren und einen anständigeren und schmeichelnderen Ton an. Sie verbarg ihr Gesicht, sie vermied seine Blicke. Er ergreift liebreich ihre Hand. Kaum fühlte sie die seinige, als sie ihren Mund darauf drückte und sie ächzend und schluchzend mit ihren Lippen preßte.

Diese Sprache, obgleich ziemlich verständlich, war doch nicht ganz klar. Eduard brachte sie nur mit Mühe dahin, sich gerader heraus gegen ihn zu erklären. Die erloschene Schamhaftigkeit war mit der Liebe zurückgekehrt, und Laura hatte ihre Person nie mit so vieler Verschämtheit hingegeben, als sie jetzt zu überwinden hatte, um zu bekennen, daß sie liebte.

Kaum war diese Liebe geboren, so stand sie schon in ihrer vollen Kraft. Laura war lebhaft und gefühlvoll, schön genug, um eine Leidenschaft zu erregen, zärtlich genug, um sie zu theilen; aber von unwürdigen Eltern in frühester Jugend verkauft, hatte sie die Macht ihrer von der Ausschweifung befleckten Reize verloren. Im Schooße der schändlichen Freuden floh die Liebe vor ihr; unselige Verführer konnten sie weder fühlen, noch einflößen. Brennbare Körper brennen nicht von selbst; aber ein Funke naht, und Alles steht in Flammen.

So fing Laura's Herz Feuer, als sie Eduard's und der Marquise Liebe ansah. Mit Wonnebeben vernahm sie diese ihr neue Sprache; sie lauschte derselben mit gespanntem Ohr; ihre gierigen Blicke ließen sich nichts entrinnen. Die zitternde Glut, die aus den schwimmenden Augen des Liebenden sprühte, drang durch die ihrigen bis in ihr innerstes Herz; das Blut floß heißer durch ihre Adern; Eduard's Stimme hatte einen Ton, der sie tief bewegte. Die Empfindung schien ihr in allen seinen Geberden abgespiegelt; alle seine, von der Leidenschaft belebten Züge gaben sie ihr zu erkennen. So bewirkte das erste Bild der Liebe, das ihr vor Augen trat, daß sie für den Gegenstand selbst, der es ihr darbot, von Liebe entbrannte. Wenn er nichts für eine Andere gefühlt hätte, würde sie vielleicht nichts für ihn gefühlt haben.

Diese ganze Aufregung begleitete sie in ihre Wohnung. Die Verwirrung der keimenden Liebe ist immer süß. Ihre erste Regung war, sich diesem neuen Zauber zu überlassen, die zweite, daß sie die Augen über sich selbst öffnete. Zum ersten Male in ihrem Leben sah sie ihren Zustand; er machte ihr Grauen. Alles, was die Hoffnungen und Wünsche einer Liebenden nährt, verkehrte sich in ihrer Seele in Verzweiflung. Der Besitz des Geliebten stellte ihr nichts vor Augen, als die Schmach einer elenden, verworfenen Kreatur, der man mit seinen Liebkosungen seine Verachtung zuwirft; in dem, was sonst eine glückliche Liebe krönt, erblickte sie Nichts als den Schandfleck der Prostitution. Ihre unerträglichsten Qualen entsprangen so aus ihren eigenen Wünschen. Je leichter es für sie war, diese zu befriedigen, desto schrecklicher schien ihr ihr Loos; ohne Ehre, ohne Hoffnung, ohne Mittel der Befriedigung, lernte sie die Liebe nur kennen, um sich ihr Paradies verschlossen zu sehen. So begannen ihre langen Schmerzen und endete das Glück, das sie nur einen Augenblick genossen.

Die aufkeimende Leidenschaft, welche sie in ihren eignen Augen demüthigte, erhob sie in denen Eduard's. Da er sah, daß sie fähig war, zu lieben, so verachtete er sie nicht mehr. Welchen Trost konnte sie von ihm erwarten? Welches Gefühl konnte er ihr zu erkennen geben, außer etwa den schwachen Antheil, den ein gutes Herz, das nicht mehr frei ist, an einem Gegenstand des Mitleids nehmen kann, der nicht mehr Ehre besitzt, als hinlänglich ist, um seine Schande zu fühlen?

Er tröstete sie, so gut er konnte, und versprach, sie wieder zu besuchen. Er sagte ihr nicht ein Wort über ihre Lage, nicht einmal, um sie zu ermahnen, sich aus derselben zu reißen. Was hätte es ge-

nutzt, den Abscheu, den sie jetzt davor hatte, zu vergrößern, da es gerade dieser Abscheu war, der sie an sich verzweifeln machte? Jedes Wort über einen solchen Gegenstand wäre bezüglich gewesen und schien sie ihm anzunähern: dies durfte aber niemals sein. Das größte Unglück bei infamen Gewerben ist, daß nichts dadurch gewonnen wird, wenn man sie aufgiebt.

Nach einem zweiten Besuche schickte ihr Eduard, der seiner Freigebigkeit, nach Engländer Weise, nicht vergaß, ein lackirtes Kästchen mit verschiedenen Bijouterien. Sie schickte es ihm mit folgendem Billet zurück:

„Ich habe das Recht verloren, Geschenke auszuschlagen; dennoch „erkühne ich mich, Ihnen das Ihrige zurückzuschicken; denn es lag viel„leicht nicht in Ihrer Absicht, es zu einem Zeichen der Verachtung zu „machen. Wenn Sie es mir jetzt wiederschicken, so werde ich es aller„dings annehmen müssen: aber Ihre Freigebigkeit ist sehr grausam."

Eduard las dieses Billet mit Erstaunen, er fand es zugleich demüthig und stolz. Ohne aus der Niedrigkeit ihres Standes herauszugehen, zeigte Laura darin eine Art Würde. Sich so tief stellen hieß fast die Schmach der Stellung auslöschen. Er hatte schon aufgehört, Verachtung für sie zu hegen; er fing an, sie zu achten. Er setzte seine Besuche fort, ohne weiter von dem Geschenk zu reden; und wenn er es sich auch nicht zur Ehre schätzte, von ihr geliebt zu sein, konnte er doch nicht umhin, sich darüber zu freuen.

Er machte der Marquise kein Geheimniß aus seinen Besuchen; er hatte dazu keinen Grund, und es wäre nur Undankbarkeit von seiner Seite gewesen. Sie wollte mehr davon wissen. Er schwor, daß er Laura nicht berührt habe.

Seine Enthaltung hatte auf sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung, als er erwartet hatte. Was? rief die Marquise wüthend, Sie besuchen sie und berühren Sie nicht? Was machen Sie denn bei ihr? Nun erwachte jene höllische Eifersucht, welche sie hundert Mal verleitete, Anschläge auf das Leben Beider zu machen, und sie in Wuth verzehrte bis zum Augenblick ihres Todes.

Andere Umstände brachten diese wüthende Leidenschaft zu völligem Ausbruch und gaben dem wahren Charakter dieser Frau die Herrschaft zurück. Ich habe schon bemerkt, daß Eduard, bei seiner unverrückbaren Ehrlichkeit, der Delicatesse ermangelte. Er machte der Marquise dasselbe Geschenk, das ihm Laura zurückgeschickt hatte. Sie nahm es

an, nicht aus Habsucht, sondern weil sie auf dem Fuße waren, sich Geschenke zu machen: ein Austausch, bei welchem in der That die Marquise nicht zu kurz kam. Zum Unglück brachte sie die erste Bestimmung dieses Geschenks in Erfahrung, und wie sie dazu gelangt wäre. Ich brauche nicht zu sagen, daß im Augenblick Alles zerbrochen und zum Fenster hinausgeworfen war. Man kann sich denken, was in solchem Falle eine eifersüchtige Geliebte und Frau von Stande empfinden mußte.

Je mehr indessen Laura ihre Schande fühlte, desto weniger versuchte sie sich davon zu befreien; sie blieb darin aus Verzweiflung; und die Verachtung, welche sie für sich selbst hatte, sprang auf ihre Besucher zurück. Sie war nicht stolz; welches Recht hätte sie gehabt, es zu sein? Aber ein tiefes Gefühl von Beschimpfung, deren man sich vergeblich zu erwehren wünscht, das furchtbar Traurige einer Schmach, die sich fühlt, und der sich nicht entfliehen läßt, der Unwille eines Herzens, das sich noch ehrt und sich auf ewig entehrt fühlt, Alles übergoß mit Reue und Ekel Freuden, welche die Liebe verabscheut. Ihre Besucher ergriff ein Gefühl von Achtung, das diesen gemeinen Seelen sonst fremd ist, und machte es ihnen unmöglich, die Sprache der Liederlichkeit anzustimmen, ein unwillkürliches Schamgefühl vergiftete ihre Gierde, und gerührt von dem Schicksale ihres Opfers gingen sie hinweg, weinend über das Mädchen und erröthend über sich.

Der Schmerz verzehrte sie. Eduard, der nach und nach Freundschaft für sie faßte, sah, daß sie nur schon zu betrübt war, und daß man sie eher aufmuntern, als niederdrücken müßte. Er besuchte sie, es war damit schon viel gethan, um sie zu trösten. Sein Gespräch that mehr, es machte ihr Muth; seine gehobenen und bedeutenden Reden gaben ihrer gebeugten Seele die verlorene Schwungkraft wieder. Welche Wirkung thaten sie nicht, aus einem geliebten Munde hervorgehend und in ein Herz von guter Anlage dringend, welches das Schicksal der Schmach überliefert, die Natur aber für die Sittlichkeit geschaffen hatte! In diesem Herzen hafteten sie, und wurden ihr zu einem fruchtbringenden Unterricht in der Tugend.

Durch diese wohlthätigen Bemühungen brachte er es endlich dahin, daß sie besser von sich dachte. Wenn es keinen ewigen Schandfleck giebt, als den, ein verderbtes Herz zu haben, so finde ich in mir die Macht, meine Schande auszulöschen: ich werde ewig verachtet sein, aber ich werde die Verachtung nicht verdienen; ich werde mich nicht mehr selbst

verachten. Dem Greuel des Lasters entronnen, wird mir der Schimpf der Verachtung weniger bitter sein. Ach! was thut es, wenn die ganze Welt höhnisch auf mich niederblickt, sobald nur Eduard mich achtet? Möge er sein Werk sehen und Freude daran haben: er allein wird mich für Alles entschädigen. Wenn die Ehre nichts dabei gewönne, wird wenigstens die Liebe gewinnen. Ja, geben wir dem Herzen, das von ihm entflammt ist, eine reinere Wohnung. Köstliches Gefühl! ich werde deinen süßen Regungen nicht mehr entweichen. Ich kann nicht glücklich sein, ich werde es nie sein, ich weiß es wohl. Ach! ich bin der Liebkosungen unwerth, die die Liebe spendet, aber nie wieder werde ich andere dulden.

Ihr Zustand war zu gewaltsam, um so fortdauern zu können; aber, als sie versuchte, sich daraus zu befreien, fand sie Schwierigkeiten, die sie nicht vorausgesehen hatte. Sie erfuhr, daß Diejenige, welche dem Recht auf ihre Person entsagt hat, es nicht nach Gefallen wieder erlangt, und daß die Ehre eine bürgerliche Schutzwehr ist, welche Diejenigen sehr in Ohnmacht läßt, die sie verloren haben. Sie fand keinen anderen Ausweg, um sich dem Drucke zu entreißen, als daß sie sich schleunig in ein Kloster rettete, und ihre Wohnung fast der Plünderung überließ; denn sie lebte in einem Wohlstand, der bei denen ihres Gleichen, besonders in Italien, gewöhnlich ist, welche Jugend und Schönheit geltend zu machen haben. Sie hatte Bomston von ihrem Plane nichts gesagt, indem sie gewissermaßen etwas Niedriges darin fand, vor der Ausführung davon zu sprechen. Als sie an ihrer Freistätte war, gab sie ihm durch ein Billet Nachricht davon, und bat ihn, sie gegen die Mächtigen in Schutz zu nehmen, welche an ihrem unordentlichen Leben ein Interesse hatten, und sich über ihr Zurückziehen ärgern würden. Er eilte sogleich in ihre Wohnung, um ihre Effecten zu retten. Obgleich fremd in Rom, gewann er doch als ein vornehmer, geachteter und reicher Herr, der die Sache der Sittlichkeit mit Nachdruck führte, bald Einfluß genug, um sie in ihrem Kloster zu sichern, und ihr sogar den Fortgenuß einer Pension zu verschaffen, welche ihr von dem Cardinal hinterlassen war, dem ihre Eltern sie verkauft hatten.

Er besuchte sie. Sie war schön; sie liebte; sie war Büßerin; sie verdankte ihm Alles, was aus ihr noch werden sollte. Wie viel Ansprüche, ein Herz wie das seinige zu rühren! Er kam, erfüllt von allen Gefühlen, die ein empfindsames Herz zum Guten bringen können; es fehlte nur das eine, welches sie glücklich machen konnte, und

welches nicht von ihm abhing. Nie hatte sie so gehofft; sie war voll Jauchzen; sie fühlte sich schon in dem Stande, zu welchem man sich so selten wieder aufschwingt. Sie sagte: ich bin ehrbar; ein tugendhafter Mann nimmt Theil an mir; Liebe, mir ist es nicht mehr Leid um die Thränen, um die Seufzer, die du mich kostest; du hast mir schon Alles vergütet. Du gabst mir Kraft, und du gabst mir meinen Lohn; indem du mir meine Pflichten lieb machst, wirst du selbst zur ersten unter ihnen. Welches Glück ist doch nur mir allein aufgespart! Die Liebe erhebt mich und bringt mich zu Ehren, sie entreißt mich dem Verbrechen, der Schmach; sie kann aus meinem Herzen nicht mehr weichen, außer mit der Tugend zugleich. O, Eduard! könnte ich wieder verächtlich werden, so müßte ich aufgehört haben, dich zu lieben.

Ihr Rückzug machte Aufsehen. Gemeine Seelen, welche Andere nach sich selbst beurtheilen, konnten sich nicht einbilden, daß Eduard in dieser Sache nur aus Theilnahme und Edelmuth gehandelt. Laura war zu liebenswürdig, um nicht die Mühe, die sich ein Mann ihretwegen gab, immer verdächtig erscheinen zu lassen. Die Marquise, die ihre Spione hatte, war die erste, die von Allem unterrichtet wurde, und ihre Wuth, die sie nicht zurückhalten konnte, brachte nun vollends ihre Intrigue unter das Volk. Das Gerücht davon gelangte bis nach Wien zu dem Marquis, und im folgenden Winter kam er nach Rom, um sich zur Wiederherstellung seiner Ehre, die freilich nichts dabei gewann, einen Degenstich zu holen.

So war diese doppelte Liaison entstanden, die in einem Lande, wie Italien, Eduard tausend Gefahren aller Art aussetzte, bald von Seiten eines erbitterten Militairs, bald von Seiten einer eifersüchtigen und rachgierigen Frau, bald von Seiten Derer, die mit Laura Umgang gehabt hatten und über ihren Verlust wüthend waren. Kann es wunderlichere Liaisons geben, als diese, die, ihn in Gefahren ohne Nutzen verwickelnd, zwischen zwei leidenschaftliche Maitressen ihn theilten, ohne daß er eine von ihnen besitzen konnte; ausgeschlagen von der Courtisane, die er nicht liebte, die anständige Frau selber ausschlagend, die er anbetete; zwar stets tugendhaft, aber immer in dem Wahne, der Weisheit zu dienen, während er nur auf seine Leidenschaften hörte.

Es ist nicht leicht zu sagen, welche Art Sympathie zwei so entgegengesetzte Charaktere wie die Eduard's und der Marquise zusammenschließen mochte, aber trotz der Verschiedenheit ihrer Grundsätze

konnten sie sich nie gänzlich von einander losreißen. Man kann sich die Verzweiflung dieser heftigen Frau denken, als sie sich durch ihren unvorsichtigen Edelmuth eine Nebenbuhlerin, und was für eine Nebenbuhlerin zugezogen zu haben glaubte. Vorwürfe, Hohn, Schmähung, Drohungen, zärtliche Liebkosungen, Alles wurde abwechselnd aufgewendet, um Eduard von diesem unwürdigen Umgange loszumachen, bei welchem sie sich sein Herz durchaus nicht unbetheiligt denken konnte; er blieb fest; er hatte es versprochen. Laura hatte ihr Glück und ihre Hoffnung darauf beschränkt, ihn manchmal zu sehen. Ihre keimende Tugend bedurfte der Pflege; sie hing an Dem, der sie in ihr erweckt hatte; es lag ihm ob, sein Werk fortzusetzen. Dies sagte er der Marquise, sagte er sich, und vielleicht sagte er doch auch sich nicht Alles. Welcher Mann könnte strenge genug sein, um den Blicken eines reizenden Gegenstandes zu entfliehen, der nichts weiter von ihm verlangt, als sich lieben zu lassen? Wo wäre Der, dem die Thränen zweier schönen Augen nicht ein wenig das redliche Herz schwellten? Wo der mildthätige Mann, dessen nützliche Eigenliebe nicht gern der Frucht seiner Bemühungen genösse? Er hatte Laura zu schätzenswerth gemacht, um sie blos werthzuschätzen.

Es machte die Marquise rasend, daß sie ihn nicht dahin bringen konnte, seine Besuche bei der Unglücklichen einzustellen. Sie hatte nicht den Muth, mit ihm zu brechen, faßte aber eine Art Abscheu vor ihm. Sie bebte, wenn sie seine Kutsche in den Hof fahren sah; das Herz klopfte ihr vor Angst, wenn sie ihn die Treppe heraufkommen hörte. Sie fühlte sich halb ohnmächtig, wenn sie ihn erblickte. Das Herz war ihr zusammengeschnürt, so lange er bei ihr war; wenn er ging, überschüttete sie ihn mit Verwünschungen; sobald sie ihn nicht mehr sah, weinte sie vor Wuth; sie sprach von nichts als Rache; ihr blutdürstiger Grimm gab ihr nur Pläne ein, die ihrer würdig waren. Sie ließ Eduard mehrmals anfallen, wenn er von Laura aus dem Kloster kam, sie stellte ihr selbst Fallen, um sie dort aufheben und entführen zu lassen. Und Alles das vermochte ihn nicht zu heilen. Er ging den anderen Morgen wieder zu Der, die ihn Tages zuvor hatte ermorden lassen wollen, und immer in dem chimärischen Gedanken, sie wieder zur Vernunft zu bringen, setzte er die seinige auf's Spiel, und nährte seine Schwäche mit dem Feuer seiner Tugend.

Nach einigen Monaten starb der Marquis in Deutschland, schlecht geheilt von seiner Wunde, vielleicht auch aus Schmerz über die

schlechte Aufführung seiner Frau. Dieses Ereigniß, welches Eduard der Marquise hätte nähern sollen, diente nur dazu, ihn noch mehr von ihr zu entfernen. Er fand sie so beeifert, sich ihre neu erworbene Freiheit zu Nutze zu machen, daß er schauderte, Vortheil davon zu ziehen. Schon der Zweifel, ob nicht die Wunde des Marquis zu seinem Tode beigetragen hätte, erschreckte sein Herz und brachte seine Wünsche zum Schweigen. Er sagte sich: die Rechte eines Gatten sterben mit ihm für jeden Anderen, aber für seinen Mörder überleben sie ihn und werden unverletzlich. Wenn auch Menschlichkeit, Tugend und Gesetze über diesen Punkt nichts vorschreiben, sagt uns nicht schon die Vernunft allein, daß die Freuden, welche an die Erzeugung des Menschen geknüpft sind, nicht der Preis seines Blutes sein dürfen? Sonst würden die Mittel, welche bestimmt sind, uns das Leben zu geben, Todesquellen werden, und das Menschengeschlecht würde durch Das, was zu seiner Erhaltung geordnet ist, aussterben.

So brachte er mehrere Jahre zwischen zwei Maitressen getheilt hin, unaufhörlich von einer zur anderen überspringend, öfters entschlossen, beiden zu entsagen, und doch nicht stark genug, eine von ihnen zu verlassen, durch tausend Gründe hinweggetrieben, durch tausend Gefühle wieder zurückgeführt, und jeden Tag enger verstrickt in seine Bande durch die eiteln Anstrengungen, sie zu zerreißen, bald seinem Hange, bald der Pflicht nachgebend, von London nach Rom und von Rom nach London reisend, ohne irgendwo Rast zu finden, immer entflammt, lebhaft, leidenschaftlich, niemals schwach oder strafbar, stark durch seine große, schöne Seele, während er es nur durch seine Vernunft zu sein glaubte, kurz alle Tage Thorheit sinnend, und alle Tage wieder in sich gehend, bereit, seine unwürdigen Ketten zu zerbrechen. In den ersten Augenblicken seines inneren Widerwillens war es, daß er nahe daran war, sich an Julie zu ketten, und es scheint gewiß, daß er es gethan haben würde, wenn er nicht den Platz besetzt gefunden hätte.

Indessen verlor die Marquise immer mehr Terrain durch ihre Laster, und Laura gewann immer mehr durch ihre Tugenden. Die Beständigkeit war übrigens auf beiden Seiten gleich; das Verdienst war jedoch nicht dasselbe, und die Marquise, erniedrigt, herabgewürdigt durch so viele Verbrechen, griff in ihrer hoffnungslosen Liebe zu Aushülfen, wie sie Laura's Liebe nicht duldete. Bei jeder Reise fand Bomston an der letzteren mehr Vollkommenheiten; sie hatte englisch

gelernt, sie wußte Alles auswendig, was er ihr zu lesen empfohlen hatte. Sie unterrichtete sich in allen Wissenschaften, die er zu lieben schien; sie suchte ihre Seele nach der seinigen zu formen, und was von ihren eigenen Fonds zurückblieb, verunzierte sie nicht. Sie war noch in dem Alter, wo die Schönheit mit den Jahren zunimmt. Die Marquise war in jenem, wo sie nur abnimmt, und obgleich ihr der gefühlvolle Ton eigen war, welcher gefällt und rührt, obgleich sie von Menschlichkeit, Treue, Tugenden graziös zu sprechen wußte, wurde das Alles lächerlich durch ihre Aufführung, und ihr Ruf zieh alle ihre schönen Reden Lügen. Eduard kannte sie zu gut, um noch etwas von ihr zu hoffen; er riß sich allmählich von ihr los, ohne sich jedoch ganz losreißen zu können; er näherte sich beständig der Gleichgültigkeit, ohne sie erreichen zu können. Sein Herz rief ihn unablässig zur Marquise zurück; seine Füße trugen ihn zu ihr, ohne daß er daran dachte: ein empfindsamer Mensch vergißt nie, was er auch thue, die Vertraulichkeit, in welcher er gelebt hat. Durch Intriguen, List und schwarze Handlungen brachte sie es zuletzt dahin, daß er sie verachtete; aber er verachtete sie, ohne daß er aufhören konnte, sie zu beklagen, ohne daß er je vergessen konnte, was sie für ihn gethan und was er für sie gefühlt hatte.

So, mehr noch von der Gewohnheit als von Neigung beherrscht, konnte Eduard die Attachements nicht zerreißen, die ihn nach Rom zogen. Die Süße eines glücklichen Hausstandes erweckte den Wunsch in ihm, sich einen solchen zu gründen, ehe er alterte. Manchmal warf er sich Ungerechtigkeit, selbst Undank gegen die Marquise vor, und maß nur seiner Leidenschaft die Laster ihres Charakters bei; manchmal vergaß er Laura's früheren Stand, und sein Herz übersprang, ohne daß er es wollte, die Scheidewand, die sie von ihm trennte. Immer in seiner Vernunft Entschuldigungen für seinen Hang suchend, legte er seiner letzten Reise den Beweggrund unter, seinen Freund auf die Probe zu stellen, ohne zu bedenken, daß er sich selbst einer Probe aussetzte, in welcher er ohne ihn unterlegen wäre.

Der Erfolg dieses Unternehmens und die Entwickelung der Auftritte, welche damit zusammenhingen, sind im zwölften Briefe der V. und im dritten der VI. Abtheilung so geschildert, daß in Folge des hier gegebenen kurzen Abrisses nichts mehr dunkel bleiben kann. Eduard, von zwei Maitressen geliebt, ohne eine von ihnen zu besitzen, erscheint zunächst in einer lächerlichen Situation; aber seine Tugend ließ ihn

in sich selbst einen süßeren Genuß, als den der Schönheit, finden, einen solchen, der sich nicht gleich ihr erschöpft. Glücklicher in den Freuden, die er sich versagte, als der Lüstling in denen, die er genießt, liebte er länger, blieb frei, und genoß des Lebens besser als Diejenigen, welche es auskosten. Wir Blinde verbringen es alle damit, daß wir unseren Wahnbildern nachjagen. O, werden wir niemals lernen, daß von allen menschlichen Thorheiten nur die des Gerechten solcher Art sind, daß sie ihn beglücken können?

2.

Analyse der „Julie“ und „Abenteuer Bomston's“.

In der neuen Heloise hat Rousseau seine Weltanschauung und sein Moralsystem auf's Vollständigste entwickelt. Es war ihm darum zu thun, der Welt zu nützen: er richtete sein Buch so ein, daß die Leser Etwas, nein Viel, nein Alles daraus lernen könnten, Alles, nämlich wie man tugendhaft wird, zur höchsten Weisheit und zum höchsten Glücke gelangt. Auch wir können uns diesen Roman zu Nutze machen. Um den Tugenddienst zu lernen? Wenn Einer will, ja! Ich meine aber, um diejenige Erscheinungsform des christlichen Geistes, welche für uns von noch immer mächtig einwirkender Bedeutung ist, in ihrem Wesen und in allen ihren Elementen genau kennen zu lernen. Ich habe zu dem Ende das System von Vorstellungen, welches Rousseau in der Neuen Heloise niedergelegt hat, analysirt und theile hier am Schlusse meiner Uebersetzung das Resultat dieser Arbeit mit. Die Ordnung, in welcher ich dem Leser die verschiedenen sich aus einander entwickelnden Vorstellungen vorführe, ergiebt sich aus dem christlichen Grundgedanken Rousseau's, daß wir hienieden Fremdlinge sind, und unseren wahren Himmel droben haben. Diese Heimat, die als das Ziel Alles menschlichen Dichtens und Trachtens erscheint, wird daher auch für die Darstellung des Systems das Ziel sein müssen, während der Ausgangspunkt da zu suchen ist, wo der Mensch seinen irdischen Ursprung hat. Ich beginne mit Rousseau's Ansicht über die Natur.

Die Rückkehr des Menschen zur Natur, welche Rousseau fordert, ist derjenige Punkt, in welchem er den orthodoxen Christen am wei-

testen vom Christenthume sich zu entfernen, und die christliche Lehre geradezu aufzuheben schien. Aber mit Unrecht. Die orthodoxe Lehre bezeichnet mit dem Worte Natur die durch den Sündenfall verkehrte und verderbte Schöpfung, das von dem göttlichen Urbild abgefallene Wesen des Menschen; Rousseau dagegen versteht unter Natur die ursprüngliche Schöpfung, wie sie aus der Hand Gottes hervorgegangen. Den Sündenfall Adams und die Erbsünde sieht er als Mythen an, die, in roher Auffassung, sittenverderblich wirken können. Die Vorstellungen, welche er an ihre Stelle setzt, haben jedoch ganz denselben Inhalt, nur in neuen Wendungen.

Die Welt ist von der Weisheit ihres Schöpfers geordnet, und ist, so wie der Urheber sie gemacht hat, vollkommen gut.

Der Schöpfer hat der Welt eine Lebendigkeit eingepflanzt, welche alle Wesen durchdringt, und der innere Trieb ihres Entstehens, Wachsens und Vergehens ist. Diese innere Lebendigkeit ist eine Macht, unter deren reiner und ungestörter Herrschaft alle Wesen gut sind, jedes in seiner Art und Weise. Diese Macht ist die Natur.

Die Natur wirkt nach ewigen unwandelbaren Gesetzen. Sie macht nichts schlecht, und dem Zwecke, welchen das Gesetz vorzeichnet, unangemessen; sie irrt sich nicht, sie ist untrüglich. Das, was wir in der Natur schädlich oder böse nennen, verdankt diesen Namen nur unserer Kurzsichtigkeit, die den Zweck und das Gesetz verkennt. Es giebt allerdings auch Abweichungen von dem Gesetz, Mißgeburten. Diese Ausnahmen von der Regel liegen aber selbst in der Natur, und enthalten nur die Bestätigung des Gesetzes: es gehört zu den Wesen der Materie, daß sie der Möglichkeit des Ausartens unterworfen sei. Wenn wir dies als einen Fehler ansehen, so ist hieran wieder nur unsere Kurzsichtigkeit schuld, welche die höhere Nothwendigkeit nicht durchschaut.

Mit der Kurzsichtigkeit des Menschen ist es übrigens kein Ernst: das menschliche Denken setzt ja eben diese Nothwendigkeit, von der versichert wird, daß unsere Kurzsichtigkeit sie nicht durchschaue. Es stellt den Schöpfer, den es erschafft, selbst unter das Gesetz der Nothwendigkeit, indem es ihn mit der Freiheit ausstattet, Alles zu schaffen, was er will, nur nicht Wesen, die ihm selbst vollkommen glichen, d. h. die gleich ihm vollkommen wären; nicht Gottgleichheit, nur Gottähnlichkeit kann er den Wesen einschaffen, nur sein Bild ihnen aufdrücken, nicht sein Wesen selbst: die Gesetze, der Geist der Dinge, sind daher allein das Vollkommene, das in der Wirksamkeit durch das Wesen der Mate-

rie, des Gegentheils von Gott dem Geist, unvollkommen, der Ausartung fähig und zur Ausartung geneigt wird.

Diese Lehre, daß die Natur sich nicht irre, und daß von Natur Alles gut sei, legt Rousseau auch dem Atheisten Wolmar in den Mund, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß sie im Munde des Atheisten auffallend sei. Nichts weniger. Rousseau hat vollkommmen richtig gegriffen; hat richtig gefühlt, daß er dem Atheisten den Glauben an eine vollkommene Weltordnung beilegen konnte. Der Gottleugner unterscheidet sich von dem Gottgläubigen nur dadurch, daß ersterer die letzte Ursache aller Dinge, welche die Ursache ihrer selbst ist, unmittelbar in der Natur aufsucht, während letzterer sie in ein Wesen außerhalb der Natur verlegt: die Sache selbst, nämlich die vollkommene Ordnung (die prästabilirte Harmonie) bleibt durchaus die nämliche.

Der Mensch ist also von Natur gut, gleich allen übrigen Geschöpfen. Wenn der Mensch böse wird, so ist das nicht die Schuld der Natur, sondern die Schuld der Menschen, welche die Natur verderben.

Der Zweck der Natur ist für alle Wesen derselbe, nämlich kein anderer, als daß sie seien, daß sie leben und sich ihres Daseins freuen, d. h. sich in ihrer Natur und ihrer Natur gemäß befriedigen. So sind auch die Menschen nur ihrer selbst wegen da, nur damit es ihnen wohlgehe: ihre Glückseligkeit ist der Zweck ihres Daseins. Die Menschen sind zu keinem andern Zweck geschaffen, nicht für Zwecke anderer Menschen, der Gesellschaft, der Menschheit, nicht für diesen oder jenen Beruf, nicht für ein Leben in abgesonderten Ständen, nicht um zu dienen, aber auch nicht um Andere dienen zu machen, nicht zum Befehlen und zum Gehorchen. Die Menschen sind von Natur nicht Herren und Knechte, die Menschen sind von Natur Alle einander gleich. Die schöne Gleichheit, in welcher Jeder das Recht und die Freiheit hat, sich selbst zu leben und Alles zu thun und zu haben, was er thun und erlangen kann und will, ist der Naturzustand. Im Naturzustande thut der Mensch, was er will, aber er will auch nichts Anderes, als was er kann*).

Der Mensch im Naturzustande ist eine bloße Abstraction**). Be-

---

*) Vergl. im Émile, wo Rousseau die Fundamentalmaxime aufstellt: l'homme vraiment libre ne veut que ce qu'il peut et fait ce qu'il lui plait.

**) Im Émile gesteht dieses Rousseau selbst ganz unbefangen ein: „Wir müssen unseren Zweck allgemeiner fassen und in unserem Zögling den abstracten Menschen vor Augen haben, den Menschen, wie er allen Wechselfällen des Lebens

trachtet man die wirklichen Menschen, so verschwindet die Voraussetzung der natürlichen Gleichheit augenblicklich wieder. Die Menschen sind von Natur ungleich. Verdammt werden nur diejenigen Ungleichheiten, welche sich durch das gesellschaftliche Leben der Menschen ergeben haben, und zu gesellschaftlichen Unterschieden, bürgerlichen Einrichtungen geworden sind: diese werden verdammt als die künstlichen, unnatürlichen. Die natürlichen Unterschiede müssen anerkannt werden, weil sie den ewigen Gesetzen gemäß sind. Diese sind die Unterschiede des Geschlechtes, des Alters, der Anlagen und Fähigkeiten, der Temperamente. Aus diesen Verschiedenheiten ergiebt sich die Verschiedenheit der Charaktere, welche alle gut sein und in der besten Weltordnung ihre richtige und ihnen gemäße Stelle finden würden, wenn sie nicht von dem ihnen von Ursprung einwohnenden natürlichen Gesetze, von ihrer wahren Bestimmung abwichen oder abgelenkt würden.

Von Natur sind die Menschen nicht entweder gut oder böse, auch nicht weder gut noch böse, sondern nur gut. Auch die beiden ersteren Ansichten finden in der neuen Heloise ihre Vertretung. Während Wolmar behauptet, daß die Natur Alles ursprünglich gut mache und unverbesserlich sei, hält ihm Saint-Preux die Bemerkung entgegen, daß das Gute, welches sich als Keim zu zeigen scheine, schon selbst eine Frucht unmerklicher Arbeit an der Seele des Menschen, und daß demzufolge die ursprüngliche Anlage auch wohl weder gut noch böse, sondern neutral, blos empfänglich für Alles sein könne. Julie dagegen geht, wie Augustin und alle Prädestinatianer, von der Ansicht aus, daß Gott Einige gut, Andere böse erschaffe. Der Liebe Gottes, welche sie übrigens glaubt und predigt, widerspricht diese Annahme nicht stärker als jene, daß Gott die Menschen ursprünglich gut erschaffe, sie aber dann durch Schicksale, über welche er als der Allmächtige doch auch verfügen kann, ausarten und böse werden lasse.

Da bei der Ansicht stehen geblieben wird, daß der Mensch von Natur gut sei, so entspringt hieraus die Folgerung, daß auch die natürlichen Neigungen, Begierden und Leidenschaften nicht an sich selbst böse, sondern gut sind. Sie werden erst böse durch den Mißbrauch.

Die Natur also ist in ihrer ursprünglichen Natürlichkeit ganz und gar gut. Das heißt: es giebt eine gute Natur, es giebt Gutes, das

---

ausgesetzt ist." (Il faut généraliser nos vues, et considérer dans notre élève l'homme abstrait, l'homme exposé à tous les accidents de la vie humaine.)

Gute ist; das Gute ist nicht dadurch gut, daß wir es gut finden, sondern gut ist zu nennen, was gut an sich und durch sich selbst gut, ewig und unwandelbar gut ist. Es giebt ein absolut Gutes.

Wie kommen wir dazu, ein absolut Gutes zu erkennen, da der Erfahrung nach Alles in der Welt zwischen Gutem und Bösem getheilt ist?

Die Welt ist Geist und Materie.

Der Geist, das Göttliche, der belebende Hauch, das innere Wesen durchdringt die Materie und formt sie: das in dem materiellen Wesen waltende Gesetz ist das Göttliche in ihnen, welches die Welt der Erscheinungen zu einem Bilde des göttlichen Wesens macht.

Der Mensch, der, wie die ganze Natur, zwiefachen Wesens, Geist und Leib, ist, unterscheidet sich von allen natürlichen Wesen dadurch, daß das Göttliche nicht nur als Gesetz in ihm wohnt, sondern als die Fähigkeit, das Urbild selbst gleichsam abzuspiegeln. Dem Menschen ist das Bild Gottes als Ahnung oder Gefühl des Urbildes eingeschaffen. Das ewige Urbild schwebt der Seele des Menschen vor.

Im Anschauen des Urbildes, das in seiner Seele wohnt und der Ordnung der Natur nach unvertilgbar ist, empfindet der Mensch das ewig G u t e und das ewig S c h ö n e. Das göttliche Urbild bezaubert Jeden, der es nur wahrnehmen will, der nicht verblendet ist durch falsche Leidenschaften, dergestalt, daß er, trotz aller Trägheit und Unlust, trachten muß, dem Urbild ähnlich, also vollkommen zu werden.

Das in uns wohnende Urbild setzt uns in den Stand, die ewigen Gesetze, welche für das Leben der Seele geordnet sind, die ewigen s i t t l i c h e n Gesetze, die nicht minder unwandelbar sind, als die natürlichen Gesetze zu erkennen. Die sittlichen Gesetze machen die Menschen in höherer Weise gleich, als dies die natürlichen Gesetze vermögen. Sie machen den Menschen erst zum vollendeten Menschen.

Wie verhält sich aber die natürliche Verschiedenheit der Menschen zu den ewigen urbildlichen Gesetzen? Verschwindet sie vor ihnen?

Nein. Das Urbild ist gefangen in den Stricken der Natur. Es bleibt zwar ewig, aber nicht in sich einig; es bleibt sich nicht getreu: es geht auseinander in eine Verschiedenheit von Urbildern. So führt z. B. Julie mit besonderer Vorliebe den Gedanken aus, daß für die beiden Geschlechter sich nur verschiedene Urbilder der Vollkommenheit

denken lassen. Es ist kein gemeinschaftliches Muster für zwei so verschiedenartige Wesen möglich. „Ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann dürfen sich in ihrem sittlichen Wesen nicht ähnlicher sein, als in ihrer äußern Gestalt.“ Durch ihre Bedürfnisse Neigungen, Geschmack, Tugenden, kurz in Allem sind sie verschieden und müssen sie verschieden sein.

Wie sich als Gesetz der Natur die Gleichheit im Verein mit der Ungleichheit zeigte, so zeigt sich am Urbilde, daß ihm die Mannichfaltigkeit ebenso wesentlich ist als die Einheit. Es bleibt in verschiedenen Formen immer dasselbe, wie der Mensch, ob Mann oder Weib, immer doch der Mensch ist.

Wie geht es nun zu, daß das Urbild als inneres sittliches Gesetz den Willen des Menschen nicht mit gleich zwingender Gewalt beherrscht, wie das natürliche Gesetz die Leiber?

Wenn der Mensch innerlich genöthigt wäre, das Urbild festzuhalten und an sich selbst die ewigen Gesetze unwandelbar zu offenbaren, so würde er mehr als Gott ähnlich, so würde er Gott in geistiger Hinsicht gleich sein. Gott hat aber, wie schon gesagt, keine Wesen schaffen können, die dem seinigen in Allem gleich und dem Bösen nicht unterworfen wären.

Wie das Naturböse durch die Natur der Materie, so entsteht das sittlich Böse durch die menschliche Freiheit. Das Böse ist in beider Hinsicht nichts Anderes als die Abweichung von der Regel der Natur, das eine Mal der leiblichen, das andere Mal der geistigen Natur, d. h. des Urbildes.

Das ewig Gute ist uns von Natur eingeprägt, ebenso das ewig Schöne und die Liebe zu beiden ist dem Menschen natürlich. Allein das Gepräge kann verwischt werden. Der Mensch kann sich von der Reinheit der Natur verirren, die Stimme der Natur ersticken, Maximen bilden, Institutionen aufstellen, welche unnatürlich sind, falsche Tugenden einführen und dadurch auch Andere von dem Wege der Natur, welcher der Weg des Guten ist, ableiten. Der Mensch hat Freiheit.

Es kann bezweifelt werden, ob der Mensch irgend eine Art Freiheit besitze: man kann die Behauptung aufstellen, daß Gott den Menschen wie eine Maschine, ja wie einen Klotz regiere, indem er unver-

merkt alle seine Handlungen, alle seine Entschlüsse, alle seine innersten Gedanken leite. Was beweist dem Menschen das Dasein der Freiheit? Nicht der Verstand, denn der kann Alles und von Allem das Gegentheil beweisen. Das Gefühl sagt dem Menschen, daß er frei ist. „Mag mir einer doch beweisen, daß ich nicht frei bin: mein inneres Gefühl, das stärker ist als alle seinen schönen Gründe, straft ihn Lügen."

Das Gefühl des Vorbilds und das Gefühl der Freiheit ist ein und dasselbe Gefühl. Nur dem Freien kann ein Vorbild gegeben sein. Das Gefühl ist das Mittel, durch welches der Mensch seiner selbst inne wird, und zwar sogleich seiner als eines Doppelwesens oder unentschiedenen Wesens, nämlich eines Wesens, das nicht von Hause aus so ist, wie es sein soll, sondern sein wahres Wesen, seine Natur als bloßes Vorbild und Muster in sich trägt. Das Freiheitsgefühl ist Gefühl des Lebens, d. h. der Fähigkeit und des Dranges, sich selbst zu bethätigen und zu befriedigen, und zugleich Gefühl einer Regel und eines Maßes für die Wahl und Art der Bethätigung und Befriedigung bei so großem Reichthum von Möglichkeiten, als die Welt darbietet.

Das Gefühl der Freiheit als Lebensgefühl oder innerer Trieb reizt den Menschen, sein Wohl zu suchen; das Gefühl der Freiheit als Wirkung des Vorbilds oder innere Stimme belehrt ihn, daß er zwischen verschiedenen Arten des Wohles unterscheiden, und das eine verwerfen, das andere erstreben müsse, z. B. daß er sein eigenes Wohl nur insoweit suchen dürfe, als das Wohl Anderer darunter nicht leide oder keine Pflicht verletzt werde. So darf sich der Mensch das Leben nehmen, wenn das Leben für ihn ein Uebel ist, aber er muß, bevor er sich das Leben nimmt, erst fragen, ob er dadurch die Erfüllung keiner Pflicht und Schuldigkeit unmöglich machen werde. Der Mensch hat also die Freiheit, Alles zu thun, was er will, wofern er kann; darf aber um der Freiheit willen nichts von dem wollen, was er kann, wofern er es nicht soll. Der Mensch kann Alles thun, was seiner Wahl unterliegt, aber er soll nur das Gute thun.

Das Gute ist also die bestimmende Macht des Menschen, wie er sein soll. Der Mensch, wie er sein soll, ist der gute Mensch. Das Gute beherrscht den guten Menschen. Der freie Mensch ist also als guter nicht frei, sondern von dem Guten gebunden. Die Freiheit an sich ist Ungebundenheit, aber die Freiheit des Guten hat den Zweck,

daß er sich binden lasse: die gute oder sittliche Freiheit ist die Gebundenheit.

Die Ungebundenheit ist das Böse; der Hang zur Ungebundenheit ist der böse Hang. Daher jagt Wolmar jeden Bedienten aus dem Dienst, der einen Hang zur Ungebundenheit blicken läßt. Und Clara, welche diesen Hang in sich spürt, aber eine Dienerin des Guten ist, sucht sich die Befriedigung desselben durch die Gebundenheit zu verschaffen: um unabhängig zu sein, macht sie sich abhängig; um sich zu befreien, nimmt sie das Band der Ehe auf sich, dem ihre natürliche Ungebundenheit widerstrebt. Saint-Preux darf von der Freiheit, sich das Leben zu nehmen, keinen Gebrauch machen, denn der Dienst des Guten bindet ihn an das Leben: es wäre die äußerste Ungebundenheit dazu nöthig, um das Band, welches die Grundbedingung aller Bande ist, zu sprengen; die Ungebundenheit ist aber an sich das Böse, und somit ist es eine Sünde, sich zu tödten.

Wenn die Freiheit als Wahlfreiheit aufgefaßt wird, so bedarf der Mensch einer Kraft, das Gute zu erkennen: diese Kraft nennt Rousseau an einer Stelle, wo er die Freiheit als die Fähigkeit das Gute zu wählen bezeichnet, Vernunft. Die Vernunft ist hier die vernehmende Kraft, das vernehmende Gefühl, das Gefühl, welches das Gepräge des Urbildes in uns empfindet*); als innere Stimme, welche uns von dem Guten Zeugniß giebt und uns dadurch nöthigt, es zu lieben, heißt dieselbe Kraft an dieser Stelle das Gewissen. Ein anderes Mal wird die Vernunft als das Vermögen das Gute zu wählen bezeichnet, enthält also die erkennende Vernunft, das vom Guten zeugende Gewissen und die Wahlfreiheit zugleich in sich; Gewissen wird an dieser zweiten Stelle der Trieb das Gute zu wollen genannt und die Freiheit ist die Macht es zu thun, also die sittliche Freiheit.

Diese Freiheit, welche die Vernunft als ein Gefühl der Abhängigkeit vom Urbild und das Gewissen als inneren Zwang, die ursprüngliche Freiheit aufzugeben und sich an das sittliche Gesetz zu binden, zu ihren Voraussetzungen hat, ist demnach vollständige Gebundenheit. Die Freiheit des Menschen ist zum bloßen Scheine gemacht. Und die Natur, welche durch die zur scheinbaren Freiheit

---

*) Das deutsche Wort „Vernunft" drückt hier die Meinung Rousseau's besser aus, als das französische.

gewordene Freiheit dem Bösen verfallen war, ist zum Guten zurückgebracht.

Die Möglichkeit des sittlich Bösen bleibt aber in der Welt bestehen. Durch die Freiheit, die einen Widerspruch in sich enthält, ist die Natur des Menschen in Widerspruch mit sich selbst versetzt. Der Mensch kann gut oder böse sein. Es giebt gute und böse Menschen.

Die ursprüngliche Natur ist die unentschiedene, der Stand der Unschuld. Die entschiedene Natur ist die zweite Natur. Was dem Menschen zur zweiten Natur geworden, das erst ist für ihn das Natürliche, ist seine Natur.

Oft, wenn kurzweg von der Natur des Menschen gesprochen wird, ist nur diese zweite Natur gemeint, in welcher der Mensch entweder gut oder böse ist. Wenn es heißt, der Böse könne seine Natur nie ändern, so gilt dies nicht von der ursprünglichen Natur, der zufolge alle Menschen gut wären, sondern von der durch Entartung in's Böse, d. h. durch allmählig eingewurzelte böse Gewohnheit erzeugten Natur. Wenn Julie sagt: „ich fühlte, daß mein Herz für die Tugend geschaffen war," so bezieht sich dies zwar im Allgemeinen auf die ursprüngliche Anlage aller Menschen; indem es aber Julie als eine Eigenthümlichkeit geltend macht, welche sie von Anderen unterscheidet, bezieht es sich, nach Rousseau's Meinung, auf die zweite Natur. Die Tugendliebe war in Julien nicht durch lasterhafte Gewöhnung erstickt und war ihr so zur zweiten Natur geworden.

Durch Gewöhnung wird der Mensch böse, wie er durch Gewöhnung gut wird. Durch Uebung kann man einen bösen Hang bezwingen; wenn man böse Begierden immer wieder zurückdrängt, so gewöhnen sie sich daran, nicht wieder zu entstehen, und umgekehrt vervielfältigen sich die Versuchungen, wenn man sich daran gewöhnt, ihnen zu erliegen. Wie man einen Baum verschneiden und verkrüppeln kann, so kann man das menschliche Naturell verkünsteln und verbilden. Es giebt keinen Bösewicht, dessen natürlicher Hang, von Anfang an richtig geleitet, nicht große Tugenden erzeugt hätte. Die Gewalt, welche der ursprünglichen Natur durch falsche Zucht angethan wird, macht das Herz trotzig und dem Guten feindselig. Böses Beispiel ist der Vater aller Laster. Solange das Herz noch das Gute liebt, kann es

sich von bösen Neigungen entwöhnen. Es kann dahin gebracht werden, sich durch keine Versuchung blenden zu lassen; denn alle Versuchungen sind Blendwerk der Einbildungskraft, wie wir weiterhin sehen werden. Wolmar will Saint=Preux an einen gesitteten Umgang mit Julie auf solche Art gewöhnen, wie man ein Pferd an den Anblick des Gegenstandes gewöhnt, vor dem es scheut.

Der Mensch ist ein Knecht der Gewohnheit. Gewohnheitsdienst ist des Menschen zweite Natur.

Da sich dieser Knechtschaft nicht entgehen läßt, so fragt es sich nur, ob der Mensch sich der guten oder der bösen Gewohnheit ergeben, ob er des Guten oder des Bösen Knecht sein wolle. Die Freiheit des Menschen besteht nur in der Wahl zwischen dem Dienst des Guten und dem Dienst des Bösen. Wir haben gesehen, daß der Mensch seiner Freiheit durch ein inneres Gefühl gewiß ist. Das Gefühl der Freiheit ist demnach zugleich der Glaube an das Gute und dessen Gegensatz, das Böse. Der Glaube ist, wie es im Ebräerbriefe heißt, die Gewißheit dessen, was man nicht sieht. Dies gilt auch hier. Die Knechte der Gewohnheit glauben an das Gute, dessen Urbild die Guten in sich tragen, während es in den Seelen der Bösen verdunkelt und ausgelöscht ist. Der Glaube an das Gute ist dem Guten durch Uebung im Guten zur zweiten Natur geworden, und mit dem Glauben die Liebe zum Guten. Seine Aufgabe ist, sich nun auch die Uebung des Guten zur zweiten Natur zu machen und die Knechtschaft der Gewohnheit in den vollkommenen Dienst des Guten zu verwandeln.

Dem Guten zu dienen ist des Menschen Pflicht.

Das Urbild, das im Menschen wohnt, ist das ewig Schöne und Gute. Indem es ihm zum Vorbild für sein Handeln wird, ist es eine zwingende Macht, die Pflicht. Der Mensch ist der Pflicht nicht von Natur unterworfen, er soll sich ihr unterwerfen und den Gehorsam gegen sie zu seiner zweiten Natur machen. Der Zwiespalt, welcher durch die Freiheit in die ursprüngliche Natur gekommen ist, bewirkt, daß der Mensch sich mit dem Urbilde niemals vollkommen übereinstimmend fühlt. Das Gute bleibt immer nur Ziel. Das Gute soll durch die Menschen verwirklicht werden. Die Pflicht fordert fort und fort.

Der Mensch kann daher in jedem Augenblick von der Pflicht abweichen. Die Abweichung von der Pflicht macht ihn strafbar. Die

Verirrung vom Urbild wäre nicht strafbar, wenn sie ohne Schuld des Menschen geschähe; wenn aber der Mensch an das Gute glaubt, wenn er die Pflicht erkannt hat, das Urbild in seinem Handeln zu bewähren und die Freiheit in sich fühlt, danach zu leben, so ist er schuldig, es zu thun.

Wer diese Schuldigkeit erfüllt, dient der Tugend, wer sie versäumt, dem Laster.

Die Verirrung läßt die Möglichkeit der Umkehr auf den rechten Weg, sobald derselbe erkannt ist, frei. Aber das Laster verhärtet das Herz und verschließt es dem Guten. Das Laster ist der ausdrückliche Dienst des Bösen, das Gegentheil des guten Dienstes. Da der Dienst des Guten als die Wiederherstellung der ursprünglichen Natur in der zweiten Natur des Menschen, und somit als des Menschen ursprüngliche und wahre Bestimmung angesehen wird, so geht der Mensch durch den Lasterdienst seiner Bestimmung und somit seinem wahren Selbst verloren: die Pflichtversäumniß selber straft ihn also.

Die Tugend schreibt indessen dem Menschen keine bestimmten Pflichten vor; sie fordert nur, daß er seine Pflichten, welche es seien, erfülle, und zwar alle seine Pflichten.

Die erste Forderung ist, daß er das Böse meide. Der Tugend Trachten, sagt Saint-Preux, ist stets darauf gerichtet, nicht sowohl Gutes, als nie Unrecht zu thun. In der That hat die Tugend, um das menschliche Handeln zu messen, kein anderes Maß als das Urbild. Das Urbild ist aber nichts als die völlig inhaltlose Vorstellung eines ewig Einen, ewig Guten, ewig Schönen. Das Urbild hat keine bestimmte, faßliche Gestalt. Es ist nichts als ein Wunsch, eine Sehnsucht, nichts als das leere, nach sich selbst verlangende Herz; er kann nichts thun, als das Unrechte, das, wodurch er sich gestört fühlt, von sich ausschließen. Die Tugend ist die Verneinung dessen, was dem Herzen zuwider ist.

Woher denn aber kommen die wirklichen Pflichten?

Auch sie kommen aus dem Herzen. Als Pflichten werden nur diejenigen anerkannt, denen das Herz zustimmt. Zum Theil erschafft sie sich das Herz, zum Theil läßt es sich dieselben von der ursprünglichen Natur vorzeichnen. Die Pflicht ist die Gebundenheit des Herzens; das Herz ist entweder von Natur gebunden oder es knüpft selber Bande und ist dann durch diese gebunden.

Jedes Band, von welchem sich das Herz gebunden fühlt, ist un-

zerreißbar, und tausend ewige Bande binden es, die Bande der Kindschaft; der Mutterschaft, der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Dankbarkeit gegen Wohlthäter, des Vertrauens, des Gelübdes. Ein Augenblick, Ein Wort, Eine That ist entscheidend auf ewig; der Zufall schürzt einen Knoten und das Herz ist unrettbar gefangen. Dies eben wäre das Unrecht, ein Band, das einmal geknüpft ist, zu zerreißen; dies ist die Wirkung der Ewigkeit des Urbildes, daß im Hinblick auf dasselbe jedwedes Band als ein unzerstörbares erscheint, und darin bestehen die Pflichten, daß man keines seiner Bande beschädige, sondern sie alle heilig halte und alle seine Bewegungen ängstlich nach ihnen abmesse. Wird einem tugendhaften Menschen Liebe, Vertrauen gezeigt, so entsteht sogleich für ihn die Pflicht, sich dieser Liebe, dieses Vertrauens ewig werth zu zeigen. Wird ihm in seiner Noth beigesprungen, so wird er dadurch zum Vasallen seines Wohlthäters; Saint-Preux muß sich dem Lord Eduard auf Lebenszeit widmen, er kann seinem edelmüthigen Freunde nicht anders seinen Dank abstatten, als dadurch, daß er sich zu seinem ewigen Sklaven macht; daß das seine Pflicht sei, darin kommen die sämmtlichen Tugendgenossen überein, er selbst und der Lord selbst, Julie, Clara und Wolmar. Wenn der Tod scheinbar ein Band zerreißt, so ist es in Wahrheit unzerrissen; Clara ist durch die Ehe auch nach dem Tode ihres Mannes noch eben so fest gebunden als zuvor: das Herz schreibt ihr dasselbe vor, was der römische Katholicismus seinen Bekennern vorschreibt. Und nicht nur unzerrissen bleiben die Bande, welche der Tod zu lösen scheint, sondern er bewirkt noch außerdem dies, daß alle übrigen Bande sich desto fester zusammenziehen; je mehr Julie verliert, desto mehr hängt sich ihr Herz an das, was ihr bleibt und ist an den letzten Gegenstand seiner Liebe so zu sagen mit den Banden aller übrigen geknüpft. Ist hierin nur eine natürliche Regung des Herzens ausgesprochen, so ist doch diese Regung sogleich eine Pflicht, denn Alles ist Pflicht, was das heilige Herz gebietet.

Jede Pflicht also ist ihrer Natur nach unbedingt und ewig, weil die Pflicht überhaupt ewig ist, weil es im Wesen der Pflicht liegt, unbedingt verbindlich zu sein.

Weil aber alle Pflichten unbedingt sind, so ist der Zusammenstoß von ihrer zweien oder mehreren oft unvermeidlich, und es muß dann eine Pflicht der anderen weichen.

Wie die Gleichheit der Natur in die Ungleichheit, die Einheit des

Urbildes in die Mannichfaltigkeit, so geht unversehens die Unbedingtheit der Pflicht in die Bedingtheit über. Die Pflichten sind nicht unbedingt, sondern durch einander selbst bedingt und bezüglich. Die bezügliche Pflicht ist natürlich eine erläßliche Pflicht. Aber der gebundene Mensch kann sie sich nicht selbst erlassen, sondern sie muß ihm durch den Anderen, an den er sich gebunden hat, oder durch eine andere höhere Pflicht erlassen werden.

Durch die Collisionsfälle kommt nun eine merkwürdige Erscheinung an den Tag. Da die Pflichten alle vom Herzen gesetzt werden, und keine Pflicht als Pflicht Anerkennung findet, bevor sie sich nicht in der Probe des Herzens ächt erwiesen, so sollte man meinen, daß eine Pflicht um so heiliger sein müßte, je mehr sich das Herz ihres Ursprungs aus ihm selbst bewußt ist. Aber das ist keineswegs der Fall. Wenn zwei Pflichten mit einander streiten, so gilt die dem Herzen anderswoher gegebene Pflicht höher, als die vom Herzen selbst geschaffene. Die Pflicht des kindlichen Gehorsams trägt in Juliens Herzen den Sieg über die Pflicht der dem Geliebten angelobten Treue davon. Den Pflichten der Ehe giebt Clara den Vorzug vor den Pflichten der Liebe und Freundschaft.

Diese Werthbestimmung erweist sich bei genauerer Untersuchung des Verhältnisses als durchaus richtig. Das Herz muß es sich selbst verhehlen, daß es seine Pflichten sich selber macht. Binden könnten sie es nicht, wenn es sie als sein Eigenthum betrachtetete, womit es frei schalten dürfte; sie sind vielmehr heilig, sie sind Mächte, vor denen das Herz sich beugt, denen es sich ehrfurchtsvoll unterwirft. Sie sind daher um so heiliger, je deutlicher sie das Gepräge einer von dem Herzen selbst unterschiedenen, in keiner Weise durch das Herz bestimmten und bestimmbaren Macht an sich tragen.

Weil das Herz die Pflichten, welche es sich macht, von sich unterscheidet, und als nicht von ihm gemachte ansieht, so ist die Frage in jedem einzelnen Falle nicht: was schreibt mir mein Herz vor? sondern: was schreibt mir die Pflicht vor? Freilich muß nun wieder das Herz Auskunft darüber geben, was die Pflicht vorschreibe. Es wird zwar auch als möglich angesehen, das Gebot der Pflicht durch den Verstand zu ergründen; aber dieses Mittel gilt alsbald wieder für trüglich. Wenn Lord Eduard mit Gründen erweist, daß es im Allgemeinen Pflicht sei, zu heiraten, für ihn aber in seinem Stande nicht, so sagt ihm Wolmar, daß diese Entscheidung der Frage in Wahrheit aus seinem

Herzen komme, dem sich der Verstand nur anbequemt habe. Julien räth Clara, sich durch den Verstand nicht über sich und ihre Pflichten täuschen zu lassen, sondern ihrem Herzen zu folgen, das sie über ihre wahren Pflichten immer richtig aufkläre und das sie am sichersten leite.

Das Herz entscheidet also über das, was Pflicht sei, und im Collisionsfalle über den Vorzug, welchen die eine Pflicht vor der anderen verdiene. Da es nun in diesem Falle seine Lieblingspflichten, diejenigen, die es sich selbst geschaffen hat, denen hintansetzen muß, die ihm von außen auferlegt sind, den strengen Pflichten, so muß es gegen sich selbst entscheiden.

Die Collision der Pflichten ist im Herzen ein Bruch.

Das von der Pflicht gebrochene Herz, das hier in eigener Sache, die es aber als Sache der Pflicht betrachtet, Richter ist, muß entweder die Sache als seine eigene Sache erkennen, der Pflicht den Rücken kehren und sich heilen, böse sein, oder es muß die Sache der Pflicht gegen sich selbst führen, sich der Pflicht opfern und gebrochen bleiben, gut sein.

Das Opfer tritt nicht nur in besonderen Fällen, gleichsam an Fest- und Feiertagen des Tugenddienstes ein, sondern ist das beständige Geschäft des pflichtliebenden Herzens. Allerdings werden durch harte Collisionen der Pflichten unter einander oder der Pflichten und Neigungen, die ja aber in dem guten Herzen auch nur lauter Pflichtregungen sind, einzelne vorzüglich schwere und schmerzliche Opfer dem Herzen auferlegt; aber das tugendhafte Herz ist ewig ein gebrochenes Herz und opfert sich der Pflicht tagtäglich.

Das Herz will im Grunde sich angehören; sich selbst zu Liebe, zu seiner Befriedigung knüpft es Bande an, und siehe da, es schafft sich Pflichten und verstrickt sich in dem Netze seiner Pflichten dergestalt, daß es zuletzt gar nicht mehr zu sich selbst kommen kann. Man muß sich, sagt Julie öfters, nicht durch Gelübde, Anstandsformen, Observanzen zahllose willkürliche und überflüssige Pflichten aufbürden, da schon die Tugend selbst der Pflichten genug dem Menschen auferlege. Ja wohl, mehr als genug, mehr als zu viel.

Wie viele Herren hat nicht das Herz! Da Saint-Preux geäußert,

er sei sich keinem Menschen mehr auf Erden schuldig, könne sich tödten, so fragt ihn Lord Eduard, ob er sich denn nicht ihm, seinem Freunde, und anderen Freunden, ob er sich denn nicht dem Vaterlande, ob nicht der Menschheit schuldig sei. Und das sind bei weitem noch nicht alle über den Menschen gebietenden Mächte, die wir schon in der neuen Heloise allein kennen lernen. Nicht über sein Leben darf der Mensch frei verfügen, nicht über sein Herz, nicht über seinen Willen, über keine seiner Handlungen. Den eigenen Vortheil, ja sein Dasein opfert man dem Freunde, dem Wohlthäter, das Vaterland fordert Gut und Blut, das Gesetz fordert das Opfer der Ansicht und Ueberzeugung: Wolmar z. B. muß in die Kirche gehen und die Cultushandlungen mitmachen, die er für Possen hält.

Das Wort Tugend, sagt Julie, ist entweder nur ein leerer Schall, oder sie heischt Opfer.

Wenn das Gefühl selbst das Opfer bringt und das Herz nicht widerstrebt, wenn also das Opfer ein williges, freudiges ist, so ist es eigentlich kein Opfer; und willig, freudig sollte das Herz immerdar sein, sich der Pflicht, der Tugend hinzugeben: dies wäre der rechte Dienst. Allein dieser Fall tritt selten ein; Saint-Preux jubelt vor Freude, als er einmal entdeckt, daß er sich, obwohl um zu seiner Geliebten zu reisen, dennoch nur mit Schmerz vom Freunde getrennt habe. „Dieses Gefühl, ruft er aus, hat Ihnen Alles abgetragen; wir sind quitt." Dieser Fall des willigen Opfers also tritt selten ein; gewöhnlich ist das Herz durch den Dienst der Tugend gebrochen. Die Opfer häufen sich, die Aengste steigern sich, der Tugendknecht schreit laut vor Schmerz und möchte verzweifeln. Er haßt die Tugend, der er dient. Ich hasse sie, ruft Saint-Preux aus, und bringe doch die Opfer, die sie fordert. Auch Julie in ihrer Verzweiflung findet die Tugend unmenschlich, wagt es, die Stimme Lügen zu strafen, die in ihrem Innern die schmerzlichsten Opfer von ihr fordert, und schwört die Pflichten ab, welche, wie sie sagt, mit der Natur, d. h. mit ihrem Herzenswunsche streiten. Aber sie opfert ihren Herzenswunsch dennoch.

Was opfert das tugendhafte Herz der Pflicht auf? Sich selbst, den ganzen Menschen, alle seine Beziehungen, den Anderen eben sowohl als sich, die ganze Welt, Alles so weit seine Macht reicht. Die Pflicht fordert jedes Opfer, und das wahre, das vollendete Opfer ist

das Opfer der **Wirklichkeit** selbst, alles wirklichen Daseins, der ganzen wirklichen Welt.

Warum bringt das Herz sich und Alles zum Opfer?
Um des Lohnes willen. Aus Eigennutz.

Darüber hat der Tugendknecht das vollständigste Bewußtsein. Er erwartet, er fordert für seinen Dienst den Lohn. Er weiß, daß die Liebe, daß die Tugend für alle Opfer reichlich entschädigen. Julie findet es bei Wolmar erstaunlich, daß er Gutes thue, da er doch an die Unsterblichkeit der Seele nicht glaube und also keinen Lohn für seine Gutthaten erwarten könne. Sie bringt hierbei das nicht in Anschlag, womit bei einer anderen Gelegenheit Saint-Preux von Clara über den Verlust der Geliebten getröstet wird, den Lohn, welchen die „feinere Eigenliebe" sich selbst in den saueren Anstrengungen des Tugenddienstes dadurch bereite, daß sie sich über die Vortrefflichkeit des Herzens, so lieben, so opfern zu können, freut und darin die vollkommenste Befriedigung findet.

Die Tugend, sagt sich der Tugenddiener, macht **wahrhaft glücklich**.

In jedem Genusse der Welt liegt kein Glück, wenn nicht die Tugend ihn würzt. Alle augenblickliche Befriedigungen, vergängliche Genüsse muß man dem Gute opfern, welches dauernde Befriedigung, nämlich Frieden der Seele, Ruhe des Gewissens schafft. Solche Güter verheißt sich der Tugenddiener als Lohn für seinen Dienst. Er ist genußsüchtig und trachtet nach ewigem Genusse. Die gemeinen irdischen, wirklichen Genüsse sind vergänglich. Man ist jedes Mal in kurzer Zeit gesättigt, und nach widerholten Sättigungen bekommt man wohl das ganze Ding satt, wird zuletzt des ganzen Lebens überdrüssig. Wie köstlich müßte es sein, den Genuß in vollen Zügen ewig und ewig einschlürfen zu können!

Der Tugenddiener ist schlau. Er fürchtet sich vor der Pein und dem Verdruß des Mißlingens; er möchte gern dem Schmerz entgehen, sich das irdische Glück entrinnen zu lassen. Er sucht und findet ein Mittel, sich für jeden Ausgang sicher zu stellen; ein Mittel, durch welches, „wenn man das Glück erreicht, der Genuß desselben erhöht und versüßt, und wenn man es nicht erreicht, Trost und Entschädigung dafür geboten wird."

Wie es der erste Schritt zur Tugend ist, das Böse zu meiden, sagt der Glücksjäger, der nach dem höchsten und ewigen Glücke rennt, so ist es der erste Schritt zum Glücke, keine Leiden zu haben. Er will also den Leiden entgehen, oder sie umgehen, oder doch ihnen die Stachel ausreißen, und zugleich will er sich einen Genuß schaffen, der unwandelbar ist.

Die List, welche er anwendet, um die wirkliche Natur zu betrügen, besteht darin, daß er sich von der Welt losmacht, sich in sein Herz zurückzieht, sich selbst Aufgaben stellt, die nur er selbst lösen kann, um sich, wenn er sie gelöst hat, über sich und sein Werk zu freuen und in dieser Befriedigung seiner selbst glücklich zu sein. Vor lauter innerem Glück bedarf er dann des äußeren nicht, und der Genuß kann ihm nicht entgehen, weil er die Mittel seines Genusses, gleich dem Selbstschänder, überall mit sich herumträgt.

Das Opfer der Wirklichkeit ist demnach in der That kein Opfer, sondern ein Genuß. Das Opfer trägt seinen Lohn in sich. Ja, der Schmerz selbst, den es mit sich führt, ist süß. Auch dieser Schmerz ist ein verfeinerter Genuß. Die Tugendhelden versichern es jeden Augenblick, daß in dem empfindsamen Weh des Opfers eine eigne Wonne liege. Das Opfer ist ein Scheinopfer. Das gebrochene Herz, das sich selbst opfert, dieses scheinheilige Herz, opfert sich nicht auf, sondern bringt nur, mit feiner List, sich selber Opfer. Sein Eigennutz ist der Eigennutz, der das Gegentheil von sich sein will und zu sein vorgiebt, ein heuchlerischer Eigennutz.

Die List des Herzens, welches sich selbst hintergeht, wird zur List gegen alle Welt.

Das arge, listige Herz hat die Welt überlistet, hat die Wirklichkeit zum Schein, und den Schein, das eingebildete Glück, zu seiner Wirklichkeit gemacht. Es will nun auch die anderen Menschen, will alle Herzen überlisten und sein Glück listig zu ihrer aller Glück machen. Die Casuistik ist sein Element. Es ist der Erzjesuit, der Erzheuchler. In der Casuistik der Pflichten überlistet es sich selbst, durch die List der Erziehung überlistet es die Anderen.

Es weiß recht gut, daß der Eigennutz des Menschen unbesiegbar ist, es weiß recht gut, daß, „das Dienen dem Menschen nicht natürlich“ ist: es will den Eigennutz selbst benutzen, um den Menschen der

Tugend dienstbar zu machen. Der Eigennutz wird anerkannt, aber als das, was nicht sein soll, d. h. was in seiner wahren, natürlichen Gestalt nicht sein, sondern in eine verklärte Form verwandelt werden soll. Die Tugend überlistet deshalb den Eigennutz. Das tugendhafte Herz überredet sich selbst, daß der Dienst aufhöre Dienst zu sein, wenn man nicht einzelnen Menschen diene, sondern allgemeinen Mächten. Die Menschen, sagt es, sind ungerecht, das Gesetz ist gerecht: man muß nicht den Menschen dienen, sondern dem Gesetze. So sucht es auch die Anderen dienstbar zu machen, indem es ihnen einredet, daß sie nicht menschlichen Herren, sondern durch den Dienst, den sie den Menschen leisten, der Pflicht und der Tugend dienen. So werden die Dienstboten belehrt, daß sie nur zu dem gebraucht werden, was sich mit der Würde des Menschen vertrage. Uebrigens aber gilt nichts für herabwürdigend als das Laster, und Alles, was recht und nützlich ist, für schicklich und ehrenvoll. Man gebraucht sie also zu Allem, was man will, und da man sie nicht dem Laster dienen läßt, so müssen sie glauben, daß sie, dem Herrn dienend, nicht einem Menschen, sondern der Tugend dienen.

Um selber der Tugend zu dienen, opfert man nicht seinen Eigennutz auf, sondern man überlistet ihn, man lenkt ihn dergestalt, daß er, ohne es zu wollen, der Tugend dienen müsse. Um gut zu sein, sagt Rousseau, muß man nicht sowohl seine Begierden abzustellen suchen, denn dies würde nicht gelingen, als vielmehr die Lagen und Verhältnisse, welche diese Begierden wecken könnten. Dieser Maxime gemäß, thut Julie das Gelübde, nach Wolmar's Tode nicht wieder zu heiraten, damit sie nicht aus Liebe zu ihrem früheren Geliebten in die Versuchung kommen könne, Wolmar's Tod zu wünschen. Derselben Maxime gemäß wollte Rousseau selbst sich von Niemanden zum Erben einsetzen lassen. Man muß sich alle Interessen aus dem Wege räumen, die entweder zur Uebertretung der Pflicht verlocken oder auch nur das Herz zu bösen Wünschen verleiten könnten. Denn Niemand, sagt der listige Casuist, vermag unablässig wiederkehrenden Versuchungen zu widerstehen und bis zu seinem Tode sich jederzeit zu beherrschen: man hat mehr Freiheit, Versuchungen zu vermeiden, als sie zu besiegen.

Welch eine Marter für den Menschen, stets sich selber zu ergrübeln, zu belauern und zu betrügen!

Die Erziehung des Kindes ist nichts weiter als die Anwendung derselben List. Es wird versichert, daß man das Kind seiner eigenen

Entwickelung überlassen wolle, weil der Mensch die Natur, die sich niemals irre, nicht verbessern, wohl aber leicht verderben könne. Man soll dem Kinde nichts aufzwingen, ihm nicht eine Kultur aufdrücken, die vielleicht seiner Eigenheit widerspreche, die es nur zu einer unselbstständigen Maschine machen könne. Dies klingt sehr gut. Aber was thut der Erzieher? Läßt er wirklich das Kind sich ungehindert selbst entwickeln? Nein. Er gebraucht gegen dasselbe statt der Gewalt die List. Nur nicht verbildet soll das Kind werden, gebildet aber wohl, gebildet und vervollkommnet. Zu diesem Ende soll man die Charaktere der Kinder studiren, bei dem einen Strenge, bei dem anderen Milde anwenden, dieses treiben, jenes hemmen, hier den Geist unangebaut lassen, dort ihn mit Wissenschaften zieren. Und wozu das Alles? Nicht um das Gedächtniß mit vielem Ballast zu beladen, es mit Dingen anzufüllen, die über des Kindes Fassung gehen, sondern „ihm alle Ideen, die auf sein wahres Glück abzielen und es über seine Pflichten aufklären können, mit unauslöschlichen Zügen einzudrücken, damit es von ihnen während seines ganzen Lebens auf eine seinem Wesen und seinen Fähigkeiten entsprechende Art geleitet werde.“ Das Kind soll weder knechtisch gehalten werden noch herrisch werden können; es soll seine Noth, seine Hülfslosigkeit und Bedürftigkeit fühlen, es soll erfahren, daß es Unvermeidliches gebe, dem man sich schweigend unterwerfen muß, es soll lernen, daß man nichts erlange, als was man durch seine Gefälligkeit, die Anspruch auf Gegendienst erwirbt, verdient habe. Alle diese Lectionen können dem Kinde nur durch List beigebracht werden: es fühlt die List, es lernt sie selbst gebrauchen, es wird zur List der Tugend und der Liebe förmlich abgerichtet, weil man sich einbildet, ihm alle seine Freiheit zu lassen, während man heimlich an ihm herumcultivirt und es verschlagenerweise in den Dienst der Tugend zu locken und an diesen Dienst zu fesseln sucht.

Dieselbe List wird, wie schon erwähnt, gegen die Dienstboten angewendet. Man kann Miethlinge nur durch Zwang zügeln; aber sie sollen den Zwang nicht merken. Das gute Herz! Es thut Niemanden Gewalt, d. h. offene Gewalt an, sondern immer nur moralischen Zwang. Man hängt dem Zwang ein Mäntelchen um und weiß es pfiffig so zu machen, daß sie sich einbilden, aus eigener Lust zu handeln und ihrem Interesse zu dienen, während sie den heiligen Dienst der Herrschaft besorgen, und so ihren Pflichten und der Tugend dienen. Sie müßten freilich herzlich dumm sein, wenn sie die List nicht bald

werken und zu frommen Heuchlern werden sollten. Abgesehen davon, daß ihnen die pedantische, herrnhutische Zucht, durch welche man sie methodisch zur Ordnung, Sittsamkeit, Gefälligkeit und Aufopferung abrichtet, einen tödtlichen Ueberdruß und Ekel erregen muß.

Die Gutsbauern haben von dieser moralischen List nicht weniger zu erdulden. Sie werden zur Liebe für ihren Stand dressirt. Man setzt als Triebfeder den Ehrgeiz in Bewegung. Bei den Kindern ward dieser gefährliche Sporn verworfen; in Bezug auf den gemeinen Mann aber gilt er für wenigstens edler als die Habsucht.

Die Auserwählten, die Tugenddiener bedürfen natürlich auch dieses Spornes nicht; die Tugendkrone, das ewige Glück, hat für sie Reiz genug, um sie im Dienste der Tugend zu fesseln. Aber ohne alle List geht es dennoch nicht ab. Merkwürdig ist der moralische Zwang, der gegen Saint-Preux fortwährend geübt wird. Julie versichert dabei jedes Mal, daß sie ihm alle Freiheit lasse und sich keine Autorität über ihn anmaße. „Sie sollen sich nicht nach meinen Gründen bestimmen. Finden Sie Gegengründe, welche Sie befriedigen, und auch ich bin zufrieden. Sagen Sie mir, daß Sie ein Engel sind, und ich lasse Alles geschehen.“ Sie schneidet ihm so jeden Ausweg ab, indem sie ihn zwingt, ihren Willen zu thun oder sich für einen Engel zu halten. Wolmar gebraucht gegen Alle fortwährend heimliche Künste. Das Band zwischen seiner Frau und Saint-Preux will er nicht zerreißen; er will ihren Umgang regeln, auf den rechten Weg lenken, moralisch machen. Es ist schon daran erinnert, daß er Saint-Preux zu behandeln sucht, wie man ein Pferd behandelt, welches scheut. Er hat ferner bemerkt, daß Saint-Preux sich über die Art seiner Liebe zu Julien täuscht: ehrlich enttäuschen aber will er ihn nicht, vielmehr um seine Heilung zu vollenden, geschickt ihm andere Ideen unterschieben.

An die Stelle des Zwanges, welchen die Pflicht übt, ist also die liebreiche, schmeichelnd gewinnende, unter Rosen die Ketten versteckende, nicht gerecht züchtigende, sondern gnädig verzeihende List getreten. Die Pflicht war der Zuchtmeister auf die Tugend. Die Tugend macht jetzt den Guten frei. Die Pflicht ist nicht aufgehoben — kein Titel vom Gesetze darf verloren gehen — sondern sie wird aus Liebe erfüllt. Das gebrochene Herz ist wieder ganz geworden, ist mit sich und der Tugend ausgesöhnt. Es fühlt, daß es nur sich selbst gebunden hat und bindet; die Fesseln der Wirklichkeit aber hat es listig gesprengt, die Welt ist vor

ihm zergangen. Es hat sich hinaufgeschwungen in seine eigene Welt, in der es frei, nur mit sich beschäftigt und selig im Genusse seiner selbst ist.

„Das ganze Gaukelspiel der Einbildungskraft," sagt Julie, „verschwindet vor dem Gegenstande selbst; diesen verschönert nichts mehr in den Augen des Besitzers; die Täuschung hört auf, wo der wirkliche Genuß beginnt. Das Land der Träume ist das einzige in dieser Welt, das würdig ist bewohnt zu werden, und so groß ist die Nichtigkeit der menschlichen Dinge, daß außer dem Wesen, das durch sich selbst ist, nichts schön ist, als was nicht ist."

Die Traumwelt ist die einzige, in welcher sich genußreich, selig leben läßt. Das Geisterreich, das Reich der Wesen, der Gespenster, die man selbst geschaffen, gezaubert hat, ist das einzige, in welchem man sich zu Hause fühlt, in welchem man von keinem rauhen Lüftchen der unbequemen Welt angeweht, von keinem Stein des Anstoßes gehindert, bei sich und ganz nur bei sich, unendlich, allumfassend, zeit- und raumlos, einzig und allmächtig, selber das durch sich selbst seiende Wesen, kurz ein Gott, ein Herr, ein Schöpfer ist.

Die Welt, die wirkliche Welt ist unbequem. Man muß sich in vielerlei fügen, in's Wetter, in das Maß der eigenen Kräfte, in die Zeit, in die Umstände, in die Leute. Man kann nicht, wie man möchte, man muß Vieles stehen und gehen lassen, das man anders wünscht, man kann nicht Alles haben, was das Herz begehrt, man hat Hunger und nichts zu essen, Durst und nichts zu trinken, man wird müde, man wird krank; die Menschen sind unausstehlich, wollen alle ihre eigenen Gedanken und ihren eigenen Willen haben, und sich meine Gedanken nicht gefallen lassen, meinen Willen nicht respectiren; ich will sie klug machen und sie lachen mir in's Gesicht, ich will sie glücklich machen, und sie wollen nicht auf meine Art glücklich gemacht sein. Fort aus dieser nichtigen, abscheulichen, eiteln, nichtswürdigen Welt!

Fort! Aber wohin? In's Grab? Nein; soll man sich den Würmern geben, weil man sich nicht dem Regen und Wind und den Launen der Menschen geben wollte? Also denn geflüchtet in die eigene, selbstgeschaffene Welt, in's Land der Träume!

Der Mensch, der mit der Welt nicht fertig werden, sie nicht ergründen, bezwingen, sie nicht sich, seinem Wissen und Wollen, seinem

Geiste unterwerfen kann, macht es endlich wie der Fuchs in der Fabel, er spricht: die Trauben sind sauer, geht hinweg, denkt bei sich an die allersüßesten, die er sich vorstellen kann, und leckt die Zunge danach. Der Mensch verachtet die Welt und kehrt in seinen Geist ein; der hilft seiner Schwachheit auf, macht ihn seiner selbst, das heißt dann der Wahrheit, gewiß, aller Dinge, die er selbst schafft, mächtig und frei von aller Noth, weil von aller Wirklichkeit. Der Geist vernichtet den Himmel und die Erde und schafft eine neue Erde und einen neuen Himmel, inwendig in uns, ein neues Jerusalem, eine neue Welt, in welcher nicht Dinge und Menschen sind, in welcher nur die Geister aller Dinge und die reinen Engel wohnen.

Ist nun der Mensch frei? Er ist der Knecht seiner Vorstellungen geworden. Die Knechtschaft ist nur verdoppelt. Die Welt läßt ihn nicht los: er leidet Hunger und Durst nach wie vor, bedarf der Menschen wie ehedem und ist keines seiner Bedürfnisse ledig. Außerdem aber umschlingen ihn tausend geistige Bande, welche ihn hoch über der Welt seines Daseins in der Schwebe halten und es ihm unmöglich machen, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nachzugehen. Er ist zerrissen, an zwei Welten zugleich gekettet. Um sich mit sich selbst zu vereinigen, muß er sich ganz in die neue, von ihm selbst geschaffene Welt, die sich nun seiner bemächtigt hat, hinüber zu retten suchen und dies vermag er, da die wirkliche Welt ihn ebenfalls bindet, nicht anders, als indem er jedes wirkliche Bedürfniß und Verhältniß in einen Geist verwandelt. Er schafft die Geister nicht mehr frei in seiner Phantasie, er vergeistigt die Welt selbst, er sieht in jedem Dinge einen Geist, eine unendliche Macht, er hat unzählige unsichtbare Herren, von denen Jeder ihn ganz haben will und ihn gewaltsam an sich reißt.

Ist also der Mensch in seiner Traumwelt bei sich? Beherrscht er sie? Ist sie sein Eigenthum? Nein! Er ist ihr Eigenthum geworden, sie beherrscht ihn, die Geister haben ihn und zerreißen ihn. Er muß sich vor ihnen fürchten und ihnen dienen; sie sind ehrfurchtheischende, heilige Mächte. Seine eigenen Geschöpfe, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft sind seine Gebieter, saugen ihn aus und machen ihn selbst zum Geist, zum Schatten, zum Gespenst.

Im Katholicismus herrschte die Bestrebung, der wirklichen Welt wirklich los zu werden, nur die himmlische Welt galt für heilig, die irdischen Dinge galten für unheilig und der Fromme versagte sich ihren Gebrauch und Genuß. Dagegen rühmt sich nun der protestan-

tische Christ, daß er das Weltliche wieder zu Ehren gebracht, daß er die Ehe, die Heiterkeit des Lebens, den Genuß aller von Gott dem Menschen geschenkten Güter in ihre Rechte wieder eingesetzt habe. Allein er hat sie nicht zu dem gemacht, was sie sind, zu Dingen, die in des Menschen Macht stehen sollen, sondern zu Dingen, in deren Macht der Mensch ist: er hat Alles geheiligt. Was der strenge, dogmatische Protestantismus nur zum Theil, nur versuchsweise, nur mit Ausnahme und mit Verklausulirung that, indem er die eigentlich heilige, dogmatische Welt für sich und abgesondert von der wirklichen Welt ausbaute, das hat die Religion des Herzens, der gemüthliche Protestantismus, das reine oder vernünftige Christenthum, das Rousseau'sche vollendet. Die Heiligung aller Dinge als Herzensangelegenheiten, ist das Werk dieses reinen und vollendeten Christenthums.

Daß alle Dihge dem Herzen heilig sind, ist im strengsten Sinne des Wortes zu nehmen. Speise und Trank ist ihm heilig: mit keinem Brodkrümchen darf sündlich umgegangen werden; jede Gabe Gottes wird mit Andacht verzehrt; um irgend ein Angenehmes zu genießen, zieht man sich in sein Kämmerlein zurück und macht feierliche Zurüstungen zum Genusse; nicht nur die Geliebte ist dem Liebenden heilig, sondern jedes Stück ihrer Kleidung, jeder Nagelabschnitt, jedes Haar von ihr. Alles weckt die innigsten, zärtlichsten, frömmsten, entzückendsten, seligsten Gefühle.

Nicht die Dinge selbst sind heilig, sondern nur ihre Seelen, ihr Geist, d. h. die Vorstellungen, die man sich von ihnen macht. Seine eigenen Vorstellungen vergöttert man und betet man an. Der Sinn, mit welchem man genießt, ist die Empfindung: die Empfindsamkeit ist die Fähigkeit, die heiligen Güter des Lebens würdig zu genießen. Die Empfindung ist von den Sinnen unabhängig, sie steht unter der Herrschaft der Vorstellungen. Dies wird offen eingestanden; der Empfindsame weiß, daß er nur jenen Vorstellungen fröhnt. Unsere Empfindungen, sagt Clara, hängen von unseren Vorstellungen ab, und wenn diese einmal eine gewisse Richtung genommen haben, ändern sie dieselbe nur schwer.

Weil das Herz sich gesteht, daß es nur Vorstellungen genießt, daß es sich selbst hintergeht, daß es sich von seinen eigenen Einbildungen, die es jeden Augenblick aufheben und wegwerfen könnte, tyrannisiren läßt, so sehnt es sich nach etwas wirklich Festem, Gegenständlichem, Un-

wandelbarem. Wirklich ist diese Gegenständlichkeit und Festigkeit nur den wirklichen Dingen eigen, und nur als Eigenschaft derselben ewig und unantastbar, während die Dinge selbst zunichte gemacht, verzehrt, verbraucht werden. Aber das empfindsame Herz kann seine Begierde nach wirklichen Gegenständen nicht an den wirklichen Dingen befriedigen, weil es diese als nichtige, verächtliche ansieht. Daher legt es die Gegenständlichkeit, Festigkeit, Unverletzbarkeit als Eigenschaft den Gegenständen seiner Einbildungskraft, seinen Vorstellungen bei, macht diese, die es sich zu Mächten gemacht hat, zu ewigen Mächten. Jede Macht seiner Traumwelt ist nicht nur heilig, unantastbar, sondern ewig, unvergänglich. Und zwar so, daß die Heiligkeit und Ewigkeit die einzigen Eigenschaften daran sind. Die Vorstellungen sind nicht, wie die wirklichen Dinge, im Einzeln verzehrbar, sie lassen mich nicht ihrer sich bemächtigen, sie bemächtigen sich meiner, sie sind ungenießbar, sie genießen und verzehren mich.

Die Herzenswesen sind ewige, heilige Mächte, d. h. ernste Mächte: sie lassen nicht mit sich spielen, vertragen keinen Spaß. Wenn daher die Heiterkeit des Lebens als durch die Herzensreligion wiederhergestellt angesehen wird, so ist dies nur ein Selbstbetrug. Kein frohes Aufjauchzen, keine laute Lust, keine Capriole nach Herzensgefallen ist erlaubt. Bei Tafel, bei Fest und Spiel führen jedes Mal Anstand und Ehrbarkeit den Vorsitz. Z. B. bei der Weinlese. „Man trinkt, so viel man mag; die Freiheit hat keine andere Schranke als — den Anstand. Die Gegenwart der hochverehrten Herrschaft hält alle Welt im Zügel. Kommt es einmal vor, daß Einer sich vergißt, so wird er — am anderen Morgen unwiderruflich fortgeschickt.“ Rousseau kannte sehr wohl die Lust, sich gehen zu lassen, sich frei im Freien, ohne Zwang und Rücksicht zu bewegen, zu laufen, zu springen, zu jubeln, zu schreien: es war dies mit ein Grund, wie er selbst bekennt, warum er die Gesellschaft floh und sich gern in Einsamkeit, fern von den Menschen tummelte. Den Zwang aber völlig abzuschütteln vermochte er nicht: gegen den Zwang der von Anderen eingeführten Anstandsregeln eiferte er, und stellte ihn dafür im Herzen wieder her, verlegte den zwingenden Anstand in das eigene Innere und machte dadurch den Zwang nur zehn Mal ärger und unwiderstehlicher. In einem Zirkel, wo das Herz regiert, wie bei Wolmars, wo die Empfindsamkeit Fleisch geworden, wird dann der innere Zwang wieder zu einem äußeren. Der Anstand, den das Herz der empfindsamen Gesellschaft dictirt, ist berechtigt,

ist kein falscher Zwang, sondern der ächte, und der unempfindsame Bursche, der sich ihm nicht unterwerfen will, dem sein Herz nichts sagt, wird — unbarmherzig weggejagt. Er paßt nicht zu den frommen Schafen, und man schickt ihn zu den Böcken. Die frohe Heiterkeit, die Wiederherstellung der Lebensfreude ist durch und durch erlogen. Man wird in der empfindsamen Welt nie seines Lebens froh. Wahre Heiterkeit ist nur in der Ungebundenheit möglich. Der Empfindsame aber ist an allen Gliedern von den ewigen Mächten seines Herzens gebunden. Die Mächte seiner Traumwelt leiden keine Heiterkeit. Der armen Clara zerknicken sie den frohen Sinn. In der Ehe kann sie nicht mehr froh und heiter sein. Sie würde es vorgezogen haben, weniger zufrieden zu leben und öfter lachen zu können. Aber das geht nicht: sie muß Grimassen schneiden. „Der Ehestand ist eine ernste Sache; er verträgt sich nicht mit meiner munteren Laune, er macht mich traurig und kleidet mich nicht; ohne zu rechnen, daß mir jeder Zwang unerträglich ist.“ Die Aermste! Sie hat „sieben ganze Jahre nicht sieben Mal recht von Herzen gelacht.“ Aber — die Ehe ist eine heilige Macht.

Die Ehe ist eine heilige und eine ewige Macht; denn alle Mächte, die sich das empfindsame Herz in seiner Traumwelt erschafft, sind heilig und ewig. Die Ehe ist heilig, denn das Eigenthum ist heilig, und in der Ehe ist Einer des Anderen Eigenthum. Und dieses Eigenthum bleibt, ist ewig; die Ehe ist ewig; auch der Tod vermag nicht die heilige Scheu vor ihrer Verletzung zu brechen. Daher will Clara nach ihres Mannes Tode nicht wieder heiraten, obwohl sie liebt. „Darf ich das heilige Band zerreißen, welches uns vereinigt hielt, die ewige Liebe, die ich ihm so oft schwor, einem Anderen schwören? . . . . Dasselbe Bild, das mir jetzt so theuer ist, würde mir dann nur Angst und Grauen machen.“ Die heiligen Mächte des Herzens sind grauenvolle Mächte.

Diese Mächte sind zahllos, ihr Name ist Legion. Betrachten wir beispielweise noch die Liebe.

Saint-Preux identificirt seine Liebe zu Julien mit seiner Tugend. Julie erscheint ihm nicht als ein liebenswürdiges Mädchen, sondern als ein Muster der Tugend, als ein heiliges Wesen, als die Tugend selbst. „Nein, wenn ich je aufhöre, die Tugend zu lieben, so liebe ich dich nicht mehr.“ Indessen — die Natur, d. h. die wirkliche, sinnliche, greift durch. „Feuer strömt durch meine Adern. — Ich fühle, daß ich endlich zu deinen Füßen meinen Geist aushauchen muß, oder — in deinen

Armen.“ Julie dagegen ist nicht sinnlich, hat keine Begierde nach Sinnengenuß, aber „ihr zärtliches Herz bedarf der Liebe.“ Es regt sich in ihrem Herzen „das Bedürfniß, sich auf ewig hinzugeben.“ Sie giebt sich in „reiner, keuscher“ Liebe hin. Nichts Sinnliches, also böses, Strafbares darf diese „heilige Glut“ verunreinigen. Indessen — sie bringt den Sinnen ihren Tribut. Aus Sinnlichkeit? Wie wäre das diesem ätherischen Wesen, das „sich für die Tugend geschaffen fühlt,“ möglich? Nein, nur — aus Mitleid. Und nun, nach dem Genusse, ist das ihr Schmerz, daß sie der Liebe „den größten Reiz geraubt.“ Es ist wirkliche Liebe gewesen, solche, die der Mensch in seiner Macht hat. Pfui, wie gemein! Nur diejenige Liebe, die den Menschen beherrscht, ist ätherisch, ist „heilige Glut.“ Und nun „ist jener süße zauberische Hauch der Tugend wie ein Traum dahin.“ Diesem Zauber kann auch Saint-Preux nicht widerstehen; auch er ist ja ein Tugenddiener, ein Verächter der Wirklichkeit, des Fleisches: nur wider seinen Willen ist die Sinnlichkeit mit ihm durchgegangen. Er gesteht Julien: „Ich will genießen und du willst lieben; ich habe Gluten und du hast Leidenschaft. Aber wahrlich, das Gefühl, das dein Herz rührt, ist allein die höchste Seligkeit.“ Als er nach der Trennung wieder mit Julien zusammenkommt, liebt er sie noch immer, aber er findet jetzt seine Gefühle für sie „rein“, er findet diese Gefühle „Juliens würdiger“, sie sind „nicht geschwächt“, aber — „auf den richtigen Weg gelenkt.“ Und auf diesem „richtigen“ Wege bemüht sich Wolmar die Gefühle des jungen Mannes zu erhalten; er bemüht sich, ihn vollständig „zu heilen.“ Die wirkliche natürliche Liebe gilt in der Traumwelt des Herzens für eine Krankheit, von der man genesen ist, wenn man sie in die ideale, himmlische, unleibhafte, gespenstige Liebe der „reinen Seelen“ verwandelt hat. Von dieser heißt es dann: man habe sich ihrer als eines natürlichen Gefühles nicht zu schämen, sie sei an sich kein Verbrechen, ja sogar adle sie den Menschen, und sei „guten und großen Seelen“ eigen, während nur der Auswurf der Natur ihrer unfähig sei.

Wir lernen hier die Natur in einer neuen Form und Bedeutung kennen. Die wirklich natürliche Liebe in ihrer Natürlichkeit ist ja ein Verbrechen und eine Schmach, es sei denn, daß sie durch die Ehe legitimirt, d. h. zu einem anerkannt heiligen Bande gemacht wäre, zu einem Bande, in welchem man von den Banden der Natürlichkeit, die der Liebe anhaftet, durch eine neue, aber geistigere Knechtschaft frei ge-

worden. So stempelt Julie nach ihrer Verheiratung ihren früheren Umgang mit Saint-Preux zu einem Frevel. „Es war ein sträflicher Umgang" und „Lästerung war es, daß wir mit dem heiligen Namen der Tugend jene rasende Liebe bezeichneten, die ihre Brunst unter dem Scheine heiliger Begeisterung barg." Und doch wird nun ein „natürliches" Gefühl auch diejenige reine Liebe genannt, deren sich die Engel im Himmel nicht zu schämen brauchten. Also hat das Natürliche hier die Bedeutung einer himmlischen Natürlichkeit, einer solchen, in welcher die ursprüngliche durch die Freiheit des Menschen verdunkelte Natur wieder hergestellt erscheint.

Was sich an diesen einzelnen Beispielen verräth, ist ein durch die ganze Religion des Herzens hindurchgehender Zug. Das empfindsame Herz fühlt sich in steter Rückkehr zur ursprünglichen Natur begriffen. Seine Traumwelt sieht es als die wiedergeborene erste, unschuldige Natur an. Diese Unnatur (mit welcher unsere Darstellung begann) ist selbst ein Traum des empfindsamen Herzens, und indem das träumende Herz sich einbildet, zu ihr zurückzukehren, erschafft es sie sich erst. Der Naturzustand, den es dichtet und den es nur aus seiner Verdunkelung wiederherzustellen meint, ist der Gegensatz der wirklichen Natur, ist eine künstliche Natur, ist Unnatur.

Die Sehnsucht nach dem Naturzustande ist nichts Anderes, als eine Deutung, welche das empfindsame Herz seinem Hange nach Ungebundenheit giebt.

Der Mensch kommt zu Bewußtsein und findet sich in eine künstliche Welt eingeschlossen, welche tausend seinem Herzen widerstreitende Forderungen an ihn stellt, findet sich durch das Urtheil der ihn umgebenden Menschen an tausend Einrichtungen, Bräuche, Gesetze, Meinungen, die man respectiren soll, gebunden. Er fragt: ist das nicht das Menschenwerk? Kann ich nicht darüber verfügen, so gut wie Andere darüber verfügt haben? Warum soll ich mich dem Zwange unterwerfen, den mir Andere, die meines Gleichen sind, anthun? Warum soll ich mich binden lassen durch ihre Vorurtheile, die nicht die meinigen sind, durch ihre Institutionen, die ich nicht selbst gemacht, die ich nicht einmal mit beschlossen oder genehmigt habe? Hinweg mit dem Vorurtheil, mit dem Zwange! Freiheit, Freiheit!

Freiheit, was ist das? Ungebundenheit! Man muß Ungebundenheit sehr sorgfältig von Unabhängigkeit unterscheiden. Unabhängigkeit ist natürliches Verhältniß, Gebundenheit ein geistiges, künstliches. Keine Abhängigkeit ist unbedingt, und alle Abhängigkeit ist gegenseitig. Unser Dasein hängt von den Elementen, von dem Dasein anderer Wesen, von der Befriedigung unserer Bedürfnisse, von unzähligen Bedingungen ab; diese Abhängigkeit ist verschwunden, indem wir da sind, die Bedürftigkeit wird beständig gebrochen, indem wir unsere Bedürfnisse befriedigen. Das, wovon wir abhängen, machen wir zugleich von uns abhängig: die Luft, von der unser Leben abhängt, athmen wir, die Speise, von der unsere Erhaltung abhängt, verzehren wir. Ich hänge von einem Herrn ab, aber auch der Herr hängt von mir, von meinen Diensten ab. Wenn ich nicht Knecht bin, so ist er nicht Herr. Anders ist die Gebundenheit; Gebundenheit ist unbedingt und nicht gegenseitig. Gegen das, was mich bindet, bin ich, solange es mich bindet, ohnmächtig; nur wenn das Band zerrissen ist, bin ich frei. Wenn mich Andere gebunden haben, kann ich, wenn ich stark genug bin, die Bande zerreißen, dann bin ich ihrer ledig, bin von ihnen frei.

Die Freiheit also, die zunächst erstrebt wird, ist Freiheit von den Banden, in welche sich das empfindsame Herz durch die hervorgebrachten Vorurtheile, die es nicht theilt, und durch die ohne seine Zustimmung, ohne sein Mitgefühl bestehenden Einrichtungen geschlagen findet.

Das Herz will frei sein von den Banden. Will es frei von allen Banden, gänzlich ungebunden sein? Nein, die Gebundenheit kann es noch nicht überwinden; nur von dieser Gebundenheit, in die es sich versetzt findet, will es frei sein: gegen diese richtet es seinen Kampf, nicht gegen die Gebundenheit überhaupt. Es will sich selbst eine Bande machen, sich selbst binden, es will gebunden sein, und zwar durch Bande, die unauflöslich sind, aber durch Bande, die es sich selbst geschaffen oder doch anerkannt hat.

Soll das Herz sich gebunden fühlen, so müssen die Bande solche sein, die es als nothwendige anerkannt; machte es sie nur nach seiner Willkür, so wäre das ein Spiel, das Herz wäre nicht wirklich gebunden. Die Gebundenheit setzt eine bindende Macht voraus. Die Macht der Menschen erkennt das Herz nicht an — die Menschen sind nur seines Gleichen —, es sucht also eine höhere Macht. An welche andere Macht könnte es denken, als an die Natur? In Allem, was ist, offenbart sich

die Natur als zwingendes Gesetz, als Macht; das Thier folgt bewußtlos dem Triebe der Natur; der Mensch soll mit Bewußtsein ihrem Gebote folgen. Was gebietet sie? Es gilt, die Natur zu erkennen. Der Mensch, in seiner Freiheit, hat die Natur verunstaltet; man muß sie in ihrer Reinheit wiederherstellen. Man muß frei werden von der Unnatur und sich nur durch die Natur binden lassen; man muß Alles wegwerfen, was der Mensch dem Menschen auferlegt hat, Sitten, gesellschaftliche Formen, gesellige Bedürfnisse, Künste, Wissenschaften. Das ist der Sinn der Rousseau'schen Rückkehr zum Naturzustande.

Mit Recht ist dem Prediger des Naturzustandes, theils mit Spott, theils in pedantischen Widerlegungen von seinen Zeitgenossen vorgehalten worden, daß die vorgebliche Rückkehr zur Natur nur eine Verwilderung, und der sogenannte Naturzustand der Zustand der Unnatur wäre.

Die Natur, welche das empfindsame Herz als Natur liebt, ist die wilde Natur. Schaurige Naturbilder sagen ihr am meisten zu: „ein öder, wilder Ort, voll von Schönheiten jener Art, die nur empfindsamen Seelen gefallen und anderen graußig scheinen", oder eine „wüste köstliche Insel." Solche Orte geben ihm „ein rührendes Bild der ursprünglichen Schönheit der Natur", sind wie dazu geschaffen, „Asyle" zu sein, „der verfolgten Unschuld und Liebe" oder eines liebenden Paares, das allein dem Umsturz der Natur entronnen." Das empfindsame Herz vergißt, daß es von der Natur abweicht, Unnatürliches schafft, wenn es den Menschen in die wilde Natur versetzt, da es Naturgebot ist, daß jedes Wesen seinen Fähigkeiten gemäß, Alles was es erreichen kann und was ihm zusagt, verbrauche und verzehre, und da der Mensch von Natur nicht blos mit den Augen, dem Munde und den übrigen Sinnen, sondern auch mit der schaffenden und bildenden Kraft die natürlichen Dinge verbraucht, verarbeitet. Die Natur des empfindsamen Herzens ist daher Unnatur, sein Mensch ein Unmensch, ein Wilder, ein rohes Thier, aber freilich kein gemeines Thier — es war Unrecht, Rousseau anzuklagen, daß er den Menschen zum grasenden Thiere machen wolle —, sondern ein Phatasiethier, ein Thier, das die natürlichen Dinge nicht nur mit den Sinnen, sondern mit dem Herzen, mit dem schauernden, wonnebebenden, entzückten Gefühle verschlingt. Die Natur ist diesem Herzen die Natur, die es nach seinem Sinne verwandelt hat, die Natur in der Phantasie, die geträumte Natur.

Je weniger künstliche Bedürfnisse der Mensch hat, d. h. Bedürfnisse, die der Verstand, die geistige Fähigkeit des Menschen schafft, desto fähiger ist er, die natürliche Natur zu genießen, d. h. (aus der Sprache des Herzens in die gemeine Sprache übersetzt) die Natur des Herzens, die geträumte Natur, welche keine anderen Bedürfnisse als die Herzensbedürfnisse befriedigt. Daher muß die Sorge für die äußeren Lebensbedürfnisse auf das geringste Maß eingeschränkt werden: die sinnlichen Bedürfnisse sollen nur insoweit befriedigt werden, als sie dazu dienen, dem Herzen das Dasein zu erhalten und ihm die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse möglich zu machen. Die natürliche Beschäftigung des Menschen ist der Ackerbau, das natürliche Gesellschaftsleben ist das Leben der patriarchalischen Familie. Das Land zu bauen, in süßer häuslicher Eintracht mit den Seinigen zu leben, in einem freien, schuldlosen Umgang, d. h. in einem Umgang nach des Herzens Gefallen, im Genuß von Annehmlichkeiten, die alle zugleich dem Nutzen dienen, oder vielmehr von nützlichen Gütern, die zugleich angenehm, d. h. dem Herzen wohlgefällig sind, in Gemächlichkeit ohne Prunk, d. h. ohne Aufwand für das Vergnügen Anderer, weil nur das Herz sich selbst befriedigen will—dies ist des Menschen natürliche *Bestimmung*, des Menschen natürlicher *Beruf*. Sich so zu beschränken, sich nur durch das Herz und dessen Bande binden zu lassen, dazu bestimmt und beruft ihn die Macht, durch welche das Herz allein gebunden sein will, das empfindsame Herz selber.

Von Natur giebt es nicht Herren und Knechte, von Natur sind alle Menschen gleich, nur unterschieden durch ihre natürlichen Beschaffenheiten, Geschlecht, Alter, Temperament, Fähigkeit und dergl., d. h. vor dem Herzen sind alle Menschen gleich. Die natürlichen Unterschiede macht das Herz zu unterschiedenen Banden. Die Freiheit im Stande der Natur ist Freiheit von den gebildeten, entwickelten Zuständen des menschlichen Lebens und von den Manieren und Vorurtheilen, welche diese beherrschen, aber vollständige Gebundenheit durch die herzlichen Verhältnisse. Der Naturzustand ist also nur das Gegenbild des Zustandes der vorhandenen civilisirten Welt; seine Freiheit ist Losgebundenheit von den vorgefundenen Culturformen, an deren Stelle das Herz seine eigenen Culturformen setzt; der Naturmensch ist der vom Herzen civilisirte Mensch. Die äußerlichen Formen, welche als solche auch nur äußerlich binden, sind zu innerlichen, innerlich bindenden Mächten geworden. Sie sind alle hinüber gerettet in die Traum-

welt des Herzens, alle erhalten, Vaterland, Ehe, Recht, Sitte, Anstand und wie sie heißen mögen, aber verklärt, d. h. verherzlicht, verinnigt; und aus wechselnden Formen, die man blos äußerlich zu respectiren hat, zu ewigen und heiligen Mächten, die man adorirt, gemacht. Ihre Verletzung ist nicht mehr Verbrechen, das Strafe nach sich zieht und abgebüßt wird, sondern Sünde, die nicht vergeben werden kann, und ewige Verdammniß.

Wenn sich das Herz dazu versteht, bei allem Dem dennoch auch Pflege der Künste und Wissenschaften, Einführung wandelbarer, menschlicher Gesetze, bürgerlicher Sitten u. dergl. zuzulassen, so geschieht dies nur aus Noth, um der verderbten Welt willen, um nicht das Uebel noch ärger zu machen, im Grunde aber mit dem geheimen Vorbehalt, diese Angelegenheiten und Institutionen durch sich selbst zu Grunde zu richten und auf ihrem geebneten Boden die Traumwelt des Herzens in der Wirklichkeit aufzubauen.

Alle irdischen Güter sind nur Mittel, deren sich das Herz bedient, um zum Genusse seiner ewigen Güter zu gelangen.

Ewige Güter müssen die „wahren Güter" des Herzes allesammt sein, weil das Herz sich nach solchen sehnt, in denen es sich von seiner eigenen Wandelbarkeit, von seinem unsteten Wesen, von seiner Bedingtheit durch trügerische Vorstellungen und Stimmungen erlöst findet. Aber es ist eine Mehrheit von Gütern nicht ein einiges ewiges Gut. Es ist daher leicht unmöglich, den Besitz aller zugleich zu behaupten: sie schließen oft einander selbst aus. Daher müssen sie nach ihrem Werth geschätzt werden können: ewig sind sie alle, aber von verschiedenem Werth.

Unter den Gütern ist das ursprünglichste, dessen Erhaltung der Mensch sich selber schuldig ist, die Keuschheit oder Unschuld, die Reinheit des Herzens, die Mutter und beständige Hüterin aller Tugenden. Ihr Verlust ist niemals wieder gut zu machen. Sobald sie einmal dahin ist, frißt sogleich das Laster die Seele an. Und wenn das Laster auch nicht siegt, wenn das Herz auch der Tugend gerettet wird, so ist es doch von ewiger Reue und ewigem Schmerz genagt; dieser ewige Schmerz ist die einzige Form, in welcher eine Art von Wiederherstellung der Herzensreinheit möglich ist.

Das zweite Gut, das der Mensch nicht von Hause aus hat, son-

dern das erworben werden muß, dessen Erwerbung aber ebenfalls zu den Pflichten des Menschen gegen sich selbst gehört, ist die Ehre. Die wahre Ehre ist diejenige, welche in der Selbstachtung ihre Wurzel hat, d. h. welche das Herz sich selbst zuspricht, von der es dann sagt, sie beruhe „auf den ewigen Grundlagen der Sittlichkeit." Die Sitten der Menschen sind wandelbar und mit ihnen ist das, was sie achten und zu ihrer Ehre machen, wandelbar; aber „die wahre Ehre ist nicht wandelbar, sie hat ihre ewige Quelle in dem Herzen des rechten Menschen und in der unveränderlichen Richtschnur seiner Pflichten." Die Ehre besteht darin, daß man der Tugend diene. Auch mit ihrem Verlust ist Alles verloren; Schande, wenn man sie auf sich geladen hat, ist ein unvertilgbarer Makel. Die einzig mögliche, aber doch immer nur scheinbare Wiederherstellung der Ehre geschieht durch Buße in ewiger Zerknirschung.

Unter den Gütern, welche in der Beziehung des Menschen zum Menschen wurzeln, ist das ursprüngliche die Liebe, d. h. jene ätherische, unsinnliche, unbegehrliche, dem reinen Herzen eigene Liebe, die Liebe des Herzens, das sich „auf ewig hingiebt." Diese Liebe ist an sich ewig, sie bedarf keiner Legitimation durch die Ehe: sie besteht in dem Gefühle, daß die „Bestimmung" zweier Wesen „ewig vereint" sei, wenn auch immer das Schicksal sie leiblich trenne. Der Verlust der Liebe ist nichts Strafbares; ihre Erhaltung liegt nicht in des Menschen Macht.: es ist nur ein Unglück, sie zu verlieren. Aber entweiht, entheiligt kann sie werden, und das ist Sünde, Frevel. Der Zauber der Liebe ist dann unwiederbringlich dahin, und die Wiederherstellung, auch wieder eine scheinbare, ist nur möglich durch ewige Aufopferung für einander.

Das zweite Gut, das sich auf das Verhältniß der Menschen unter einander bezieht, und das der Mensch sich selbst schaffen muß, ist die Treue. Das Wort bindet; der Mensch muß sein Wort unverbrüchlich halten, aber er kann entbunden werden durch Den, dem er es gegeben hat. Jedoch von der inneren Treue des Herzens kann er durch nichts entbunden werden. Sie ist ein ewiges Gut des empfindsamen Herzens, ja, sie ist sein heiligstes Gut. Der Treubruch ist durch nichts zu büßen, als durch den Tod, wie Julie noch im Sterben bekennt. „Ich sterbe in der süßen Erwartung, mit dir in dem ewigen Aufenthalt vereinigt zu sein „zu glücklich, mit meinem Leben das Recht zu erkaufen, dich ewig ohne Schuld zu lieben, und es dir noch einmal zu sagen." Die höchste

Treue ist die gegen die höchste Pflicht selbst, die Treue gegen die Tugend, deren Bruch gar nicht wieder gut zu machen ist.

Für die verlorene Keuschheit findet sich Julie durch die Bewahrung ihrer inneren Ehre entschädigt. Also ist Ehre ein werthvolleres Gut als Keuschheit. Für den Verlust der inneren Ehre findet sich Laura durch ihre reine Liebe entschädigt. Also ist Liebe ein noch höheres Gut. Das höchste Gut ist die Treue, da Treue bis in den Tod auch für die aufgeopferte Liebe den süßesten Ersatz giebt. Diese Werthbestimmungen sind nicht so zu verstehen, als ob dem werthvolleren Gute das geringere geopfert werden dürfte, wie dies bei den Pflichten der Fall ist, deren eine der anderen im Collisionsfalle weichen muß. Die ewigen Güter sind vielmehr alle von absolutem Werth, aber dessenungeachtet doch eines immer köstlicher, d. h. dem empfindsamen und tugendhaften Herzen ein größeres Bedürfniß, als das andere. Die Keuschheit und die Liebe berühren mehr die Empfindsamkeit, die Ehre und die Treue mehr die Tugendhaftigkeit dieses Herzens. Daher faßt das Herz, wenn es sich als tugendhaftes empfindet, seine höchsten Güter unter der Bezeichnung „Ehre und Rechtschaffenheit" zusammen: die Rechtschaffenheit ist die Treue gegen die Tugend, die Pflichttreue, also für den Tugendknecht die höchste Art der Treue gegen sich selbst; die Ehre ist nur das Gefühl, das er von seiner eigenen Rechtschaffenheit hat; so fallen Ehre und Rechtschaffenheit in einen einzigen Begriff zusammen.

Der Inbegriff der ewigen Güter, das höchste Gut als solches ist der Friede der Seele. Ohne ihn ist kein Gut ein Gut.

In der Wandelbarkeit des Herzens lag die Forderung ewiger Güter; sie aber müssen in dem wandelbaren Herzen selbst zu wandelbaren werden, und der Friede des Herzens ist ewig unerreichbar, ewig nur des Strebens Ziel. Theils ist die Erwerbung der Güter ungewiß, theils steht die Erhaltung nicht in der Macht des gebrochenen Herzens. Wenn sie aber durch ein unerhörtes Glück auch alle sein geworden, so kann es sie doch nicht alle zugleich und niemals in Vollkommenheit besitzen: die Keuschheit wird durch die Liebe, die Liebe durch die Treue, die Treue durch die Ehre, die Ehre wieder durch die Liebe, die Liebe durch die Keuschheit u. s. f. in ihrem Wesen verändert, die Rechtschaffenheit bewirkt die Erfüllung der Pflichten nur annäherungsweise, und der Friede stellt sich nimmer ein. Von den ewigen Gütern verspricht sich das Herz Befriedigung und findet sich getäuscht, denn die letzte Befriedigung, der Friede selbst, das höchste Gut entgeht ihm stets und weicht vor ihm,

je mehr es sich demselben zu nähern meint, in immer weitere Ferne zurück. Das gepriesene unwandelbare Glück, dem nachgejagt wird, weil die irdischen Güter für blos scheinbare Güter gelten, erweist sich selber als ein bloßer Schein.

In der Welt, sagt das Herz, in der wirklichen Welt ist Alles nur Schein. Wo ist das Wahre? Die Güter, denen es nachjagt, hat es sich nicht nur als die ewigen, unwandelbaren statt der endlichen und vergänglichen, sondern auch als die ächten und wahren statt der scheinbaren, eiteln, falschen Güter dieser Welt erwählt.

In der Welt ist Alles Schein. Der Genuß ist Schein, denn er liegt nur auf der schmalen Grenze zwischen dem Hunger und der Sättigung und ist in dem Augenblicke, da man ihn zu haschen meint, entschwunden. Daher die Welt ihre Genüsse von Grad zu Grad immer mehr verfeinert, und sich von Genuß in Genuß stürzt, ohne Befriedigung zu finden. Die Sittlichkeit der Welt ist nicht minder Schein. Das Recht steht im Dienste des Mächtigen oder Listigen und wird von ihm zur Unterdrückung des Schwachen und Einfältigen gebraucht. Die Stände der Welt drücken erlogene Unterschiede aus; sie richten sich nicht nach den natürlichen Verschiedenheiten der Menschen und nicht nach ihrem inneren Werthe, während sie doch Ehre und Unehre wirken. Die Ehre der Welt ist eine falsche Ehre, da sie nur von gewissen Uebereinkünften und eingeführten Formen abhängt, nur auf dem Vorurtheile, auf der veränderlichen Meinung beruht. Die Freiheit der Welt ist eine Scheinfreiheit, denn Jeder erwirbt sie nur auf Kosten der Anderen, nur indem er sich zum Herrn und Andere zu Knechten, sich zum Bevorzugten und Andere zu Benachtheiligten macht. Die Sitten der Welt sind Unsitten, denn sie bestehen nur in der Wahrung des Scheines. Die Wohlanständigkeit der Welt ist nur eine Maske des Lasters. Die Größe der Welt ist erlogene Größe, denn sie bringt in ihrem Prunk, im Luxus nur die menschliche Kleinheit und das menschliche Elend an den Tag. Die Tugend der Welt ist eine Paradetugend ohne sittlichen Gehalt, durch deren Uebung nur das ewige Urbild, das im Herzen wohnt, verdunkelt und verunstaltet, die Ordnung der sittlichen Triebe umgekehrt und die menschliche Natur herabgewürdigt wird.

Gelingt es nun dem Herzen, in seiner eigenen Welt dem Scheine zu entgehen und die Wahrheit lauter herzustellen?

Die sittlichen Gesetze, sagt es, sind unabhängig vom Volksbrauch. Ich fühle in mir sehr gut, was an sich selbst recht oder schlecht ist. — Wie, wenn du dich nun täuschest? — Ich bin auf meiner Hut. Zuerst hebe ich die falschen Unterschiede auf. Vor dem Auge der Moral sind alle Stände gleich: der Niedrigste und Aermste hat auf dieselben moralischen Rücksichten Anspruch wie der Reichste und Höchste. Vor dem Herzen sind alle gleich. Selbst meine Bedienten suche ich vor Herzeleid zu bewahren; ich nehme z. B. Niemanden in ihre Zahl auf, gegen den einer vor den übrigen eine Abneigung hätte. Sodann verwerfe ich alle Tugend, die nur auf Anerkennung von außen berechnet ist oder die nur von der Meinung oder Mode abhängt, ich erkenne als Pflichterfüllung nur diejenige an, die wirklich mein Herz leistet. Endlich erforsche ich mit Sorgfalt, welche Pflichten wahre Pflichten sind und ich hüte mich vor selbstgemachten Pflichten, z. B. vor solchen, die wir uns aussinnen, um das Gewissen zu beschwichtigen, wenn wir unsere wahren Pflichten verabsäumt haben, Bußübungen, Gelübde u. dgl. Die reine Moral legt uns wirkliche menschliche Pflichten genug auf, und wer in Wahrheit tugendhaft sein will, hat an ihnen genug zu tragen. Die innere Stimme, das Gewissen klärt mich über meine wahren Pflichten auf. Und durch ihre Erfüllung erwerbe ich die wahren Güter des Lebens.

Sehen wir denn zu. Das Herz macht die Keuschheit zu einem ewigen Gut. Julie hat ihre Keuschheit eingebüßt: das ewige Gut ist ihr verloren gegangen. Was thut das Herz? Es findet eine Aushülfe: Julie sieht das verlorene Gut als nicht verloren an, wenn ihr Geliebter im vollen Glanze der Tugend dasteht: seine Tugend wird dann ihr zugerechnet; sie Beide sind ja Eins, seine Ehre ist auch ihre Ehre. Es kommt daher darauf an, die Vereinigung auch äußerlich zu vollenden; Julie sucht ihre Heirat mit Saint-Preux zu erzwingen. Durch die Ehe würde der Verlust der Keuschheit unschädlich gemacht. Ja selbst die Heirat mit einem Anderen als dem, der sie geschwängert hat, leistet denselben Dienst. In der Kirche, da sie mit Wolmar getraut werden soll, sieht sie das bevorstehende heilige Bündniß als einen Stand an, der „ihre Seele reinigen und sie der Tugend zurückgeben soll.“ Auch andere Tugenden geben schon einigen Ersatz für die verlorene Tugend, besonders thut das die nicht ausgetilgte allgemeine Tugendliebe: so wenigstens tröstet Clara ihre Freundin. Man kann strafbar sein und die Tugend doch lieb behalten. Wer die Tugend noch lieb hat, für den ist noch nichts verloren. Er kann jeden Verlust wieder

gut machen. Die Tugend stellt aus höherer Machtvollkommenheit auch die verlorene Keuschheit wieder her. Also nachdem das Herz die Keuschheit als ein ewiges Gut proclamirt hat, dessen Verlust unwiederbringlich sei, macht es die Ewigkeit dieses Gutes auch wieder zu einem Schein. Dem Herzen wird das nicht schwer: es kann von Allem absolviren: es hat die Macht zu binden und zu lösen.

So steht es mit der Ewigkeit der ewigen heiligen Güter. Wie steht es mit ihrer Heiligkeit? Die Treue ist heilig. Julie bricht ihrem Geliebten die Treue. Warum? Aus Treue. Aus kindlicher Treue. Weil die Treue so heilig ist, muß die Treue gebrochen, das Heilige verletzt werden. Die Treue hebt sich selbst auf. Aber die Keuschheit ist ihr noch heiliger. Julie schlägt die Keuschheit höher an, als die Treue; erst waren die beiden Liebenden, sagt sie, keusch, setzten ihre Ehre in die Besiegung ihrer selbst; sodann, nachdem ein schwacher Augenblick sie irregeführt hatte, waren sie „wenigstens" noch treu. Dagegen sagt Saint-Preux: daß Julie ihre Keuschheit geopfert, das könne sie nicht entehren, denn sie sei darin dem „heiligsten Gesetze der Natur" gefolgt; entehrend würde nun nur ein Treubruch sein. Saint-Preux schlägt natürlich in seinem Interesse die Treue höher an, als die Keuschheit. Auch später noch wirft er Julien bei Gelegenheit ihren Treubruch als einen Frevel vor, und rühmt sich, daß er, wenn er auch Alles verloren, doch wenigstens „seine Treue" bewahrt habe. Ei was, sagt Julie dagegen, Saint-Preux könne sich gar nicht mehr für gebunden achten, da bei der Bewahrung seiner Treue Niemand mehr interessirt sei. Also die Treue an sich ist bald heilig, bald nicht heilig. Ist die Treue heilig, so durfte Julie sie nicht brechen, und dadurch, daß sie diesen Frevel begangen hat, erlangt Saint-Preux kein Recht, ihn ebenfalls zu begehen; denn nicht um ein gegebenes Wort handelt es sich, sondern um die Treue selbst. Betrachten wir aber auch nur das gegebene Wort! Saint-Preux soll dessen entbunden sein. Wie konnte er entbunden werden? Das gegebene Wort ist ja ebenfalls an sich heilig. Clara erklärt: dem Worthalten müsse alles Andere hintangesetzt werden. Julie geht im Worthalten so weit, daß sie dem gegebenen Worte ihre Keuschheit opfert und dem Geliebten eine versprochene Nacht gewährt. Dagegen wird aber auch wieder behauptet: ein gegebenes Wort, selbst ein Gelübde sei in dem Falle unverbindlich, wenn die Ablegung desselben Unrecht gewesen, und ebenso in dem Falle, wenn spätere Ereignisse das Halten desselben zu einem Unrecht machen. Saint-Preux hat ge-

lobt, nie zu heiraten; Julie belehrt ihn, zur Sicherung der Keuschheit sei er schuldig, dies Gelübde zu brechen. Also das gegebene Wort, das Gelübde ist an sich nicht heilig. Die Heiligkeit des Wortes und der Treue ist ein Schein. Das Herz hat es alles Macht: es hat die Schlüssel seines Himmels, es kann heilig und unheilig sprechen.

Das Herz macht sich selbst einen Schein vor. Saint-Preux bildet sich ein, er bringe der Tugend ein Opfer, indem er auf Julie verzichtet, und doch bringt er es nur seiner Liebe zu ihr. Die Gründe, welche ihn dazu bestimmen, sind nur solche, die ihm seine Liebe eingiebt. Julie weiß es, daß sie nicht der Pflicht ein Opfer bringt, wenn sie auf Saint-Preux verzichtet, sondern nur der Liebe zu ihren Eltern, aber dies erklärt sie auch ausdrücklich für verdienstlos. Wenn sie nicht glaubte, daß die Tugend schon die Macht über sie verloren habe, würde sie sich einbilden, der Tugend zu opfern.

Das Herz macht sodann seine heiligen Güter ausdrücklich zu einem Schein, indem es sie listig gebraucht, sein Spiel mit ihnen treibt. Z. B. das Gelübde ist heilig, wenn sein Halten nicht zu einem Unrecht geworden. Julie hat nach dem Tode ihrer Mutter gelobt, nicht wieder zu tanzen. Sie tanzt nun zu Hause mit ihren Bedienten und Hausgenossen und meint, das sei ja nicht getanzt, ihr Gelübde sei nicht gebrochen. — Julie respectirt den Begriff von Ehre nicht, den ihr Vater hat, wiewohl diese Edelmannsehre immer doch Ehre ist; gleichviel! sie speculirt auf die Ehrliebe ihres Vaters, um sich zur Ablehnung der ihr aufgedrungenen Heirat mit dem früher von ihr gegebenen Worte zu entschuldigen. Noch nicht genug: sie schützt ihr heiliges Wort vor, das sie, ohne von Saint-Preux entbunden zu sein, nicht brechen könne, während doch schon die Forderung, daß Saint-Preux sie entbinde, ein offenbarer Treubruch ist. Saint-Preux entbindet sie: eine Handlung der Ehre. Die Ehre verräth uns, ruft nun Julie aus. So spielt sie mit den heiligen Gütern. Nein, sagt ihr Saint-Preux, du hast die Ehre verrathen. Aber warum nicht? Hat nicht das Herz die Macht, alle Mächte, die es auf den Thron gehoben, auch wieder herunterzustoßen? Jedoch stürzen will es sie nicht; nur ihre Wirkung unschädlich machen: es spielt mit ihnen, es macht sie zu einem Schein.

Ja, das Herz weiß, daß es seine Güter zu einem Scheine macht und auch mit diesem Scheine wieder treibt es sein Spiel. Die Aufrichtigkeit, die Offenheit wird für die vornehmste Tugend erklärt. Die

Liebe fordere unbedingte Offenheit der Herzen. Heimlichkeit sei der erste Schritt zum Laster; Eine Moralvorschrift könne statt aller dienen, nämlich diese: sage und thue nichts, was nicht die ganze Welt hören und sehen könnte. Niemand predigt diese Offenheit eifriger als Wolmar; aber gerade er ist es, der Alles durch versteckte Künste zu leiten sucht. Aus Offenheit gesteht er denn gelegentlich diese Künste ein, und diese Offenheit ist wieder nur eine Kunst, um auf die Anderen zu wirken. Es wird gerühmt, daß auf die Bravheit der Dienstleute besonders die Unverstelltheit der Herrschaft von größtem Einfluß sei, und doch ist die ganze Behandlung der Dienstleute nichts Anderes als fortwährende moralische Ueberlistung.

Zuletzt muß das Herz selbst es anerkennen, daß seine heiligen Güter nur Schein sind. Nicht nur von dem Bösen gesteht es dies, bekennt z. B., daß die Versuchung nur Schein, nur Blendwerk sei, nur ein Spiel der eigenen Vorstellungen. Ist die Vorstellung als die Alles beherrschende Macht erkannt, so muß auch von dem Guten zugegeben werden, daß es Schein sei. So wird von der Liebe offen eingestanden, man könne keine Beständigkeit von ihr fordern, sie sei eine Täuschung der Vorstellungskraft. Die verklärte, ätherische, eigentlich heilige Liebe gilt dagegen für keinen Schein. Nun wird aber die Liebe an sich als eine himmlische „Bestimmung" zweier Wesen für einander angesehen. Daher sagt Saint-Preux mit Recht, eine Tugend, welche „den Beschluß des Himmels, der zwei Wesen für einander bestimmt hat," vernichten wolle, sei nur noch ein Wahnsinn. Also wird die tugendhafte Liebe zum Schein und die ursprüngliche, dieses „heilige Gefühl der Natur", zur Wahrheit. Ferner wird wiederholt erklärt, zur Ehe sei Liebe gar nicht erforderlich, sondern nur Rechtschaffenheit, also auch die Ehe in ihrer Heiligkeit macht die Liebe zu einem Schein. Das Herz, das dies anerkennt, erkennt darin nichts Anderes an, als seine eigene unbeschränkte Macht, Alles zu thun und zu bestimmen, was ihm gefällt, Alles zur Wahrheit und zum Schein und auch wieder den Schein zu einem Schein zu machen.

Sogar auch diese Macht des Herzens wird dem Herzen zu einem bloßen Schein. Lauretta hat sich aus der tiefsten Schmach zur Tugend erhoben, sie hat das schwerste Opfer gebracht: das Herz hat sie gerettet. Muß nicht das Herz sie vollständig absolviren? Julien drängt es, Lauretta wirklich als ebenbürtig anzusehen. „Sie ist gefühlvoll und tugendhaft, was braucht sie mehr, um uns ähnlich zu sein?" Aber so

spricht nur Juliens Verstand; ihr Herz sagt Nein dazu. Und Clara geräth fast außer sich vor Zorn. Sie achtet Lauretta, stellt sie hoch, bewundert ihren Heroismus; aber sie in Gesellschaft achtbarer Frauen aufnehmen? Nimmermehr! dawider empören sich die „natürlichen Gefühle"; mit der „Verworfenheit", wenn diese auch überwunden (der ewige Makel bleibt zurück), ist kein Umgang verstattet. Also das Herz hat nicht die Macht, von der wirklichen, thatsächlich vor der Welt bewiesenen Schande zu absolviren, sondern nur von der eingebildeten oder innerlichen Schande. Die Macht des Herzens ist ein Schein.

So wird der Schein, vor dem das Herz sich retten wollte, indem es sich aus der Welt der Wirklichkeit, die ihm für Schein galt, in seine eigene Welt zurückzog, wiederum zu einer Macht. Der Schein gilt, und ist berechtigt. Das Mädchen muß aus Anstand in der größten Aufregung sich kalt stellen, mit zerrissener Seele eine lachende Miene annehmen, immer anders reden als es fühlt und denkt, falsch sein aus Pflicht, lügen aus Sittsamkeit. Julie muß, um die Ruhe des Hauses nicht in Gefahr zu bringen, um einem braven Manne nicht unnütz eine Trübsal zu bereiten, vor ihrem Gatten das Geheimniß ihrer früheren Liebe verschließen. Die Frau überhaupt muß auch den Schein selbst wahren; sie ist schon tadelnswerth, wenn sie Anlaß giebt, daß ihr Mann sie, auch unverdient, tadle. Julie muß den Schein annehmen, als wolle sie von ihrer Autorität über Saint-Preux keinen Gebrauch machen. Lord Eduard darf das ehemalige Freudenmädchen nicht zu seiner Gattin wählen: es wäre das eine Profanation der Schicklichkeit; die Schicklichkeit, die sonst für bloßen Schein gilt, ist plötzlich zur Wahrheit geworden. Also der Schein ist aufgehoben, der Schein ist nicht mehr Schein, ist wirkliche Macht.

Und noch ist das Spiel nicht zu Ende. Auch die Aufhebung des Scheines ist endlich nur scheinbar. Der wieder zur Macht gewordene Schein erweist sich als eben gar kein Schein, sondern als die unüberwindliche Wirklichkeit. Es ist nur Schein, wenn die Liebe Saint-Preux' zu Julien für eine nur als Schein ihn beherrschende Macht erklärt worden; gerade in seiner Einbildung, wenn er von Julien getrennt ist, fühlt er, daß er sie noch immer wirklich liebt: „Die vorübergehende Ruhe meiner Seele ist nur ein Waffenstillstand. In Ihrer Gegenwart erhebe ich mich bis zu Ihrer Tugend; sobald ich von Ihnen bin, falle

ich in mich selbst zurück." Und auch Julie fällt auf ihrem Todtenbette noch in sich selbst zurück.

So kommt die Wirklichkeit zuletzt dennoch zu ihrem Rechte. Es ist die Wirklichkeit, die in letzter Instanz entscheidet, die in die Traumwelt des Herzens gewaltsam überall hineingreift, unter deren Einfluß selbst die idealen ewigen Güter stehen. Erst durch die wirkliche That ist die Pflicht wirklich verletzt. In Gedanken, in der Vorstellung darf Saint-Preux Julien lieben; es ist kein Unrecht, wenn er es ihr nur nicht zu erkennen giebt, wenn er sich nur keine Indiscretion zu Schulden kommen läßt. Lord Bomston hat keinen Ehebruch begangen, wenn er sein Verhältniß mit der Marquise als ein platonisches unterhält: sein Gewissen ist beruhigt, nur der Beischlaf gilt ihm für einen Ehebruch. Lauretta's Herz ist rein. Es giebt keinen ewigen Schandfleck, sagt sie sich selbst, als ein verderbtes Herz zu haben. Aber was hilft das? Ihr entehrendes Gewerbe, diese kalte, herzlose, unerbittliche Wirklichkeit hat sie gerichtet. „Ich werde ewig verachtet sein, ohne die Verachtung zu verdienen.'' Und auch die empfindsamen Herzen können nicht umhin, diese Prophezeihung wahr zu machen. Auch Wolmar versichert, er würde Saint-Preux nicht wieder angesehen haben, wenn er die entehrende Verbindung des Lords mit Lauretta gelitten hätte. Eine einzige wirkliche That, ja ein Wort, ein Augenblick stürzt alle Träume des Herzens über den Haufen, und die Ewigkeiten der Herzenswelt stehen unter dem Zauber der verachteten Wirklichkeit. Tausend böse Gedanken vernichten die Keuschheit nicht, aber der erste wirkliche Fehltritt thut es. „Man vergißt sich einen Augenblick, und man ist verloren .... Ewige Verachtung trifft Den, der sich einen Augenblick vergessen und das, was er heilig halten sollte, verachtet hat.''

Anerkennen aber kann das empfindsame Herz die Wirklichkeit nicht als berechtigt; denn die Wirklichkeit ist das Gemeine, es selbst aber ungemein. Es theilt der Wirklichkeit nur die Rolle des Schergen, des Büttels zu. Es behandelt sie wie Shakspeare die gemeinen Leute, welche dazu dienen, die Handlung zur Entscheidung zu bringen, aber doch nur Clowns sind, gleichsam außerhalb des Stücks stehen und in Prosa sprechen, während die Helden stets auf den geheiligten Stelzen der Jamben einhergehen.

Die romantische Poesie und die Religion des Herzens sind ohnehin auf einem und demselben Baume gewachsen. Sie sind Entwickelungsformen des christlichen Geistes. Er, der in Allem die Materie

von sich, das Irdische vom Himmlischen, das Gemeine vom Ungemeinen, Heiligen unterscheidet, hat auch die schöne Seele und ihre Gefühlswelt hervorgebracht. Ungemein zu sein, sich von der ganzen Welt zu unterscheiden und sich in dem Reichthume der eigenen Gefühle zu bespiegeln, darin besteht die Eigenheit Derer, die mit einer schönen Seele begabt sind. Ihre schöne Seele ist das, was sie ungemein macht. Das ewige Urbild und die ewigen Güter, der Naturzustand und die Traumwelt des Herzens, das Alles ist die Schöpfung und das Eigenthum der schönen Seele.

Die schöne Seele ist in dem Bisherigen schon ziemlich vollständig geschildert. Die einzelnen Züge dürfen nun nur zusammengefaßt werden, und mit wenigen hinzugefügten Strichen wird sich das Bild vollenden lassen.

Die schöne Seele klagt die Philosophie an, daß diese den Cultus des Volks verschmähe, und sich aus Eitelkeit, aus Hochmuth einen eigenen, aparten Cultus mache, aber die schöne Seele selber thut nichts Anderes als das, was sie der Philosophie zum Vorwurf macht: sie sondert sich von dem unempfindsamen Pöbel ab, und setzt ihren Ruhm und Stolz darein, anders zu sein, als andere Leute, als diese Zöllner, als die Weltmenschen, diese Heuchler und Egoisten.

Sie ist nicht weniger heuchlerisch und egoistisch; aber ihre Heuchelei und ihr Eigennutz ist entweltlicht und verklärt, vergeistigt, oder vielmehr entsinnlicht und verherzlicht. Der Eigennutz der schönen Seele läßt sich nur durch Höchstes, Feinstes, Vollkommenstes, Ewiges befriedigen. Die schöne Seele besitzt, wie Clara sagt, eine „verfeinerte" Eigenliebe, welche alle saueren Tugendübungen zu vergüten weiß, z. B. die um der Liebe willen gebrachten Opfer, indem sie den Opfernden zu sich selber sagen läßt: ich bin der Mann, der das Alles vermag, ich bin fähig, so wahrhaft, so aufopfernd zu lieben, und indem sie ihm so ein dauerhafteres und zärtres Vergnügen verschafft, als ihm der Besitz der Geliebten gewähren würde.

Der Egoismus der schönen Seele unterscheidet sich also von dem Eigennutze der niederen Triebe und Begierden. Sie benutzt auch diesen, aber nur für ihre heiligen Zwecke, macht sich auch die gemeinen Interessen dienstbar, aber nicht für sich, sondern zu Ehren der Tugend. Der Tugenddienst macht sie ungemein. Ich bin egoistisch, räumt sie

ein, ich strebe nach Gütern, nach Genuß, aber nur nach den edelsten Gütern und dem seligsten Genusse: ich bin auserwählt, denn ich trage die Livrée der Tugend, und so unterscheide ich mich vom gemeinen Egoisten.

Die schöne Seele ist ungemein. Nichts ist ihr verhaßter, als sich auf die Erde herabzulassen, und sich als einen Menschen gemeinen irdischen Schlages zu geberden. „Könntest du dich entschließen, nachdem du alle Entzückungen der Seele gekostet, das Leben eines gewöhnlichen Menschen auf Erden hinzuschleppen?" Als Julie von ihrem Schmerz ganz niedergedrückt ist, schreibt Clara an Saint-Preux: „Der Schwung ihrer Gefühle ist gelähmt, das himmlische Feuer, das in ihr lodert, erloschen. Dieser Engel ist nichts mehr als — ein bloßes Weib. Ach, was für eine Seele haben Sie der Tugend entrissen!"

Die ungemeinen Seelen sind von Hause aus ungemein. Sie sind von schönen Anlagen, von Kindheit an ohne böse Neigungen, blos für die Tugend „geschaffen". Sie erleben ganz andere Dinge, machen ganz andere Erfahrungen als andere Leute. „Ihr seid besondere Menschen", sagt Clara zu Saint-Preux und Julie, „Alles, was ihr erleben werdet, wird vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt haben". Und auch Juliens Mutter findet, daß die Liebe des jungen Paares „außer der Regel" sei.

Die schönen Seelen tragen das Urbild in sich, streben ihm nach, schleudern die Vorurtheile von sich, suchen sich und andere schöne Seelen zu vervollkommen im Dienste der Tugend, geben sich „dem himmlischen Zuge des Schönen, Rechten und Wahren hin", und erlangen so „ein richtiges Gefühl von jeder Sache". Daher sind sie ungemein; daher stehen sie einsam und allein in der Welt und können mit den Weltmenschen nicht leben. Von anderen, als schönen Seelen, werden sie ja nicht verstanden. Julie hatte sich ihren Eltern nicht entdecken wollen: diese „hätten ja nicht fassen können, was in ihrem Herzen vorging, und hätten sicherlich gemeine Heilmittel anwenden wollen". Die Gesellschaft der gewöhnlichen Menschen ist den schönen Seelen peinlich und verhaßt, denn sie reißt sie aus ihrem Himmel; sie stehen im Kreise der Welt „bestürzt, gedemüthigt, sich so tief herabgerissen zu sehen von jener inwendigen Größe, zu welcher sich ihre entflammten Herzen erhoben". Daher lieben sie wüste Inseln, Einsamkeit, schaurige Gegenden. Aber des Austausches kann die schöne Seele denn doch nicht entbehren. „Man will sagen, wie man liebt". Daher sucht die schöne

Seele von Jugend auf die Gemeinschaft schöner Seelen: um einen Mann von schöner Seele hat Julie den Himmel angefleht. In ihrem Umgange mit anderen schönen Seelen hat die schöne Seele eine eigene Weise. Sie bleibt am liebsten stumm, träumt, fühlt, weint mit den Anderen, bis ein elektrisches Zucken eintritt, ein Ausbruch des Gefühls, gewöhnlich ein heftiger, folgt. Doch — die Neue Heloise liefert ja Beispiele genug von dieser Eigenthümlichkeit.

Die schöne Seele ist die gebundene von Hause aus, die ewig gebundene. Sie ist durch das Klima, durch die Witterung gebunden: davon hängen ihre Stimmungen, hängt die Färbung und Wirkung ihrer Leidenschaften ab. Von ihren Stimmungen ist sie gebunden, sie kann den Rührungen nie entgehen, die Gefühle nie bemeistern: die schöne Seele erblickt überall nur Gegenstände, von denen das Herz ergriffen, zum Entzücken, zum Mitleid, zur Trauer, zur Wehmuth, zur Wonne, zur Dankbarkeit, zur Hingebung gestimmt wird. Von allen diesen Gefühlen ist die schöne Seele gebunden, sie lebt in einem beständigen Fieberzustande: jeden Augenblick reißt ein anderes allmächtiges Gefühl sie an sich und schlägt sie in seine Bande. Jeden Augenblick versichert die schöne Seele, daß sie jetzt ganz anders für eine andere schöne Seele fühle als zuvor. Nach ihrer Verheiratung fühlt Julie, daß sie nun ganz anders für Saint-Preux fühle: das Gefühl sei lebhaft und zärtlich, wie einst, aber doch ein ganz anderes. Dem Saint-Preux kommt Wolmar in einem rührenden Moment, da er ihm die Hand drückt, plötzlich „als ein anderer Mann vor". Die beiden Umarmungen der Frau v. Wolmar in der nämlichen Stunde, gleich nach Saint-Preux's Ankunft in Clarens und etwas später, als die Kinder da sind, erzeugen in Saint-Preux durchaus verschiedene Gefühle. Ganze Stufenleitern von unsäglichen Gefühlen hat die schöne Seele durchzumachen. Man sehe nur die Schilderung der Gefühle, die Saint-Preux auf der Reise nach Clarens, um seine alte Geliebte verheiratet wiederzusehen, abwechselnd bewegten*). Alle sind sie „nicht zu sagen, nicht zu fassen", ganz neue „nie gefühlte" Gefühle und zuletzt sind es „tausend streitende Gefühle zugleich, tausend schmerzliche und sehnliche Erinnerungen, die sich in sein Herz theilen." Die schöne Seele ist daher in einem ewigen Zustande von Schwäche und Bezauberung. Sie ist die unbedingt hingegebene, in keinem Augenblicke ihrer

*) Abth. IV. Br. 6.

selbst mächtig. Sie ist gebunden von der Macht, die alle Wesen anziehend oder abstoßend auf sie üben, besonders aber von der Macht der anderen schönen Seele. Sie liegt immer offen da, Allem ergreifbar, von Allem erregbar, und ist so verliebt in diese Offenheit, daß durch Offenheit, wenn auch nur scheinbar, jeder Andere alles Gute, in Wahrheit aber Alles von ihr erlangen kann. Sie ist gebunden von der Offenheit. Sie ist schwach, sie kann nur fühlen, kann es nur zu Entschlüssen, nur zu guten Vorsätzen bringen, die aber der nächste Augenblick zu Schanden macht. Dies geht bei Saint-Preux bis zur äußersten Lächerlichkeit, und Clara sagt es ihm; es wundere sie gar nicht mehr, sagt sie, ihn stets ganz entzückt von sich zu sehen, stets mit einer Thorheit eben fertig geworden und auf dem Sprunge klug zu werden; er bringe schon lange sein Leben damit hin, sich den gestrigen Tag zum Vorwurf zu machen, und sich für morgen das Beste zu versprechen. Die schöne Seele ist vom Augenblick gebunden. Der Augenblick ist eine Macht, die über sie auf ewig entscheidet. Alles schafft sie sich zu einer Macht um, und durch alle Mächte, die sie schafft, ist sie gebunden, auf ewig. Sie kann nichts wieder los werden, was je sie eingenommen hat. Sie ist verliebt in ihre Bande, wie schmerzlich diese seien. Es sind heilige Bande, und sie fühlt sich in ihnen selig. In ihrer Schwachheit dünkt sie sich gesund. Ihre Gebundenheit ist in ihrem Gefühle der Zustand der Gesundheit. In dieser Gebundenheit dünkt sie sich frei, frei von der Welt und deren Gemeinheit. Sie ist selig in ihrer Ungemeinheit.

Die schönen Seelen sind ungemeine, seltene Menschen. Sie wissen es; sie sagen es einander selbst fortwährend. Wolmar nennt Julie und Saint-Preux seltene Menschen. Lord Eduard wird wiederholt der ungewöhnlichste, der tugendhafteste, der größte der Menschen genannt. Auch Wolmar wird als ein seltener Mensch gepriesen. Sie adoriren sich alle gegenseitig, sie bewundern gegenseitig ihr „aus dem Gewöhnlichen“ herausgehendes Wesen, sie sagen einander, daß man sie „nicht nach den gewöhnlichen Regeln“, sondern „nach ihrem ganz einzigen Charakter“ beurtheilen, und sein Betragen unter einander danach abmessen müsse.

Ihre Ungemeinheit besteht darin, daß sie geistig sind, im Geiste leben, nur dem Geiste dienen, aber dem Geiste in der Form des Herzens. Das Herz entscheidet über Alles, über Tugend und Pflicht, steht über der Vernunft, oder ist vielmehr selbst die Vernunft, hat Macht über

Alles, bestimmt den Glauben, ist das Gewissen, ist Eigenthümer aller heiligen Mächte und ewigen Güter, aller himmlischen und irdischen Dinge, ist die vollkommenste, sicherste, einzige Richtschnur, das Urbild, der Leitstern: nämlich nicht das Herz des Einzelnen, das unstäte Herz, sondern das ewige, das vergötterte Herz, das Herz an sich, das Herz als Geist.

Wolmar, der hiervon eine Ausnahme zu machen scheint, macht in der That doch keine: er gehört wesentlich in den Kreis der schönen Seelen, er ist das negative Princip des Herzens, das wie der Teufel Gottes Herrlichkeit, so die Herrlichkeit des Herzens durch sein Widerstreben anerkennt und offenbar macht. Die Unerschütterlichkeit Wolmars ist nur der Trotz des Herzens, das sich gegen sich selbst empört. Wolmar repräsentirt den Egoismus des kritischen Herzens, dem Egoismus des gläubigen Herzens gegenüber: er genießt ebenso wie die schönen Seelen, obwohl Reflexionen, statt der Gefühle, er ist listig wie das religiöse Herz, ja er ist die incarnirte List des Herzens selber. Daher huldigt er dem Herzen; er möchte gern anders sein, als er ist, er kann nur nicht; er bedauert, daß ihm ein Gut entgeht, dessen er die anderen schönen Seelen genießen sieht; er erkennt es an, daß die Empfindsamkeit die größte Wonne und Seligkeit ist. Er ist Atheist, d. h. ein Leugner der Göttlichkeit des Herzens. Der Ungläubige ist nicht frei vom Glauben: er wehrt sich nur gegen den Glauben. Daher wird auch Wolmar zu guter Letzt bekehrt. Und der Triumph des heiligen, schönseligen Herzens ist vollendet.

Es wird sich zeigen, wie das Herz in seinem Triumph sich selbst verschlingt und aufgiebt, sich in den Abgrund seiner selbst verliert. Es muß aber zuerst noch der Weg betrachtet werden, auf welchem es zu seinem Siege dringt, die Arbeit, durch welche es die Palme erringt, der Kampf des Herzens.

Das Ziel, nach welchem die schöne Seele rennt, ist — das „höchste Glück“. Sie hat keinen anderen Zweck auf Erden, als das höchste Gut zu erlangen, nämlich ihren Frieden, d. h. Ruhe, Arbeitslosigkeit, ununterbrochenen Genuß, also Genuß, der in Wahrheit keiner ist, kurz mit dem rechten Worte gesagt, den Tod.

Es scheint oft, als ob auch irdische Zwecke ihrer selbst wegen ver-

folgt würden, so die Zwecke des Hausstandes, die Zwecke des Augenblicks, des sich selbst genießenden wirklichen Lebens. Aber diese Zwecke sind selbst nur ideale Zwecke: das angeblich wirkliche Leben ist nur eine in die Traumwelt des Herzens übersetzte Wirklichkeit, das Reich dieser Zwecke ist „die platonische Republik" der schönen Seele.

Im Verfolgen ihres Zieles hat die schöne Seele einen schweren Kampf zu bestehen. Das redliche Herz, das einzelne, für die Tugend nur geschaffene, nicht sie besitzende Herz ist trügerisch. Die Stimme, die in ihm von der Wahrheit zeugt, die Stimme der Natur ist mit sich selbst im Widerspruch. Julie folgt z. B. der Stimme der Natur, indem sie sich ihrem Geliebten ergiebt, und der Stimme der Natur, indem sie ihrem Vater gehorcht, obwohl dieser, wie ihr Saint-Preux vorhält, die Stimme der Natur verläugnet. Die Stimme der Natur wird sodann selbst zu einer trügerischen. Die natürlichen Triebe werden zu natürlichen Begierden, von denen sich das Herz frei machen will, um sich dem Dienste einer höheren Macht, der Macht der verklärten Natur, in welcher das Urbild wiederhergestellt ist, und der Macht der Tugend, welche diese Wiederherstellung vollbringt, zu widmen. Das Herz geräth so in Verwirrung, entweder wenn, wie bei Julien, das Urbild verdunkelt wird durch den Streit der natürlichen Regungen, oder wenn, wie bei Lauretta, das Urbild, das durch ein unglückliches Schicksal von Anfang an verdunkelt war, plötzlich hervorbricht und an der Schmach des Zustandes, den es vorhanden findet, seinen Gegner hat.

Nun ist Kampf im Herzen. Das Herz wird sophistisch und haltungslos. Diesen Kampf schildern die drei ersten Abtheilungen der Neuen Heloise und die Abenteuer Bomstons in den mannichfaltigsten Abwechselungen. Der Gegenstand des Kampfes ist die Besiegung der Begierden, die Ueberwindung des eigenen Herzens, um die niedere Neigung der höheren, den einzelnen Wunsch dem allgemeinen Wunsche (dem inneren Frieden), den augenblicklichen Genuß dem ewigen Genusse (der Seligkeit), oder, wie es immer genannt wird, sich der Pflicht zum Opfer zu bringen. Das Herz ist schwach. Gegen die Begierden, die Interessen, die Leidenschaften wäre nichts auszurichten, wenn man nicht sie selbst gebrauchte, um sie listig durch sich selbst zu besiegen. Man muß die edlere Leidenschaft wecken, um die unedlere zu bemeistern, man muß sich Interessen schaffen, welche jedes niedere Interesse von selbst ausschließen und die Ausschließung desselben zum höchsten Herzensin-

teresse machen. Nur muß man sich bei der Anwendung dieser Regel hüten, auch Laster durch Laster verdrängen zu wollen, denn dadurch würde man nichts erreichen, als daß man zuletzt alle Laster bei einander hätte. Das Laster kann nur durch die Tugend überwunden werden. Man muß an die Stelle eines Lasters eine Tugend setzen, indem man die Uebung dieser Tugend dem Herzen zum Interesse macht. Der Kampf wird also am sichersten durch List geführt.

Wenn sich das Herz die Erfüllung der Pflichten zu seinem höchsten Interesse und den Tugenddienst zu seiner zweiten Natur gemacht hat, so hört es darum doch nicht auf, immer schwach zu sein. Schwäche ist sein Wesen. Das Verbrechen hat für das Herz keinen Reiz, es macht ihm vielmehr Grauen, und dennoch erliegt das Herz dem Bösen aus Schwäche; denn Schwäche ist ja gerade das Gute an ihm: es erliegt aus Güte, aus Mitleid. Das Mitleid macht Julie schwach: sie erliegt dem Geliebten aus Gram über seine Schmerzen. „Das Mitleid", sagt sie selbst, „hat mich zu Grunde gerichtet". Und ein anderes Mal: „Ich hätte nie gehofft, in meinen Fehltritten ein Glück zu finden: ich fühlte, daß mein Herz für die Tugend geschaffen war, und ohne sie nicht glücklich sein konnte; ich unterlag aus Schwäche, nicht aus Irrthum". Auch da sie sich geheilt dünkt, als Gattin Wolmars, muß sie sich noch vor demselben Versucher hüten, vor dem Mitleid mit Saint-Preur, den sie unglücklich gemacht hat; ihre Reue hierüber könnte Ursache zu einem abermaligen Falle werden.

Die Schwäche ist in Wahrheit nur Mangel an Selbstvertrauen, Feigheit. Dies wird häufig eingestanden. Und Rousseau sagt in den Abenteuern Bomstons: „Wer den Tod nicht fürchtet, erliegt nicht; nur weil wir feige, nicht weil wir schwach sind, erliegen wir den Sinnen". Aber sind nicht die ewigen Mächte der Traumwelt, die Vorstellungen des Herzens, mächtiger als der Tod? Gegen sie und ihr Blendwerk hat das Herz nichts aufzubieten. „Das Gewissen vermag nichts gegen Schwachheit. Gegen das Verbrechen ist man stark genug, aber der Schwäche kann man sich nicht erwehren".

Die Schwäche führt zur äußersten Verzweiflung. „In der furchtbarsten Verzweiflung", sagt Julie, „wagte ich an der Tugend selbst zu zweifeln.

Aber auch ohne diesen Zweifel ist dem tugendhaften Herzen durch seine tugendhafte Schwäche die Niederlage gewiß. Die Liebe, die Treue, die Ehre, die Tugend selbst, Alles verräth Julie, macht sie schwach,

stürzt sie in's Verderben. Sie erliegt aus heiligem Mitgefühl, sie wird untreu aus Treue, sie handelt ehrlos aus Ehrliebe; es bleibt ihr nichts übrig, als entweder ihren Geliebten, oder ihre Eltern, oder sich unglücklich zu machen; sie will sich opfern, und das Ende ist, daß sie Alle unglücklich gemacht hat.

Die Folge der Niederlage ist die Schande, der Fall ist ein ewiger innerer Schandfleck. In den Augen der Ehre löscht Böses das Gute aus, aber kein Gutes kann je das Böse wieder auslöschen. Zwar versichert das Herz, man brauche sich des Kampfes, der Leidenschaften, der Begierden, als natürlicher, an sich nicht böser Regungen, der Schwäche und selbst der Niederlage nicht zu schämen. Wenn man nur wacker gekämpft hat, so bleibt man auch im Erliegen doch immer noch ein Streiter der Tugend. „Fühlt man sich von Natur gut, so ist das genug, daß man sich nicht zu scheuen braucht, sich so zu zeigen, wie man ist." Aber vergeblich sucht sich das Herz so zu beschwichtigen. Der Schandfleck ist unvertilgbar. Sage sich das Herz immerhin: „ich habe in mir die Macht, die Schande auszulöschen; es giebt keinen ewigen Schandfleck als ein verderbtes Herz" — vergeblich! Julie wird die Gewissensbisse niemals los. Lauretta darf es nicht wagen, „in der Luft zu athmen, in welcher respectable Personen athmen"; „der Schimpf, der dem Laster anhaftet, ist unvertilgbar, beruht nicht blos auf der falschen Meinung der Welt." Gegen die Magie der Wirklichkeit ist das allgewaltige Herz ohnmächtig. Der Ausgang des Kampfes ist in jedem Falle die Ohnmacht.

Das Herz fühlt seine Ohnmacht. Es bleibt ihm nichts übrig, als Reue und Leid, nichts als Demuth und Zerknirschung. Es findet die menschlichen Kräfte unzureichend für die Aufgaben des Lebens. Aber auch seiner Demuth kann das arme Herz nicht trauen. Sie wird nur zu einem Deckmantel des Hochmuthes. Es gesteht sich dies, und fühlt seine Ohnmacht abermals. Es kann nichts, nicht einmal fühlen, ohne zu fühlen, daß sein Gefühl Lüge ist. Gänzliche Selbstvernichtung ist das Ende des Kampfes.

Nun schreit die Seele aus der Tiefe, sie schreit nach Hülfe und Rettung. Nicht mehr sie selbst, obgleich selbst übernatürlich, nur eine noch übernatürlichere, überseelische Kraft kann sie aus ihrer Ohnmacht erretten und ihr zum Siege verhelfen.

Die schöne Seele hat nicht blos Einen Sieg zu erringen, sondern viele Siege. Auf jeden Sieg folgt ein neuer Kampf, neue Schwäche, neues Gefühl der Ohnmacht, neue Sehnsucht nach höherer Hülfe. Nur das Erliegen tritt nicht immer wieder ein.

Daß sich der Kampf erneuert, das bewirkt schon die Sinnlichkeit. Saint-Preux kann sich eines traurigen Gefühles nicht erwehren, als er Wolmar und Julie in ihr Schlafcabinet gehen sieht. Julie hat vor der Sinnlichkeit seinetwegen große Furcht. Wie viele Mühe giebt sie sich nicht, ihn zur Heirat mit Clara zu überreden, damit er vor fleischlicher Sünde behütet sei, indem aus der verführerischen Macht eine gute, heilige Macht und seine Begierde der Tugend dienstbar gemacht wird.

Je kampfgeübter das Herz ist, desto weniger erliegt es, desto schneller erhebt es sich aus seiner Ohnmacht. Nichts ist erklärlicher. Die Begierde, der ihre sinnliche Befriedigung versagt wird, arbeitet sich in der Einbildung bis zur äußersten Mattigkeit ab; statt nach dem irdischen Gegenstande ihrer Befriedigung ächzt sie nach dem himmlischen Helfer und Tröster, der ihr dann auch nicht entgehen kann. Die Zustände der Empfindung wechseln natürlich in beständigen Contrasten: der Stärke folgt die Schwäche, der Ohnmacht die Erhebung. Das sich aus seiner Ohnmacht erhebende Herz glaubt von einer höheren Macht Stärkung empfangen, und durch übernatürliche Hülfe den Sieg über sich errungen zu haben.

Es ist schon erwähnt, daß die schöne Seele oft selbst erkennt und auch eingesteht, daß sie ein Spielzeug der Einbildungskraft ist. Sie läugnet nicht, daß die Gefühle unter der Herrschaft der Vorstellungen stehen. Sie ahnt und merkt bisweilen, wenigstens bei anderen Personen, daß die höheren Mächte, denen sich der Mensch unterworfen glaubt, bloße Vorstellungen oder Maximen sind, die er selbst sich macht, und denen er dann folgt, als könnte er nicht wieder von ihnen los. Bei Wolmar zweifelt Niemand, daß wirklich nur seine eigenen Maximen ihn beherrschen; bei Eduard entgeht es Keinem, daß er sich einbilde, Maximen zu folgen, während er den Eingebungen seines Herzens folgt, die ihn beherrschen, und nach denen er seine Maximen modelt; bei Saint-Preux kommt es nicht zu Maximen, sondern es sind seine guten Vorsätze, bloße Möglichkeiten von Maximen, die ihn in Athem erhalten. Das Herz macht aber von solchen Erfahrungen nie eine allgemeine Anwendung. Daß überhaupt seine ganze innere Welt ein böser Traum,

ein Alp sein, den es, sich aus seinem Schlaf aufraffend, abschütteln würde, merkt es nie.

So oft es sich nach seiner inneren Angst und Erschlaffung wieder beruhigt und ermuthigt fühlt, ist es ihm unmöglich, dies aus einer natürlichen Ursache herzuleiten: der übernatürlichen Hülfe dankt es seine Errettung. Julie weiß recht gut, daß Wolmar ihr und Saint-Preux zu Hülfe gekommen und ihnen zu einem Siege verholfen hat, den, sagt sie, „wir mit unserer eigenen Kraft nie errungen hätten". Hat Wolmar geholfen, was braucht es noch einer übernatürlichen Kraft? Vergebene Worte! Die übernatürliche Kraft muß dennoch dabei im Spiele sein. Eduard hilft sich selbst im Augenblicke der Anfechtung: er droht sich zu tödten, wenn die Marquise nicht mit ihren Verlockungen aufhören würde. Gut, aber hätte er das gekonnt, wenn ihm nicht die Tugend beistand? Saint-Preux hat hundert Mal an dem Tage der Wasserfahrt das Andenken an Eduards Tapferkeit im Seelenkampfe zu Hülfe gerufen, und mit Hülfe dieses Andenkens gesiegt; d. h. er hat seine Seele mit einem anderen Gegenstande beschäftigt, als mit einem gefährlichen. O pfui, welche Auslegung! Nein, die Tugend hat ihm beigestanden. Julie geräth in der Kirche in eine feierliche Stimmung, die begreiflich genug ist, und kommt dadurch auf andere Gedanken als zuvor; und siehe da, es ist eine himmlische Eingebung, ein übernatürlicher Beistand, welcher sie von der Bahn des Bösen ablenkt.

Uebrigens gesteht es die schöne Seele indirecterweise selber ein, daß sie im Grunde auf höheren Beistand kein Vertrauen setzt: denn unaufhörlich wiederholen sich die Rathschläge, Versuchungen doch ja zu meiden, fleißig die Sinne zu überlisten und alle Interessen der Seele für die Tugend zu gewinnen. Auch allerlei Nebenmittelchen werden angewendet. Dem Saint-Preux räth Julie, da sie nach dem Vorgange im Hause des sogenannten Colonel ihn ermahnt, er solle doch künftig im Augenblick der Schwäche sich in Gedanken in den nächsten Augenblick versetzen, um das Blendwerk des gegenwärtigen Augenblicks zu zerstreuen. Clara schützt sich gegen nächtliche Versuchungen der Einbildungskraft durch Erfindung von Schelmstücken, die sie am nächsten Tage ausführen könnte. Viel Anstalten, um der höheren Macht alle Bemühung zu ersparen!

Zuletzt erweist sich dann auch noch, daß der Sieg gar kein Sieg war, sondern nur ein Selbstbetrug, wie denn z. B. Saint-Preux's

und Juliens angeblich besiegte Liebe gar nicht besiegt ist. Aber das Alles erschüttert den Glauben an die übernatürliche Hülfe dennoch nicht.

Man findet in dieser Vorstellung Trost; darum läßt man nicht von ihr, und indem man fühlt, daß man von ihr nicht lasse, bildet man sich ein, sie sei es, die nicht von dem Menschen lasse. Der Mensch hält seine Einbildung fest, und glaubt, eine höhere Macht halte ihn. Julie sagt, von dieser fixen Idee beherrscht: „Es ist nicht so leicht, als man denkt, der Tugend zu entsagen; sie quält die, welche von ihr weichen, noch lange Zeit".

Da fixe Idee immer wiederkehrt, sich immer wiederherstellt, so glaubt sich die schöne Seele, trotz aller Verirrungen und Schwächen, von der höheren Macht fortwährend geliebt. Die höhere Macht verlangt aber nichts als Dienstbarkeit, verlangt nichts als Treue. „Saint-Preux's Seele war schwach, aber gesund und voll Liebe zur Tugend, und damit kann der höchste Richter zufrieden sein". Dem treuen Diener verzeiht der Herr alle einzelnen Fehler gern, wofern der Diener nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist begeht, d. h. dem Herrn den Dienst aufsagt. Den treuen Diener belohnt der Herr, nämlich — mit seiner Gnade, mit seinem holden, bezaubernden Lächeln. Der Lohn der Tugend ist der Tugendgenuß.

Die schöne Seele ist vorzugsweise die genußliebende Seele.

Sie verschmäht auch den sinnlichen Genuß nicht, sobald es ihr gelingt, ihn in die Form eines Herzensgenusses zu bringen, ihn in ihre Traumwelt zu entrücken. Es wurde schon bemerkt, daß die Religion des Herzens nicht mehr, wie die alte römisch-christliche Religion, zwei Welten duldet, eine heilige und eine unheilige, eine des Geistes und eine der Materie oder der Sinnlichkeit, sondern daß sie die Materie vergeistigt und alles Sinnliche heiligt.

Wenn das Herz erklärt, der Mensch sei nur um seiner selbst willen da und lebe nur um zu leben, nicht um Anderen anzugehören und sich von Anderen verbrauchen zu lassen, so ist diese Polemik nicht gegen die den Menschen aufzehrenden höheren Mächte überhaupt, sondern nur gegen die in der Welt bis dahin anerkannten höhern Mächte, gegen die Priesterreligion, gegen den Staat, gegen die conventionelle Mode, gegen die Edelmannsehre, gegen die feudale Treue, gegen die ceremo-

nisse Sitte gerichtet, nicht aber gegen die ewigen Mächte des Herzens; vielmehr macht das Herz alle äußerlich von ihm verworfenen Mächte, Religion, Recht, Anstand, Ehre, Treue, Sitte zu seinen eigenen, innerlich in ihm, und also ganz unwiderstehlich gebietenden, unentrinnbar knechtenden Mächten. Sich selbst leben heißt also dem Herzen, nämlich dem idealen Herzen, dem Herzen als höherer Macht, leben, und leben um zu leben heißt, leben um zu genießen, nämlich aller Gnadengaben des göttlichen, ewigen Herzens zu genießen.

Im Namen des Herzens werden nun auch alle irdischen Güter genossen; man genießt an ihnen nicht sinnliche Freuden, sondern Genuß geben nur die „wahren" Freuden, d. h. Freuden, welche das Herz schenkt oder wenigstens bezaubert und verklärt. Diese Freuden werden auch die „einfachen" Freuden genannt. Je einfacher, unschuldiger, kunstloser sie an sich sind, desto mehr kann das Herz daran thun. Das Herz verwandelt jeden Milchnapf in einen Nektarkelch. Zu den einfachen Freuden gehört denn auch vorzüglich Alles, was an die eingebildete Natur und die sogenannte „natürliche Bestimmung" des Menschen, an das patriarchalische Leben erinnert, das Aehrenfeld, der Gesang der Schnitter, jedes Schaf und jeder Düngerhaufen. Sie heißen daher auch die „natürlichen" Freuden.

Das empfindsame Herz liebt in der wilden Natur das Unermeßliche, den Berggipfel, die Fernsicht, die leere Luft, das Meer, aber in den menschlichen Werken das Beschränkte und Enge. „Der Geschmack an Fernblicken (nämlich in Gärten) entspringt aus dem Hange, sich nur da zu gefallen, wo man nicht ist. Der Mann von Empfindung aber hat keine solche Unruhe, und wenn er sich da, wo er ist, wohl befindet, fällt es ihm nicht ein, wo anders sein zu wollen. Wer nicht gern die schönen Tage an einfachen und angenehmen Orten zubringen mag, hat ganz gewiß keinen reinen Geschmack und keine gesunde Seele". „Keine gesunde Seele, d. h. keine „schöne", keine „empfindsame" Seele. Gegen die Sehnsucht in's Jenseitige, Himmlische, Geistige wäre Saint-Preux's Polemik ganz richtig; aber so ist sie nicht gemeint. Als Polemik gegen das freie Belieben ist sie nur ein Ausdruck der Knechtschaft, in welcher die schöne Seele schmachtet. Was soll mich hindern, in's Weite zu wollen, wenn es mir am Orte zu enge ist? Jeder dehnt sich gern aus, soweit er kann. Aber das empfindsame Herz zieht sich immer zusammen, am liebsten ganz in sich hinein, in den kleinsten Punkt; in sich hat es die Unendlichkeit.

In dem Streben nach Genuß und steter Erhöhung des Genusses verfällt das empfindsame Herz auf tausend Verfeinerungen. Julie legt sich geflissentlich Entbehrungen auf, um nach der Entbehrung desto größeren Genuß zu haben. Clara preist die Liebenden glücklich, die, nachdem sie das Höchste der Liebe genossen, getrennt werden, weil sich ihnen nun in der Erinnerung der Genuß ewig wiederhole, und dieser Genuß ein weit süßerer sei, als ihn das Leben in der Wirklichkeit je bieten könnte.

Die Empfindung, die innere Anschauung ist der eigentliche Sitz des Genusses für die schöne Seele. Der kalte Wolmar selbst schmeckt diese Art des Genusses, die ihm als unmittelbarer Genuß versagt ist, mittelbar im Mitgenusse. Die Anderen aber, wie genießen sie! Bis zum Schwindel! bis zu Ohnmachten! Auch ein ruhigerer, aber desto süßerer idealer Genuß kommt vor. Saint-Preux genießt in Juliens „Elysium“ geistig viel mehr, als ein Mensch je sinnlich genießen könnte. „Die Seele“, sagt er, „genießt in der Anschauung sittlicher Ideen eine Art Wohlsein, dem kein anderes Vergnügen gleichkommt, das Gefühl der Zufriedenheit mit sich.“

Eduard Bomston erklärt für den höchsten menschlichen Genuß, den der Weisheit. Sie haben Alles genossen, sagt er zu Saint-Preux, was es auf Erden zu genießen giebt. „Es bleibt Ihnen nichts mehr zu empfinden und zu sehen übrig, was werth wäre Sie zu beschäftigen: kein Gegenstand, der Ihre Beobachtung verdiente, als Ihr eigenes Selbst und kein Genuß, der Ihres Strebens werth wäre, als der der Weisheit.“ Auch diese stoische Weisheit hat keinen anderen Inhalt als das erwähnte — Gefühl der Zufriedenheit mit sich.

Aber dieses Gefühl beglückt die schöne Seele nur in seltenen kurzen Augenblicken. In ewiger Unruhe bringt sie ihre meiste Lebenszeit hin. Kampf und Erholung, Angst und Hoffnung, Täuschung im Genuß und neues verfeinerndes Verlangen bestürmen sie in unablässigem Wechsel. Ein unüberwindliches Gefühl von innerer Leerheit jagt sie fort und fort, einem stets entfliehenden und unerkannten Ziele nach.

Alles hat sich trüglich erwiesen. Dem Schein der Welt entronnen, hat sich das Herz durch seinen eigenen Schein äffen lassen. Es kann sich selbst nicht trauen und keiner seiner ewigen Mächte; es treten Augenblicke ein, in denen es an der Tugend zu zweifeln wagt; jede

Versuchung, jede Erinnerung macht ihm Angst; das Selbstvertrauen könnte Vorspiegelung des Lasters sein, das ausgeht, um die Seele zu fangen; die Demuth könnte nicht minder eine Falle sein, welche der Hochmuth der Seele stellt. Die Vernunft ist keine natürliche Leuchte. Das Gewissen selbst führt irre, steht unter dem Einfluß von Vorurtheilen und Stimmungen. Das ewig Schöne und Gute ist nicht mit Sicherheit zu erkennen. Das Gefühl verleitet nicht minder oft als die Vernunft. Die eigene Kraft reicht nicht aus, um das Böse, das man haßt, zu meiden. Die Zukunft ist unbekannt, und wenn man weiß, wie man zu handeln hat, so fehlt die Macht, um auszuführen was man vorhat. Der Himmel giebt keine äußeren Zeichen, so sehr sich das Herz nach einer unzweideutigen Offenbarung sehnt. Kein Rath, kein Trost, keine Hülfe! Bei der Tugend, bei der Liebe ist das Alles nicht zu finden. Das Herz muß über diese höheren Mächte hinaus, zu der höchsten Macht aufsteigen, welche Weisheit und Vermögen das Angerathene auszuführen in sich vereint.

Julie betet, und plötzlich weiß sie, wo Alles zu finden ist, was sie sucht. Bei dem wahren Urbild, in dessen Betrachtung erst die Seele sich vollkommen reinigt und erhebt, bei dem Urquell alles Guten selber, bei dem höchsten Wesen, bei Gott.

So führt die Religion des Herzens wieder in die allgemeine Religion, oder, wie es auch genannt wird, in die reine, vernünftige Religion zurück. Das Herz kann sich bei der Vergötterung seiner selbst nicht beruhigen, es findet sich gezwungen, sein ewiges Wesen wieder ganz bestimmt als ein von ihm selbst unterschiedenes Wesen, als eine besondere Persönlichkeit anzubeten. Erst der Glaube an Gott, sagt Julie, giebt den Tugenden einen Werth. Gewiß! denn bei dem Lohn, der in den Tugenden selbst liegen soll, kann sich das Herz zuletzt doch nicht beruhigen. Es kann sich seinen Lohn erst als gewiß versprechen, wenn es sein Wesen ganz von sich getrennt und sich als eine besondere persönliche Macht vor Augen gestellt hat.

Es werden in der Neuen Heloise beträchtliche Anstrengungen gemacht, das Dasein Gotttes zu beweisen. Die Hauptpunkte sind diese:

Man könne Gott gar nicht im Ernste läugnen, sondern nur über ein Wort wie Dasein disputiren. Ganz richtig! Wer Gott läugnet, setzt Gott voraus. Wer aber von nichts weiß und wissen will als von der

Welt, der läugnet zwar Gott nicht, aber er erkennt ihn auch nicht an. Er erkennt nichts an, als wovon er weiß und er weiß nur von der Welt.

Gott offenbare sich in seinen Werken. Wie aber, wenn ich die Welt gar nicht als ein Werk ansehe, sondern als das was von selbst ist und allein ist? Wenn ich sage: du suchst etwas hinter der Welt, während hinter ihr nichts ist?

Gott offenbare sich im Innern des Menschen, im Gefühle. Dies ist der Beweis aller Beweise. Saint-Preux sagt selbst: Kein Beweis verfange etwas, wenn der Beweis des Gefühles *) nicht zum Grunde liegt. Gut! Mein Gefühl beweist aber nur sich selbst. Wenn mein Gefühl Gott beweist, so ist Gott nichts weiter als „mein Gefühl". Und was kann denn das Gefühl beweisen, nachdem es als das trügerische Wesen erkannt ist, vor dessen Wandelbarkeit man eben Zuflucht sucht bei einem ewigen Wesen? Wenn Gott sich offenbart, so ist die Frage: wo spricht er? Antwort: in meinem Herzen. Spricht in deinem Herzen etwas anderes als dein Herz? Armes, thörichtes Herz! Die Religion, meint Julie, mache unendlich liebenswürdig. Sie unternimmt es, dem „scharfblickenden" Wolmar durch ihren Wandel zu zeigen, welche Früchte die Religion trage und ihm so die Religion zum Bedürfniß zu machen. Wird nicht der Scharfblickende sagen: Nicht die Religion macht dich liebenswürdig, sondern du machst die Religion liebenswürdig?

Gott offenbare sich durch seine Vorsehung. Julie fühlt, indem sie betet, daß Gott bisher ihr ganzes Leben wunderbar gelenkt hat und besonders, daß er den großen Umschwung, der in ihrer Seele nach der Trauung stattgefunden, hervorgebracht habe. Gleich darauf gesteht sie ein, daß die jähe Veränderung ihrer Lage diesen Umschwung bewirkt habe. Ist also die Veränderung der Lage Gott? Nein: Aber Gott ist es, der diese Veränderung bewirkt hat. Woher weißt du das? Mein Gefühl sagt es mir.

Die Vorsehung sei doch aber unverkennbar. Wir wollen sehen! In ihrer ersten Jugendzeit sahen die beiden Freundinen den Tod der Chaillot als ein Werk der Vorsehung zu ihrem Besten an. Wenn die Vorsehung für die beiden Freundinen sehr gut gesorgt hat, so hat sie für die arme Chaillot sehr schlecht gesorgt. Ist sie der Chaillot Vorsehung nicht? Für die Spinne, der sie die Mücke zum Fressen giebt,

*) La preuve du sentiment.

sorgt sie sehr gut; wie aber für die Mücke? Es wird auch darüber gestritten, ob die Vorsehung nur vermittelst der natürlichen Gesetze wirke, oder in aller Freiheit. Julie behauptet gegen Saint-Preux das letztere. Wer sagt dir aber, daß nicht das angebliche Wunder der Vorsehung ein Werk des Zufalls sei? Das sagt mir — mein Gefühl. Die Vorsehung ist. Aber man muß ihr unter die Arme greifen. Julie sagt: man müsse die Armen nicht mit einem Gotthelf abfertigen; es gäbe keine Kornböden, als die der Reichen. Die Vorsehung der Katholiken war klüger: sie legte Kornböden Gottes an, nämlich Kloster- und Kirchengüter.

Wer an Gott nicht glaube, müsse die ganze Natur todt finden; sie schweige ihm ewig. Spricht sie aber nicht von sich selbst? Zeigt sich in ihrer Ordnung und Harmonie nicht ihre Ordnung und Harmonie? Dem Herzen freilich ist die Natur auf andere Weise lebendig; denn es findet in der Natur nur — sich. Sich, sein Gefühl, sein Entzücken nennt es Gott.

Der Atheismus sei seiner Natur nach trostlos. Er sei den Reichen und Großen günstig, aber nicht dem armen, geplagten Volk, das sich nicht nur mit der Hoffnung eines besseren Lebens allen Trost entrissen sehe, sondern auch den einzigen Zügel, der noch die Mächtigen hemme und ihre Tyrannei mäßige. Was hilft der Zügel, wenn die Mächtigen eben Atheisten sind? Höchstens kann das Volk hoffen, einst an ihnen gerächt zu werden. Ein schöner Trost. Und die „Hoffnung eines bessern Lebens“ ist kein schönerer. Das arme, elende Volk schaffe sich ein besseres Leben, so braucht es keinen Trost.

Wenn Gott nicht wäre, so hätte der Mensch keine Ursache, das Unrecht zu meiden. Aber Julie führt selber Gründe an, das Unrecht zu meiden, die für Materialisten und Atheisten gelten. Vernunftgründe nennt sie diese. Aber, sagt Julie, „wo soll man die gesunde Vernunft suchen, als bei Dem, der ihre Quelle ist?“ Wo? Die Antwort ist nicht schwer: bei jedem gesunden und mündigen Menschen. Man wird da freilich nur die gesunde Vernunft dieses Menschen finden. Aber wenn nun Einer gar nicht einräumt, daß es eine allgemeine gesunde Vernunft gebe! Sind nicht Juliens Vernunftgründe auch nur eben Juliens Gründe? Der Atheist, sagt Julie, könne wohl auch rechtschaffen sein, vorausgesetzt, daß er das Gute aus Neigung liebt; wenn aber seine Neigung umgekehrt wäre, so würde er umgekehrt handeln. Ganz recht! Aber was ist denn das Gute? Das ist leicht zu erkennen,

sagt Julie. „Alles was unzertrennlich ist von der Idee Gottes, ist von Gott, alles Uebrige Menschenwerk". Da müßte man doch erst das Wesen Gottes genau und Punkt für Punkt kennen.

Das Wesen Gottes? Ja, das Wesen Gottes „ist uns unbekannt." „Wir wissen nicht was Gott ist. Genug, daß wir wissen, daß er ist". Das ist aber nicht genug, um sein Wesen, also das Gute zu erkennen.

„Die wahre Religion streitet nicht wider die Natur". Gewiß nicht, denn die schöne Seele hat beide geschaffen. „Sie streitet auch nicht wider die Vernunft". Gewiß nicht, denn die Vernunft der schönen Seele ist der schönen Seele Vernunft. „Und selbst, wenn es ein unendliches Wesen nicht gäbe, wäre es noch gut, daß der Mensch sich mit diesem Gedanken unaufhörlich beschäftigte, um mehr Herr seiner selbst, glücklicher und weiser zu werden". Die Herrschaft über sich selbst, das Glück und die Weisheit der schönen Seele ist ja nichts anderes als der Gedanke, der sie beschäftigt; also ist es eben gut für sie, daß dieser Gedanke sie beschäftigt; denn Jedem ist das gut, was ihm gut dünkt.

Der schönen Seele hat nichts Irdisches genug gethan; das Uebermaß von sehnlichem Gefühl hat sie gezwungen, zur Quelle selbst hinaufzusteigen". Freundschaft und Liebe, Hausstand, Kinder, Glück, nichts kann das verlangende Herz erschöpfen: es ist gezwungen, „den Ueberfluß seiner Gefühle, d. h. seine nie zu befriedigende Begehrlichkeit, die nie auszufüllende, ewige Leere „dem höchsten Wesen zuzutragen."

Das Herz hört niemals auf zu wünschen. Jeder Wunsch verwandelt sich ihm in eine Macht, von welcher er sich beherrscht, geknechtet fühlt. Um aus der Knechtschaft zu kommen, dichtet es sich immer höhere Mächte, denen es sich als rettenden in die Arme wirft. Von allen getäuscht, blickt es sehnsüchtig nach einer letzten, höchsten Macht aus. Und doch kann diese auch nicht anderen Wesens sein, als alle übrigen, immer nur eine Vorstellung, ein Traum, ein Geist, ein Gespenst des Herzens. Es bleibt ihm nichts als sein ewig wiederkehrender, ganz unbestimmter, inhaltsloser, leerer Wunsch. Dieser letzte, leere, bloße Wunsch ist ihm die Macht als solche, ist ihm sein höchstes Wesen.

Mit dem höchsten Wesen pflegt das Herz Umgang im Gebete. Saint-Preux meint, das Gebet helfe zwar nicht, aber sei doch nicht unnütz als ein Stärkungsmittel für den Schwachen. Sehr richtig. Julie versteht die Sache besser. Sie glaubt, Saint-Preux zu widerlegen, und sagt nur dasselbe in ihrer Weise, was er in der seinigen sagte. Im

Gebete, sagt sie, sind wir frei, während wir sonst in Allem gebunden; wir haben nicht die Freiheit, das kleinste zu thun, aber die Freiheit — um Alles zu bitten.

Die letzte Consequenz dieser Ohnmacht und Leerheit ist der Quitismus. Davor warnt Saint-Preux. Julie antwortet ihm, es habe damit keine Gefahr, solange man seine Pflichten erfülle, und das Gebet nur zu seiner Erholung mache: Aber die Consequenz der Schönseligkeit ist dennoch nur der Quietismus, die gänzliche Regungslosigkeit, Stille und Versenkung in Gott. Das Höchste, Letzte, Aeußerste, wozu es das Gefühl bringt, ist die Fühllosigkeit, das Vergehen in sich selbst: erst der Durst, dann der Rausch, dann der Schlaf: der ewige Schlaf ist der Tod. Rousseau schreckt vor der Consequenz seines eigenen Standpunktes zurück. Aber dennoch hat er sich nicht erwehren können, sie zu ziehen. Das Ziel und Ende des schönseligen Lebens ist der Tod aller Affecte, der Tod selbst. Julie schreibt an Saint-Preux: „Noch einige Jahre Selbstbewachung und Sie haben keine Gefahr mehr von den Sinnen zu befürchten.“ Und von sich sagt sie: „Ich sehe um mich nur Befriedigendes und bin nicht zufrieden; eine geheime Sehnsucht beschleicht mein Herz. Ich fühle es leer und geschwellt. Es ist in ihm noch eine unbenutzte Kraft, mit der es nichts anzufangen weiß.“

Es ist Zeit zu sterben. Die schöne Seele ist fertig mit sich und der Welt, nämlich ihrer Welt, d. h. mit ihrer Schönseligkeit. Ihre Leiden und Freuden, d. h. ihre Träume sind erschöpft. Sie ist sich selbst zum Ueberdruß geworden und sehnt sich doch ewig nach sich selbst. Als sie das Spiel mit sich selbst begann, forschte sie in ihren Tiefen nach sich, als dem Urbild ihrer und da sie ihrer satt geworden, setzt sie sich aus sich selbst heraus in die Fremde, in die Ferne, ins Unbekannte, das sie mit Recht ihre Heimat nennt, ins Jenseits. Der Wunsch des Herzens in seiner höchsten Vergeistigung, die reine, leere Macht, das unsagbare, unerkennbare, allmächtige Wesen ist doch immer nur Wunsch, gegenwärtig als ein nicht gegenwärtiges, die ewige Hoffnung. Sein Dasein ist das Gegentheil des Daseins, ein nicht daseiendes Dasein, das jenseitig Dasein.

Der Sieg des Herzens hat darin bestanden, daß es alle Besonderheiten, Stimmungen, Affecte, alle Bestimmtheit seines Wesens ver-